Reisen

und

Länderbeschreibungen

der

älteren und neuesten Zeit,

eine Sammlung

der

interessantesten Werke über Länder- und Staaten-Kunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben

von

Dr. Hermann Hauff,

Redakteur des Morgenblattes,

und

Dr. O. F. Peschel,

Redakteur des Auslandes.

Dreiundvierzigste Lieferung.

Stuttgart und Augsburg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1856.

Reisen

in

Canada

und durch die Staaten von

New-York und Pennsylvanien

von

J. G. Kohl.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1856.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

	Seite
I. Längs des Hudson	1
II. Die Position Westpoint	17
III. Der obere Hudson	22
IV. In Albany	27
V. Durch Vermont	31
VI. Burlington	54
VII. See Champlain	63
VIII. Montreal	74
IX. Der „Königliche Berg"	83
X. Katholische Institute	91
XI. Der St. Lorenzo	108
XII. Quebec	121
XIII. Cap Diamant	128
XIV. Das Dorf Beauport und die Wasserfälle von Montmorency	140
XV. Die Indianer von St. Lorette	154
XVI. Das Quebeker Seminar	162
XVII. Miscellen	172
XVIII. Auf der Rückfahrt von Quebec nach Montreal	177
XIX. Der Ottawa	186
XX. Ein Portage	201
XXI. Bytown	214
XXII. Die Lumbermen	224
XXIII. Besuch bei Indianern im Wald	231
XXIV. Der Kasernenhügel	238
XXV. Rauchfrost	243
XXVI. Der Cataraqui	257
XXVII. Die Geschichte eines Stückes Land	265

		Seite
XXVIII.	Emigranten	272
XXIX.	Die Tausend Inseln	283
XXX.	See Ontario	294
XXXI.	Toronto	305
XXXII.	Bibliothekenstiftung	310
XXXIII.	Seen und Wälder	328
XXXIV.	See Simcoe. Westufer	343
XXXV.	Der See Kutschitsching	350
XXXVI.	See Simcoe. Ostufer	366
XXXVII.	Ein Neger-Flüchtling	374
XXXVIII.	Der untere Niagarafluß	387
XXXIX.	Die Niagara-Fälle	400
XL.	Der obere Niagarafluß	443
XLI.	In Buffalo	448
XLII.	Von Buffalo nach Scranton	463
XLIII.	Das Lackawannathal	467
XLIV.	Das Wyomingthal	481
XLV.	In pennsylvanischen Waldungen	494
XLVI.	Mauch-Chunk	503
XLVII.	In den deutschen Grafschaften	528
XLVIII.	Bethlehem	547
XLIX.	Der „blaue Rücken"	558
L.	Durch New-Jersey	571

Seite
272
283
. 294
. 305
. 310
. 328
. 343
. 350
. 366
. 374
. 387
. 400
. 443
. 448
. 463
. 467
. 481
. 494
. 503
. 528
. 547
. 558
. 571

I. Längs des Hudson.

Wunderbar plötzlich sind hier die Abwechselungen und insbesondere die Abklärungen der Atmosphäre. Es geht dabei so zu, wie mit Quecksilber, das unter Staub und Schlacken begraben war. Man glaubt, das ganze ist unergründlich schmutzig; nimmst du aber einen Finger und streichst die Haut oben weg, so scheint dir das blanke Metall hellschimmernd entgegen. Vor ein paar Stunden fürchtete ich noch, Newyork und sein Himmel würden in Schmutz, Nebel und Sturm verschwimmen, und siehe da, jetzt, wo ich im Begriff bin abzureisen, steht schon Alles wieder klar und deutlich da, die Häuser auf festem Grunde, Land und Wasser streng geschieden, der Himmel, wie ein Kind, das sich die Augen trocknete, über und über in freundlichem Lächeln, und tausend Meilen tief blau und hell, als hätte ihn nie ein Wölkchen getrübt, das schöne Flussesufer so scharf gezeichnet, und sein silberner Kanal weit hinaus erkennbar.

Ich wäre so gern, wie einst der alte Entdecker des Flusses, der weltberühmte Capitän Hudson, auf diesem Kanal selber aufwärts gefahren. Der Dampfer Alida, so hatte man mir gesagt, würde mir diesen Dienst leisten. Als ich aber zu der Ankerstelle dieses Alida hinabkam, fand ich, daß sie einen sehr leblosen Anblick darbot. Sie verrieth nicht die geringste Spur von Reiselust und Reisetoilette, und man sagte mir: „Yesterday she has ceased

to run.“ Es war schon Anfangs Oktober und um diese Jahreszeit sind die Leute, welche den Hudson seiner selbst wegen besuchen, schon selten. Nur Geschäftsleute strömen in Menge zu ihm herbei, und für diese ist die Nacht die gelegenste Zeit zum Reisen. Am Tage wissen sie was Besseres zu thun, während sie sich Abends gern an Bord eines Dampfers zu Bette legen, um auch Mond- und Sternenschein zu etwas zu nützen. Schlafend und träumend — gemüthlich, auf der Königin Mab Befehl, von Dollars und Cents — fahren sie über. Nicht hundert Meilen weit von einem Markte zum andern. Die Nachtboote sind daher auch jetzt noch gefüllt, aber Tageboote, wie gesagt, gab es nicht mehr, und ich mußte mich daher schnell zur Eisenbahn entschließen.

Am Ende büßte ich nicht gar viel ein, weil die Bahn fast immer haarscharf an dem Rande des Flusses dahingeht, und man so seinen Lauf und sein schönes Thal nie aus den Augen verliert. Als wir zwischen den letzten Häusern der Newyorker Vorstadt, die sich hier noch längs des Ufers hinaufzieht, vorüberrauschten, sah ich ein paar Vorstadtbuben auf dem Gipfel eines halb weggebrochenen Felsen stehen und Steine nach uns werfen. Sie nahmen rasch einen Stein nach dem andern auf und ließen sie durch die Luft sausen, um zu probiren, ob sie den blitzschnellen Wagenzug erreichen könnten. Zwar trafen sie niemand, aber die Buben hätten doch eine tüchtige Strafe verdient. Es kribbelte mehreren von uns in den Fingern, allein wer sollte hinaus und die Strafe appliciren?

Das Publikum im Wagen gefiel mir sehr wohl, obgleich alles, was bei uns in drei oder vier verschiedentlich abgestufte Klassen getheilt ist, hier in Einer Wagenklasse vereinigt war. Ich konnte keine oder nur sehr wenige Personen herausfinden, deren Aeußeres irgendwie hätte Anstoß geben können. Statt der Polizeibeamten und Paßoffiziere, welche der österreichischen Eisenbahnen Plage

sind, liefen hier kleine Buben, Äpfel, Pfirschen und Zuckerwerk darreichend, von Wagen zu Wagen hinüber. Diese willkommenen Erfrischungen sind auf Eisenbahnen viel angenehmer und passender, als die bei uns so überflüssig ausgebotenen Bier- und Weinhumpen, mit denen man seinen Nachbar überschüttet und ärgert, und die Kaffee-, Thee- und Bouillontassen, an denen ein eiliger Eisenbahnpassagier sich den Mund verbrennt, und die Käse-, Fleisch- und Butterbrode, mit denen man sich selber die Finger und den Bart beschmiert. So einen Apfel verzehrt man unterwegs nicht nur mit Appetit, sondern auch ganz appetitlich, und die Bonbons halten den Mund eine Zeit lang feucht.

Besonders interessant war mir die prompte Weise, wie das Eisenbahnpublikum hier mit literarischer oder geistiger Nahrung versorgt wird. Die kleinen Zeitungsbuben (Newsboys) begnügen sich nicht damit, jedem Passagier beim Einsteigen in den Wagen ihre mannigfaltigen Blätter anzubieten. Sie schiffen sich auch selbst mit ein und machen die Reise mit. Beim Einsteigen denkt der eilige Passagier nur daran, rasch seinen Platz zu gewinnen, und hat oft nicht Zeit, eine Zeitung zu kaufen und zu bezahlen. Wenn alle gehörig placirt sind, ist die Gelegenheit besser. Auch stellt sich unterwegs unerwartet Langeweile und ein Appetit nach geistiger Beschäftigung ein, den man in der Aufregung der Abreise nicht empfand. Die kleinen Newsboys haben daher ihre kleinen in guter Ordnung gehaltenen Vorräthe politischer, commercieller, ernster und humoristischer Literatur in irgend einem Winkel vorräthig und unternehmen von Zeit zu Zeit ihre Excursionen durch die fliegende Wagenreihe, indem sie, wo sie nur Einen gähnen sehen, ihre lockende Waare zur Schau halten. Da ihre Waaren meistens billig sind, und da auch das Lesen hier unterwegs so gewöhnlich ist als das abwechselnde Conversiren und Schlafen bei uns, so machen sie gewöhnlich sehr gute Geschäfte.

Nicht selten bringen sie auch eine Auswahl von neuen frisch erschienenen Büchern auf den Markt, und leisten dem Buchhandel und der raschen Verbreitung literarischer Produkte keine zu verachtenden Dienste. Die amerikanischen Bücher sind alle von Haus aus für den schnellen und bequemen Gebrauch auf Eisenbahnen und in andern unbequemen oder hülflosen Situationen, in denen ein Leser sich befinden kann, berechnet. Sie werden in den Handlungen der Bücherverleger, die zugleich Buchbinder sind, gleich mit dem nöthigen Lebens- und Reisegewande versehen. Sie werden fir und fertig gebunden, geschmückt und auch aufgeschnitten dem Leser in die Hand gegeben. Welcher „Go-a-head-Amerikaner" hätte wohl Zeit zu der mühseligen Operation des Buchaufschneidens! Ein solches bloß broschirtes und unbeschnittenes Buch wie in England könnte hier in Amerika gar nicht aus der Stelle kommen, und nun gar deutsche Bücher, die man wie rohen Blättertabak in losen Bogen kauft, und auf deren Formirung beim Buchbinder man vierzehn Tage lang warten muß. Hier in Amerika will man die Bücher gleich wie eine Cigarre in den Mund stecken, wegdampfen, und dabei auch ganz billig haben, um sie, wenn sie nicht schmecken, ohne große Reue bei Seite werfen zu können.

Einmal kam ein kleiner Bube mit fliegendem Haar und eilenden Fußes — eben so ein kleiner literarischer Ganymed — in die Nordthüre unseres Wagens. Er hatte eine Menge bedruckter Quartblätter über dem Arm hängen und warf schnell eines davon zur Rechten und Linken jedem Passagier in den Schooß. Ich las das Blatt und fand, daß es eine Reihe von kritischen Bemerkungen oder Lobsprüchen, vielen Zeitungen und Journalen entnommen, über eines berühmten Autors Reisen in Afrika enthielt. Kaum hatte ich die verschiedenen Variationen auf den Gedanken, daß man in der ganzen Welt nichts Interessanteres kaufen könne, als dieses Herrn afrikanische Reisen, zu Ende gelesen, so sah ich denselben kleinen Ganymed

durch die Südthüre des Wagens etwas langsamer und schwerfälliger als früher zurückkehren. Er schleppte einen Haufen golbglänzender Bücher mit sich und präsentirte sie, wie zuvor seine Kritik, zur Rechten und zur Linken. Was ist das? „Dasselbe afrikanische Buch, mein Herr, dessen Lob Sie so eben gelesen; kostet nur einen halben Dollar das Exemplar!“

Wir Deutsche heißen vorzugsweise ein lernbegieriges Volk; aber wir hängen uns, so scheint es, den literarischen Brodkorb etwas hoch. Unsere Bücher sind theuer, mitunter selbst für Geld nicht zu haben, nicht gebunden, nicht aufgeschnitten, und ziehen sich weit von der Heerstraße und den Eisenbahnen, auf denen wir wandeln, zurück in die Winkelstraßen von Leipzig und Frankfurt. Hier zu Lande laufen sie dir freiwillig in den Weg und hängen dir an den früchtereichen Zweigen des Literaturbaumes überall in den Schooß hinab. Man begreift es leicht, daß ein Buchhandel, dem tausende solcher erfinderischer Handlanger, wie mein obiger einer war, zu Gebote stehen, seine Produkte zu so billigen Preisen und in solchen bei uns fast unglaublichen Quantitäten absetzen kann.

Ein junger Mann, der eben, wie er mir nachher erzählte, als Dampfschiffkellner aus Californien zurückgekehrt war — er hatte in San Francisco keine guten Geschäfte gemacht, und um seine Rückkehr möglich zu machen, hatte er sich schnell auf dem Dampfschiff gedungen, obwohl diese Linie, wie er sich ausdrückte, nicht in seinem ursprünglichen Lebensplan angedeutet gewesen war — dieser junge Mann saß mir bei meinem Ausblick auf den Hudson sehr im Wege. Auf meine Vorstellung, daß ich diesen Fluß zum erstenmal in meinem Leben hinauffahre, trat er mir sogleich seinen Fensterplatz ab, und ich genoß nun die schönen Aussichten aufs bequemste.

Zuerst hatten wir die merkwürdigen sogenannten Pallisaden (the Pallisades) uns gegenüber. Es sind dieß hohe und schroffe Felsbänke, die sich zwanzig Meilen lang längs des Westufers

hinziehen. Sie sind voll von Steinbrüchen und ein Herr hat mir erzählt, daß diese Pallisaden-Steinbrüche unter andern auch das Material zur Reconstruktion der mexicanischen Festung San Juan de Ulloa nach dem französischen Bombardement lieferten, und daß nachher die Amerikaner in ihrem mexicanischen Kriege genöthigt waren, ihren eigenen vaterländischen Granit zusammenzuschießen.

Die Pallisaden bringen eine kleine Verengerung des Flusses zuwege. Wo sie aufhören ihn zu geniren, breitet er sich sogleich zu einer Art See oder Bay aus, „die Tappan-Bay" genannt. Doch hat er in der Verbreiterung wie in der Enge überall eine große Tiefe. Er gleicht in dieser Beziehung, wie auch in Rücksicht auf seine fast unbemerkbare Strömung mehr einem Seearme, als einem Flusse. Auch das Wasser selbst ist noch weit hinauf salzig oder doch brakisch. Sogar verschiedene Seemuscheln (Barnades) leben noch in diesem sogenannten Flusse bis 70 Meilen von Newyork hinauf, und bedecken selbst noch bei Westpoint im Innern des Landes alles Wasserholz und die Schiffsböden wie in einem Seehafen. Auch die Fluthverhältnisse des Flusses sind ganz eigenthümlich. Weil er so äußerst geringen oder fast gar keinen Fall hat, so ist die Fluth 200 Meilen oberhalb Newyorks noch fast eben so stark, wie in Newyork selbst. Sie geht bis Albany, und ist dort nur drei Fuß niedriger als in Newyork. Man könnte daher wohl Skrupel darüber haben, ob der Hudson sich wirklich bei Newyork in seinen Meeresarm ausmünde, oder schon bei Westpoint oder vielleicht schon noch höher hinauf.

Bald schloß sich der seeartige Strom wieder zu einem engeren Kanale. Bald erschienen auch wieder Berge, und als der Abend schon ziemlich weit vorgerückt war, langten wir dem Punkte „Westpoint" gegenüber an. Hier nahm uns ein kleiner Dampfer auf und führte uns zum andern Ufer hinüber. Der helle Mond stand hoch am klaren Himmel und beleuchtete die schöne Landschaft umher:

die herrlich geformten und mit Laub noch reichlich geschmückten Berge, die nicht sehr zahlreich zerstreuten Wohnungen, die aus hohen Waldufern hervorblickten, und das stille, hundert Klafter tiefe Gewässer. Wie gerne wäre ich viele Meilen weit so gefahren. Aber es war nur ein kurzer, schöner Moment. Bald saßen wir wieder hinter Kutscher und Pferden, und fuhren an den Abhängen zu dem hohen Plateau hinauf, auf welchem außer der Gebäudereihe der berühmten Westpointer Militärakademie nur noch ein einziges Haus, ein Hotel, gelegen ist.

Westpoint.

Ich denke mir, ein Reisender im lieben Deutschland kann oft Gelegenheit finden, der militärischen Gespräche über die Knöpfe, die dieses oder jenes Regiment trägt, über die Epaulettenform, die einer gewissen Waffengattung vorgeschrieben ist, über die grünen Röcke mit gelben Aufschlägen, über die Ordres, welche die Offizierstaille zwei Zoll herauf oder heruntersetzen, bald überdrüssig zu werden. — Hierin Amerika ist dieß ganz anders. Man hat hier den ganzen Tag über so viel von Dollars und Cents zu hören, die Einer gewonnen, ein Zweiter verloren hat, oder die ein Dritter noch zu „machen" denkt, daß Einem die Ohren klingen und daß, wenn man in Westpoint anlangt und dort einige amerikanische und zum Besuch aus Canada gekommene brittische Officiere beisammen findet, ein Gespräch über Uniformsknöpfe, Aufschläge, Epauletten, Degen und Quasten und Disciplinarreglements eine wahre Erholung scheint. Ja man geht mit Wärme und mit Geist auf diese Gespräche ein, um nur die Dollars und Cents los zu werden. Man erkundigt sich eifrig, wie in Canada, wie in der Union die Soldaten beim Passiren eines Officiers ihren Gruß ausführen müssen — ob der Schnurrbart in Canada anbefohlen, ob er in der Union verboten

ist; — die vollständige Beschreibung eines Grenadiers von Kopf zu Fuß klingt wie eine wahre Musik. Ja das ganze kleine militärische Westpoint erschien mir geradezu wie eine Oasis in der Wüste. Und wirklich einzig in seiner Art ist es auch jedenfalls in vieler Beziehung. Noch ganz von dem Reize der Neuheit, welchen Soldatenangelegenheiten auf mich ausübten, ergriffen, faßte ich am andern Morgen zunächst die militärische Beziehung auf, das heißt, ich besichtigte an der Seite eines sich meiner gütig annehmenden Herrn die reizende Erziehungsanstalt für junge Officiere der Union.

Das Federalgouvernement der Vereinigten Staaten ist in dieser Oasis die Eigenthümerin des Grundes und Bodens. Es besitzt etwa 3000 Acres Landes in dem Gebirgsstriche umher, und hat über diesen Strich nicht nur das Eigenthumsrecht, sondern auch die Polizei und Jurisdiktion, so daß er ganz dem Einflusse der Gesetzgebung des Staates Newyork entzogen ist, und auch in dieser Hinsicht eine Oasis vorstellt. Es gibt außer Westpoint noch mehrere solche kleine Punkte in den verschiedenen Staaten, die dem Federalgouvernement zu militärischen Zwecken reservirt sind. Westpoint, als eine Position, die den Hudson beherrscht und zur Befestigung so geeignet ist, hat in der amerikanischen Kriegsgeschichte immer eine bedeutende Rolle gespielt. Es gibt hier ein Paar sogenannte „revolutionary forts“ (d. h. Forts aus der Zeit der Revolution), Fort Clinton, Fort Putnam, die jetzt zwar zum Theil in Ruinen liegen, einst aber im Besitze der Revolutionstruppen große Dienste leisteten. Die Verbindung einer englischen Armee am südlichen Hudson mit einer andern englischen Armee in der nördlichen Hälfte des Flusses wurde durch sie glücklich gehindert, und mehrere Kämpfe hatten in der Nähe statt. Eine so von glorreichen Erinnerungen geschmückte Lokalität mußte wohl besonders geeignet erscheinen zur Etablirung eines Instituts, das für die Erziehung

junger Vaterlandsvertheidiger bestimmt war. Dazu kam die Rücksicht auf die Gesundheit der schönen frischen Gebirgslage und auf die Reize der Natur. Auch bot die Umgegend auf engem Raume eine so große Mannigfaltigkeit von Terrainformationen, von Tiefebene, Hochplateau, Gebirgsmassen, Bergspitzen, Abhängen und Flüssen dar, wie sie sich ein Lehrer der Taktik nur wünschen konnte.

Dieß alles, sage ich, mochte, als im Anfange dieses Jahrhunderts der Beschluß zur Gründung einer Militärschule gefaßt war, das Gouvernement bestimmen, dieselbe nach diesem herrlichen Westpoint zu verlegen. Man begann damals (1802) mit geringen Mitteln und bloß mit 10 Cadetten. Seitdem aber sind trotz der Opposition der heftigen demokratischen Partei, die bei jeder Bitte um neue Verbesserungen und um Geldunterstützung zu bekämpfen war, die Einkünfte und die Zahl der Cadetten bedeutend gestiegen. Jefferson, Munro und andere erleuchtete Männer förderten das Institut mit ihrem Einflusse. Jetzt befinden sich hier etwa 224 Cadetten, eine Zahl, die schon seit länger stationär ist, und die allerdings nicht bedeutend erscheint, wenn man bedenkt, daß es die einzige Anstalt dieser Art in einem Staate ist, dessen Gebietsterrain ungefähr so groß ist, wie ganz Europa. Die jungen Leute werden natürlich ganz auf Staatskosten ausgebildet und haben für ihre eigene Person noch ein hübsches Gehalt oder Nadelgeld. Diese raren Cadettenstellen sind sehr gesucht und viele Familien wünschen ihre Söhne zur Versorgung hineinzubringen. Jede zu besetzende Stelle ist daher häufig ein Gegenstand vielfacher Bewerbung. Der Präsident der Vereinigten Staaten kann für sich allein zehn davon vergeben an wen er will, und es macht ihm ein gut Theil Kopfbrechens, sie so zu vertheilen, daß er die Wünsche seiner Anhänger und Parteigänger dabei möglichst befriedigt. Die andern Stellen sind auf die Congreßmitglieder so vertheilt, daß jedes einen zu ernennen hat,

und daß ungefähr ein halbes Dutzend Cadetten im Durchschnitt auf jeden Staat kommen.

Der Congreß bewilligt jetzt, so sagt man mir, aus der Unionskasse eine jährliche Summe von 70,000 Dollars für die Anstalt. Doch hat sie noch außerdem einige Einkünfte aus dem Landstriche von 3000 Acres, der ihr zugetheilt ist, und endlich beziehen auch die bei dem Institute angestellten Officiere und die Cadetten selbst Officiersgehalte aus der Armeekasse. Jedesmal, wenn man für Verbesserungen oder Erweiterungen kleine Summen vom Congreß verlangt, gibt es einen Parteienkampf auf Leben und Tod. Die demokratische Partei, welche allem Militärwesen abgeneigt ist, und selbst die kleine Unionsarmee noch viel zu groß und fast ganz überflüssig findet, hält das ganze Institut für ein höchst luxuriöses und aristokratisches Produkt, und möchte es lieber ganz abthun, statt ihm fernere Unterstützungen zu bewilligen. Sie gibt gegen solche Bewilligung ohne weiteres jedesmal ihr Veto, und man fühlt sich daher in seinen Wünschen und Reformen vielfach genirt. Man darf nicht zu viel verlangen, um nicht zu viel Geschrei im Lande zu erregen. „Wahre Tyrannen und Geizhälse sind unsere Congreßmitglieder," sagte mir ein junger Cadett, mit dem ich darüber sprach, „und jedes Paar Dollars Extrazuschuß für ein Paar neue Bücher oder Instrumente, die uns durchaus nöthig sind, müssen unsere Oberen aus dem Congreß wie mit Zangen aus feurigen Kohlen herausholen."

Doch dem sey, wie ihm will. Ich kann wohl glauben, daß die Dinge, die ich hier sah, mit einigen Mühseligkeiten zu Stande gebracht sind. Ich selbst sah nur den Effekt, die fertigen Dinge selbst. Und betrachtete ich sie, so konnte ich freilich keine Spuren von karger Sparsamkeit entdecken, oder wenigstens müssen die Mittel, so dachte ich bei mir, wenn sie wirklich so dürftig zuflossen, vortrefflich verwandt seyn. Andere mögen das besser wissen, aber

ich bin gewiß, daß ich nie eine Cadettenanstalt gesehen habe, die auf mich einen so in jeder Beziehung erfreulichen und vortheilhaften Eindruck machte, als diese Westpointer „Military Academy“, die einzige, welche die Vereinigten Staaten besitzen. Die Unterrichts- und Wohnhäuser der Professoren und Studenten, die Gebäude für Museen und Waffensammlung, die Stallungen ꝛc. bilden eine Reihe oder Gruppe der hübschesten und geschmackvollsten Bauten. Sogar die Bibliothek hat ihr eigenes elegantes Haus für sich. Alles zusammen bildet fast einen kleinen Ort, und ist in einer reizenden, bäumereichen und parkartigen Umgebung ungefähr so gruppirt, wie die Gebäude, aus denen der Wohnsitz eines großen englischen Lords zusammengesetzt ist. Es sieht hundertmal einladender aus, als die hohen massiven Mauern unserer Cadettenhäuser, wo Alles unter Ein Dach gestopft wird. Zum Theil ist es hier, wie in England, nicht Sitte, vieles zwischen denselben vier Wänden zu vereinigen; zum Theil ist jene Zersplitterung vielleicht ein Ausdruck der Geschichte des Instituts und zeigt an, wie so allmählig eine Summe nach der andern dem zähen Congresse entrungen wurde.

Die Bibliothek enthält 20,000 Bände, die in einer tempelartigen und geräumigen Rotunde aufgestellt sind. Sie steht unter den liberalsten Gesetzen, denn es werden sogar Bücher (auf zwei Monate) ausgeliehen, was sonst in England und Amerika fast nie bei Bibliotheken der Fall ist. Sie steht auch den Gästen offen, die sich des Sommers meistens zahlreich bei diesem reizenden Westpoint einfinden, entweder weil sie Söhne und Verwandte in der Anstalt haben, oder um von der Heilsamkeit und den Naturreizen der Umgegend Nutzen zu ziehen.

Für Gemälde, für die Sammlung der Kupferstiche und sonstiger Muster zum Nachzeichnen, so wie für die Aufbewahrung von ausgezeichneten Kunstleistungen und Preiszeichnungen der Cadetten fand ich einen ähnlichen Raum. Ich kann mich nicht angemessener

ausdrücken, als wenn ich sage, ich war erstaunt über die vortrefflichen Copien nach Raphael, nach Horace Vernet und andern zahllosen Meistern, die ich hier von jungen amerikanischen Militäreleven ausgeführt vor mir sah. Ich zweifle, daß in vielen unserer Militäranstalten die Uebungen im ästhetischen Zeichnen, die doch für einen Taktiker und Ingenieur zum Theil nur ein Luxus sind, so weit getrieben werden. Doch fiel es mir auf, daß alle Muster und Sammlungen von Vorlegeblättern aus Frankreich stammten. Man sagte mir, daß man jetzt nicht nur in der Methode des Zeichnenunterrichts, sondern auch überhaupt in den meisten andern Unterrichtszweigen, so weit das System nicht ein eigenes originell amerikanisches sey, die Franzosen mehr als ein anderes europäisches Volk nachahme. Früher, in der ersten Zeit der Begründung des Instituts (etwa von 1802 bis 1812), war dieß anders. General Steuben und andere in amerikanischen Diensten stehende Deutsche waren damals noch am Leben und man hatte daher damals — vielleicht in Folge des Einflusses jener Männer — mehr deutsche und namentlich preußische Einrichtungen und Methoden vor Augen. Das Uebergewicht Napoleons, die Niederlagen Preußens seit 1806, und der Ruhm und die Siege der französischen Armee mochten wohl dahin wirken, daß man seit 1812 hier alles mehr französirte. Natürlich hat man sich aber nicht ganz an Frankreich hingegeben, und befolgt ein System, das man im Ganzen ein in hohem Grade eklektisches nennen kann.

Ein Besuch in den Modellsälen, die für Fortifikationsgegenstände und andere reichlich vorhandene Apparate bestimmt sind, war mir nicht weniger interessant. Der Freund historischer Curiositäten findet hier unter anderem auch manche interessante Trophäen, die von der Unionsregierung hieher geschickt wurden, z. B. deutsche Fahnen, die jenen hessischen Söldlingen traurigen Angedenkens entrissen wurden, mit dem hessischen Wappen darauf. Auch mericanische Fahnen und einige ganz ausgezeichnet schön gegossene, aber

schlecht bediente mexicanische Kanonen, deren die Amerikaner in ihrem letzten Kriege mehr als hundert in ihr Land führten, sieht man in den Räumen dieser Anstalt, in welchen die meisten der Mexico bekriegenden Offiziere ihre Taktik erlernten. Seitdem diese letzten Trophäen hier aufgestellt sind, ist denn auch die mexicanische Sprache (das Spanische) als ein Lehrgegenstand in dieser Akademie eingeführt. Ziemlich bezeichnend! Vermuthlich erkennt man schon jetzt, daß neue Collisionen mit der spanischen Race, neue Siege über sie und neue Entführungen von Trophäen und Spolien unvermeidlich sind. Die deutsche Sprache wird nicht gelehrt. Dieß verwundert mich eigentlich ein wenig, weil doch nicht nur eine Kenntniß des Deutschen so viele treffliche Quellen militärischer Belehrung zugänglich machen könnte, sondern weil auch ein gutes Drittel der amerikanischen Armee noch jetzt aus deutschen Truppen besteht. Uebrigens fand ich auch hier in dieser Modellkammer eine ganz unerwartete Gelegenheit: „c'est tout comme chez nous“ zu seufzen, und den Verdacht zu fassen, daß das schöne Geschlecht dieser Republik oder wenigstens ein großer Theil desselben eben so offene Augen für glänzende Epauletten und schlanke Heldengestalten haben möchte, wie es in unsern deutschen Monarchien der Fall ist. 20,000 stille Verehrerinnen müssen, das erfuhr ich hier, diese Cadetten doch wenigstens haben; denn 20,000 kleine höchst zierliche Soldatenfigürchen standen hier ehemals auf einem großartigen Festungs- und Belagerungsmodell, auf dem man alle sich bekriegenden Truppen dargestellt hatte. Im Lauf der Jahre waren sie alle einer nach dem andern, bis auf wenige, von den hübschen Besucherinnen zum Andenken an Westpoint mitgenommen und vermuthlich ihnen Uhrketten oder Nipptischen als sogenannte „Trinkets“ beigefügt.

Geräumigkeit und Ordnung, die frischeste Luft und glänzendste Nettigkeit schien mir in allem, auch in den Schlaf- und Wohnzimmern der jungen Leute zu athmen. Alle ihre Stuben standen offen

und schienen jeden Augenblick für beliebige Inspektion bereit. Ich erwähne dieß, weil bei uns Manche das Vorurtheil hegen könnten, daß in diesen republikanischen Militärinstituten vielleicht eine etwas laxe Disciplin eingeschlichen seyn möchte. Dieß ist so wenig der Fall, daß z. B. einige dazu verpflichtete Offiziere oder Lehrer sogar jede Nacht unerwartete Inspektionen vornehmen, und von Zimmer zu Zimmer herumgehen, um die Cadetten auch in ihrem Schlafen und ihrem Träumen zu controliren. Ueberhaupt schien mir die ganze Behandlung der jungen Leute zwar bei ihren persönlichen Berührungen mit ihren Lehrern und Vorgesetzten sehr würdig und achtungsvoll, aber doch sonst nicht weniger strikt als bei uns. Sie werden alle wie Gentlemen, „mein Herr,“ angeredet, aber gehen sie aus den Schranken der Gesetze hinaus, so gibt es für diese republikanischen Herren nicht weniger empfindliche Strafen als bei uns. Ich besitze einen ganzen Band über die Regulationen und die Disciplin dieser Militärakademie, und manche der darin enthaltenen strengen Vorschriften setzen mich nicht wenig in Verwunderung.

Ich wohnte auch einigen Prüfungen, oder wie man hier sich ausdrückt „Recitationen“ (Recitations) und militärischen Uebungen der jungen Leute bei, und bewunderte insbesondere ihre mathematischen Leistungen. Es waren lauter große, schlanke, schöngewachsene junge Männer von 16 bis 22 Jahren. Unter 16 war keiner da. Sie trugen eine graue Uniform mit schwarzen Streifen an den Beinkleidern und mit vielen versilberten Knöpfen an der Brustbedeckung, welche letztere ein wenig unserer Husarenjacke gleicht. Im Sommer beziehen sie ein Lager, das in der Nähe der Anstalt, auf dem schönen Bergplateau, aufgeschlagen wird, und sie kommen dann drei oder vier Monate lang nicht unter Dach. Aller Unterricht und alle Uebungen werden alsdann in diesem Lager betrieben, von dem aus dann auch militärische Uebungsexpeditionen unternommen werden. Diese Saison des Cadettenlagers zieht viele Besuche nach Westpoint

die Eltern der jungen Leute und Andere, die nach kleinen militärischen Schauspielen begierig sind, und es ist eine Art von Freude- und Lustzeit. Beim Wacheaufziehen, bei ihren Reitübungen, bei ihren Artillerieexercitien, die alle zu bestimmten Tageszeiten sich wiederholen, haben dann die jungen Leute immer ein zahlreiches Publikum von Zuschauern. Und dieß ist, glaube ich, allerdings kein „comme chez nous." Aber was darf in Amerika unternommen werden, wozu nicht der anspruchsvolle „Allemann" Zutritt haben will? Da er sich alle Jahre, freilich mit vielem Widerstreben und „mit eisernen Zangen," die für Bücher und Flinten nöthigen Dollars und Cents aus der Tasche ziehen läßt, so will er dafür auch etwas sehen.

In einer hübschen Felsengrottenpartie an den Abhängen zum Hudson hinab sah ich noch ein anderes Nicht-comme-chez-nous. Es war hier auf einer kleinen, etwas versteckten Felsenterrasse der „Vorgrund", d. h. eine Stelle, wo die jungen Cadetten ihre persönlichen Zwistigkeiten mit den Fäusten auf eine regelrechte Weise ausboxen. Einer der leitenden Officiere sagte mir, Duelle mit dem Degen oder Schießgewehren wären natürlich, wie überall in der Welt, auch in dieser Anstalt verboten. Duelle mit der Faust wären freilich auch nicht ausdrücklich gestattet, sie wären aber auch nicht ausdrücklich verboten, und die Praxis wäre, durch die Finger zu sehen und sie zu erlauben. Ganz und gar ließen sich, weder durch gewöhnliche, noch durch Ehrengerichte die kleinen Knoten bei persönlichen Beleidigungen lösen, und dann wäre das Boxen nicht so übel, als ein Mittel, die Bravour zu fördern. In englischen Schulen walten hie und da ähnliche Grundsätze.

Die Akademie ist mit einem ausgezeichneten Corps von Lehrern (Academie Staff) versehen, und ich kann mir wohl darüber einige Bemerkungen erlauben, da einige meiner Leser in Deutschland begierig seyn möchten, von einem so merkwürdigen und bei uns wenig bekannten Institute noch etwas mehr zu hören. Es sind

im Ganzen nicht weniger als 42 Lehrer da, eine reichliche Versorgung für 224 junge Leute. Sie werden in ordentliche und außerordentliche Professoren (Professors und Assistant Professors) eingetheilt. Sieben davon sind allein für die Mathematik, und nicht weniger als drei geborene Franzosen für die französische Sprache, so wie drei für das Zeichnen angestellt. Viele der Lehrer sind die ausgezeichnetsten Männer in ihrem Fache und manche durch wissenschaftliche Werke in der Welt berühmt. So ist z. B. Bailey, einer der ersten Chemiker der Vereinigten Staaten, Lehrer der Chemie und Geologie, Bartlett, der viel verbreitete Werke über Akustik, Optik und Mechanik geschrieben hat, Professor der Physik, Mahan, ein berühmter Militärschriftsteller, Professor der Ingenieurwissenschaften. Der Commandant und Superintendent des ganzen Etablissements ist einer der in den Vereinigten Staaten geachtetsten Männer und Militärs, der Oberst Lee.

Ich bilde mir ein, wenn es noch ein Dutzend solcher Anstalsten in den Vereinigten Staaten gäbe, so würde dieß auf die Erziehung daselbst sehr vortheilhaft einwirken. Denn ein junger Mann, auch wenn er später die militärische Laufbahn nicht verfolgen sollte, wird von hier auch für andere Lebenscarrieren viele äußerst dienliche Qualitäten mitbringen.

Es gibt hier aber auch noch sonst so manche andere anziehende Dinge verschiedener Art, daß ein europäischer Reisender schwerlich von vielen Punkten angenehmere Erinnerungen über den Ocean zurücktragen wird, als von Westpoint. Ich rechne dahin auch den sogenannten Garten des Kosciusko, eine hübsche Felsengrottenpartie, in welchen der letzte Pole, als er in Westpoint noch lebte, oft studirend, lesend und trauernd geweilt haben soll.

II. Die Position Westpoint.

Die Gebirgslandschaft, auf der man von den Westpointer Höhen aus hinblickt, ist eine der anmuthigsten Scenengruppen in den Vereinigten Staaten. Die Berge sind sehr graziös geformt und höchst mannigfaltig terrassirt und abgestuft. Sie sind weit und breit grün, mit Wald und Wiesen bedeckt, und der breite, auch hier ruhige Strom liegt tief zwischen ihnen eingekastet. Doch diese wundervollen Reize der Gegend liegen vor jedem Besucher offen am Tage, obwohl man sie nicht so leicht schildert. Den meisten mehr verborgen blieb die große geographische und historische Bedeutung dieses Punktes, obwohl, wenn man sie einmal erkannt hat, sich leichter darüber sprechen läßt.

Es ist einer der Hauptdämme des apallachischen Gebirgssystems, der hier vom Hudson durchschnitten wird. Die Newyorker nennen es ihr Highland. Zwischen den Bergen westwärts und denen ostwärts des Durchschnitts herrscht ein gleichförmiger geologischer Zusammenhang. Es ist offenbar dieselbe Hebungs- und Formationsreihe, die sich jenseits des Hudsons nach Osten und Norden noch weithin bis zur Mündung des St. Lawrence fortsetzt. Wahrscheinlich gab es einmal eine Zeit, wo dieser noch jetzt sichtbare geologische Zusammenhang auch ein geographischer war, das heißt, wo die beiden Gebirgsreihen auch körperlich an einander gelöthet waren und zu einem ununterbrochenen Damme zusammenstießen. Damals strömten die Gewässer auf dem nordwestlichen Abhange dem St. Lawrence und seinen Seen zu, oder vielleicht gingen diese Seen bis an den Fuß dieses Abhanges hinan.

Erst als die spaltende Kluft, in welcher jetzt der Hudson fließt, sich bildete, floß ein Theil jener Seen aus und die Gewässer fanden einen Auslaß nach dem Süden. Es formirte sich so das jetzige

System des Hudsonflusses mit seinen Zweigen. Daß jene Kluft oder Rinne als ein Durchbruch und ein Werk des Flusses, wie bei vielen andern Thoren in den Alleghanys zu betrachten sey, scheint wohl mehr als zweifelhaft. Mitten in der Kluft selbst ist das Bett des Hudsons durchweg äußerst tief, bis über 200 Fuß tief; dabei fließt er ungemein ruhig und hat, wie längs der ganzen Flußlinie, eine fast unmerkliche Bewegung. Ja auf der ganzen 150 Meilen langen Strecke von Newyork bis Albany hinauf hat er nicht mehr als drei oder vier Fuß Fall.

Dieß Alles ist nicht nur bei dem Niagara, wo so zu sagen vor unsern Augen ein Strom einen Festlandisthmus durchsägt, sondern auch bei allen den andern zahlreichen Thoren und Durchbrüchen, welche sich im Gebiete des Susquehanna, des Delaware und der sämmtlichen übrigen amerikanischen Ostflüsse ausgebildet haben, ganz anders. Alle diese Flüsse haben eine völlig verschiedene Natur und Beschaffenheit, und man kann sagen, daß der Hudson unter ihnen als ganz einzig in seiner Art dasteht. Sie winden sich in einem vielgekrümmten Laufe hin und her, während der Hudson gerade wie ein Kanal direkt von Norden nach Süden fließt. Sie sind nur bis zu einer geringen Entfernung vom Meere tief und für größere Schiffe fahrbar, während der Hudson Seeschiffe bis 150 Meilen ins Innere hinauf trägt, bis wohin auch die Meeresfluth hinaufsteigt, während sie bei den sämmtlichen andern Flüssen selten über 50 Meilen und meistens nicht so weit hinauf geht. Diese letzteren haben fast alle einen hohen Fall und rascheren Lauf, und bilden Katarakten, während der Hudson auf seinem ganzen Laufe weder einen Katarakt, noch Stromschnelle oder Rapide hat. Jene Flüsse und ihre Arme fließen zuerst alle in den Längenthälern zwischen zwei Alleghanyketten hin, und bildeten dort wahrscheinlich in Zeiten, wo diese Ketten undurchbrochen waren, länglichte Seen; dann aber wandten sie sich um und schlüpften durch eine Einkerbung dieser

Gebirge, die sie mit beflügeltem Laufe durchschießen, und die sie — es ist beinahe gewiß — selber ausgruben, während dagegen der Hudson geradeweges wie ein Pfeil durch die Gebirge hinschießt, und auf keine Weise durch sie bedingt und abhängig gemacht zu seyn scheint, indem er im Gebirge selbst fast eben so gerade, eben so tief und eben so ruhig fließt, wie in der Ebene.

Aus diesem allem, sage ich, möchte man schließen, daß das Bett des Hudson nicht von ihm ausgegraben wurde, daß es vielmehr früher da war, als der Fluß selbst. Es wurde wahrscheinlich als ein großer Riß oder Spalt von vulkanischen Kräften gebildet, nahm dann den Fluß oder vielmehr das wenige Süßwasser, das einige kleine obere Nebenflüsse hineinschütteten, von Norden und von Süden das eindringende Meerwasser zugleich auf, und beide zusammen haben die Kluft eher ein wenig zugeschlemmt, als daß sie sie erweitert hätten.

Auf diesen Verhältnissen, die, wie gesagt, an der ganzen Ostküste der Vereinigten Staaten einzig in ihrer Art sind, beruht auch die außerordentliche Weltstellung, deren der Hafen von Newyork sich erfreut, die eben so an der ganzen besagten Küste einzig in ihrer Art ist. Der Hudson erscheint in dieser Beziehung als ein Kanal, der in den nordwestlichen Ebenen, in den Gebieten um die canadischen Seen herum beginnt und in der südwestlichen Ebene am Meere ausläuft. Er baut eine großartige Wasserbrücke von Ebene zu Ebene hinüber. Es ist gleichsam eine Verlängerung des Oceans quer durch die Alleghanys hindurch, bis in das Lorenzosystem hinauf.

Dort westwärts und nordwärts von Albany ist alles eben. Zu diesem Punkte könnten aus jenen Ebenen leicht Heerstraßen, Kanäle und Eisenbahnen sich heranbilden und daselbst die Waaren in den langen Wasserarm ausschütten. Die Ebenen bei Albany sind nur der südöstlichste Winkel der weiten großen Flachländer, die

selbst bei den Quellen des Mississippi noch nicht abschließen, und die in ihren zahlreichen und breiten Seen ein inneres Communicationssystem besitzen, wie kaum ein zweiter Landstrich auf Erden. Man kann diese Seen gewissermaßen als ein einziges, zusammenhängendes Süßwassermeer betrachten. Durch seinen eigenen natürlichen Auslaßkanal, den St. Lawrence, hat dieses Binnenmeer eine bis jetzt noch mehrfach unbequeme Verbindung mit dem Ocean. Der Weg auf dem Flusse bis zum Meere ist sehr lang. Er wendet sich auch sehr weit nach Norden und wird, wie durch Stromschnellen und Felsen, so auch durch Eis als Schifffahrtskanal in seinem Werthe und Effekte gemindert. Das Hudsonthal tritt nun als ein natürlicher Auslaß jener Ebenen und Seen in Nebenbuhlerschaft mit dem St. Lawrence. Der Hudson ist das Fühlhorn, er ist die Saugader, mit welcher der Süden, Newyork, in das bezeichnete Gebiet hineinragt, und mit welcher er gleichsam die Reichthümer desselben abzapft. Vom Ontario, vom Erie her strömen sie auf mannigfaltigen Wegen bei Albany hinein und werden bei Newyork concentrirt und in das große Reservoir aller Waaren, den Ocean, hinausgeführt.

Dem wundervollen Einschnitt oder Thore, das die Natur bei Westpoint ausbohrte, verdanken wir die Möglichkeit dieser ganzen Combination. Hier war die größte Schwierigkeit der ganzen Verkehrslinie. Menschenhänden wäre es nie gelungen, sie auf eine so großartige Weise zu beseitigen, wie die Natur es gethan hat. Es war weit mehr als der Durchschnitt des Berges Athos. Wären die heutigen Newyorker so disponirt, wie die alten Griechen, so würden sie hier in dem schönen Thore ihrer Highlands,[1] hier auf dem Gipfel ihrer Herkulessäulen dem Vulkan wie dem Neptun Tempel errichten, und hier ihre olympischen Spiele, ihre eleusinischen Mysterien feiern. So wie die Sachen stehen, sind sie, von „Griechen" zu schweigen, im Allgemeinen nicht einmal so gute Geographen, daß

[1] Die Berge bei Westpoint werden die Newyorker Highlands genannt.

sie beim Anblick dieses Punktes der Natur kaum ihre Bewunderung zollen, geschweige denn einen Theil der Schätze, die sie dieser Veranstaltung verdanken, zum Opfer darbringen.

Wenn auch nicht mehr für die Gewässer und den Handel, wie ich zeigte, so besteht doch noch für Klima, Fauna, Vegetation und andere Verhältnisse die Sonderung, welche der lange, bei Westpoint durchgesägte Bergrücken bewirkt, trotz dieses Durchbruchs noch heutiges Tages fort. In diesen Beziehungen erscheint das Thor klein und unbedeutend, und die Bergdämme machen Abschnitte und Grenzen wie zuvor. Gleich oberhalb Westpoint tritt man in eine andere Naturregion ein. Die klimatischen Einwirkungen des Oceans hören bei dem Newyorker Highland auf. Es beginnt das Klima des inneren Continents, der canadische Himmel. Bis dahin herrschen die Winde und die andern Wetterphänomene des Nordwestens, der mehr heitere Himmel Canada's. Vom Meere her kommen bis hier hinauf die östlichen Wolken und Nebel und die mehr gemäßigte oceanische Temperatur. Im Winter ist zuweilen der obere Hudson bis zum Thore bei Westpoint herab vom Eise bedeckt, und man fährt dort wie in Canada zu Schlitten über Fluß und Land, während von Westpoint abwärts sich Schiffe frei bewegen können, und während man in Newyork im tiefen Straßenschmutze wandelt und abwechselnd Regenwetters und Sonnenscheins sich erfreut. Wie viele atmosphärische Zustände, so finden auch viele nordwestliche Pflanzen und Thiere im Thore von Westpoint und längs der ganzen durch dieses Thor bezeichneten Gebirgsreihe das Ende ihres weiten Verbreitungsgebietes. Auch sehr bedeutende geologische Verschiedenheiten zeigen sich zu beiden Seiten, wo nicht in dem Kern der Gebirge, doch in den neuen oberflächlichen Schichten der Niederungen und Ebenen. Man kann daher sagen, daß Ocean und Continent, so wie sie in hydrographischer und commercieller Beziehung noch weit hinauf durch den Kanal verwebt und

verwirrt sind, durch die in der Hauptsache unzerstörten Bergdämme in den so eben beregten Beziehungen getrennt bleiben.

III. Der obere Hudson.

Die Eisenbahn längs des Flusses geht auch noch ferner bis nach Albany hinauf ganz hart am Rande des Wassers hin. Es ist eine höchst unterhaltende und abwechselnde Fahrt. Zuweilen bleibt zwischen den Felsen zur Rechten und dem Strome zur Linken nur so viel Raum, daß unsere Lokomotive eben durchschlüpfen kann. Zuweilen wird man auf Dämmen und Brücken eine Strecke weit ganz ins Wasser hinausgedrängt. Da wir eben Fluth hatten, so waren die Dämme mit dem Flusse fast in gleichem Niveau, und wir konnten uns zuweilen einbilden, daß unsere Wagen auf der Oberfläche des Wassers selber hinrollten. Mitunter öffneten sich die Felsen zur Rechten in der weiten Thalkluft, die von einem kleinen Nebenflusse angebohrt war, und wir genossen dann plötzlich einen kleinen Einblick in das Innere des Landes, auf Wiesen, Sümpfe, bewaldete Bergabhänge und auf ein dazwischen verstecktes Städtchen.

Den Hauptreiz gewährte aber immer der schöne, breite und bis an den Rand mit Wasser gefüllte Erdspalt zur Linken. Es war allerdings kein heller canadischer Tag, die Wolken und Nebel des Oceans, die sich freilich an jener oben bezeichneten Mauer nicht immer zurückweisen lassen, waren einmal durch das Thor der New-yorker Herkulessäulen weit hinaufgefahren, und hingen oft dicht und schwer auf die Landschaften herab. Dabei war der Strom hier wieder so breit wie eine Meerenge, und zuweilen kaum deutlich zu übersehen. Doch reizte es noch eher unsere Sinne, wenn mitunter das entgegengesetzte Ufer deutlich und überraschend aus dem Nebel

hervortrat, und dann eine von Nebelablagerung umhängte Stadt oder ein Vorgebirge sich offenbarte. An Segeln und Schiffen war natürlich kein Mangel. Zahllose kleine Fahrzeuge schwammen auf und ab. Größere Seeschiffe zogen auch hier noch „innerhalb der Gebirge“ mit frischem Winde, mit vollen Segeln und ohne furchtsames Sondiren landeinwärts wie auf tiefem Meere. Zuweilen führte ein Dampfer eine ganze kleine Flotte von Briggs und Barken vorüber. Sie haben hier eine ganz andere Anspannung der Tugs (Schleppfahrzeuge) als bei uns. Auf unsern Schiffen ist es gewöhnlich ein langer, langsamer Schlepp, indem die Lastschiffe dem Dampfer an langen Stricken eines hinter dem andern angehängt werden. Hier nimmt dagegen der Dampfer seine Schiffe dicht an sich heran zur Linken und Rechten seines Bugs. Er steckt in der Flotte, die er bewegt, mitten drin. Es sieht aus, als hätte der Reiter die Schöne, die er entführt, selbst in seinen Sattel genommen. Man behauptet, vermuthlich mit Recht, daß die bewegende Kraft so mehr leisten könne. Ist es nur Ein Schiff, das fortgeschafft werden soll, so nimmt auch dieses der kleine Tug nicht hinter sich ins Schlepp. Vielmehr befestigt er sich so dem großen Seeschiffe an die Seite, daß seine eigene Schiffslänge mit der des Lastschiffs einen schrägen Winkel bildet. Seine Spitze scheint gleichsam in den Bauch des letzteren zu bohren, wie ein kleiner Narwal in die Weichen des Wallfisches. Er scheint es mehr vorwärts zu stoßen und zu schieben, als zu schleppen. Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit sieht man so ganz kleine, kühne und wuthschnaubende Dampfer die massenhaften Seeschiffe, die sie gleichsam aufgespießt haben, fortbugsiren. Man glaubt Ameisen zu erblicken, die mit Baumzweigen davon laufen. Es ist wohl natürlich, daß man auf diesem Flusse, der unter allen Flüssen zuerst Dampfschiffe auf seinem Rücken trug, auch mit der mannigfaltigen Verwendung dieser Kraft am besten Bescheid weiß.

Unter den Ortschaften und Lokalitäten, denen wir am Flusse

begegneten, waren viele, die noch den alten ursprünglichen Namen trugen, welchen ihnen diejenigen Europäer, die diesen Fluß zuerst entdeckten und der Handelswelt eröffneten, nämlich die Holländer, gaben. Die Holländer besaßen den Fluß und seine Uferlande ungefähr sechzig Jahre. Als die Engländer Fluß und Land eroberten, veränderten sie zwar die hauptsächlichsten Namen. Das Land selbst, das die Holländer Neu-Belgien nannten, tauften sie zu Ehren eines ihrer Königsbrüder zu Newyork um. Demselben Prinzen zu Ehren, der das ganze Land zum Geschenk erhielt, gaben sie der Mündungsstadt im Süden, Neu-Amsterdam, den Namen, den sie noch trägt. Ebenso wurde das alte „Fort Oranien" am nördlichen Ende der Flußschifffahrt zu „Albany" umgetauft, welcher Name auf einen zweiten Titel jenes Prinzen, des Herzogs von York und Albany, hindeutete. Die Holländer hatten aber schon das ganze Land zu beiden Seiten mit so vielen kleinen Ansiedlungen, Besitzthümern und Namen erfüllt, daß auch sie alle aus dem täglichen Verkehr auszurotten, wohl unmöglich schien. Sie vererbten sich daher großentheils auf die Engländer und sind noch heutiges Tages im Gebrauch. Wir passirten einen solchen ursprünglich holländischen Ort, Rhynbeck, einen andern, Stugoesondt, einen dritten, Schodack. Wir sahen auf der andern Flußseite die Orte Malden, Catskill, Coegmans ꝛc. Auch am untern Hudson, nahe bei Newyork, und auch auf der ganzen Insel Long-Island, gibt es noch eine Menge alte holländische Namen: Hoboken, Brooklyn, ganz in der Nähe der Hauptstadt, weiter den Fluß hinauf die Orte Yonkers, Hackensack, Haverstraw, Vesplankpoint und viele andere. Auch das schöne und berühmte blaue Gebirge, das sich nordwärts von Westpoint und westwärts vom Flusse ziemlich isolirt als eine Gruppe für sich erhebt, hat noch seinen alten holländischen Namen Catskill-Berge (the Catskill-Mountains). Das holländische Kill (Quelle) hat sich hier fast durchweg als ein generischer Name der kleinen Nebenflüßchen,

welche die Engländer sonst gewöhnlich Creeks nennen, gehalten, z. B. Normanskill, Fishkill (Normansquelle, Fischquelle). Zuweilen haben die Engländer, die das Wort nicht verstanden, sehr pleonastisch noch ihr creek hinzugefügt, z. B. Fishkill-creek.

Wie mit Namen, so ist überhaupt das ganze Hudsonland (der Staat Newyork) auch sonst noch mit Reminiscenzen und Spuren aus der holländischen Zeit erfüllt. Manche Länderbesitzthümer beruhen in ihren Grenzen und Gerechtsamen noch jetzt auf holländischen Anordnungen. Manche Güter sind noch eben so im Besitze ursprünglich holländischer, jetzt anglisirter Familien, wie zur Zeit der ersten Besitzergreifung, so z. B. die Güter der Familie der Rensselaers, die in der Stadt Albany und Nachbarschaft das berühmteste Geschlecht sind, und die sogar noch einen alten holländischen, etwas aristokratischen Titel mitten im Wandel der Zeit sich erhalten haben. Bis auf die neuesten Zeiten herab wurde der Chef dieser Familie the Patroon (de Padron) betitelt. Außer der Rensselaers gibt es in Albany (dem alten Fort Oranien) noch viele andere Familien holländischer Herkunft, und in Newyork bilden diese Familien sogar einen gewissen Kern der dortigen Gesellschaft. Es sind die ältesten Geschlechter der Stadt, in denen noch immer ein gewisses aristokratisches Ansehen und eine gewisse solide Wohlhabenheit sich fortgeerbt hat. Alte holländische Solidität und neuenglischer Unternehmungsgeist waren die beiden Elemente, aus denen der Geist der Newyorker Kaufmannschaft zusammengesetzt war. Erst neuerdings sind beide Elemente inniger verschmolzen. Die Geschichte der alten holländischen Colonien am Hudson, die Untersuchung ihrer Institutionen, die Betrachtung ihrer Sitten und Gebräuche ist noch keineswegs ein antiquirter Gegenstand. Sie hat vielmehr noch heutigen Tages eine sehr praktische Bedeutung; ja man kann sagen, sie gewinnt noch täglich mehr an Bedeutung, und ein tieferes Eingehen in sie wird immer wichtiger und interessanter, je mehr das große

Newyork, das in so vielfacher Hinsicht in den Gleisen des alten New-Amsterdams läuft, anwächst und anschwillt. Manche Gewohnheiten und Gebräuche der paar hundert Holländer, welche den ersten Stadtkern hier pflanzten, sind jetzt die Sitten einer Million geworden. So wird, um nur ein paar kleine Beispiele anzuführen, das Weihnachtsfest dort noch nach holländischer Weise gefeiert. Die alte holländische Sage vom Knecht Rupert oder von dem Weihnachtsheiligen St. Nicholas ist dort noch in Jedermanns Munde, und diesem gutmüthigen Heiligen, dessen Portrait noch oft in Newyork neu reproducirt wird, zu Ehren sind jetzt zahlreichere Häuser und Institute genannt als ehemals. Noch kürzlich adoptirte eines der größten Hotels, das St. Nicholas-Hotel, seinen Namen. Auch die Newyork-Feier des neuen Jahres ist eine Copie nach holländischem Originale. Wie die alten holländischen Matronen mit ihren Töchtern und Nachbarn an jenem Tage in vollem Staate vom frühen Morgen bis zum späten Abend in ihren Häusern da saßen und die Besuche und Gratulationen der Herren empfingen, so thun dieß, freilich in großartigerem Style, die Newyorker Herren und Damen noch jetzt. Aber auch selbst in den Gerichtshöfen und in den städtischen Institutionen der Riesenstadt des Hudson beruht noch heute Manches auf alten Amsterdamer Grundlagen. Und da der Werth des alten Grundeigenthums so ins Kolossale gestiegen ist, so sind alte holländische Dokumente über Grenzen und Eigenthum oder alte holländische Gesetzbestimmungen und ihre Interpretationen jetzt, wo die Holländer schon fast 200 Jahre lang depossedirt sind, noch unendlich viel wichtiger als ehemals, da sie hier noch die Souveräne spielten. Geht es mit dem Wachsthum Newyorks und mit der Verarmung des alten Hollands so fort, so werden wir am Ende das Schauspiel erleben, daß Amerikaner nach den alten Urquellen holländischen Lebens viel eifriger forschen als die Holländer selbst. Sogar die holländische Sprache ist noch nicht ganz

ausgestorben; sie wird namentlich noch in einigen alten holländischen Colonien auf Long-Island und im Staate New-Jersey geredet. Auch in Albany sind noch viele alte holländische Familien, die Holländisch als Haussprache gebrauchen. Es ist das unveränderte alte Holländisch, wie es in Holland selbst vor 200 Jahren gesprochen wurde. Ich habe darüber ein Zeugniß aus guter Quelle. Vor einigen Jahren wurde ein Amerikaner aus Albany als Gesandter beim Könige von Holland accreditirt. Bei seiner ersten Audienz redete der König von Holland ihn französisch an. Der Gesandte, der nicht französisch verstand, entschuldigte sich auf Holländisch, so wie er es in Albany in seinem Vaterhause gelernt hatte. König Wilhelm hörte ihm mit Verwunderung zu und erklärte ihm endlich, er spräche durchaus ganz und gar das Holländisch, wie es in Amsterdam vor 200 Jahren gesprochen worden sey.

IV. In Albany.

Ein mächtiges Dampffahrschiff holte uns von unserer letzten Eisenbahnstation nach Albany hinüber. Ein Wald von Schiffen aller Art und dahinter ein Labyrinth von Häusern trat uns entgegen. Schiffe, Kais und Straßen, alles wimmelte von Menschen. Wie viele Menschen hier jetzt in diesem groß angeschwollenen Fort Oranien leben? Ich weiß es nicht genau; es lohnt sich auch in Amerika kaum der Mühe, sich mit statistischen Daten und Zahlen das Gedächtniß zu beschweren. Sie sind doch nur wie Treibsand. Kaum hat man eine Zahl gefaßt, so gilt sie schon nicht mehr. Der Kalender vom vorigen Jahre und der allerletzte und neueste Census, sie sind in diesem Jahre kaum noch zu gebrauchen.

Der großmächtige Dampfer lieferte mich an ein noch kolossaleres

Wirthshaus aus, das wie ein Berg unweit des Ufers lag. Eben erscholl darin der rauschende Gong. Es war Theezeit, und aus allen Thüren, Zimmern und Treppen eilten die Gäste, Damen und Herren, Alte und Kinder schaarenweise herbei, um ihre Sitze an einem der langen Tische einzunehmen. Die Bedienung bei Tafel war weiblich. Eine in Reihe und Glied gestellte kleine Armee von Kellnerinnen erwartete uns. Wir drangen im Sturmschritt herein, in ähnlicher Weise, wie in London die „Gemeinen" ins Oberhaus eindringen, wenn die Königin die Worte gesprochen hat: „Call the Commons in!" Sogleich bewegten sich die Mägdeschaaren uns entgegen, schoben Stühle unter und vertheilten Thee- oder Kaffeetassen, Bretzeln, indischen Kuchen, Zungenschnittchen, Mutton-Chops rc., wie ein Spiel Karten. Sie wurden zu meinem Erstaunen von einem Neger als Oberkellner commandirt und in ihren Bewegungen geleitet. Ich sage „zu meinem Erstaunen," denn nach meiner Vorstellung von den Vorurtheilen der amerikanischen Weißen gegen die Schwarzen hatte ich es mir unmöglich gedacht, daß man je weiße Republikanerinnen unter das Commando von Negern stellen könnte, wie dieß allerdings auf andere Weise und unter andern Umständen in den Serails orientalischer Großen geschieht. Ich sah indeß, daß alle die jungen weißen Damen sich ohne Weiteres den Anordnungen ihres schwarzen Chefs unterwarfen. Hie und da geschah es freilich mit einigem Naserümpfen und ein ganz klein wenig mokanten Gesichtszügen, die mich an die Mädchengesichter auf jenem Bilde, auf dem ein Eunuch im Serail verspottet wird — von wem ist es doch gleich? — etwas erinnerten, aber freilich nur etwas und ganz leise. Uebrigens, scheint es mir, ist so ein Neger ein geborener Oberkellner. Wenigstens meiner in Albany machte die Honneurs des Speisesaals so geschickt, so schulgerecht und höflich, daß ich wieder erstaunt war. Er hatte bei weitem nicht die geräuschvolle und taschenspielerartige Manier, wie man sie wohl bei

Kellnern in unserem Vaterlande findet. Er empfing jeden Gast an der Thüre mit einem Anstand und einer Würde, die von zu großer Ergebenheit und von zu großem Selbstgefühle gleich entfernt war und die rechte Mitte einhielt, welche ein Gentleman einzuhalten pflegt. Ich dachte, ich sähe einen ritterlichen Schloßherrn mit schwarzer Maske vor dem Gesichte an der Thüre seines Hauses die Gäste empfangen. Er gab jeder Partie von Gästen mit ein paar Worten die nöthige Anleitung, um ihnen sogleich zu bequemen und ihrer Anzahl angemessenen Plätzen zu verhelfen. Seinen weißen Unterbeamten gab er nebenbei mit der größten und gleichmüthigsten Ruhe und Gelassenheit stille Verweise, Befehle oder Lobsprüche, indem er immer auf die lange Reihe der Gäste, ihre Bewegungen und ihre Gesichtsmienen, aus denen er ihre Wünsche errieth, ein Auge hatte. „Das ist recht! So, setzen Sie den Teller dahin! Sehen Sie nicht, der Herr wünscht sich ein Sandwich mit Ochsenzunge! Widersprechen Sie nicht, thun Sie es so, wie ich Ihnen sagte. Richtig!“ Dergleichen hörte ich ihn beständig zwischen den Zähnen murmeln, doch nur, wenn ich hinlauschte, denn im Ganzen übte er sein Regiment so stille, daß fast niemand davon etwas merkte. Daß er dabei ganz wie ein Gentleman gekleidet war, versteht sich natürlich von selbst.

Nach dem Thee wanderte ich durch die ganze Stadt Albany von einem Ende zum andern, um in einer der Vorstädte einen Besuch bei dem berühmten Gelehrten, dem Newyorker Staatsgeologen Professor Hall, zu machen. Ein kleiner irischer Knabe begleitete mich, indem er mich zugleich unterwegs durch seine originelle Ausdrucksweise nicht wenig amüsirte. „Weißt du den Weg nach Delaware-Turnpike?“ fragte ich ihn. „I know it first rate, Sir“ (o ja, ich weiß ihn famos, mein Herr). Er meinte, ich wäre wohl auf einer Reise nach dem Westen begriffen; er wolle, sagte er, auch noch einmal dahin. „Was weißt du denn vom Westen und warum steht dein Sinn dorthin?“ „O, Sir, the West is a good money making place, I guess!“

Unterwegs setzten mich die ausgezeichneten weitläufigen Buchläden und Büchermagazine nicht wenig in Verwunderung. Sie waren größer und schienen mir mit mehr goldschimmernden Werken erfüllt, als ich dieß je in Deutschland gesehen. Ich sah wenigstens ein halbes Dutzend solcher Buchläden, von denen ein jeder in Dresden oder München Aufsehen erregt haben würde. Es ist hier in Albany, wie es scheint, ein Hauptstapelplatz für die literarischen Produkte aus Newyork, Boston und andern östlichen bücherproducirenden Plätzen. Der große Wanderzug nach dem Westen passirt hier durch und nimmt unterwegs von hier aus auch seine geistigen Bedürfnisse mit. Auch hier sahen die Apothekerläden wie in Newyork aus, als ob es eine Freude wäre, krank zu seyn, im höchsten Grade bunt uud elegant, wie die Läden orientalischer Parfümeriehändler ausgeziert. Unsere Apotheken sind dagegen wahre alte Alchymisten-Ateliers. Freilich ist diese Eleganz oft sehr gleißnerisch. Sie deckt zum Theil übertünchte Gräben und Giftboutiken, in denen unwissende Quacksalber ihre Wirthschaft treiben.

Die Gassen in den Vorstädten wurden immer öder, weitläufiger und finsterer, und wir kamen endlich ganz ins Wilde und Häuserlose hinaus. Am Ende bestehen die sogenannten Straßen nur noch in breiten, tiefen und unergründlichen Schmutzstreifen, neben denen als Trottoir ein paar Bretter festgenagelt sind. Meilenweit läuft man, auf diesen Latten balancirend, in die Dunkelheit hinaus. Häuser sind rechts und links nicht zu sehen; man ist aber doch noch innerhalb der Stadt; und wirklich bekamen wir denn nach einiger Zeit auch wieder ein paar Wohnungen in Sicht. Ich pochte an, um nach dem Wege zu fragen, den mein kleiner Irländer trotz seiner „first-rate-Wegekenntniß" verloren hatte. Es waren Deutsche, und zwar Deutsche aus Coburg, die hier schon seit vierzehn Jahren wohnten. Ich ruhte mich einen Augenblick bei meinen guten Landsleuten aus, die mir auf meine Anfrage erzählten, daß sie hier sehr

zufrieden seyen. Der Familienvater sagte mir, er sey zwar auch hier nur, was er in Coburg gewesen sey, ein Tagelöhner, ein Labourer. Dagegen habe er doch bloß als solcher sich hier schon Einiges ersparen und sein eigenes Grundstückchen kaufen können. Er habe sein eigenes Haus, ein Pferd, ein Paar Kühe und Schweine, und zu einem solchen Eigenthum habe er in Coburg nie gelangen können. Es gibt hier in Albany ein ganzes Stadtquartier, das von Deutschen bewohnt ist, mit denen sich übrigens auch viele Juden gemischt haben. Alle diese Städte und Stationen an der großen Emigrantenstraße von Newyork zum Westen, wie Albany so Buffalo, wie Buffalo so Detroit und Chicago, haben solche Quartiere, von Deutschen bewohnt, welche meistens auf ihrem Wanderzuge zum Westen hier für eine Zeit lang oder für immer sich niederlassen. Je weiter nach Westen, desto größer werden diese deutschen Städteanhängsel, und Chicago und St. Louis endlich sind fast zur Hälfte deutsch. Am mindesten zahlreich sind sie in den Orten des Ostens, in den neuenglischen Städten.

Wir haben es wahrlich in Deutschland an Erfindungen aller Arten von Staatsbeamten nicht fehlen lassen, aber auf einen Staatsgeologen sind wir doch auch nicht gekommen. Es ist ein amerikanischer Gedanke, und hier zu Lande, wo Geologie eine so beliebte, so allgemein getriebene Wissenschaft ist, gibt es fast in jedem Staate einen eigenen „State-Geologist," der in vorkommenden Fällen zu Rathe gezogen und an dessen Entscheidungen appellirt wird. Eine besondere Pflicht dieser gelehrten Staatsbeamten ist es, die geologische Kartographie ihres Staates zu überwachen und zu leiten und die Karte einer immer größeren Vollkommenheit entgegenzuführen. Auch stehen meistens die geologischen Museen, die man in den Hauptstädten der verschiedenen Staaten angelegt hat, unter ihrer Leitung.

Der Staat von Newyork hat in neuerer Zeit sehr viel auf Geologie verwendet und sein Grund und Boden ist fast in allen

Richtungen und Winkeln erforscht und durchwühlt, und es ist daher in dieser Beziehung eines der am besten bearbeiteten und bekannten Terrains der Union. Bei der Betrachtung keines Gebiets der Natur, weder der lebenden Thier-, noch der Pflanzen- oder Menschenwelt, drängte sich mir mehr das Gefühl auf, daß ich in einem ganz neuen Continente sey, als bei der Anschauung der Paläontologie dieses Landes. Der verehrte Herr, dem ich an diesem Abende meine Aufwartung machte, hatte so eben den zweiten Theil seines herrlichen und bewundernswürdigen Werkes über das silurische System beendigt, und arbeitete jetzt an der Vollendung des dritten Bandes dieser unschätzbaren Arbeit. Alle die darin so ausgezeichnet naturgetreu abgebildeten Schnecken und Thierchen aus einer früheren Welt hatte er, so wie sie in seinem amerikanischen Vaterlande, namentlich in seinem Staate Newyork, gefunden und ausgegraben waren, in zahllosen Exemplaren zu einer Sammlung vereinigt, die in dieser Ordnung, dieser Reichhaltigkeit und eben in dieser Branche der Wissenschaft vermuthlich einzig in ihrer Art war. Es waren mehrere tausend verschiedene Thiergattungen, und dennoch sind drei Viertel davon lauter neue, diesem Continente ausschließlich eigenthümliche Species; nur ein Viertel ist auch in Europa bekannt. Aber selbst dieses eine Viertel ist wieder auf eigenthümliche amerikanische Weise gemodelt. Von jeder der vielen Gattungen, die er besaß, hatte Professor Hall sich einen erstaunlichen Vorrath von Individuen, zuweilen Tausende, verschafft. Und ich muß gestehen, ich schwelgte förmlich im Anblick aller dieser neuen, ungewohnten und oft überraschend zierlichen, zuweilen höchst phantastischen Gestalten. Wir sprechen täglich von der Fülle der Natur und der Mannigfaltigkeit ihrer Schöpfungen, aber wie wenig ahnden wir noch oft ihre ganze Ergiebigkeit! Im Ganzen und einigermaßen gut kennen wir nur den Inhalt des Füllhorns, das zuletzt über die Oberfläche der Erde ausgeschüttet wurde; aber die Paläontologie,

diese neue und edle Wissenschaft, läßt uns mehr und mehr erkennen, daß solche Ausschüttungen von Füllhörnern mit unerschöpflich reichen Zauberwerken zahllosemale statt hatten.

Unter den vielen wissenschaftlichen Entdeckungen und Resultaten, die er in seinem eben genannten Werke niedergelegt hat, machte Professor Hall auch eine, deren Geschichte er mir mit der Vorlage der Gegenstände, die er zur Vervollständigung seiner Entdeckung beobachtet hatte, illustrirte. Er hatte nämlich unter seinen Newyorker Fossilien lebendig gebärende Muscheln, erst eine Gattung, dann mehrere gefunden. Daß es lebendig gebärende Conchilien gebe oder gegeben habe, war ein bisher noch nicht constatirtes Factum. Er fand einmal unter seinen Versteinerungen eine größere Muschel, in deren Innerem er beim Abschleifen eine kleinere von derselben Gattung versteckt fand. Er konnte sich die Erscheinung nicht gleich genügend erklären, ahnte aber sogleich das Richtige, daß hier ein neuer Naturproceß, eine lebendig gebärende Muschel, vorliegen möchte. Er suchte sich mehrere Exemplare von derselben Muschelgattung zu verschaffen. Er verschaffte sich Tausende. Er untersuchte sie alle. Viele fand er natürlich ohne Frucht, in andern wiederholte sich die Erscheinung, eine in dem Körper einer größern versteckte kleine Muschel. Zuweilen war die kleine Muschel noch sehr embryonenartig, zuweilen war sie größer, und in manchen Exemplaren schon ganz reif und völlig ausgebildet, die alte Muttermuschel war dagegen geborsten oder halb zerstört. Es lag ihm endlich in seinen den Felsen entrungenen Zeugnissen eine so vollständige Reihe von Zuständen des kleinen Wesens vom ersten Ansatze oder Embryo, von der ersten Knorpe im Körper der Mutter bis zum Hinsterben und Tode der letzteren bei der Geburt ihres Jungen vor Augen, daß er die ganze Zeugungsgeschichte des schon seit Jahrtausenden aus der Natur verschwundenen Thieres daraus so deutlich ablesen konnte, als hätte er dem Hergange selber beigewohnt.

Die Combination der Beobachtungen, welche den Paläontologen zu seinen Resultaten führt, sind oft ebenso interessant, wie die Ketten der Berechnungen und Schlüsse, die den Astronomen zu seinen Erkenntnissen leiten. Und es ist ein besonderes erfreuliches Vorrecht, ich glaube aber auch eine Pflicht für den Reisenden, daß er, wie entlegene herrliche Naturscenen, wie Sitten der Menschen und Völker, so auch namentlich entfernt lebende Männer der Wissenschaft aufsuche, und über sie, wie über ihre Werke und über ihre interessanten Erlebnisse und Entdeckungen auf dem so vielfach verborgenen Felde der Wissenschaft, worüber er sie selbst in dem Innersten ihrer Kabinete zu vernehmen Gelegenheit fand, den Freunden in der Heimath einige Berichte sende.

V. Durch Vermont.

Weil wir um fünf Uhr abfahren sollten, wurde früh Morgens um drei Uhr geweckt. Ich kam beim ersten Hahnenkrähen herunter und fand das ganze Wirthshaus schon voll mit Menschen. Alle Räume, auch die luxuriösen Gesellschaftszimmer, waren illuminirt, wie bei einer Soirée. Auf den Sopha's und Rokking-Chairs saßen schon die Damen und Herrn in hübschen Reisekostümen umher, um am lodernden Kaminfeuer für die kalte Oktobermorgenfahrt noch ein wenig Wärme einzuathmen. Auch das Klavier war offen und zwei elegante Damen saßen daran und klimperten eine Polka. Im nächsten Zimmer führte ein junges Paar, im Reisekostüm, einige Schleifer darnach aus. Ich glaubte, ich käme zu der letzten Scene eines hinsterbenden Ballabends; und doch war es nur eine amerikanische Wirthshausscene früh Morgens vor der Abreise, wie ich sie hier zu Lande vermuthlich später noch öfter sehen werde, bei uns aber nie

gesehen habe. Um 4½ erscholl der Gong und der schwarze Kellnerinnenchef erwartete uns schon an der Spitze seines Chors am Eingange des Speisesaals, und becomplimentirte uns zum Frühstück, das bereits mit allen seinen verschiedenen Backwerken und Fleischgerichten auf der langen Tafel fix und fertig dastand, und das von uns in zwei Minuten bei Seite geschafft wurde, damit wir noch zwei Minuten übrig behielten, um zu den „Cars“ zu eilen und unsere Wagensitze zu erobern. Alle diese Manöver wurden auch pünktlich ausgeführt und Schlag fünf Uhr rollten die „Karren“ mit uns in nördlicher Richtung davon.

Ich hatte eigentlich gar nicht viel mit den „Cars“ im Sinne gehabt. Meine Plane waren vielmehr auf Whitehall, auf das südlichste Ende des langen Champlainsees, gerichtet gewesen. Dort wollte ich mich einschiffen und dann diesen ganzen interessanten See von einem Ende zum andern befahren. Aber dieser hübsche Plan scheiterte an einer gegen mich geschmiedeten Intrigue. Ich verlangte wirklich mein Eisenbahnbillet anfangs nur bis Whitehall. „Sehr wohl, mein Herr,“ sagte der Eisenbahnbilletverkäufer, „hier ist Ihr Billet. Aber was wollen Sie in Whitehall?“ — „Mit dem Dampfschiff auf Lake Champlain weiter gehen.“ — „Aber sind Sie denn sicher, daß dort ein Dampfschiff abgeht?“ — „Ja, lieber Gott, man hat es mir gesagt, und ich sehe es in meinem Railroad- und Steamboat-Guide gedruckt. Uebrigens werden Sie selbst mir dieß am allerbesten sagen können.“ — „Wir? ach nein, wir sind Vermonter und Newyorker Eisenbahnmänner. Die Dampfschiffe gehen uns nichts an. Wir wissen nichts davon. Taylor, können Sie diesem Herrn sagen, ob heute von Whitehall, wenn der Zug dort ankommt, ein Dampfschiff nach dem Norden weitergeht?“ — Taylor: „Ich weiß nichts davon.“ — Ich: „Macht nichts, ich will aber doch nach Whitehall. Ich muß Lake Champlain sehen.“ — Vermont- und Newyork-Eisenbahnbilletverkäufer: „Ganz wie Sie wollen,

mein Herr. Hier ist Ihr Billet nach Whitehall. Aber geben Sie Obacht! Wenn Sie dort die in ihrem Guide gedruckten Dampfschiffe nicht finden, und wenn Sie auf die Ankunft derselben bei den jetzigen neblichten und unsichern Wetterzuständen heute und morgen vergebens warten müssen, und Ihr Geld und Ihre Zeit dabei verlieren, so machen Sie uns nicht dafür verantwortlich. Wir haben Sie gewarnt. Wir waschen unsere Hände in Unschuld." — Taylor: „Es ist baarer Unsinn, mein Herr, in dieser Jahreszeit auf Dampfschiffen den Lake Champlain besehen zu wollen. Sie laufen Gefahr für Geld und Zeit. Viel besser, Sie schließen sich uns an. Wir bringen Sie in sechs Stunden durch ganz Vermont nach Burlington, wo Sie den Lake Champlain auch wieder finden."

Kurz, der Deutsche wurde übertölpelt, gab drei Dollars mehr und war, wie gesagt, Schlag fünf Uhr in der Direktion nach Burlington eingeschifft.

Wir fuhren durch die freundlichen Landschaften, die bis über Troy hinaus das obere Ende des hier auslaufenden Hudsons umgaben. In der Nähe von Troy nimmt jene prachtvolle Erdkluft und Wasserrinne, die man den Hudsonfluß zu nennen beliebt hat, in schnellem Tempo sowohl an Tiefe, als an Breite ab; und während sie bei Albany noch im Stande war, großen und zahlreichen Schiffen hinreichende und geräumige Wassertiefe und Breite zu gewähren, ist sie schon fünf deutsche Meilen oberwärts kaum mehr im Stande, eine kleine Barke zu tragen. Ja man kann die Wasserrinne hier zu Zeiten im Sommer wie einen Bach durchwaten. Will man die Sache recht streng geographisch auffassen, so muß man sie sich so vorstellen: Einige wenige englische Meilen oberhalb Troy hört der zwitterhafte, halb fluß-, halb meerarmartige Naturkanal völlig auf, und hier in seiner nördlichsten Spitze stürzen sich zwei kleinere Flüsse in denselben und füttern ihn mit süßem Wasser. Der eine, der sogenannte Mohawk, kommt aus Osten, der andere,

den man als Fortsetzung des Hudson und als identisch mit ihm anzusehen und daher auch wieder „Hudsonfluß“ zu nennen beliebt hat, aus Norden. Doch hat dieser kleine, sogenannte obere Hudsonfluß, den man, wie gesagt, an vielen Stellen durchfahren, durchreiten, durchwaten kann, in seiner charakteristischen Wesenheit so wenig mit der unteren großartigen Thalkluft zu thun, wie ein Wasserbrünnlein, das man in einen langen Fischweiher auströpfeln läßt. Wir kamen ganz nahe an der äußersten Spitze der Hudsonkluft und bei dem Punkte der Vereinigung der Gewässer vorüber, und es war mir außerordentlich leid, daß ich diesen interessanten Punkt nicht näher in Augenschein nehmen konnte. Wie die Wasserrinne des oberen Hudson und des Mohawk (welchen letztern ich in den sogenannten Cohoes Falls von einer Felsenbank in das Hudsonbett hinabfallen sah), so vereinigen sich hier auch zwei der merkwürdigsten Verkehrsbahnen Nordamerika's. Nördlich dem kleinen Hudson folgend und auf Lake Champlain zueilend, zweigt sich ein ganzes Bündel von Eisenbahnen, Chausseen und Kanälen ab, um dadurch den St. Lawrence und Canada zu erreichen. Sie bezeichnen die geradeste und direkteste, von der Kunst unterstützte Naturstraße zwischen dem Hauptlebenspunkte der Union und dem untern St. Lawrencethale. Ein eben solches, aber noch bedeutungsvolleres Bündel von Kanälen, Straßen und Eisenbahnen folgt dem Mohawkthale und zweigt sich ostwärts ab, auf den Eriesee, auf Obercanada und den fernen Westen zielend. Beide Straßengruppen entladen sich hier in den unteren Hudsonspalt.

Von allem, was Menschenhände und Natur hier an einander geknüpft haben, sind die beiden bedeutendsten und interessantesten Dinge der oft genannte untere Hudson, als ein Naturwerk, und dann der berühmte Eriekanal, als eine menschliche Veranstaltung. Von jenem habe ich mehr gesehen und gesprochen, von dem Eriekanal habe ich nur die beiden Enden, das eine bei Troy und

Albany, und dann später das andere bei Buffalo gesehen. Doch habe ich viel über diese Herkulesarbeit gelesen und gehört. Das Interessanteste, was ich davon weiß, habe ich von einem vortrefflichen und angesehenen Herrn in Newyork, der ein Hauptförderer dieses Werks gewesen ist, und der mir eine kurze politische Geschichte seiner allmähligen Ausbildung mittheilte. Ich sage „politische" Geschichte, denn fast alle großen technischen Arbeiten in Amerika, alle Kanal-, Eisenbahn-, Brücken- u. s. w. Bauten haben das Eigenthümliche, daß sie neben den technischen Schwierigkeiten auch politische Verwirrungen und Hindernisse zu überwinden haben, und da wir hier nun gerade auf der Vermonter Eisenbahn, die einstweilen außer vielen, zwar ganz gefälligen, aber einander sehr ähnlichen Landschaften nichts Außergewöhnliches darbietet, hinrollen, so mag ich im Vorüberfahren zwei Worte darüber verlieren.

Wir Deutschen sind daran gewöhnt, daß, wenn ein Kanal oder eine Brücke, oder etwas der Art nöthig wird, die Regierungen dieß für uns erkennen und die Behörden darüber für uns Entscheidungen und Entschlüsse fassen, und daß die Sache, wenn man sie zweckmäßig findet, dann auch ruhig und stille vorschriftsmäßig ausgeführt wird. Es klingt uns ganz wunderlich, wenn man uns sagt, daß hier über eine Kanalarbeit außer den betreffenden Ober-Wassercommunikationsbehörden und den dabei angestellten Ingenieuren auch noch ein Paar Millionen andere Leute sich den Kopf zerbrachen, daß bei der Ausführung eines solchen Unternehmens die ganze Staatsbürgerschaft sich in zwei Parteien spaltete, daß diese Parteien auf dem Forum ihre Debatten und Kämpfe hielten, daß das Staatsschiff selbst darüber in Sturm und Gefahr gerieth, und daß am Ende sogar die Staatsverfassung erst geändert und umgeschmolzen werden mußte, bevor man den Graben und die Bassins auszuhöhlen im Stande war. Und doch treten diese Fälle in Amerika, wie gesagt, fast immer nicht etwa nur bei großen Principienfragen,

bei direkten Berathungen über Verfassungsangelegenheiten in den legislativen Körpern selbst, sondern auch ganz gelegentlich bei solchen Kanal-, Brücken- und Wegebauten ein.

Eine gründliche und eingehende Geschichte des Eriekanals würde geeignet seyn, ein recht helles Licht auf die amerikanischen Verhältnisse zu werfen. Ich kann hier, wie gesagt, nur zwei Worte darüber verlieren, um den deutschen Leser, der mit mir, wie ich hoffe, noch auf vielen amerikanischen Kunstwegen reisen wird, auf diese interessante politische Seite, die ihre Geschichte darbietet, aufmerksam zu machen und ihn zu weiterem Nachforschen zu veranlassen.

Einen kleinen, schmalen, untiefen Eriekanal durch das ganze Land vom Hudson bis zum See Erie gab es schon seit 1806. Er konnte nur kleine Barken und geringe Ladungen tragen. Man betrachtete ihn zwar im Anfange dieses Jahrhunderts als etwas Großes. Da aber Waaren und Menschen aus Osten und Westen bald in ganz unerwarteter Fülle herbeiströmten, — in Amerika übertreffen fast immer die Erfolge alle Erwartungen und vorgängigen Berechnungen, — so fing man nach wenigen Jahren an einzusehen, daß dieser alte Eriekanal ein höchst schwaches Werk sey, das dem anschwellenden Verkehre in keiner Weise entspreche. Es wurde die Nothwendigkeit fast allgemein anerkannt, daß man das alte Werk bedeutend erweitern, den Kanal für große Schiffe austiefen, ihn und alle seine Schleusen und speisenden Bassins ausdehnen, daß man ihn völlig neu umschmelzen müsse. Darüber waren Alle einig, aber über das Wie der Ausführung entstanden alsbald verschiedene Ansichten und Parteien.

Die sogenannte demokratische Partei, die überall für Sparsamkeit ist, und daher oft auch, wie alle allzu sparsamen Leute, engherzig wird, mithin auf sehr ungeschickte Weise für den Beutel des Volkes ficht, war der Meinung, daß die Ausführung eines so kolossalen Werks, die viele Millionen kosten würde, nur allmählig

vor sich gehen dürfe. Man solle die Kanalzölle, so schlugen die demokratischen Führer vor, etwas erhöhen, solle die vermehrten Einkünfte zusammensparen, und dann nach und nach mit diesen Ersparnissen ein Stück nach dem andern nach dem neuen Plane ausarbeiten. So würde sich das Werk selbst bezahlt machen und durch eigene Kraft umgestalten, ohne den Beutel des Volks und die Staatskasse mit neuen, unerhörten Ausgaben und vielleicht gar mit Schulden zu beschweren.

Die conservative Partei dagegen, die sogenannten Whigs, die immer in der Union einen größern Horizont überblicken, die überall für durchgreifende Ausführung großartiger Reformen gestimmt sind, und auch meistens die Zukunft und Tragweite des Aufschwungs aller Dinge richtiger schätzen und minder ängstlich darüber denken, war der Meinung, das Werk müsse sofort und mit Energie angefaßt werden. Man dürfe, wenn es nöthig sey, selbst das Schuldenmachen nicht scheuen. Die Entwicklung des Verkehrs in der Richtung nach Westen sey so vielversprechend, die Strömung daher so mächtig anschwellend, daß man bald im Stande seyn würde, alle Schulden zu decken, und auf direkten wie auf indirekten Wegen sämmtliche Auslagen doppelt und dreifach dem Staate und Volke zurückzuführen. Auf dem von den Demokraten vorgeschlagenen Wege würde man noch ein halbes Jahrhundert bis zur Beendigung der Arbeit zu warten haben, und der alte, enge Kanal würde so lange als eine Fessel und Hemmniß auf der Verkehrsbewegung lasten. Man solle dieser schnell Thor und Thüre öffnen, damit sie frei und reichlich und ergiebig lohnend herbeiströme.

Die beiden Parteien kamen darüber an einander und kämpften ein Paar Jahre lang in Journalen, in Flugschriften, in den legislativen Körpern, auf den Platformen der Marktredner und bei allen Wahlversammlungen. Eine Zeitlang behielten die Demokraten, die das Volk mit der Größe der von der Gegenpartei verlangten Summen

schreckten, das Ruder in Händen, und die Kanalarbeit wurde von ihren Gouverneuren und Staatsmännern in der vorgeschlagenen Weise begonnen. Da es äußerst langsam ging, da die Wünsche der Handelswelt immer lauter wurden, da der Verkehr beständig zunahm, so wandte sich dann für eine Zeitlang die öffentliche Meinung zu Gunsten der Gegenpartei, und nun ergriffen auf eine Zeitlang die Wighs das Regiment. Jetzt wurden nun mit frischem Muthe Anleihen aufgenommen und kühn gebaut und gegraben, und in der Periode von sechs Jahren, die sie sich in dem Sattel hielten, wurde ein bedeutendes Stück des Kanals vollendet. Doch hörten die Demokraten nicht auf, in ihrer Weise zu miniren und zu wirken. Sie schalten ihre Gegner Schuldenmacher und Verschwender, sie prophezeiten eine völlige Zerrüttung der Staatsfinanzen. Sie bewiesen, daß, wenn zwar der Verkehr in unerwarteter Weise zunähme, doch auch die Kosten des Werks alle anfänglichen Berechnungen überstiegen, und daß mit dem Fortschritte desselben statt geringere, immer neue und schwerere Lasten auf die Staats- und Volkskasse gewälzt würden. Es gelang ihnen, die Leute abermals ängstlich zu machen, auf den Wahlplätzen die Ueberhand zu gewinnen, ihre Gegner in die Minorität zu setzen, und mit Hülfe des Eriekanalkostengeschrei's selbst wieder in den Sattel zu kommen.

Acht Jahre lang schlich nun wieder der Kanal so langsam wie früher dahin. Es wurde daran so wenig als möglich gethan, um dem Volke das Regiment der Partei so leicht und so sparsam als möglich erscheinen zu lassen. Endlich machten die Conservativen, die dabei die wesentlichen Interessen des Handels nicht nur von Newyork, sondern von ganz Amerika leiden und die Zukunft gefährdet sahen, einen allgemeinen Sturm. Es gelang ihnen, natürlich nicht nur mit bloß vom Eriekanal hergenommenen Argumenten, — in solche Wirbel werden dann natürlich auch viele andere Dinge hineingezogen und hundert scheinbar fernliegende Fragen in Anregung

gebracht — es gelang den Whigs, sage ich, mit Anwendung aller ihnen zu Gebot stehenden Mittel einen großen Sieg zu erringen, die Verfassung des Staates Newyork, die Art der Wahl der Gesetzgeber zu ändern, und zugleich dadurch selbst wieder an die Spitze der Leitung der Angelegenheiten zu kommen. Und dießmal blieben sie denn auch so lange am Ruder, bis sie das große Werk in ihrer Weise völlig oder wenigstens beinahe völlig zu Ende bringen konnten. Es fehlt jetzt (1854) nur noch ein kleines Stück, und obgleich dieses kleine Stück noch immer fehlt, so haben sich doch schon jetzt die Ansichten der Whigs glänzend bewährt. Von einer Furcht vor Verschuldung ist nicht mehr die Rede, und alle Ausgaben und Kosten sind längst auf direkte wie auf indirekte Weise in die Beutel des Volks zurückgeflossen. Es ist daher jetzt auch zur Vollendung des Ganzen ganz gleichgültig, ob Whigs oder Demokraten das Regiment führen; denn auch die letztern müssen nun das Werk in der energischen Weise ihrer Gegner zu Ende bringen.

Wir fuhren so ziemlich durch die ganze Längenerstreckung des kleinen Staates Vermont. Er ist nicht ganz 200 Meilen lang und circa 60 Meilen breit, und sein Gebiet ist zwischen dem langen See Champlain im Westen und dem Fluß Connecticut im Osten eingeküstet. Er ist in dieser, so wie auch in vieler anderer Beziehung ein wahrer Doppelgänger seines östlichen Nachbarstaates New-Hampshire, dessen Gebiet ungefähr in derselben Größe und mit derselben Proportion sich von Süden nach Norden längs des Connecticut hinauferstreckt. Auch Vermonts noch sehr junge Geschichte ist innig mit der von New-Hampshire verwachsen, und man kann es im Ganzen als eine Tochtercolonie der alten Provinz betrachten. Neuenglische Ansiedler aus New-Hampshire kamen etwas vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts über den Connecticut herüber und bauten sich in den Thälern der jenseits gelegenen „Grünen Berge“ an. Der Name dieser grünen Berge (Verts monts) ist schon sehr

alt, und man findet ihn bereits auf den frühesten französischen Karten von Canada aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts. Er ist offenbar französischen Ursprungs, und es ist sehr wahrscheinlich, daß schon der berühmte canadische Gouverneur und Reisende, der Entdecker und erste Befahrer des Champlainsee's, ihn erfunden und mitgetheilt habe. Ganz deutlich sieht man von der Oberfläche jenes See's aus die Haupt- und Centralkette der grünen Berge vor sich, und der fleißige Kartenzeichner Champlain, als er sie mit grünem Walde bedeckt so deutlich vor sich sah, ließ sie gewiß nicht ohne Namen. Der Name „Grüne Berge" mußte dem Franzosen zum Unterschiede von den höheren Gebirgen im Osten des Connecticut, deren mit Schnee bedeckte Gipfel man schon frühzeitig von dem See aus gesehen hatte und längst „Weiße Berge" (les Monts blancs, jetzt „White Mountains") zu nennen gewohnt war, sehr passend erscheinen. Ich bin überzeugt, daß der Name „Grünberg" hier hauptsächlich im Contraste mit den benachbarten „Weißbergen," einem Contraste, der sich in so großer Nachbarschaft darbot, entstanden ist und sich auch gehalten hat.

Das ganze kleine Land Vermont ist durchweg gebirgig und gleicht den Schweizer Kantons, die am Fuße der Voralpen liegen. Auch seine höchst merkwürdige Geschichte bildet eine auffallende Parallele mit der Geschichte einiger Schweizer Kantone. Wie das Pays de Vaud, wie Tessin ihre übermächtigen Nachbarn hatten, von deren Herrschaft und Obergewalt sie sich befreiten, so hatten auch die Ansiedler, die sich in den herrenlosen grünen Bergen zerstreuten, dort anbauten, wohnten und kleine Gemeinden bildeten, erst ihren Mutterstaat New-Hampshire und dann die noch zudringlicheren Ansprüche des übermächtigen Newyork zu bekämpfen. Schon vor der Zeit der amerikanischen Revolution, als Newyork noch eine englische Provinz war, machten die Bewohner dieser Provinz Ansprüche auf das jetzige Gebiet von Vermont und behaupteten,

daß es innerhalb der alten ihnen von den englischen Königen gesteckten Grenzen liege, daß aller Grund und Boden daselbst ihnen eigenthümlich angehöre, und daß die von New-Hampshire hergewanderten Colonisten daher unberechtigte Eindringlinge seyen und ihre bereits seit lange cultivirten Aecker noch einmal von den Newyorkern zu kaufen, so wie auch der Jurisdiktion und Oberherrschaft derselben sich zu unterwerfen hätten. Die Vermonter Gebirgsbewohner thaten sich nun zur Vertheidigung ihrer natürlichen Rechte, die sie durch Cultivirung und Anbau der Wildniß schwer genug errungen zu haben glaubten, zu Massenverbindungen zusammen und bildeten eine Art von Eidgenossenschaft für sich, die den unbilligen Ansprüchen Newyorks und den Vorschriften der Könige von England Trotz bot. Es entstanden daraus gegenseitige Feindseligkeiten und kleine Bergversteckkriege. Bewaffnete Mannschaften rückten von Newyork her herein und die Gebirgsbewohner leisteten ihnen bewaffneten Widerstand, und es kam zu blutigen Scharmützeln. Dieser Zustand dauerte fort, als inzwischen die amerikanische Revolution eintraf, und durch sie sind Newyork, so wie die andern ehemals englischen Provinzen zu unabhängigen, souveränen Staaten erhoben wurden. Die Vermonter Ansiedler, die sich bei den Feindseligkeiten mit Newyork enger aneinander geschlossen hatten, erklärten nun auch offen ihre Unabhängigkeit und bildeten unter sich einen souveränen Staat, den indeß weder England noch Newyork noch auch die die sogenannten „Vereinigten Staaten" anerkannten. Auf dem Congreß war die Stimme des mächtigen Newyorks gegen das kleine Vermont überwiegend, und für lange blieb die von Newyork aufgestellte Ansicht, daß Vermont ein gegen seine begründete Autorität rebellirender Gebietskanton sey, die herrschende. Blutige Conflikte dauerten fort; man machte bei vielen oft wiederholten Ueberfällen gegenseitig Gefangene, die in Newyork als Rebellen eingekerkert und in Vermont als gierige Eroberer hart bestraft wurden. Indeß

hielt sich das kleine Vermont noch fast zwei Jahrzehnte lang tapfer bei seiner Selbstständigkeit, regierte sich ohne Union und ohne Congreß für sich allein, und neigte sich zuweilen sogar, um sich vor Newyork zu retten, zu Canada und dem brittischen Gouvernement hinüber. Da endlich seine Ansiedlung sich bedeutend mehrte, da in Newyork die alte Ländergier sich minderte, und der Congreß auch jenen langen Zwiespalt, der in der Nachbarschaft von Canada vielleicht gefährlich werden konnte, beseitigt wünschte, so wurden denn endlich im Jahre 1791 die Deputirten von Vermont auf dem Congreß zugelassen, und diese Gebirgsbewohnereidgenossenschaft als ein gleichberechtigter Staat in die Union aufgenommen.[1]

Seit dieser Zeit innerer Beruhigung haben sich nun alle kleinen Thäler und Bergabhänge des Kantons immer mehr mit Anwohnern erfüllt. Eine Menge kleiner Städte sind emporgewachsen, und einige von ihnen haben besonders in Folge des stets wachsenden Verkehrs und Durchzugs nach Canada ziemlich bedeutend an Bevölkerung zugenommen. Im Ganzen hat aber auch in dieser Beziehung Vermont den Charakter eines Gebirgskantons noch nicht verläugnet. Der Zuwachs der Bevölkerung ist seiner versteckten Lage und seiner verhältnißmäßig nicht bedeutenden Fruchtbarkeit wegen bei weitem nicht so groß gewesen, wie in andern Staaten der Union; auch haben sich

[1] Wer begierig seyn sollte, diese ganze höchst merkwürdige Geschichte von Vermont, die so sehr an die Geschichte der Schweizer Kantone erinnert, verständlicher und besser dargestellt zu sehen, den erlaube ich mir auf das Werk des trefflichen Professors Zadock Thompson: „History of Vermont, natural, civil and statistical. Burlington 1853“ zu verweisen. Es ist eine sehr vollständige, ausgezeichnete und höchst interessante Arbeit. Und namentlich ist darin die Geschichte der langwierigen Wirren zwischen Vermont, New-Hampshire und Newyork auf eine äußerst unparteiische, klare und bündige Weise, ich möchte sagen meisterhaft dargestellt. Ich konnte dieses Buch, nachdem ich es einmal zu lesen begonnen, nicht aus den Händen legen, bis ich es beendigt. Es gibt, selbst bei uns, noch nicht viele kleine Staaten, denen ein so nach allen Seiten hin genügendes Werk gewidmet wurde, wie Professor Thompson eines seinem kleinen Vaterlande zum Angebinde gemacht hat.

hier keine großen überwiegenden und völkerwimmelnden Marktplätze und Verkehrscentra ausbilden können. Fast die ganze Bevölkerung ist in kleinen Ortschaften und Städtchen vertheilt. Aber aus diesen neuenglischen Kleinstädtern gehen die Großstädter des Westens hervor, die Staatengründer am Ohio und Mississippi, die Erbauer von Buffalo, Chicago, Detroit, St. Louis und die andern Metropolen des großen zukünftigen Westreiches. Es sind äußerst friedliche, nette, reinliche kleine Orte, in den anmuthigen Thälern und Bergen des Landes zerstreut. Man kann sie mit dem Hinblick auf ihre welthistorische Bedeutung nicht ohne die größte Theilnahme betrachten; sie liegen so still und ruhig da wie Bienenkörbe, die schon geschwärmt haben, und stehen im größten Contraste mit dem stets wogenden Gewühle der Städte des Westens, an die sie ihre unruhigen Elemente abgegeben haben; sie sind wie die Lager und Dörfer der Indianer, nachdem die „jungen Leute“ in die Ferne auf Jagd und Krieg ausgezogen sind. Sie erinnerten mich auch zuweilen ein wenig an unsere sächsischen Erzgebirgsstädte, denn wie dort bearbeiten sie mühevoll den wenig ergiebigen Boden ihrer felsigen Nachbarschaft. Und wie dort gibt es in jedem von ihnen, jedoch in den andern neuenglischen Staaten noch häufiger als in Vermont, irgend einen kleinen Industriezweig.

Auch an Steinbrüchen mancherlei Art haben sie hier wie in unsern sächsischen Bergen einen großen Ueberfluß. Ein großer Theil der Steine, aus denen die prachtvollen Häuser des „Broadway“ und der fünften „Avenue“ in Newyork gebaut worden, kommt von hier. Namentlich werden hier in den Vermonter Bergen auch die großen Marmorblöcke gewonnen, aus denen die Reichen von Newyork und Philadelphia ihre Paläste bauen. Rutland, eine der kleinen Hauptstädte des Landes, sah ich von vielen solchen Marmorbrüchen umgeben, bei denen die schönen weißen Quader in breiten Haufen aufgeschichtet lagen. Die Farbe dieses Vermonter Marmors ist

meistens hell, doch gibt es auch bläulichen, röthlichen, ganz gelben, fleischfarbigen, aufs mannigfaltigste variirt. Diese Marmorbrüche sind zwar schon lange dürftig bearbeitet worden, aber erst in neuester Zeit haben die Eisenbahnen, die vom Hudson jetzt hieher führen, wie Zauberruthen belebend auf sie eingewirkt, und die Berge haben überall ihren Mund geöffnet und ihr weißes bis dahin verborgenes Marmorgebiß gezeigt. Das „Marble-Business“ ist bestimmt eine der wichtigsten Ressourcen des Staates zu werden.

In den letzten Jahren, wo die Geologen den Boden überall aufwühlten, wo man nach Californiens Vorgange an hundert andern Plätzen in der Welt Gold witterte, ist denn auch in Vermont eine goldhaltige Region entdeckt worden. Doch ist dieses Faktum interessanter für die Geologie, als für die Staatswirthschaft, weil der kostbare Stoff so dünne vertheilt erscheint, daß es sich nur selten lohnt, mit regelrechten Bergwerken auf seine Ausbeute hinzuarbeiten. Für die Geologen ist aber die Vermonter Entdeckung, die auch von den canadischen Geologen durch ihr Gebiet weiter verfolgt wurde, höchst merkwürdig. Es stellt sich nun als ein unbezweifeltes Faktum heraus, daß nicht bloß durch die Mitte der grünen Berge, sondern überhaupt durch das ganze große östliche Gebirgssystem der Vereinigten Staaten ein äußerst eigenthümlicher schmaler goldhaltiger Formationsstreifen wie eine Ader hindurchzieht. Derselbe ist aus Serpentin, Seifenstein und Steatit zusammengesetzt; er geht nordwärts von Vermont mehrere hundert Meilen durch Canada in der Richtung von Quebec, und südwärts läuft er über den Hudson nach Newyork, und weiterhin durch die gesammten Alleghanys bis nach Süd-Carolina hinab. Es ist merkwürdig genug, daß man jetzt fast auf der ganzen bezeichneten Linie gleichzeitig die Augen für dieses edle Metall geöffnet hat. In Vermont fand man Stücke Goldes von mehreren Unzen, eines sogar von $8\frac{1}{2}$ Unzen Gewicht; in Canada noch viel größere und zahlreichere, die auf dem geologischen Museum

in Montreal aufbewahrt sind. Aus Süd-Carolina haben uns die Zeitungen Aehnliches über Gold- und auch über Silberfunde berichtet. Dort überließ man sich, wie es scheint, großen Erwartungen. In Vermont aber glaubte man, daß das Muttergestein des Goldes, die schönen Steatiten und Serpentine, dem Volke und Staate weit nützlicher und wichtiger werden möchten, als das edle Metall selbst, das sie tragen.

Als wir von dem hübschen in einem weiten Bergkessel gelegenen Rutland abfuhren, setzte sich ein junger Mann von ungefähr 30 Jahren zu mir und knüpfte nun auf die gewöhnliche Weise und mit den herkömmlichen Fragen: Wer sind Sie? Woher kommen Sie? Wohin wollen Sie? Wie gefällt Ihnen unser Land? &c. ein Gespräch mit mir an. Es war einer von jenen langbeinigen, langarmigen, langfingerigen, vorn etwas übergebogenen Figuren, mit etwas leicht gekrümmtem Rücken und schwach gesenktem Haupte, wie einer, der gegen den Wind angeht, mit hervorragender Nase, mit kleinen Augen, mit schlaffen Wangen und magerem Muskelwerke, mit kurzem Athem und offenem Munde, kurz es war ein vollständiger Neuengländer, ein Yankee und in specie ein Vermonter. Als die Reihe des Fragens an mich kam, erzählte er mir mit der den Yankee's eigenthümlichen Freude und fast geschwätzigen Mittheilsamkeit seine ganze Lebensgeschichte. Er war in einem Felsenthale der grünen Berge geboren, von armen Eltern, von neun Söhnen einer, diese jetzt alle in der Welt zerstreut. Durch verschiedene Geschäfte, bald dieses, bald jenes betreibend, hatte er sich in seiner Jugend durchgeschlagen, und hatte sich am Ende nach dem fernen Westen, nach Jowa „hinüber geschiftet." Hier hatte er in einer wundervoll fruchtbaren Gegend und mitten in der schönsten Wildniß als Squatter gelebt, nach Herzenskräften gerodet und „geklärt," allerlei „Betterments"[1] gebaut, und

[1] „Betterments" (Verbesserungen) nennen die Ansiedler die neuen Gebäude, die sie auf ihrem Grundstücke errichten.

hatte sich so ein „Preemptionsrecht“ [1] an einem paar hundert Aecker erworben, und diese dann auch am Ende glücklich zu einem mäßigen Preise als sein Grundeigenthum acquirirt. Er sprach dieß alles in einer sehr heftigen Weise, indem er die Worte durch die Nase stieß, mit dem eigenthümlichen Tone oder Accente der Yankee's, den die Engländer den amerikanischen nasal twang nennen. Er fragte auch gar nicht darnach, ob ich ihn verstand oder nicht, und haspelte nur seine Erzählung ab wie eine Spinnmaschine. Als er an die Schilderung des Westens und der Fruchtbarkeit der Marschen Jowa's kam und darüber in einen etwas prahlerischen Enthusiasmus gerieth, verstand ich ihn kaum mehr und faßte nur zuweilen hie und da eines der stets in seiner Rede wiederkehrenden Worte: „crops, farms, manure, cattle, big ognions, fat porks“ ɩc., die ich mir dann mit etwas „guessing“ dahin zusammensetzte, daß die Ernten in Jowa enorm ergiebig, die farms „first rate“ (famos) seyen, daß manure gar nicht nöthig sey, das Vieh aber sich wie Sand am Meere mehre, daß kopfdicke Zwiebeln, nachdem man sie gepflanzt, sieben Jahre lang von selbst im Boden fortwuchern, und daß die Schweine so fett werden, wie „irgend welche in der ganzen Welt.“ Mein Gefährte zeigte dabei auf die mageren Schweine in Vermont, die wir hie und da am Wege sahen, auf die Steinbrüche und die dünne Ackerkrume des Landes, auf der seine zurückgebliebenen Landsleute mühsam ihr Brod sich erringen, und meinte, sie könnten nichts besseres thun, als sammt und sonders morgen am Tage aufzupacken und nach Jowa zu ziehen, wo noch Raum für ein Dutzend Staaten und Völkerschaften wie Vermont wäre. „Jetzt bin ich,“ sagte er zum Schlusse, „hieher gekommen, um die einzige werthe Person, die ich noch hier im Lande besitze, meine Mutter, im Städtchen Middleburg zu besuchen und sie nach Jowa auf meine Farm hinüber zu holen.“

[1] Preemptions- oder Vorkaufsrecht erlangen die Squatter an dem Boden, den sie bebauen, an dem sie aber zuvor kein Recht hatten.

Ich wollte ihm über die treffliche Gesinnung, die sich in dieser seiner letzten Mittheilung und Absicht an den Tag legte, etwas Beifälliges sagen; allein er ließ mir nicht die Zeit dazu. Denn nachdem er ausgesprochen hatte, erhob er sich, trampelte ein paar mal mit den Füßen, streckte die Glieder, gähnte ein wenig und nahm dann neben einem hübschen, jungen Mädchen, das auf der andern Seite des Wagens saß und zu dem er schon einige mal hinübergeschielt hatte, Platz. Es war ein allerliebstes, frisches Gesichtchen und ein schlankes, zierliches Figürchen. Von welchem Gewerbe, Stande, Range, aus welcher Klasse und Gesellschaft, das konnte ich nicht wissen, denn in Amerika sieht man dieß den Leuten nicht so leicht an wie bei uns, wo Jeder mehr oder weniger gezeichnet ist. Vermuthlich war es eine Farmerstochter (Bauernmädchen). Sie war aber so nett, elegant und modisch gekleidet, daß sie auch eben so gut ein Professors- oder Geheimerathskind seyn konnte. Ein zierlicher Kranz Pariser Kunstblumen rahmte ihr seidenes Hütchen und ihre feinen, lebhaften Gesichtszüge auf eine recht geschmackvolle Weise ein, und sie war überhaupt von Kopf bis zu Fuß in solche rosige und lebhafte Farben gekleidet, wie es die Amerikanerinnen meistens sind. Bei uns würde man solche farbige, bunte Schönen so auffallend wie Papageien oder Colibris finden. Hier ist es gewöhnlich und man muß ihnen lassen, sie wissen die zu einander passenden Farben sehr hübsch zu combiniren und stellen sich ganz zu ihrem Vortheil dar. Die Rosenfarbe und alle möglichen Schattirungen des Roth herrschen entschieden darin vor, und es ist möglich, daß sie ihrem etwas von Natur blassen Teint dadurch mehr Relief zu geben wünschen.

Da er sich im Lautreden nicht genirte, so merkte ich bald, daß mein Vermonter seiner Schönen dasselbe erzählte, was er mir vorgetragen hatte, die Geschichte seines Lebens, seiner acht Brüder, seiner Reiseabenteuer auf der Wanderung zum Westen, seines

Squatterthums, seines Ankaufs, seiner Rückkehr nach Vermont, und seiner schließlichen Absicht, „die einzige Person, an der er noch hänge," seine Mutter, nachzuholen. Dann hörte ich noch hin und wieder aus den einzelnen verständlichen Worten: „crops," „big ognions," „manure," „fat pigs" rc. heraus, daß er ihr eine eben so lebhafte, und, es schien mir, noch lebhaftere Beschreibung seiner Farm in Jowa machte.

Seine junge Vermonter Landsmännin hörten ihm mit großer Theilnahme zu, und fügte in sehr unbefangener Weise zuweilen einige freundliche und hübsch neugierige Fragen ein, die er immer sehr prompt beantwortete. Und als er endlich sagte, er wolle seine Mutter herabholen, brach sie ganz eifrig aus: „Ihre Mutter wollen Sie holen? O das ist schön von Ihnen!" Und ich dachte bei mir: „die einzige Person, an der ich noch hänge." „Ja noch, mein werthester Yankee, noch die einzige. Aber sieh dich vor, vielleicht findest du bald eine zweite! Vielleicht hast du sie schon gefunden!" Das zierliche Körbchen, das die Kleine mit einigen Reiseeffekten gefüllt trug, hatte er ihr schon längst aus der Hand abgenommen, und hielt es in seinen langfingrigen Händen. Sein Reisehandbuch (Guide) lag längst auf ihrem Schooße und sie blätterte darin, um über einige Dinge, nach denen sie sich erkundigt hatte, nachzulesen. Und als wir so endlich auf der Station des freundlichen Städtchens Middleburg ankamen, da hing ihr Arm an dem seinigen. Er führte sie zum Wagen höflich heraus, denn Middleburg war sowohl sein als ihr Reiseziel. Sie verschwanden mir auf ein paar Augenblicke, als sie sich zum Bagagewagen begaben, um ihre Reiseeffekten zu holen. Im Abfahren sah ich sie aber in der Menge noch einmal wieder. Ein Bursche, den er gedungen hatte, schleppte seinen eigenen schweren Koffer bei Seite. Er selber aber hatte sich über und über mit ihren Sächelchen beladen. Zu dem Körbchen waren ihr Shawl und Mantel, ihr Regenschirm,

ihr Reisesack und noch andere Dinge gekommen. Er schien mir ganz die Figur eines gezähmten Löwen zu machen, der sich ins Joch der Ehe schmiegen will.

Es ist zwar sehr möglich, daß ich dieß letztere mir nur einbildete, und daß die Geschichte nicht ganz so romantisch war, wie ich dachte. Denn bei dem ungenirten und zwanglosen Umgange, der zwischen jungen Leuten in Amerika zu herrschen pflegt, kann man beinahe nie wissen, ob ein schäkerndes Paar, das man vor Augen hat, schon zehn Jahre versprochen ist, wie deutsche Brautpaare, oder ob sie vor fünf Minuten Bekanntschaft mit einander gemacht haben, und ob die Liebesdienste und Höflichkeiten, die „Er" „Ihr" erweist, aus einem entflammten Herzen kommen, oder ob sie nur solche gewöhnliche Dienstleistungen sind, wie sie hier jeder Mann jeder Frau erweist. Es ist aber auch eben so gut möglich, daß sehr bald der Pastor etwas mit meinem Paare zu thun bekommen kann. Obgleich ich zwar wohl glauben will, daß die jungen ausgewanderten Farmer zuweilen ihrer alten Mutter wegen ins Vaterland auf Besuch zurückkehren, so kommen sie doch gewöhnlich nebenher auch, um junge Wirthschafterinnen und eine Mutter für ihre eigenen Erben und Nachfolger hinüberzuholen. Hübsche Mädchen sind dort drüben im westlichen Männerlande selten, und hier in Neuengland, wo oft alle neun Brüder auswandern, sind sie im Ueberflusse. Es ist daher auch ein alltägliches Ereigniß, daß einer seine künftige Lebensgefährtin auf der Eisenbahn oder sonst wo irgend zufällig findet und sie „going-ahead" entführt, und ich mag daher ganz recht gehabt haben, wenn ich die Geschichte mir so zurecht legte, wie ich es that, and wenn ich sie dem deutschen Leser als ein ländlich sittliches Reiseabenteuer mittheilte.

Es war auf dieser Fahrt mein Schicksal, noch mit einigen gepaarten Personen beider Geschlechter zu thun zu bekommen. Kurz

hinter Middleburg marschirten vier junge Männer mit hübschen, frischen, lachenden, heitern Mädchen am Arm in den Wagen herein. Sie gehörten, wie es schien, alle zu einer lustigen, durch Freundschaft und Scherze unter einander verbundenen Gesellschaft. Sie wollten alle acht neben einander sitzen, und um sich eine Gruppe von acht nachbarlichen Plätzen zu bilden, vertrieben die jungen Leute daher im Namen ihrer Damen mich, meinen Vormann und rückseitigen Nachbarn von unsern Sitzen und baten uns, anderswo Platz zu suchen. Wir thaten es gern, und mußten es auch nach den hier herrschenden Damenprivilegien thun. Allein mein Vormann war ein armer Patient, wie es schien, ein Fieberkranker, der vermuthlich auch aus dem Westen kam und nicht so viel muntere Laune mitgebracht hatte, als jene vier Mädchenentführer. Er sah im Gegentheil höchst elend and fast bejammernswürdig aus. Er hatte sich auf seinem Sitze eine Schlafstelle zurecht gemacht und war zu meiner Freude endlich sanft eingeschlafen. Als die muntern Damen, ihre Gesellschaft gruppirend, auch an dieses Jammerbild kamen, hoffte ich, sie würden den Schlaf und die Krankheit respektiren. Sie schienen anfangs wirklich auch dazu geneigt und zauderten ein wenig. Da sie sich aber weiter umblickten, ohne geeignete Sitze für sich entdecken zu können, so rüttelte endlich einer der Herren den Kranken ganz unbarmherzig aus dem Schlafe und zeigte ihm seine hübsche Dame. Der arme Fiebermann, als hätte er ein Schreckbild gesehen, raffte sich schnell auf, und wurde von uns dann zu einem andern Sitze transportirt. Es scheint mir wirklich, als ob die amerikanischen Damenvorrechte manchmal sehr hart seyn können. Gewiß machten sie jenen armen Passagier zum Märtyrer, der nun, vom Fieber geschüttelt, sich vergebens bestrebte, den sanften Schlaf wieder zu gewinnen, während die privilegirten Ladies scherzten und lachten.

VI. Burlington.

Burlington ist bei weitem die größte und bedeutendste unter den kleinen Städten Vermonts. Es hat jetzt über 6000 Einwohner, da unter allen übrigen nur eine einzige ist, die bis auf 4000 hinaufkommt. Nichts desto weniger ist Burlington nicht die Haupt- und Gouvernementsstadt. Man hat auch hier in Vermont nach dem Beispiele aller übrigen Vereinsstaaten nicht die größte, sondern eine kleinere Stadt, Montpellier, zum Sitze der Regierung, des Parlaments und der Oberbehörden gemacht. Und doch kann hier nicht der für Newyork und die andern großen Staaten angeführte Grund, daß die Volkshaufen und zügellosen Parteiungen des Forums eine Verlegung der Regierung aus den volksreichen in die kleineren Orte heilsam erscheinen lassen, geltend gemacht werden. Denn in dem kleinen Burlington kann der sogenannte „Mob" nicht viel zügelloser und entarteter seyn, als in dem kleineren Montpellier. Vielleicht ist die Erklärung darin zu suchen, daß Burlington erst in neuester Zeit so bedeutend geworden ist, vorzüglich in Folge der blühenden Dampfschifffahrt auf dem Champlainsee, und in Folge des außerordentlich lebhaften, sich aufschwingenden Verkehrs mit Canada. Burlington liegt unmittelbar am See in einer reizenden Umgebung. Man sagt, daß es in dieser Hinsicht von keiner neuenglischen Stadt übertroffen werde. Die Bai des Sees, an die sich die Stadt lehnt, bildet einen trefflichen Hafen, ungefähr in der Mitte der Längenerstreckung des ganzen langen Wasserbassins. Wie die größte Stadt in Vermont, so ist es auch die Haupthandelsstadt am See, dessen vornehmste Lokalgeschäfte sich hier concentriren, und dessen kleine Schiffsflottillen hier aus- und einlaufen. Das Centralthal von Vermont, in dem auch Montpellier liegt, mündet hier aus. Es ist das Thal des Onion Rivers (Zwiebelflusses), der jetzt glücklicherweise

gewöhnlich wieder mit seinem alten, viel hübscheren indianischen Namen, der „Winuski,“ genannt wird. Selbst in diesem kleinen amerikanischen Weltwinkel soll es Geschäftshäuser geben, die jährlich für 300,000 Dollars Waaren umsetzen.

In dem Wirthshause, in welchem ich mich hier einquartierte, fand ich wieder, wie in Albany, einen Neger an der Spitze seiner Kellnerinnen als Chef des Speisungsdepartements. Ich bewunderte das stille und würdevolle Wesen, mit dem er seine Geschäfte leitete, und sprach mit dem Wirth über ihn. Dieser sagte mir, er achte seinen schwarzen Obermundschenken hoch. Er sey ein sehr sinniger und nachdenksamer Mann. Derselbe habe sein eigenes System und seine eigenen Gesetze in seinem Departement eingeführt, und er denke viel darüber nach, wie er es noch besser machen und welche Reformen er einführen könne. Er selber, der Wirth, lasse ihm ganz seinen freien Willen und finde nie Ursache zu klagen. „Ist er ein Flüchtling aus dem Süden?“ „Das weiß ich nicht,“ sagte der Wirth, „darüber habe ich nie mit ihm gesprochen. Seine Herkunft und frühere Geschichte ist mir ein Geheimniß, und ich berühre den Gegenstand nie. Ich habe aber noch einen andern Neger in meinen Diensten; das ist ein wahrer Onkel Tom, obwohl er nur die niedrigsten Dienste in meinem Hofe als Holzhacker, Stiefelputzer ꝛc., versieht. Er heißt T......, und wenn Sie wollen, will ich Sie zu ihm führen.“ Ich ging in den Hof hinab und fand T...... allein beim Holzhacken ganz emsig beschäftigt. Er sprach etwas spanisch und mußte daher wohl aus dem Süden seyn. „Wie geht's, T......?“ „Recht gut, Herr!“ „Noch so fleißig?“ „Ja, ich habe viel zu thun. Die Holzkloben sind verwünscht zähe. Und dann habe ich diesen Abend noch allerlei andere kleine Geschäfte.“ „Nun, laßt Euch Zeit, T......!“ sagte sein Herr. — „Ja, Zeit lassen. Ihr habt gut reden. Fertig muß ich es Alles doch einmal haben. Laßt mich nur gewähren.“ „Wirklich,“ sagte der

Wirth, „ich kann ihn immer gewähren lassen. Der Mann ist jetzt längere Zeit bei mir im Dienste, und ich finde keinen Tadel an ihm. Er thut alle seine kleinen Geschäfte äußerst willig. Und gibt es nichts zu thun, so schafft er sich selbst ein Geschäft. Er ist immer so stille für sich weg, wie Sie ihn jetzt sehen. Mit allen im Hause verträgt er sich exemplarisch, und mir gehorcht er wie ein Kind. Er ist äußerst fromm, geht so oft er kann in die Kirche, und führt immer Bibelsprüche im Munde. Auch bin ich überzeugt, er hat, während er da Holz hackt, stets biblische Dinge im Kopfe. Ich wiederhole es Ihnen, man hat oft die Möglichkeit eines Onkel Tom in Zweifel gezogen; aber ich für meinen Theil weiß, daß ich einen Onkel Tom in meinen Diensten habe." Da mir dieß ein sehr verständiger und anscheinend sehr wohlwollender Mann sagte, der übrigens ein Yankee war, also keineswegs sich zu raschem Enthusiasmus neigte, so hatte sein Zeugniß bei mir kein geringes Gewicht.

Den Abend machte ich noch einige Besuche. Ein kleiner Bube von vierzehn Jahren zeigte mir Weg und Steg. Ich bemerkte, daß er Tabak kaute. „Was? du kaust schon Tabak?" sagte ich. „Ja wohl, Herr, ich kaue Tabak. Ich rauche auch Cigarren." „Wie lange kaust du schon?" „Schon vier Jahre. Das erste Stück, das mir ein Bube gab, spie ich aus, das zweite auch. Er sagte, ich solle es noch einmal probiren, und am Ende lernte ich es." „Leidet das deine Mutter?" „Sie glaubt, ich kaue gar nicht. Zwar haben es ihr einige Leute hinterbracht, auch riecht sie es mir zuweilen an; aber wenn sie mich fragt, so verneine ich es immer geradezu." „Abscheulich, da lügst du ja!" „Ja, mein Gott, Herr, soll ich ihr denn die Wahrheit sagen? Wenn ich das thäte, so würde sie mich schlagen!" „Was ist denn das dort für ein großes Feuer? ist das ein Leucht- oder ein Freudenfeuer?" „Nein, es ist eine Feuersbrunst, I guess." „Wo mag es seyn?" „Ich weiß nicht, es geht mich nichts an (I do not care). Diesen Nachmittag

ging auf dem See im Sturme auch ein großes Schiff unter. Die Masten bliesen ab. Nichts von den Waaren wurde gerettet." „Ging denn die Mannschaft auch verloren?" „Ich weiß nicht, but I guess (vermuthe wohl)." „Wem gehört denn das große Haus dort?" „Bisher gehörte es Herrn H. Aber er ist jetzt kürzlich nach dem Westen aufgebrochen und hat viel Geld mitgenommen." „Er war wohl sehr reich?" „Nein, er hatte viel Schulden, die er nicht zu bezahlen wünschte. Er schickte daher zuerst seine Frau und Kinder voraus und gab ihnen sehr viel Geld mit. Nachher verkaufte er von dem Seinigen noch vieles im Stillen und unter der Hand und ging selber nach." Ei, du kleines Sodom und Gomorra! dachte ich bei mir selber, und wollte noch weiter darüber nachdenken, als ich eben bei dem Hause meines Freundes anlangte. Dort nahm man mich sehr freundlich auf, und meinen kleinen, nichts weniger als elegant gekleideten Burschen auch. Der Herr des Hauses bot ihm selbst einen Stuhl, da er vernommen hatte, daß er zu mir gehöre, und ließ ihn ganz republikanisch mit in Reihe und Glied sitzen. Mein Kleiner war auch von vornherein wie ein Gleichberechtigter mit ins Zimmer hereingetreten, und nachher, da es ihm zu kalt wurde, oder da er zu seiner Unterhaltung näher ans Feuer treten wollte, so rückte er mit seinem Stuhle ganz zum Ofen heran, mitten in die Stube und machte es sich sehr comfortabel. Mir war dieß alles noch sehr neu, und ich dachte mir, daß bei uns jeder solche kleine dienende Geist ohne Zweifel vor der Thüre des Zimmers gewartet hätte oder doch in die Küche gegangen wäre. Nachher aber habe ich es noch oft erlebt, wie solche Leute hier zu Lande — freilich ohne alle plumpe Anmaßung, vielmehr sehr arglos — überall mit mir eintraten, mich introducirten und vom Hausherrn auch überall mit der größten Freundlichkeit eingeladen und bedient wurden, ohne daß dabei eine gezwungene Selbstverläugnung im Spiele zu seyn schien.

Ich traf die trefflichen Damen dieses Hauses mit Nähen und Kleidermachen beschäftigt. Es war für arme französische Canadier aus der benachbarten Provinz. Diese Leute kommen aus ihrem minder geschäftreichen Lande (es ist Niedercanada gemeint) oft hierher nach Vermont, um Arbeit zu suchen. Wenn sie sie nicht finden, leiden sie oft Noth und Mangel, und sie bilden einen großen Theil der hiesigen Hülfsbedürftigen und Bettler. Sie gehen auch noch weiter nach Neuengland hinein. Sie dehnen ihre Excursionen auch längs des ganzen Champlainsees aus und kommen bis nach Albany hinab, wo man zuweilen arme Canadier zigeunerartig herumziehen sieht. Einzelne werden sogar auf dem Hudson hinab bis Newyork geführt, in welcher Stadt überhaupt jetzt die canadische Colonie — nicht bloß die Bettler — sehr im Zunehmen begriffen ist. Auch die großen, schönen Dampfschiffe auf dem See Champlain, die ihrer ausgezeichneten Bauart und Einrichtung wegen selbst in Amerika berühmt sind, haben gewöhnlich eine französisch-canadische Mannschaft und Bedienung. Als Bedienung hat man diese gutmüthigen, höflichen und äußerst gefälligen Leute besonders gern. Auch als Arbeiter sind sie gewöhnlich williger, jedenfalls billiger, als die anspruchsvollen Amerikaner. In gewisser Beziehung dient daher der See, den die Franzosen entdeckten, noch immer auch heutiges Tages ihren Nachkommen als ein Wohn-, Wander- und Durchzugsgebiet. Auch einzelne canadische Indianer ziehen noch jetzt diesen uralten Wanderweg des Landes nach Albany und bis Newyork hinab. Ehemals war es eine Kriegsstraße, auf der sie unzähligemale, von Franzosen angeführt, zum Süden hereinbrachen. Jetzt kommen sie nur als stille Krämer, mit Körbchen, gestickten Pantoffeln und andern kleinen Produkten ihrer Kunst beladen herein.

Am andern Tage führte mich ein kleiner, von gastfreundlicher Hand geleiteter Einspänner in der Umgegend umher, und wir

bestiegen auch den hochgelegenen Thurm des Universitätsgebäudes, von dessen Spitze aus man ein herrliches und vielgepriesenes Panorama überblickt. Im Osten hatten wir die ganze Reihe der „Grünen Berge," davon das Land seinen Namen erhalten, in einer Entfernung von 20 bis 30 Meilen. Sie steigen bis über 4000 Fuß auf und gewähren einen recht imposanten Anblick. Ihre höchsten Spitzen haben englische Namen: the Chin (das Kinn), the Nose (die Nase), Camels hump (Kameelsbuckel) ꝛc. Ein Herr in Vermont hat mir aber gesagt, daß manche Liebhaber der indianischen Alterthümer und Geschichte sich viel Mühe gegeben hätten, ihre alten indianischen Namen wieder ausfindig zu machen. Es wären dabei auch zuweilen canadische Indianer und ihre etwaigen Traditionen befragt und zu Rathe gezogen worden. Sehr wahrscheinlich haben sie auch einmal französische Namen gehabt, und diese, wenn etwas daran gelegen wäre, wären denn wohl eher wieder zu finden, als die indianischen. Zwischen den Bergen und dem See überblickt man ein anmuthiges Hügelland. Jenseits des Sees im Osten thürmen sich aber wieder hohe Gebirge auf. Es sind die Aderondagketten im nördlichen Theile des Staates Newyork. Sie sind größtentheils kahl und gewähren einen wilden Anblick. Auch ihre Abhänge nach dem See zu sind nicht so bebaut und bevölkert, wie das Vermonter Seeland. Hinter den Bergen liegt ein großes, fast 3000 Fuß hohes Plateau, das ebenfalls noch ziemlich öde und zum Theil nur Jägern und Fischern bekannt ist. Es ist einer der am wenigsten besuchten und bewohnten Theile des Staates Newyork. Hie und da aber gibt es kleine Seen und in ihrer Nachbarschaft reizende Naturscenen, die aber nur von wenigen Leuten genossen werden. Die großen Verkehrsstraßen, die Lake-Champlainstraße im Osten, die Straße des Mohawk, Eriekanals ꝛc. im Süden, und der große St. Lawrencestrom im Norden gehen rund um diese große terra incognita herum. Kein Hauptweg durchschneidet sie.

Beide Länder hüben und drüben, das Land der Grünen Berge und das der Anderondaggebirge, sind völlig von einander verschieden. Die lange Kluft des Champlainsees und seiner Fortsetzung bis zum Lorenzostrome macht für Thiere, Pflanzen und andere Naturphänomene einen außerordentlich scharfen Abschnitt. Zu beiden Seiten herrscht eine andere Fauna und Flora. Vom Westen her bis an das westliche Ufer gehen die Thiergeschlechter des Westens, und bis dahin herrschen auch die Pflanzenformen und Gattungen der großen Seen, des Ontario, Erie ꝛc. Es gibt eine Menge westlicher Wesen und Gebilde, die gar nicht über die Aderondagberge und den Champlainsee hinüberkommen. Vermont gehört dagegen, wie in ethnographischer, so auch in naturhistorischer Beziehung, mit den übrigen neuenglischen Staaten zu derselben großen Provinz. Das Thal des länglich gestreckten Sees ist gewissermaßen eine Fortsetzung des langen Hudsonthales aus Süden nach Norden, und beide zusammen bilden einen tiefen Kanal, aus dem manches südliche Leben nach Norden hinaufströmt. So z. B. kommt aus diesem Kanale auch alljährlich eine sehr zierliche Gattung kleiner Colibris herauf. Sie langen schon im Mai an, und man erzählte mir jetzt (den 5. Oktober) in Burlington, daß man noch vor acht Tagen (also Ende September) hie und da einen kleinen, goldschimmernden Colibri im Garten habe fliegen sehen. Uebrigens geht diese Vermonter Colibrigattung[1] noch weiter nordwärts bis zum St. Lorenzo und noch tiefer in Canada hinein, und baut seine Nester bis in die Wälder in der Nähe der Hudsonsbay hinauf, wie auf der andern Seite bis zu den Küsten von Nova Scotia.

Daß ich dieß alles auf der Thurmspitze eines Universitätsgebäudes überblicken sollte, war mir ganz was Neues; denn wer hat in Deutschland von einer Alma Mater in Burlington gehört? Das Merkwürdigste an dieser Universität ist jedenfalls ihre Geschichte,

[1] Trochylus Colubris.

die man in dem oben erwähnten trefflichen Werke des Professors Thompson näher entwickelt sehen kann. Es ist unglaublich, durch welche Schwierigkeiten sich dieses kleine Institut von der ersten freiwilligen Subscription an, die, am Ende des vorigen Jahrhunderts veranstaltet, ein Paar tausend Thaler zur Anschaffung von 300,000 Ziegelsteinen möglich machte, bis auf die neueste Zeit herab hindurchzuwinden hatte. Ein halbes Dutzendmal war das kleine Licht nahe am Erlöschen, wurde aber immer wieder, meistens durch Privatsubscriptionen gerettet. Endlich die letzte Subscription im Jahre 1833 brachte die erkleckliche Summe von 26,000 Dollars zu Wege und stellte das Ganze auf eine solidere Grundlage. Nun zuerst wurde auch eine ordentliche Bibliothek gekauft. Man verfuhr dabei so. Man theilte das ganze Gebiet der Wissenschaft in eine gewisse Anzahl von Feldern. Jeder Professor schrieb die für sein Feld wünschenswerthen Bücher auf, und so bekam man einen Katalog, bevor noch die Bibliothek selbst da war. Dann sandte man einen wissenschaftlichen Agenten mit dem Gelde (10,000 Dollars) in der Tasche nach Europa und dort wurden dann die Bücher auf deutschen Auktionen und auf andern Wegen gekauft. Man erhielt so eine hübsche Sammlung von nahe an 10,000 Bänden, von denen manche noch die Spuren der Studien und auch die eingeschriebenen Namen eines Blumenbach oder Jacobs, Wüstemann oder Grimm an sich tragen.

Wie diese Universität, so, scheint es mir, hatten überhaupt alle wissenschaftlichen Unternehmungen in diesem kleinen demokratischen Vermont einen sehr schwierigen und dornenvollen Weg bis zum Gelingen durchzumachen. So z. B. lag auch der Vorschlag zur Bewilligung von Geldern für eine geologische Untersuchung des Landes, für Anstellung eines Staatsgeologen und für Anfertigung einer geologischen Karte lange Zeit vor dem hiesigen Parlamente, und wurde eine ganze Reihe von Jahren als unnöthig verworfen, zwar

jedes Jahr wieder vorgebracht, aber erst im Jahre 1844 im Unterhause mit 96 „Ja" gegen 92 „Nein" durchgeführt. Wahrscheinlich ist die allzu demokratische Verfassung Vermonts daran Schuld, daß, wenn auch nicht die Volkserziehung, doch die höheren Wissenschaften hier etwas langsamer von der Stelle kommen. Das aristokratische Südcarolina hatte schon 1824 die Mittel zu einer gründlichen geologischen Untersuchung des Landes bewilligt. Vermont hat wahrscheinlich von allen Staaten in der Union die breiteste Grundlage für seine politische Verfassung angenommen. Jeder Mann von 21 Jahren und von unbescholtenem Charakter, der Bürger des Staates geworden ist, hat das Recht zu wählen. Sogar die Neger, die hier liberaler als sonst irgendwo behandelt werden, können votiren, und es wird dazu von ihnen nicht mehr verlangt, als von einem Weißen, während in manchen andern Staaten, z. B. in Newyork, die Neger zwar auch votiren können, aber nur wenn sie einen gewissen Belang von Eigenthum besitzen. Wie die Individuen, so hat man auch die Corporationen, z. B. die Städte, alle gleich berechtigt, und ist dadurch, indem man das demokratische Princip so zu sagen bis ans Ende zu verfolgen glaubte, beinahe auf einem Umwege durch die Extreme in Aristokratie verfallen. Die kleinen Städte wollten keine Vorrechte der großen dulden, und alle und jede bekam daher Gleichberechtigung, so daß nun die Städtchen von hundert oder ein paar Hundert Einwohnern, deren es eine Menge in Vermont gibt, ebenfalls ihren eigenen Repräsentanten in das Parlament schicken, während Städte, wie Burlington, die über 6000 Einwohner haben, auch nicht mehr senden. Dieß ist sehr demokratisch in Bezug auf Corporationen. Es ist aber sehr ungerecht in Bezug auf die Individuen, welche diese Corporationen bilden. Es gibt einem Bewohner einer kleinen Stadt von 100 Bewohnern eine 60mal so große politische Bedeutung, als sie der Bürger einer Stadt von 6000 Einwohnern besitzt. Dieß heißt aus

überdemokratischer Tendenz sehr große Aristokraten schaffen. Drei große Städte haben längst dagegen protestirt, aber die kleinen wollen sich nicht aus ihrem Terrain vertreiben lassen.

VII. See Champlain.

Die Stürme, welche noch den Tag zuvor Schiffbrüche auf dem See veranlaßt hatten, waren am folgenden Tage völlig beruhigt, der kleine, vorher so grimmig blickende und wüthende Tyrann gänzlich besänftigt und friedlich lächelnd wie ein Spiegel. Ein Nordwestwind, hier zu Lande der Schönwetterwind, hatte den ganzen Himmel rein gefegt, und einer jener schönen Dampfer, die reinlich, blank, weiß angestrichen wie Schwäne den See befahren, landete in Burlington und entführte uns auf seinem Rücken nordwärts über den See hinweg. Daß die Amerikaner im Ganzen genommen das reinlichste Volk auf der Welt seyn müssen, kann der Reisende, wenn es nicht schon aus vielen andern Dingen einleuchtete, aus genauer Inspektion aller Räume eines solchen Dampfers erkennen. Da ist kein Winkel, in den nicht ein Elegant ohne allen Widerwillen, ja mit Vergnügen eintreten und hineinblicken könnte. Und doch ist auch kein Winkel, in den nicht mit ihm ebenfalls Jan Hagel, so weit der Ausdruck hier zu Lande paßt, hineinkommen könnte. Nicht nur in den Gesellschaftssälen, den Speisezimmern, den Schlafkabinetten strahlt Alles von der glänzendsten und nettesten Ordnung. Auch die Wasch- und Badeanstalten, die Barbier-, Parfümerie- und Haarkräuslerläden — daß es solcher Läden an Bord fast jedes Flußdampfers gibt, sollte ich für deutsche Leser wohl erst erwähnen auch diese verschiedenen Läden und Etablissements, sage ich, die

das Leben auf dem Dampfer so comfortabel und häuslich machen, sind meistens so gut gehalten und elegant, wie in den Straßen Newyorks oder Bostons. Sie sparen dem geschäftigen Passagier viel Zeit, und erlauben ihm, unterwegs auf dem Wasser mancherlei Dinge zu besorgen, wozu er am Lande selbst in den zeitraubenden Städten die rechte Stunde nicht finden konnte. Auch für den Genuß der frischen Luft und der Natur sind diese Dampfer, die man überall nachahmen sollte, herrlich eingerichtet. Eine hohe und breite Plattform, das sogenannte „Promenadendeck," erhebt sich in der Mitte, wie ein Tanzboden, der überallhin freien Umblick gewährt, wie das glatte italienische Dach eines Wohnhauses, und wo man in seinen Spaziergängen nie genirt ist, da selbst in der Saison der größten Reiselust diese geräumigen Schiffe noch immer ein Dutzendmal so viel Cubik- und Flächenraum per Kopf und per Fuß gewähren, als unsere Rhein-, Themse-, Seine- und Donaudampfer. Weht der Wind zu kalt, so steigt man in die zweite Etage hinab, und findet daselbst im Hintertheile des Schiffs geschützte Räume, halb offene Verandas oder weite Balkone, auf denen man sich dem Naturgenuß bequem hingeben kann. Oder man setzt sich seinen Stuhl noch tiefer hinab in den kleinen Portikus oder Säulencorridor, der unten beinahe dicht über dem Wasser rings um die Zimmer der Ladies herumläuft, und findet da jedenfalls irgendwo einen geschützten Ort.

In einem so geputzten Schiffe und auch bei einer so, wie ich sagte, gereinigten Natur, gewährte es keinen geringen Genuß, den See zu bereisen, diesen herrlichen See des Franzosen Champlain, der hier die ersten europäischen Schießgewehre erknallen ließ. Er hatte, als er 1809 von Canada herauf kam, nur drei Musketen bei sich, setzte damit die ganze Umgegend in Schrecken, und erfocht mit ihnen Siege über die am See wohnende wilde Nation.

Daß Champlain, der eigentliche Begründer Canadas, der so

vieles für Verbreitung europäischer Herrschaft und Kultur in diesen Gegenden that, die Ehre hatte, seinen Namen diesem See zu geben, kann man in keiner Weise bekritteln, besonders da jener große Entdecker sonst fast gar kein geographisches Monument hier im Norden bekam.[1] Allein nichts desto weniger muß man zugeben, daß die Indianer wieder, wie fast überall, längst viel bezeichnendere Namen dafür erfunden hatten. In der Sprache eines der einheimischen Urstämme hieß der See Petawa-bougue, was so viel bedeuten soll, als Abwechselung von Land und Wasser, und was bei den vielen Inseln und dem Seearme dazwischen ein sehr passendes Namenbild gibt. Ein anderer Stamm nannte ihn Camaderi-Guarunte, was so viel heißen soll als der Landesmund oder die Landesthür. Für den kleinen See, der im Süden des Champlainsee's mit ihm in Verbindung steht, und den wir jetzt Lake George nennen, hatten die eingebornen Indianer einen andern Namen, der so viel bedeutete als ein dem großen See angehängtes Gewässer. Schwerlich kann man bei der Namengebung eine geographische Beziehung und eine historische Bedeutung richtiger würdigen, als es in den beiden letzten Fällen von den Indianern geschehen ist. Vorzüglich frappirt wohl der Name „Landesmund," denn in der That ist Lake Champlain mit seiner Fortsetzung, dem Flusse Richelieu, mit dem er in den Lorenzo ausläuft, das einzige natürliche Thor, das die weiten Gebirgsländerdistrikte rings umher hatten und haben. Es ist ohne Zweifel eine uralte indische Kriegs- und Völkerstraße. Es war in der Zeit der französischen Herrschaft in Canada beständig der Mund, durch den die benachbarten feindlichen Nationen, die Franzosen und Britten, im Musketen- und Kanonendonner zu einander redeten. Mehr als ein Jahrhundert lang, mitunter periodenweise ganz regelmäßig jedes Jahre marschirten die Canadier in dem Thale des See's südwärts, um die brittischen Besitzungen anzufallen und

[1] Nur eine „Grafschaft Champlain" in Canada ist noch nach ihm genannt.

die Ansiedlungen zu verwüsten; eben so oft brachen die Britten an der Spitze der wilden Irokesen aus diesem Thore nordwärts hervor, um Wiedervergeltung an den Franzosen zu üben. Auch in den späteren Kämpfen zwischen England und seinen Colonien behauptete Lake Champlain immer jene von den Indianern zuerst erkannte strategische Bedeutung als ein Landesthor, und auch jetzt noch behauptet er sie; doch speit das doppelt geöffnete Thor einstweilen — nun schon seit vierzig Jahren — nicht mehr nach Blut und Haarschöpfen begierige Indianer, oder Flinten, Schwerter und Kanonen aus; glücklicherweise gibt es nur Dampfschiffe, Lokomotive, Postwagen, Handelsleute und eine Fülle von Waaren aus Newyork und Montreal von sich, zwischen welchen beiden großen Handelsplätzen es die vornehmste, ja einzige Verbindungspassage vervollständigt.

Auf der ganzen 400 Meilen langen Linie zwischen Newyork und Montreal ist der Lake Champlain nach dem oben betrachteten Flusse Hudson die merkwürdigste, dem Verkehr förderliche Naturveranstaltung. Er stellt eine mit den größten Schiffen fahrbare Wasserstraße von 100 Meilen Länge dar. Leider ist er dadurch etwas isolirt, daß sein Ausfluß, der Fluß Richelieu, durch Stromschnellen und Felsen für die Schifffahrt untauglich wird. Es blieb daher ein ähnlicher Festlandisthmus zwischen dem Nordende des See's und dem Lorenzo, wie er zwischen dem Südende und dem Hudson bestand. Kanäle, Eisenbahnen und andere mannigfaltige Arbeiten haben in neuerer Zeit diese Isthmen durchschnitten, jene natürlichen Bahnglieder durch Kunst verkettet und in einen einzigen und einigen schönen Verkehrsweg verwandelt.

In früheren, d. h. in vorhistorischen Zeiten, gab es ohne Zweifel eine Periode, in welcher die ganze Linie mit Wasser gefüllt war, und wo ein großer Naturkanal, ein Seearm, aus dem Lorenzobusen durch Lake Champlain und durch den Hudsonfluß rings um New-England herum ging, und dieses ganze Neu-England stellte sich

wahrscheinlich damals als eine Insel dar. Die kürzlich gemachte Entdeckung eines Wallfischgerippes im Schlamm am Ufer des Champlain setzt es fast außer Zweifel, daß der See einst mit dem Meere zusammenhing und Seewasser enthielt. Es war noch dazu eine Gattung Wallfische, die noch heutigen Tags in benachbarten Meeren lebt. Ja noch heutigen Tags reichen sich Meereseinflüsse und Meeresprodukte so zu sagen im Rücken von Neu-England beinahe die Hand. Ich habe oben gesagt, daß Seemuscheln, brackisches Wasser, Seefische und auch die Meeresfluth bis nach Westpoint und theilweise bis nach Albany hinaufsteigen. Hier am Champlainsee erfuhr ich nun, daß auch Seethiere, nämlich Seehunde, gleichsam auf jenen alten Wanderwegen der Wallfische, bis in den See hinaufsteigen. Sie kommen vom Meere durch den breiten mächtigen St. Lorenzo, von da durch den Richelieufluß, in diesem kriechen sie mühselig zwischen den Felsen und in seinen Katarakten hinauf und gelangen so in den Binnensee Champlain, wo man sie zuweilen im Winter auf dem Eise getödtet hat. Dieses merkwürdige Faktum theilte mir zuerst einer der gelehrten Herrn in Burlington mit. Auch fand ich in des oft erwähnten vortrefflichen Professor Thompsons Werk über Vermont einige Fälle von in der Nähe von Burlington getödteten Seehunden. Als ich aber darüber mit unserem Dampfschiffskapitän auf dem See selber sprach, sagte mir dieser, der Fälle seyen nicht bloß einige, vielmehr seyen Seehunde auf dem Lake Champlain eine ziemlich gewöhnliche Erscheinung. Sie gingen bis in den südlichsten Winkel des See's herab, bis in die Nähe von Whitehall. Fast alle Jahre schlügen, wie er sich ausdrückte, die Yankee's dort zwei oder drei Seehunde todt. Zwischen Whitehall, wo die letzten Boote aus dem nördlichen Ocean erscheinen, und Albany, bis wohin, wie ich zeigte, die letzte oceanische Regung sich aus dem Süden erstreckt, bleibt eine Landstrecke von nur etwa zwanzig deutschen Meilen, und da Wallfische auch noch in unsern

Zeiten den Lorenzo hinauf bis Montreal verfolgt und bei dieser Stadt gefangen worden sind, so kann man daraus ersehen, daß die Halbinsel Neu-England noch heutigen Tags beinahe ganz von Seethieren so zu sagen umschwommen wird.

Mir selber schien diese Untersuchung auch deßwegen nicht uninteressant, weil viele der ersten und ältesten Landkarten dieser Gegend, als hätten sie das Wesentliche der ganzen Situation sehr richtig geahndet und auch die Vergangenheit und den Zusammenhang der Dinge klar erkannt, Neu-England wirklich als eine Insel, den Hudson mit dem Champlain zusammen als eine fortlaufende Wasserenge darstellen. Es war dieß nicht bloß eine Ansicht der Kartenzeichner, sondern auch lange Zeit die Meinung der ersten Ansiedler in Neu-England. Die Leute hörten überall von tiefen schiffbaren Gewässern in ihrem Rücken sprechen, und setzten daher in Gedanken diese Gewässer zu einem Ganzen zusammen. In hohem Grade ist auch Neu-England von jeher eine Insel gewesen, und demnach die Neu-Engländer als wahre Insulaner zu betrachten. Wie ihr Land durch Meer, Gebirge, Lake Champlain rc. ringsum her ausgeschnitten ist, so ist auch ihr Charakter in compakteren, festeren und engeren Gränzen zusammengehalten, als das Wesen ihrer übrigen amerikanischen Landsleute.

Die ganze Nordhälfte des Champlains ist mit kleinen und großen Inseln angefüllt. Sie sind zum Theil waldig, zum Theil angebaut und bewohnt, und einige haben sogar kleine Städte oder Ortschaften. Wir schifften während des schönsten Abends bei diesen Inseln vorüber. Zuweilen sind es bloße aus dem See hervorragende Felsenköpfe. Eine derselben heißt „Kelton's Prize“ (Keltons Prise), weil, wie die Amerikaner wenigstens erzählen, ein englischer Schiffskommandeur einmal in Kriegszeiten auf diesen Felsen, den er für ein feindliches Schiff hielt, stark losbombardirte. Die Sonne ging hinter dem wilden Aderondaggebirge mit herrlicher Abendrothmalerei

unter, und die Atmosphäre und die Sonne spielten durch hundert Farbentöne, bis der Mond endlich aufging und alle Nuancen in seinen Silberschimmer verschmolzen.

Die Leute an Bord unseres Schiffs waren lauter Franzosen aus Canada. Es waren die ersten Canadier, die ich sah. Sie machten einen sehr günstigen Eindruck auf mich. Es waren nette, frische, muntere Männer. Daß der alte französische Geist aus der belle France noch unter ihnen herrsche, war bald zu bemerken, denn wenn eben nichts an Bord des Schiffes zu thun war, saßen sie alle in einem Haufen auf den Waarenballen zusammen und schwatzten und scherzten mit einander. Ich fragte den Kapitän, ob er die Canadier den Amerikanern vorzöge. „Ohne Zweifel," sagte er, „meine Amerikaner sind mir zu independent, und es gibt viele Arbeiten, die sie nicht gern übernehmen."

Zum erstenmal auch kam ich hier mit Indianern und Indianerinnen zusammen. Ich hielt sie, da sie, in ihre weiten dunklen Mäntel gehüllt, so still und scheu da saßen, anfänglich für eine Gruppe armer deutscher Auswanderer, bis mir einer, als ich ihn französisch, deutsch und englisch vergebens angeredet hatte, mir mehreremal wiederholte: Sawasch, Sawasch! (Je suis sauvage.) In der schönsten Mondscheinnacht stiegen wir am nördlichsten Ende des See's bei Rouses-Point ans Land und betraten den Boden von Canada. Zum erstenmal in meinem Leben wurden wir hier von den Douanenbeamten so behandelt, wie jeder ehrliche Passagier von solchen Officianten behandelt zu werden wünscht, d. h. die canadischen Beamten fragten uns: „Meine Herren, haben Sie etwas Steuerbares?" Wir sagten alle unisono: „Nein!" und passirten dann mit sämmtlichen Koffern und Kisten, ohne daß die Officiere, wie es sonst überall geschieht, weitere Anstalten gemacht hätten, sich selbst davon zu überzeugen, ob wir Lügner und Betrüger seyen oder nicht. Auf dem Hafenquai war ein Pfahl mit einem Brette errichtet,

worauf geschrieben stand: „West from this board no smoking allowed.“ (Im Westen dieses Brettes ist das Rauchen verboten.) Es ist zum Erstaunen, wie diese ein- und aus- und transmigrirende Wanderbevölkerung immer die Weltgegenden im Kopfe haben muß, daß man sogar solche Bretter annageln und darauf rechnen kann, gleich verstanden zu werden. Auch in den Straßenlabyrinthen der amerikanischen Städte findet man sich nur nach dem Compaß zurecht. Auf Briefen und auch sonst sind Bezeichnungen wie z. B. diese: „In der Straße so und so, zwei Thüren östlich von der Straße so und so,“ ganz gewöhnlich, und jeder ist damit zufrieden, da bei uns auf der Stellen jeder verlangen würde, man solle doch einen Taschencompaß dabei schicken.

Wie deutlich man es doch sogar in einer Mondscheinnacht und selbst auf einem so rasch hindurcheilenden Eisenbahnzuge merkt, daß man in einem anderen Lande ist! Gleich waren die Wagen hie und da etwas anders eingerichtet; unter dem Publikum erschienen hie und da einige andere Figuren und Kostüme, und das französische, oder vielmehr, um canadisch zu sprechen, „le Conodien“ machte sich dann und wann schon etwas bemerkbar. Die Berge Vermonts und Newyorks haben hier völlig geendet, und das Land ist ringsumher ausgeebnet und der Mond beschien eine weite Fläche, in der wir streckenweise Wald und dann wieder steinigte Heiden oder Grasland, untermischt mit Aeckern und selten eingesprengten Dörfern, erblickten. In einigen Dörfern hielten wir an. Der Mond zeigte uns die Umrisse der Häuser, die ganz anders als in den Vereinigten Staaten gebaut schienen. In den Häusern sahen wir heimliche Lichtlein brennen, und vor den Thüren standen Mädchen mit unter die Schürzen gesteckten Händen, neben ihnen, an die Wand gelehnt, schwatzende Bauernsöhne mit langen Nachtmützen im Nacken. Mich muthete es so europäisch an. Es waren die Grafschaften Acadie und Chambly, die wir durchstreiften, und St. Lambert hieß der

Ort, bei dem dieser Streifzug endete, und wo der bunte im Mondschein blitzende Streifen des mächtigen St. Lorenzo vor uns sich ausspreizte. Es dauerte nicht lange — denn die Dampffuhre stieß ab, so wie nur der Dampfwagen uns entlassen hatte — so waren wir auch mitten darauf. Man hat jetzt nirgends mehr Zeit, über die großartigen Dinge, die Einem auf dem Wege begegnen, nachzudenken. In früheren Zeiten, als der Dampf die Menschen noch nicht überall so kopfüber durch Wasser und Land hindurchjagte, hätten wir jedenfalls in St. Lambert übernachtet und hätten auch am andern Tage, ehe das „bóteau“[1] ankam, Zeit genug gefunden, die merkwürdige Situation recht ins Auge zu fassen und darüber zu philosophiren, und freilich gibt es auch jetzt wohl bisweilen Gelegenheit dazu, im Winter, wenn der Strom mit Eis geht und die beiden Ufergrafschaften Tage lang von einander sondert. Obgleich wir in geradester Linie über den Fluß fuhren, so mußten wir doch erst einige Meilen zurückgelegt haben, bevor wir etwas von der „Canadischen Silberstadt“ entdecken konnten. Endlich flimmerte es etwas silberig durch den Flußnebel. Es waren die mit Zinn oder vielmehr mit verzinntem Eisenblech bedachten Häuser und Kirchen von Montreal. Dieses unedle Metall — vermuthlich verzinnen die Engländer es sehr solid — behält, ohne zu rosten, sehr lange seinen weißen Glanz, und wenn der Mond oder die untergehende Sonne die zinnernen Kuppeln und Dächer bescheint, so sind die Gebäude von so hübschen silbernen Lichtern umspielt, daß es, wenigstens einen Quaglio, Canaletto oder sonstigen Häuser- und Städtescenenmaler, geradezu entzücken müßte. Ich kann mir denken, daß dieß einem, der es nicht selber sah, etwas übertrieben vorkommen mag. Mir schien es auch, wenn ich Montreal in einem grauen Tage ansah, daß das ihm zuweilen gegebene Beiwort Silberstadt eine recht grobe Schmeichelei enthalte. Aber später habe ich die mit blankem Blech beschlagenen

[1] Canadisch für bateau = Fährboot.

Kirchthürme, besonders beim letzten Schimmer der Abendröthe, so reizende Lichter von sich werfen sehen, daß ich nicht gleich wußte, was für eine Erscheinung ich vor mir hatte, daß ich glaubte, sie glühten wie Glimmholz von eigenem Feuer, und dann ganz anderer Ansicht wurde.

Die Amerikaner sprechen immer von Montreal und Quebec als von uralten Ortschaften, etwa wie man in Athen sonst von Memphis und Theben sprechen mochte, und wenn sie einmal etwas recht Altmodisches und Halbeuropäisches sehen wollen, so machen sie einen Ausflug hieher. Die Wagen, in die man uns und unsere Effekten bei der Ankunft in Montreal steckte, schienen mir sehr geeignet, diese amerikanische Ansicht von Canada zu bestätigen. Ich begreife nicht, wie je ein Wagenbauer auf so eine Erfindung gekommen ist, und noch weniger, wie so etwas Unbequemes und Antikes sich bis auf die neuesten Zeiten herab hat halten können. Man denke sich eine hohe Portchaise in der Art, wie sie noch in Dresden gebräuchlich sind, nur plumper gearbeitet und etwas geräumiger, zwischen zwei wacklichen Rädern befestigt. Oben auf der Spitze des hohen Kastens sitzt der Kutscher, der, so wie du ihn engagirt hast, sich selbst und Pferde und Wagen von dir abwendet und dann rückwärts auf deinen Standpunkt zu manövrirt, damit du vom Trottoir aus bequem die Hinterthüre des Wagens öffnen und hineinschlüpfen kannst. Macht das Pferd, während du dieß thust, keine der ihm so viel natürlicheren Bewegungen vorwärts — in welchem Falle das Krebsgangmanöver noch einmal ausgeführt werden muß — und schlüpfst du dann glücklich hinein, so wackelt das kleine Ungethüm mit dir fort. Bei seiner bedeutenden Kopfschwere schlägt es zwischen den großen Rädern hin und her, und du beginnst mit deinen Reisekoffern, Hutschachteln und Nachtsäcken drinne einen Tanz, um den jeder nach Bewegung und Erschütterung begierige Hypochonder in Europa dich beneiden mag, den du aber am Ende vielleicht noch theuer

bezahlen mußt, nämlich wenn du einen unbescheidenen und unzufriedenen Irländer zum Kutscher bekommst. Freilich geht es dir in dieser Beziehung besser, wenn ein gutmüthiger, bescheidener, vernünftiger und rechtlicher französischer Canadier dich nach Donnaganna's[1] Hotel führt.

In gewissen Branchen der Lebensverhältnisse wird hier in Canada, so scheint es, außerordentlich amerikanisirt. Alle Institutionen und Vorrichtungen, z. B. die mit dem Personen- und Waarenverkehr zusammenhängen, die Dampfschiffe, die Eisenbahnwagen, die Flußfuhren, die Journale 2c., sind Kopien nach Mustern in den Vereinigten Staaten, und sind ganz verschieden von dem, was man derart in England selbst sieht. Auch das große Wirthshaus, in dem wir in Montreal abstiegen, hatte ganz amerikanischen Anstrich und Einrichtung, d. h. eine äußerst republikanische Einrichtung, der zufolge die Masse der Gäste ganz vortrefflich bedient ist, während jeder Einzelne ziemlich vernachlässigt erscheint; der zufolge man, wenn man, mit der Menge vom Gong hereingetrommelt, in den Speisesaal tritt, von einer Compagnie von Kellnern auf den Händen getragen und mit einer Fülle von Speisen versehen wird, während man als Individuum nichts erhält und verhungert, wenn man außer der Zeit auch nur nach einer Tasse Bouillon verlangt; der zufolge du in Mitte der ganzen Hausgenossenschaft fürstlich eingerichtete Säle und Zimmer benützest, während du, wenn du dich in die Individualität deines eigenen Zimmers zurückziehst, in eine kleine höchst einfache Zelle zwischen vier kahle weiße Wände dich eingeschlossen siehst, wo du dir selbst das Licht, eine aus der Wand hervorragende Gasflamme, anzündest, und wo du vergebens nach einem der hundert Diener des großen Publikums schellst, klingelst, rufst und schreist,

[1] „Donnacona“ war der Name des ersten indianischen Caziken, den Cartier bei seiner Entdeckung des Lorenzo in der Nähe des jetzigen Montreal fand. Vermuthlich hat die französisch-canadische Familie Donnaganna von ihm ihren Namen.

bis du endlich dich lieber selbst auf den Weg machst, dir das frische Glas Wasser zu holen, nach dem dich zum Schlaftrunke verlangt.

VIII. Montreal.

Montreal ist nun jedenfalls nordwärts des Breitengrades von Newyork und Boston die größte und schwungvollste Stadt in ganz Nordamerika. Sie ist in der neueren Zeit in Entwicklung von Handel, Reichthum und Bevölkerung allen andern Städten Canada's vorangeschritten, und hat sich so ziemlich zum Hauptstapelplatz und zur Metropole der Lebensbewegung am Lorenzo erhoben. Sie ist mit ihren 80,000 Einwohnern schon jetzt eine Großstadt, und wird es bald in noch höherem Maße werden. In der That sind auch die Vortheile der geographischen Lage Montreals der Art, daß sie, wenn erst einmal gehörig benützt, wohl nothwendig eine solche Stadt hier erzeugen müßten.

Die erste Veranlassung zu einer Ansiedlung in dieser Gegend gab wohl ohne Zweifel der Umstand, daß gleich oberhalb der Stadt der große St. Lorenzo seine Schiffbarkeit verliert und durch viele Felsen und Stromschnellen unterbrochen ist. Dieß bewirkte, daß schon der erste Entdecker des St. Lorenzo, Cartier, zwar bis hieher ungehindert hinauf kam, aber nicht weiter ging, und daß er auch hier in der Nähe jener Kataraken bereits eine indianische Ansiedlung Hochelaga fand, die eine Art Hauptstadt gewesen seyn muß, da ihr Name so lange im Munde der Menschen blieb und zuweilen selbst zur Bezeichnung des ganzen Landes gebraucht wurde. Nach Cartier kamen französische Schiffer noch oft wieder bis zu diesem Ende der untern Lorenzoschifffahrt herauf, und die Umgegend war schon berühmt und bezeichnet genug, selbst ehe noch der Herr v. Maisonneuve

endlich im Jahre 1641 hier das verpallisadirte Städtchen Ville Marie, das kleine Samenkorn zu dem jetzigen großen Montreal, baute.

Die große Insel, auf welche er dieses Samenkorn pflanzte, und die von mächtigen Armen des Lorenzo und des Ottawa umflossen wird, ist im Ganzen ein flaches und äußerst fruchtbares Land, gewissermaßen ein fettes Deltaland, von den beiden genannten Flüssen zusammengeschwemmt. Sie hat auf ihrer Ostseite nur einen sehr in die Augen fallenden und remarkabeln Naturgegenstand, einen wie ein großes Monument in der Fläche liegenden Berg, der, wenn man den Lorenzo hinaufsegelt, schon von weitem die Blicke auf sich zieht, und an dessen Fuße daher vermuthlich sowohl Cartier als auch der Gründer von Montreal zunächst ausschifften. Die Fruchtbarkeit der Montrealer Insel — sie ist etwa so groß, wie ein kleines deutsches Herzogthum — mochte bald die Ansiedlungen in der Umgegend mehren und ist noch heutigen Tags dem Gedeihen einer großen bedürfnißreichen Hauptstadt günstig.

Es ist selten, daß die Seeschifffahrt auf einem Strome erst da endigt, wo er schon Katarakten und Felsenrisse hat; doch tritt dieser Fall bei Montreal ein. Seeschiffe von ziemlich bedeutendem Kaliber konnten ohne weiteres bis zur Stadt hinaufsegeln, wechselten aber hier mit dem indianischen Barkencanoe ab, das allein im Stande war, die obern Flußschwierigkeiten zu überwinden, so lange noch keine Kanäle zu ihrer Umgehung gebaut waren. Auch Wallfische und andere Seethiere kommen zuweilen sogar bis Montreal herauf, und man kann es daher, obwohl 400 Meilen tief landeinwärts und in der Nähe von Katarakten gelegen, noch als einen Seeplatz betrachten.

Den Verkehrsweg längs der Kateraкten und den St. Lorenzo hinauf hat man in neuerer Zeit durch Kanäle, Felsensprengen und Eisenbahnen außerordentlich verbessert, und die zahlreichen Länder und Häfen des Innern, die Städte und Staaten an den canadischen

großen Seen sind daher in innige Verbindung mit Montreal gesetzt und können nun leichter als sonst mit diesem Anfange der Seeschifffahrt communiciren.

Wie es demnach in der Beschaffenheit der großen Lebensader des St. Lorenzo selbst einige Verhältnisse gab, die ein Städtewachsthum an diesem Erdflecke befördern mußten, so zielten denn auch noch von außen und von den Seiten her verschiedene Verhältnisse auf diesen Punkt hin, indem sie in ihm eine Kreuzung der Verkehrswege und also einen Verkehrsknoten oder Wirbel veranlaßt. Zuerst war dieß im Nordwesten der große Nebenfluß des St. Lorenzo, der Ottawa, der in der Nähe der Insel Montreal, sie rings umfließend, seine Gewässer in den St. Lorenzo ausgießt. Dieser Strom war von Anfang an eine Hauptverkehrslinie von Montreal aus zum Nordwesten und Westen. Er durchfließt ein waldreiches und zum Theil fruchtbares Land. Schon jetzt bringt er fortwährend große Holzflöße nach Montreal herab und versorgt sich von da mit Kulturwaaren. Die Wälder lichten sich mehr und mehr längs seines Ufers, der Bodenanbau vermehrt sich, schon nicht mehr ganz kleine Städte wachsen schnell an seinen Geländen empor, Dampfschiffe und Eisenbahnen dringen schon über hundert Meilen längs des Stromes hinauf. Montreal ist so zu sagen als seine Mündungsstadt zu betrachten, und er selber wird oft im Lande selbst Montreals „backbone“ (Rückgrat) genannt.

Der dritte auf Montreal hinweisende Naturkanal ist der, durch welchen wir selbst hieher geführt wurden, und den wir mehrfach als den Champlainsee- und Hudsonflußweg besprochen haben. Von keinem Lorenzohafen aus ist der Champlainsee bequemer zu erreichen, als von Montreal aus, und in neuerer Zeit ist man daher auch mit Wegen, Eisenbahnen und Kanälen in dieser Richtung vorgegangen.

Demnach erscheint Montreal als ein sehr bedeutender Kreuz- und Centralpunkt von mindestens vier großen Naturwegen, die nach

verschiedenen Richtungen führen, des großen breiten Lorenzo-Seewegs, der aus Nordosten vom Ocean herkommt und bei Montreal endet, der oberen Lorenzo-Binnenschifffahrt zu den Seen und zum Westen, die hier ihren Anfang nimmt, des ganzen längs des Ottawa pulsirenden Verkehrs, der hier seinen natürlichen Auslaß hat, und endlich jener durch den Landesthorweg des Champlain bezeichneten Linie, die sich nach Montreal hinaus aufthut, und in welcher die Hauptverbindungsglieder zwischen Untercanada und den Vereinigten Staaten angesponnen sind.

Hat sich einmal, durch günstige Naturverhältnisse gefördert, das Leben an einem Punkte so mächtig gehoben, wie es bei Montreal der Fall ist, so brechen sich dann die an Ort und Stelle geschaffenen Kräfte und Kapitalien selbst noch weitere Bahnen und Richtungen, die anfänglich nicht so genau und direkt auf das Wachsthum der Position hinwirken konnten. Einen solchen Fall hat man hier z. B. in der neuerdings auf dem kürzesten Wege zum atlantischen Ocean durchgebrochenen Eisenbahnlinie von Montreal am Lorenzo nach der amerikanischen Stadt Portland am Meere.

Die Bedeutung und geographische Stellung dieser Linie und ihres organischen Zusammenhangs mit der Position von Montreal wird man bei folgenden Erwägungen leicht verständlich finden. Der Lorenzofluß schwingt sich von Montreal aus mehr nach Norden als nach Osten hinab, und erreicht den Ocean, der ihm bei Montreal sogar ziemlich nahe ist, auf einem großen Umwege. Er ist in jenen kälteren Gegenden, denen er zueilt, oft und lange mit Eis bedeckt und für die Schifffahrt verschlossen. Er ist auch in seinem Mündungsgebiete von großen Halbinseln und Inseln, New-Foundland, New-Schottland, New-Braunschweig, Labrador, umgeben und gleichsam obstruirt. Kälte, habituelle Nebel und häufiger Windwechsel machen die Schifffahrt zwischen jenen Inselländern zur Mündung des Flusses hinauf gefährlich und langsam. Von Montreal abwärts ist der freie, breite Ocean auf jenem Lorenzowege eigentlich erst nach einer Fahrt von

beinahe tausend Meilen jenseits New-Foundland und Nova-Scotia erreicht. Im Südosten kommt dieser freie, breite, offene Ocean dem innern St. Lorenzo und der Umgegend viel näher, und zwar auf einer großen Strecke der Küste des amerikanischen Staates Maine. Diese Küste läuft aber so wie der St. Lorenzo von Südwest nach Nordost und zwischen ihr und dem Strom bleibt gewissermaßen ein Länder-Isthmus von kaum 200 Meilen Breite. Diesen Isthmus mit Waaren und andern Transporten zu überschreiten war vor der Eisenbahnzeit natürlich schwieriger und kostspieliger, als die wenn gleich längere Wasserfahrt auf dem Lorenzo zu New-Foundland hin über Quebec. Die Erfindung der Eisenbahnen aber, die als rasche und billige Transportbahnen überall mit unsern alten Fluß- und Wasserstraßen concurriren, hat es nun in neuester Zeit möglich gemacht, jenes unbequeme Mündungsgebiet des St. Lorenzo zu umgehen, es gleichsam abzuschneiden, und das Lorenzocentrum, Montreal, auf eine vielfach vortheilhaftere und innigere Weise mit dem Ocean in Verbindung zu setzen. Man hat ausfindig gemacht, daß der schöne Hafen Portland im Staate Maine am leichtesten zu erreichen sey, und man hat nun so eben (1854) von Montreal aus den so genannten **Grand-trunk-Railroad** dahin gebaut. Diese merkwürdige Eisenbahn, die sich aber erst dann ganz vollendet darstellt, wenn es gelungen seyn wird, auch den mächtigen St. Lorenzo bei Montreal zu überbrücken, wird nun in Zukunft, wenn auch nicht in jeder, doch in vieler Beziehung als der eigentliche Abflußkanal des oberen Lorenzoverkehrs zu betrachten seyn. Schiffe, die sich auf den Bänken von New-Foundland befinden, können dann von dort aus Portland, die End- und Mündungsstadt jenes Kanals, auf einem viel kürzeren und bequemeren, rascheren und gefahrloseren Wege erreichen als Quebec, die natürliche Mündungsstadt des Lorenzo. Ja sie können jenes Portland auch zu allen Zeiten des Jahres, selbst im Winter, wo Quebec verschlossen ist, erreichen. Für Holz

und andere umfangreiche und schwerfällige Waaren wird zwar der Strom über Quebec immer der Hauptweg bleiben. Aber gewisse leichtere Waarengattungen werden sich vielleicht ganz nach Portland ziehen, und die Poststraße wird sich jedenfalls ganz in diese Richtung schmiegen. Briefe und Nachrichten, die oft eben so wichtig als Waaren selbst sind, werden über die Grand-trunk-Eisenbahn und vermittelst ihrer Telegraphenlinie stets am schnellsten nach Montreal befördert werden können.

Man kann sagen, daß die gesammten Küstenplätze und Meereshäfen zwischen Quebec im Norden und Newyork im Süden, diese beiden selbst, und dann auch Boston, auch Portsmouth ꝛc. Ausmündungsorte des ganzen großen Lorenzofluß- und Seensystems sind, und daß sie alle die Verbindung der reichen Anlande dieses Systems mit dem Ocean und den transatlantischen Ländern vermitteln. Quebec war seit alten Zeiten durch seinen Fluß selbst mit jenen Binnenlanden verbunden, Newyork und Boston haben sich auch schon längst mit Kanälen und Eisenbahnen Brücken dahinüber geschlagen. Der jüngste dieser Concurrenten ist nun Portland, zu dem hin der kurze Weg von Montreal her erst eben jetzt entdeckt und ausgebildet wurde. Er wird mit der Zeit vielleicht einer der merkwürdigsten und wichtigsten von allen werden, zum Theil auch deßwegen, weil er gerade die Mitte zwischen den beiden Extremen, zwischen Quebec und Newyork einnimmt. Die „große Stammeisenbahn“ (Grand-trunk-Railroad) hat gewissermaßen prophetisch diesen großartigen Namen angenommen. Man denkt diese direkteste Linie zum Meere, diesen geradesten Weg vom Osten zum Westen, westlich noch weit fortzusetzen. Man will ihn durch das ganze Seensystem hin durchbrechen. Man hofft bald damit den Lake Superior zu erreichen. Viele canadischen Britten sehen ihn in Gedanken sogar bis zum Stillen Ocean verlängert, ja einige haben ihn sogar schon mit dieser Verlängerung auf den Karten verzeichnet und geben ihm wie im Osten Portland,

so im Westen im Hafen bei der Fucastraße in der Umgegend der Vancouverinsel seinen andern extremsten Ausgangspunkt.

Durch alle diese Handelsorgane, welche, wie gesagt, theils die Natur für Montreal ausgebildet, theils die Kunst geschaffen hat, ist in dieser vor einem halben Jahrhundert noch so bedeutungslosen Stadt ein Leben und eine Thätigkeit hervorgerufen, die den Reisenden in Verwunderung setzt. Auf Schritt und Tritt begegnet man einem entweder eben vollendeten oder einem so eben begonnenen Gebäude oder Etablissement, nicht nur in den Straßen der Stadt selbst, sondern auch weit und breit in der ganzen Umgegend, und fast glaubt man nicht sowohl in einer 200 Jahre alten Stadt als vielmehr auf einem ganz frischen Städtebauplatze angekommen zu seyn. Das colossale Montreal der Zukunft ist auch wirklich eben in der Periode seiner Kindheit begriffen, und das alte kleinere Montreal der Gegenwart und Vergangenheit arbeitet überall an einer Erweiterung seiner Räume und Lokalitäten, um die im Marsch begriffene Zukunft darin würdig empfangen zu können. Alles Neue wird gleich nach einem Plane und Zuschnitt begonnen, der die jetzigen Bedürfnisse weit zu überschreiten und für jene Zukunft berechnet zu seyn scheint, und alles Alte scheint man nach demselben Plane vergrößern und dehnen zu wollen; so z. B. die alte lange, aber schmale französische Hauptstraße der Stadt, la Rue Notre Dame. Alle neu aufgeführten Gebäude in ihr müssen einige Klafter weit zurück gelegt werden, damit allmählig ein würdiger Broadway wie in Newyork entstehe. Im Parallelismus und in Concurrenz mit dieser alten und einstweilen noch engen Hauptstraße bildet sich schon eine andere Hauptstraße aus, die gleich von vorneherein in den großartigsten Proportionen angelegt wird, wie sie einer Lorenzo-Capitale ziemen. Es ist die breite, mit vielen schönen Gebäuden gezierte St. James Street, der einstweilen nur noch die gehörige Länge fehlt, die aber bald wie ein Tannenbaum sich strecken wird. Die öffentlichen

Gebäude, die sich schon jetzt längs dieser Gasse erheben, die Banken, die Post ꝛc. suchen in Bezug auf Geschmack und Solidität der Bauart ihres Gleichen. Das neue Justizgebäude (the Courthouse) scheint ein griechischer Tempel, aber so solid und groß, wie die Griechen nie einen Tempel bauten. Wo man noch vor 30 Jahren in Sümpfen und Gebüschen Schnepfen und Rebhühner schoß, ist jetzt der befestigte Boden überall mit Kirchen der verschiedensten Confessionen und mit sehr comfortabeln Wohnhäusern bedeckt. Selbst die alten französischen Katholiken, die sich sonst in kleinen dunkeln Gotteshäusern behalfen, die aber mit ihren jetzigen Herren, den Britten, und auf den Flügeln des Unternehmungsgeistes derselben höherer Bedeutung und größerer Wohlhabenheit zugeführt worden, haben sich in neuerer Zeit (seit dem Anfange der dreißiger Jahre) eine neue und stattliche Kathedrale errichtet, die nicht weniger als 10,000 Christen fassen kann. Ueberhaupt ist unter diesen alten canadischen Franzosen, die so lange stagnirten, ein neues Leben eingedrungen, und wenigstens eine große Partei unter ihnen hat sich frank und frei den Engländern angeschlossen, indem sie innig und herzlich an allen ihren Spekulationen und industriellen Unternehmungen Theil nimmt, neben ihnen in den zahlreichen Associationen und Comité's für solche Zwecke ihren Sitz nimmt, eifrig zu den Produktenausstellungen ꝛc. beiträgt. Die mächtigen aus Quadern gebauten Quai's und Mauern, mit denen man das ganze Flußufer der Stadt befestigt hat, sind ein nützliches Prachtwerk, nach welchem selbst London bisher noch vergebens verlangt hat. Die Schiffe, die Wagen, die Waaren und Menschen bewegten und quälten sich dort bis zu den neuesten Zeiten herab in einem nie weichenden Moraste und Sumpfe; seit dem Anfange der vierziger Jahre ankert und rollt nun alles leicht und sicher in seinem eigenen Elemente. Es circuliren jetzt beständig zwei bis drei Millionen Pfund Sterling für neue Improvements in den Händen von Arbeitern, Architekten,

Maschinisten, Straßenbauern und Spekulanten, die bald hier, bald dort etwas Schönes oder Nützliches aus dem Boden springen lassen. Allein für drei Millionen Pfund Sterling Blöcke und Steine will man in den großen Fluß werfen, um ein Brückenwerk zu Stande zu bringen, das noch nirgend seines Gleichen gesehen hat, eine Fessel, den wildesten und kolossalsten aller Flußgötter zu bändigen. Mit einer andern Million höhlt man oberhalb der Stadt auf einer Vorterrasse des Montrealer Berges die Felsen aus, um einen aus dem Ottawa hergeleiteten Wasserkanal in dem Bassin aufzunehmen und ein magnifikes Wasserreservoir für die Speisung der ganzen Stadt zu bilden. Ich besah die merkwürdigen Sprengarbeiten an diesem Bassin; ich habe nie so großartige gesehen. Sie bohrten hier mit kolossalen Steinmeißeln Löcher von 15 bis 20 Fuß Tiefe und 5 oder 6 Zoll im Durchmesser, wie Kanonenläufe. Jeder Meißel wurde durch ein Pferd in Bewegung gesetzt, und jedes Loch wurde mit 110 Pfund Pulver geladen. Jeder Schuß zerriß und zertrümmerte einen Felsblock, so groß wie ein Haus.

Auch die große Markthalle pflegt man den Fremden noch unter den neuen Wunderbauten Montreals zu empfehlen. Sie soll nicht ihres Gleichen in Amerika haben. Freilich gibt es der Dinge, „die auf dem ganzen amerikanischen Continente einzig in ihrer Art sind," so sehr viele. Nach der Art von London und Newyork und überhaupt nach anglosächsischer Gewohnheit, haben sich auch hier in Montreal Arbeit und Genuß gesondert. Es ist in der Nähe des Flusses ein eigenes Geschäftsquartier entstanden, und vor die Stadt, in die Vorstädte, sind die hübschen Suburbanums, die halbländlichen Wohnsitze der Kaufleute hinaus verlegt. Das Geschäftsquartier enthält nichts als Packhäuser und Comptoire, und in der neuesten Zeit auch einen Anflug großer Manufakturen und Fabriken; denn zu den Vortheilen der geographischen Lage Montreals hätte ich oben auch noch den rechnen müssen, daß die Stadt in den Lorenzofällen oberhalb

eine ganz vortreffliche Wasserkraft besitzt, und in neuerer Zeit angefangen hat dieselbe von daher abzuleiten und zur Bewegung von Maschinen zu benützen. Die Suburbanums und Villen hüllen jetzt schon die ganze Stadt ein und haben sich bereits bis nahe an den Fuß des Montrealer Berges hinausgeschoben, wo sie oft äußerst reizende Situationen einnehmen.

Zwischen allen diesen Riesen- und Neubauten steckt nun noch immer als indeß schon vielfach zernagter Kern die alte französische Stadt, oder wenigstens ein Rest derselben, und ihr engstraßiger Grundriß, der noch nicht durchweg hat umgemodelt werden können. Da findet man denn eine Menge kleiner altmodischer Häuser, die denen in unsern Continentalstädten sehr ähnlich sehen. Auch gibt es noch Vorstädte, die fast ganz aus Baraken und Schuppen gebaut sind; es sieht so aus, als ob die von Kopf bis zu Fuß hölzernen Häuser, die dicht an und auf einander liegen, expreß gebaut wären, um allesammt in einer gemeinsamen Feuersbrunst unterzugehen.

IX. Der „Königliche Berg."

Jener längliche hübsch bewaldete Berg, von dem ich sagte, daß er als weit und breit die einzige Höhe auf der flachen Insel zwischen Ottawa und St. Lorenzo liege, trug den Namen „Montreal" (königlicher Berg) schon lange, ehe noch eine Stadt hier vorhanden war. Schon Cartier nannte ihn so. Anfangs hieß auch das Städtchen selbst, wie ich schon sagte, nicht Montreal, sondern Ville Marie, und das ist auch heutigen Tages noch der bischöfliche oder kirchliche Name der Stadt. Erst allmählig schlich der Name des Berges auf den Ort über. Man sollte ihn eigentlich Montroyal geschrieben zu

finden erwarten. Woher diese spanische Endigung „real" sich eingeschwärzt hat, weiß ich nicht. Einige Canadier, die ich darüber fragte, haben mir gesagt, „real" sey auch in der Normandie und in Canada eine alte Form des „royal"; die französischen Bauern sprechen, das Wort noch mehr corrumpirend, gewöhnlich Morreal. Noch weniger weiß ich, woher wir Deutschen die spanische Namensform des großen Stromes, Lorenzo, angenommen haben. Viel natürlicher wäre es, wenn wir ihn den Lorenz=, oder lateinisch Laurentiusfluß genannt hätten. Sollte es einmal eine in Deutschland nicht gültige Sprache seyn, so wäre doch die französische oder englische Form wenigstens viel berechtigter gewesen, als die spanische. Seitdem der Name des Berges auf die Stadt übergegangen ist, hat er selber so zu sagen seinen Namen verloren. Er wird nicht mehr der „königliche Berg" (Mont royal), sondern bloß „der Berg" (the Mountain) genannt. Die Stadt hat schon angefangen, ihn ein wenig in ihr Gebiet hineinzuziehen. Der Wasserbassins, der Villen und Landhäuser an seinem Fuße und auf seinen untersten Wurzelknollen in der Ebene erwähnte ich schon. Weiter hinauf, ungefähr auf der Mitte der Höhe, gibt es eine breite Wiesenterrasse, einen ausgezeichneten Absatz des Berges mit flacher Plattform, die sich eine Zeit lang rings um die Höhe hinzieht. Diese hohe Plattform will man völlig ebnen und in einen städtischen Spaziergang verwandeln, der, wenn er wirklich ins Leben tritt, eine der schönsten städtischen Promenaden der Welt bilden wird. Endlich hat man wieder einen andern Theil des Bergabhanges schon für die Todten der Stadt in Besitz genommen und daraus einen weitern hügel= und büschereichen Kirchhof gemacht. Der Baumwuchs ist auf diesem wunderschön gelegenen Gottesacker noch sehr mächtig und der Todten und ihrer Monumente sind noch wenige. Sie liegen gruppenweise höchst malerisch im dichten Walde verstreut.

Ganz oben erscheint einem dieser Montroyal eher wie ein kleines

Gebirge, als wie ein einzelner Berggipfel. Man entdeckt ziemlich weite Waldfluren auf der Höhe, manche Thäler und Gipfel, und wir verirrten uns auf dem pfadlosen Plateau, das hie und da von Vieh beweidet und an einzelnen Plätzen von kleinen Farmhäusern und Hütten bestanden war. Wir erlangten auf verschiedenen freien Plätzen ausgezeichnet weite und interessante Aussichten. Man übersieht zunächst den größten Theil der fruchtbaren Insel Montreal, im Süden den mächtigen St. Lorenz und jenseits desselben, nach Osten, langgestreckte Gebirge. Wie das Land Canada, seine großen Flüsse, seine langen Gebirge auf der Karte in großen langen Umrissen angelegt erscheinen, so erscheint hier auch von dem Gipfel des Berges alles in großen Zügen, von weitgreifenden Linien umgrenzt, in großen umfangreichen Massen gruppirt, die Wälder in dicken breiten Haufen, die Flüsse in breiten langen Streifen, die Berge in großen endlosen Rücken. Der ganze Horizont schien mir hier unendlich viel weiter, als ich ihn je von einem andern gleich hohen Berge gesehen. Diese Täuschung — oder ist es keine? — begleitete mich durch ganz Ostcanada, wo mir alle Aussichten so groß und weit schienen, wie in keinem andern Lande.

Am meisten reizte mich der Anblick des fernen Ottawaflusses, der sich weit nach Norden hinauf durch massenhafte Waldlandschaften schlängelt. Auch der mir neue See der beiden Berge — le lac des deux montagnes — war in der Ferne durch ein leises Blinken angedeutet. Kaum ist man in einem Lande angekommen, so wird das eben frisch Geschaute schon alt, und sehnsüchtig wendet sich die rastlose Seele schon wieder dem unbekannten Neuen und der weitentlegenen Ferne zu, über die hinaus die Gedanken wieder zu neuen Dingen wandern.

Wir stiegen auf der Nordwestseite des kleinen Gebirges herab, und machten dann die Reise um dasselbe herum. Denn da es, wie gesagt, ganz isolirt in der Ebene dasteht, so führt ein cirkelrunder

Fahrweg rings umher. Vielleicht ist jene Nordwestseite des Berges häufigen Schneeanhäufungen ausgesetzt, und vielleicht erhielt daher das kleine französische Dorf, das dort unten liegt, seinen Namen: Côte de neige, sowie seine Hauptkirche den Namen Chapelle de Notre Dame de neige, und sein vornehmstes Gasthaus den Hôtel de neige. Es war das erste französische oder vielmehr canadische Dorf, das ich in der Nähe zu sehen bekam. Ich sage vielmehr canadische Dorf, denn das Wort französisch hört man hier fast gar nicht. Alles Französische heißt vorzugsweise „canadisch," als ob die Leute Frankreich ganz vergessen hätten und gleichsam wie Aborigines mit dem Lorenzolande völlig verschwistert und verschmolzen worden. Ein Fremder ist immer geneigt, die Landeskinder so zu fragen: „Nicht wahr, mein Herr, Sie sind Franzose?" und erhält dann zur Antwort: „Monsieur, je suis Canadien." Ein Canadier bedeutet im gemeinen Leben in ganz Amerika einen französischen Colonisten aus Canada. Bei den Britten, die in Canada geboren sind, setzt man gewöhnlich „brittisch" hinzu und nennt sie Brittisch-Canadier. Auch einen in Canada gebornen Deutschen hörte ich einmal sogar, er wäre ein „deutscher Canadeser."

Diese französischen Canadier sind fast ganz an die Stelle der alten indianischen Canadier getreten, von denen sie manche Traditionen und auch Gebräuche angenommen haben, und sie sprechen vom Lande ungefähr so, als habe es ihnen von ältesten Zeiten her zugehört. Sowie jene alten indianischen Canadier in Europa gewöhnlich als Menschenfresser behandelt werden — selten erwähnt einer unserer Dichter der „blutdürstigen Canadier," ohne ihm ein Paar schreckliche Attribute zu geben, — so sind auch die französischen meistens als entsetzlich einfältige, abergläubische und träge Menschen verschrieen, die mindestens ein Paar Jahrhunderte gegen die Mitwelt zurück sind. Die alte französische Bevölkerung Canada's, so hören wir oft, ist ein wahres Bleigewicht in dem Fortschritte,

zu dem die Britten hier die Dinge gebracht haben. Sie stellt sich gleichsam dar wie ein schwarzer Körper mitten in dem Glanze brittischer Intelligenz, in die sie eingehüllt wurde. Die gebildete Welt im Großen kennt nun diese tiefschattirte Obscurität der Canadier, und nach diesem Eindruck schwebt ihr die ganze Nation vor. Wie angenehm ist der Reisende daher überrascht, wenn er mitten in diese „Sitze der Finsterniß," in die Dörfer „dieser industrielosen, abergläubischen und trägen Canadier" eintritt.

Es war Sonntag, als wir von unserm Berge nach Côte de neige hinabkamen. Die Landstraße war von muntern Spaziergängern und von kleinen, hübschen, einspännigen Wagen belebt, in denen einige Dorfbewohner von einem Besuche in der Nachbarschaft zurückkehrten. Die französischen Canadier halten sich in Bezug auf die Sonntagsfeier zu der Auffassungsweise in Frankreich und Deutschland, sie glauben, daß Gott den Sonntag für Gebet und Freude zugleich geschaffen, und machen daher fleißig bei Verwandten und Freunden Besuche und Ausfahrten ins Freie. In den kleinen friedlichen Häusern selbst und vor den Thüren sahen wir überall Gruppen der Dorfbewohner in freundnachbarlichem Gespräche vereinigt. Wir versuchten es, in eine der Hütten, es war eine sehr bescheidene, einzutreten, und wurden sogleich verstanden und bewillkommt. Die alte Mutter oder Großmutter des Hauses schob mir selbst einen Stuhl zum Feuer, indem sie, zu den übrigen Hausmitgliedern gewendet, gleichsam belehrend sagte: „Eh bien, je comprend, Monsieur est voyageur, et il veut voir comme on vit en Conodó!" Das Französische der guten Leute wäre uns auch sonst ganz angenehm gewesen, wenn sie nur das „voär," „savoär," „croäre" statt voir, savoir, croire hätten vermeiden wollen. Ihr Conodó statt Canada, sowie überhaupt die sonstige Vertauschung des a mit einem tiefen und breiten o, z. B. in „les bosses closses" (statt les basses classes), „les chots" (statt les chats), schlug

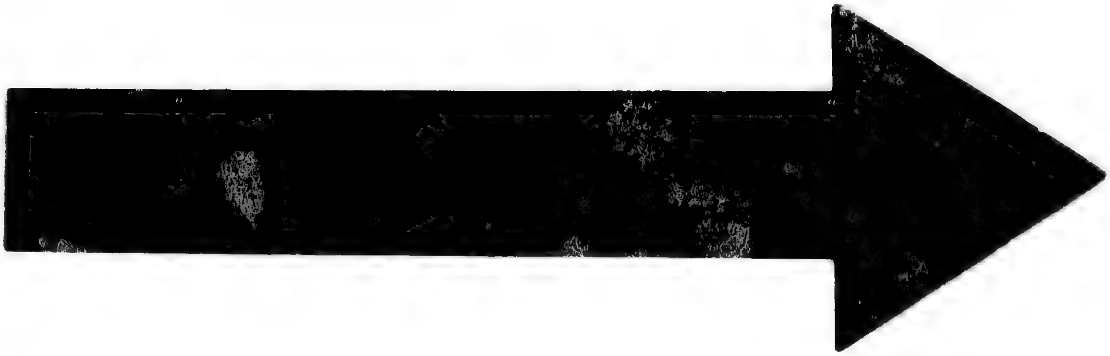
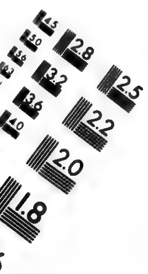
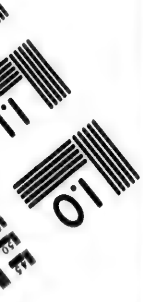


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)

6"





mir auch anfangs immer wie eine Ohrfeige ans Gehör, und schien mir der Sprache was recht Plumpes zu geben. Beides sollen sie aber schon aus der Normandie, woher die meisten Canadier stammen, mit hinüber gebracht haben. Die meisten Eigenthümlichkeiten des canadischen Dialekts sollen auch Eigenthümlichkeiten des Französischen in der Normandie, Bretagne und Vendée seyn. Doch ist hierin zwischen Canada und Normandie der Unterschied, daß dort die gebildeten Klassen alle dialektischen Eigenthümlichkeiten fast ebenso angenommen haben, wie die „bosses closses," während in der Normandie die Gebildeten doch ein dialektloses, reines Französisch reden. Die gebildeten Canadier scheinen sich dessen aber kaum bewußt zu seyn. Wenigstens erzählte mir einmal eine junge, hübsche Canadierin als etwas ganz Neues und fast Komisches, daß die Pariser Franzosen prätendirten, die Canadier sprächen keineswegs das reinste Französisch, und setzte mich hinterdrein durch die in hoch colorirtem „Voär"- und „Conodó"-Dialekte vorgebrachte Frage: ob ich wirklich finde, daß sie mit einem Accente rede, in nicht geringe Verlegenheit. Sie meinte, auf einer Reise nach Frankreich habe sie bemerkt, daß dort in den Provinzen noch viel mehr plumper Provincialaccent herrsche, als in Canada, daß sie in vielen Gegenden Frankreichs den gemeinen Mann durchaus nicht habe verstehen können, während man hier in Canada doch den plumpsten Bauern völlig klar und deutlich begreife. Dieß letztere, antwortete ich ihr, könne ich auch nur bestätigen; ich fände auch, daß der einheimische Provincialfranzose in Frankreich einen viel schärfer ausgeprägten und eckigeren Dialekt habe, als der gemeine Canadier, welcher letztere viel abgerundeter, viel verständlicher und gebildeter rede, als ein Bauer aus der Bretagne, Gascogne oder selbst der Picardie, wenige Meilen von Paris. Doch konnte ich es nicht übers Herz bringen, meiner Schönen die Wahrheit zu sagen, daß der Dialekt der Gebildeten in Canada, selbst der der Geistlichen,

Gelehrten und Damen, mir erstaunlich unangenehm und plump erscheine. Man kann es wohl als eine ziemlich allgemeine Erscheinung in allen kleinen Colonieländern betrachten, daß die Sprache der höheren Klassen, die nicht mehr mit den raffinirten Gesellschaftscirkeln und dem Literaturleben des Vaterlandes in einiger Verbindung bleiben, ausartet, während die niedern Stände, die nicht mehr in ihren heimathlichen Dörfern so verkeilt und verschränkt dastehen, in der Colonie neue Lebenssituationen kennen lernen, mehr durcheinander geworfen werden und mehr Routine erlangen. Die jetzigen canadischen Bauern stammen von einigen tausend Landeseroberern, Soldaten, Reisenden, Pelzhändlern und andern abenteuerlichen Leuten ab. Daß aus solcher Abstammung ein so ehrliches, bescheidenes, harmloses Völkchen, wie es die heutigen französischen Canadier sind, hervorgehen konnte, ist ein Beweis dafür, daß die menschliche Natur von Haus aus eben so geneigt ist, unter Umständen zur alten Tugend zurückzukehren und sich abzuklären, als sie auch unter Umständen eine Tendenz zur Ausartung und Trübung zeigen kann. Wie Romulus aus seinen Räubern ehrenfeste Quiriten, so machten die alten, in Canada eingeführten Lehensgesetze aus Abenteurern und Voyageurs ein so friedliches und, ich möchte sagen, so naiv primitives Völkchen, wie es ein Virgil zu seinen idyllischen Inspirationen sich nur immer hätte wünschen können.

Ich befand mich unter diesen Leutchen von vorneherein wohl. Außer der alten Mutter, die mich gleich so gut verstand, saß noch eine ganze Gesellschaft von Hausgenossen umher, ein Mann von mittlerem Alter, ein Paar Gamins, ein äußerst gefälliges und sehr nett und geschmackvoll gekleidetes Mädchen und ein Häuflein recht munterer und reinlich gehaltener Kleinen. Daß man unter Abkömmlingen von Franzosen ist, vergißt man unter den Canadiern keinen Augenblick. Denn Alles, was man bei ihnen findet, ihr Körperbau,

ihre Gesichtszüge, ihr ganzer Habitus, der Geschmack in ihrer Toilette ist völlig französisch. Wie den kecken, muntern Gamin, so fanden wir auch die naive und liebenswürdige kleine Cokette, und hätten vermuthlich auch heute schon noch andere Elemente des französischen Charakters und Lebens finden können, wenn wir mehr Zeit gehabt hätten. Doch sind die Farben hier in Canada von vornherein minder grell aufgetragen. Der Gamin ist hier nicht so keck und nicht so frech, die Coketterie nicht so kraß wie jenseits des Oceans. Alles ist weit mehr als in Frankreich in einen tiefen Ton von Bonhommie getaucht, und dazu kommt dann noch ein anderer Ton, den man in Frankreich nicht selten völlig vermißt, eine in Canada fast allgemeine Gastfreundlichkeit, die Einem selbst in der kleinsten Hütte begegnet.

Alle unsere Leutchen schimmerten von reinlicher weißer Wäsche, und ihr ganzes Häuschen schimmerte in der nettesten Ordnung. Es war freilich Sonntag, aber auch die Wochentagstoiletten, die ich später noch in hiesigen Dorfhütten sah, straften den canadischen Sonntag nicht Lügen. Ich konnte mich in der Hütte von Côte de neige nicht enthalten, meine Freude über die Ordnung und Nettigkeit, in der ich alles fand, zu äußern und unserer Alten Lobeserhebungen darüber zu machen. „Vous êtes bien bon, Monsieur, erwiederte sie, mais l'ordre et la propreté, ce sont des qualités très naturelles. Une famille malpropre, — ah Dieu préserve! — une famille malpropre serait bien remarquée dans notre village. Et je croä, c'est le cas dans tous le Conodó!“

Leider fanden wir aber doch Eins bei den guten Leuten auszusetzen. Sie hatten zu stark eingeheizt. Die Ofenhitze vertrieb uns, und wir wünschten ihnen Lebewohl. Als starke Einheizer, leidenschaftliche Ofensitzer und Tabakschmaucher sind überhaupt alle Canadier bei den Britten berühmt. Sie haben große Kachelöfen,

die sie den ganzen Winter hindurch bei gutem Feuer erhalten. Sie genießen dabei so viel Wärme, Tabak und Conversation, daß sie, wenn es Frühling wird, ganz blaß, vergilbt und ausgedörrt aus ihren Wohnungen hervorgehen. Jetzt im Herbste kamen sie mir ganz frisch, wohlgenährt und stark vor.

X. Katholische Institute.

Die Amerikaner aus den Vereinigten Staaten, die jetzt in so mancherlei Rollen in Canada auftreten, die in allen Städten des Landes Etablissements vielfacher Art begründet haben, die als Ingenieure, Lieferanten, Baucontrahenten bei allen canadischen Wegebauten und sonstigen neuen Unternehmungen sich immer sehr eifrig betheiligten, die in neuester Zeit auch durch den berühmten Reciprocitätsvertrag das Recht erlangt haben, rings um alle canadischen Küsten herum eben so zu fischen und eben so zum Fischtrocknen ans Land zu gehen, wie die brittischen Unterthanen selbst, die durch denselben Vertrag auch ferner das Recht erlangt haben, den großen canadischen Hauptfluß, den Lorenzo, und alle jene Nebenkanäle eben so und mit denselben Vorrechten zu befahren, wie die Engländer selbst — die wohlhabenden und müßigen Klassen dieser Amerikaner sage ich, haben in neuerer Zeit auch eine Tour zu den Hauptstädten Canada's, zu seinen Wasserfällen und Strömen als etwas ganz Fashionables zu betrachten angefangen. Ganze Schaaren amerikanischer Touristen kommen von Newyork und noch aus entlegenerem Süden über Lake Champlain zum Lorenzo hervor, weilen ein Paar Tage in Montreal und Quebec und treiben sich auf dem Strom in den Dampfschiffen auf und ab. Einen besonderen Gegenstand der Wißbegierde dieser Reisenden pflegen auch die alten katholischen

Institutionen, die Hospitäler, Schulen und Klöster der canadischen Städte zu bilden, da es im protestantischen Süden nur weniges dieser Art gibt, und sie gehören zu den gewöhnlichen Stationen oder Zielen, denen ein Amerikaner nach Anleitung seiner „Murray's" zusteuert.

Ich gestehe, ich theile ganz diesen Geschmack. Die alten französischen Klöster und anderweitigen öffentlichen Institute von Montreal und Quebec haben eine sehr eigenthümliche und merkwürdige Geschichte. Eine ganze Menge von geistlichen Orden in Frankreich blickten auf Canada als auf ein Feld, auf dem eine wahre Fülle christlicher Lorbeeren zu ernten sey. Jesuiten, Franciskaner, Dominikaner, die Brüder der christlichen Lehre und die Schwestern der Barmherzigkeit, soeurs grises und die filles de la providence, sie sendeten alle einige Mitglieder aus ihren Gesellschaften hinüber, und streuten am St. Lorenzo das Gesäme ihrer Ordensinstitutionen aus. Die amerikanischen Historiker haben zuweilen Canada fast nur den Charakter einer militärischen Colonie zugestanden, während sie den neuenglischen, pennsylvanischen ꝛc. Coloniestiftungen einen wesentlich kirchlichen und christlich-religiösen Charakter vindicirten. Allein in der That lag in Canada die Idee einer religiösen oder kirchlichen Gebietserweiterung, oder einer „conquista spiritual" (einer spirituellen Eroberung), wie die Spanier sich ausdrücken würden, eben so nahe, wie bei allen spanischen, englischen, portugiesischen ꝛc. Coloniengründungen in Amerika.

Schwert und Kreuz unterstützten sich hier in Canada gegenseitig, und man kann kaum sagen, ob die Soldaten des Königs, oder die Mitglieder der verschiedenen Handelscompagnien, oder endlich vielmehr die Prediger und Missionäre der Jesuiten, die mit ihren rivalisirenden Franciskaner- und andern Orden das ganze große Reich effektvoller entdeckt, bereist, erobert und zusammengehalten haben. Schon auf den allerältesten geographischen Karten des Landes steht

man im Gefolge der mit zierlichen Farben dargestellten Entdecker und Conquistatoren des Landes auch verschiedenartige Costüme von Nonnen und Mönchen. Das glorreiche, bei den Indianern zu erwartende Märtyrerthum, die Aussicht auf das große, mit so vielen heidnischen Nationen besetzte Feld lockte so vielerlei Kirchenritter hinüber, daß es eine Zeit gab, wo die canadischen Coloniestädte mehr kirchliche Institute hatten, als französische Provincialstädte in Frankreich selbst, und wo von den 60,000 Einwohnern, die das Land besaß, ein sehr bedeutender Theil in den Klöstern steckte.

Diese alten kirchlichen Institute der Franzosen sind unter dem brittischen Regimente so wenig erloschen, wie die katholische Kirche selbst. Ja, da die canadischen Katholiken, die es zur Zeit der Eroberung (1760) in Canada gab, sich unter dem Schutze Englands nunmehr auf fast eine Million vermehrt haben, so kann man sagen, daß jene Institute der Beachtung jetzt noch mehr werth sind als ehemals, da sie jetzt das Wohl einer noch viel größeren Anzahl von Menschen als ehemals zu fördern haben. Auch erscheinen jetzt, wo jedes Besitzthum so viel werthvoller geworden ist, diese Institute, die ehemals oft so ärmlich waren, weit reicher und auch in so fern gewichtiger. Endlich hat sich auch ihr Geist sehr reformirt. In der französischen Zeit gab es nicht selten Streitigkeiten und Wirren zwischen den Jesuiten und Franciskanern, zwischen den Weltgeistlichen und Ordensgeistlichen u. s. w. Die Frage, wer an der Spitze der Missionen stehen, d. h. mit andern Worten, wer die geistliche Eroberung des Landes leiten sollte, führte oft ärgerliche Conflikte herbei. Jeder neue von Frankreich herübergeführte Orden, für den in der Provinz auch Raum, Dotation und Länderbesitz geschaffen werden sollte, erregte unter den schon Etablirten Neid und Lärm. Jetzt, unter englischer Oberherrschaft, sitzen hier alle diese verschiedenartigen Gesellschaften viel friedlicher neben einander, und eine jede ist in dem ihr zugetheilten Kreise des Unterrichts oder der

Wohlthätigkeit still mit ihren Schülern, Kranken oder Armen beschäftigt.

Ein Besuch, den ich an der Hand eines Kundigen oder vielmehr in canadische Angelegenheiten tief eingeweihten Mannes zu diesen verschiedenen merkwürdigen Instituten machte, war mir vielfach äußerst interessant. Mein Freund, der Verfasser vieler gründlicher Abhandlungen über einzelne Punkte in der Geschichte der Provinz, aus einer alten canadischen Familie und selbst einmal Maire von Montreal, hatte noch kürzlich ein merkwürdiges Werk über die gesammten geistlichen Orden der Stadt beendigt. Er hatte darin sogar von geschickten Künstlerhänden alle eigenthümlichen Costüme der Nonnen, Mönche und Geistlichen darstellen lassen. Leider hat die Welt, glaube ich, wenig von dieser merkwürdigen Arbeit gevortheilt, da sie als ein Privat- und Weihgeschenk im Manuscripte einem angesehenen Individuum überreicht wurde.

Ich kann hier, um den Leser, wenn ihm Gelegenheit werden sollte, zu einer ähnlichen Rundfahrt von Kloster zu Kloster in Montreal zu veranlassen, natürlich nur einige wenige meiner lehrreichen und angenehmen Erfahrungen mittheilen. Wir machten zuerst unsere Aufwartung bei dem Weihbischofe von Montreal und fanden in ihm einen schönen, äußerst angenehmen und höchst gebildeten Mann, der sich mit kosmopolitischer Freimüthigkeit über die Angelegenheiten der Welt aussprach. Nichts war provinziell oder canadisch bei ihm, wenn nicht etwa der Umstand, daß die vielen in seinem Vorzimmer um den Ofen versammelten Geistlichen, eben so wie die canadischen Bauern, ihre kleinen irdenen Pfeifen rauchten und sich selbst durch die Gegenwart ihres Kirchenchefs nicht darin stören ließen, diese Pfeifen auszuklopfen, zu putzen, zu stopfen und eifrig anzuschmauchen. Ich dachte nicht, daß die canadische Rauchpassion, von der mir die Engländer oft gesprochen hatten, selbst in solche Regionen eingedrungen seyn könnte. Auch solche Dinge beruhen oft auf sehr

alten Verhältnissen. Die geistlichen Missionäre mögen es sich auf ihren Reisen, wo sie so oft die Friedenspfeife mit den Indianern rauchen mußten, angewöhnt haben, und so mag die Gewohnheit am Ende in die Klöster und bischöflichen Vorzimmer eingeschlichen seyn.

Vom Bischofe fuhren wir zu den Jesuiten, die hier in einem großen, neuen Gebäude ihr Mariengymnasium leiten. Sie haben jetzt mehr mit dem Unterricht der Jugend in der Stadt, als mit den Missionen unter den Indianern und in fernen Landesgegenden zu thun. Protestantische Gesellschaften und Kirchen, der neue in Marseille gestiftete Orden der „Oblaten" und die Mitglieder anderer geistlicher Körper bauen dort jetzt auf einem Felde weiter, auf dem die Jesuiten einst Wunder verrichteten. Nicht wenig interessirte es mich aber, aus dieser alten, glorreichen Zeit im Mariencollegium noch ein höchst merkwürdiges Monument zu finden. Der gelehrte Vater Martin hatte die Güte, mir das Original der unter Geographen berühmten Karte des Jesuiten Paters Marquette vorzulegen, der ersten Karte, die je vom oberen und unteren Mississippi und seinen Anlanden gemacht ist. Sie soll von Marquette, dem französischen Entdecker jenes mächtigen Stromes, selber herrühren. Ich hatte mich schon früher oft mit der Geschichte dieses interessanten Documentes beschäftigt, und war nicht wenig froh, es hier nun einmal selber in die Hand zu bekommen. Historikern und Geographen ist es bekannt, daß eine Copie davon kürzlich in Newyork von Herrn Shea publicirt wurde, und daß dadurch die frühere Publication einer ersten Mississippikarte, die der gelehrte Thevenot bald nach der Entdeckung veranstaltete, als ungenau oder verfälscht ganz in den Schatten gestellt wird.

Das älteste Nonnenkloster in Montreal ist das Couvent de l'Hôtel Dieu, das schon seit 1644, also drei Jahre nach der Gründung der Stadt, für Kranke und Schwache gestiftet wurde, und

der neueste hier eingeführte Nonnenorden sind die filles de Providence, die sowohl dem Unterrichte, als auch der Krankenpflege ihre Kräfte widmen. Sie haben ihren Wirkungskreis hier rasch und energisch ausgedehnt und geben ein Beispiel, wie die katholische Kirche Canada's und ihre blühenden Institute vom nördlichen St. Lorenz aus auch auf das übrige Amerika ihren Einfluß ausdehnen. Mehrere filles de Providence sind als Missionäre des Unterrichts und der Krankenpflege auch nach den Vereinigten Staaten gewandert, und einige von ihnen sogar nach Oregon, ja nach Chili gesandt worden. Solche weitreichende Unternehmungen dienen nicht nur in der Fremde, sondern sie wirken auch auf Kräftigung und Hebung des Geistes in dem Institute an Ort und Stelle selbst zurück. Natürlich fanden wir auch Anstalten der trefflichen soeurs de Charité und der eben so aufopferungseifrigen soeurs grises. Dieselbe Heiterkeit, dieselbe muntere Rührigkeit bei den Werken der Liebe, dieselben frischen, blühenden, Freudigkeit strahlenden Gesichter, wie ich sie bei den soeurs de Charité aller Länder gesehen habe, begegneten mir auch hier. Eine junge, hübsche, und wie eine Pariserin gekleidete Schwester, die uns durch eine Reihe von Schulklassen und Krankenstuben führte, werde ich nie vergessen. Sie war so eifrig, uns alles recht genau sehen zu lassen, die erste, die zweite „Closse“ (Klasse), alle Abtheilungen des ganzen „bótiment“ (batiment), die Versammlungszimmer der Siechen und Altersschwachen, die sich bei ihrer Erscheinung mit neuem Lebensmuthe zu erfüllen schienen, die Bewahrstuben der kleinen, ganz unmündigen Kinder, die ihr engegenjubelten, „et ceteró,“ „et ceteró“ (Et cetera), daß ich mich bei dieser Gelegenheit mit dem groben canadischen Dialekte sogar völlig aussöhnte, und ihn hier, wo nur lauter wohlthuende und fromme Dinge in ihm explicirt wurden, ganz liebgewann.

Alle Welt in Montreal ist noch voll Lobes und Preises der

soeurs de Charité und der andern wohlthätigen Nonnenorden für ihren Eifer, ihre Hingebung, ihren christlichen Todesmuth, die sie noch in neuester Zeit bei zwei Gelegenheiten entwickelten; einmal im Anfange der dreißiger Jahre, als die Cholera in Canada wüthete, und ein zweitesmal am Ende der vierziger Jahre, als unter den zahlreich angehäuften brittischen und irischen Einwanderern eine bösartige Schiffspestilenz (Ship fever) ausgebrochen war, die viele Hunderte tödtete und auch unter den muthigen Nonnen zahlreiche Opfer hinraffte. Auch auf die katholischen Bürgerfrauen der Stadt geht wohl Vieles von dem Eifer, der in diesen, über eines Reisenden Lob erhabenen Anstalten herrscht, über. Sie sollen sich in jenen gefährlichen Zeiten, von der Hingebung der Nonnen gerührt, ihnen vielfach angeschlossen haben. Und auch jetzt finden wir in einem Kloster einen ganzen Saal voll von solchen Bürgerfrauen, die sich hier einen Theil ihrer Zeit absparten, um in Gemeinschaft für das Kloster zu arbeiten. Sie fabricirten Kleider für Kinder und Kranke. Manche jener Institute erhalten sich bloß durch die eigene Arbeit oder durch die Mitarbeit und Beiträge solcher ihnen associirten Freundinnen. In einem dieser Klöster, wo man mir alles zeigte, und auch in das Souterrain, das in der Hauptsache für Wirthschaftszwecke bestimmt war, führte, wurde mir die Küchenthüre geöffnet, darnach die Thüre zur Waschanstalt, wo viele Hände sich regten. Endlich öffnete sich noch eine Thüre, ohne Schlüssel, ohne Riegel. Sie war halb offen, der weite Raum war dunkel, doch erkannte ich am Ende eine Reihe von Kreuzen an den Wänden herum und ein Paar steinerne Monumente. „C'est notre cimetière, Monsieur!“ Die hölzernen Kreuze waren für die entschlafenen Nonnen, die Monumente für einige Wohlthäterinnen des Stiftes. Freilich muß es wohl die Bewohner eines Hauses mit einem eigenen Geiste erfüllen, wenn die Todtenkammer auf diese Weise mit Schlafzimmer und Arbeitsräumen zu demselben Ganzen verwebt ist.

Unter den von Männern geleiteten katholischen Erziehungsinstituten überraschte mich keines mehr durch seine Einrichtungen und durch die Größe seines Wirkungskreises als die Anstalt der Frères des écoles chrétiennes. Dieser weit in der katholischen Welt verzweigte Orden hat hier ein ganz vortrefflich eingerichtetes Schulgebäude, in welchem nicht weniger als 1800 Knaben, meistens unter 15 Jahren, von den Mönchen unterrichtet werden. Die Schulzimmer waren ungemein geräumig und höchst zweckmäßig organisirt. Ich wohnte zwar nur einer Unterrichtsstunde in Kalligraphie und im Zeichnen bei. Doch soll ich nach den Proben, die ich hier sah, nach den ausgezeichneten Leistungen der Schüler, nach den gut gewählten Vorschriften und Mustern, nach der Reinlichkeit und wohlberechneten Anordnung, so wie nach einigen höchst zweckmäßigen und mir total neuen Einrichtungen in dem Schulmaterial, auf die Beschaffenheit des Ganzen schließen, so wüßte ich in Europa mehr als eine Schule, deren Direktor ich zurufen möchte: kommt nach Canada, seht das Kloster der écoles chrétiennes und ahmt's nach! Fest verantwortlich freilich kann ich mich, wie gesagt, nur für die kalligraphische und Zeichnenstunde machen.

Das Schuletablissement der „Brüder der christlichen Schulen" bildet einen Theil eines größeren Montrealer Instituts, nämlich des reichen sogenannten „Séminaire de St. Sulpice," das die Kosten jener großen Schule trägt, und so auch aus seiner eben so wohl versehenen als gut benützten Kasse noch mehrere andere Schulen begründet hat und unterstützt. Außer einem Gymnasium („Collège" oder „Séminaire"), auf welchem mehrere hundert junge Leute höhere Bildung empfangen, und außer jener so eben angeführten Schule der frères des écoles chrétiennes unterhält das große Seminar in der Stadt noch Schulen für nahe an 1500 Kinder beider Geschlechter aus den Klassen der kleineren Bürger. Auch dieses merkwürdige Institut wurde schon wenige Zeit nach der Gründung Montreals

gestiftet, und zwar zunächst als eine Branche der „Sulpiciens" von Paris, später als eine unabhängige Corporation. Es besitzt jetzt ein neues und großartiges Gebäude, in welchem 30 Weltgeistliche beisammen wohnen. Sie versehen den Gottesdienst in verschiedenen Kirchen der Stadt. Eilf andere Mitglieder der Corporation, natürlich auch Geistliche, besorgen den Unterricht im Gymnasium, und ein paar andere wohnen in einer indianischen Mission am „See der beiden Berge" (Lac des deux montagnes), die auch vom Seminarium abhängt. Endlich werden von demselben auch noch Waisen-, Armen- und Krankenanstalten vielfach unterstützt.

Ich beschloß meinen lehrreichen Tag mit einem Besuche in diesem interessanten Institute, mit einem Besuche, bei dem ich jedoch noch eine kleine Nebenabsicht hatte. Es war mir nämlich gegangen, wie es vermuthlich vielen canadischen Reisenden geht. Gleich seit meinem Eintritte über die Grenze hatte ich die Leute von gewissen wunderlichen Dingen oder Wesen reden hören, die sie mit zwei noch wunderlicheren Namen „Lozevan" und „Shanseran" nannten. Ich hatte nur von diesen Sachen gehört und bildete mir anfänglich ein, es möchten ein paar berühmte Leute, Ritter, Feen, Tyrannen oder Landesplagegeister oder sonst etwas dergleichen seyn. Ich hörte Engländer wie Franzosen so viel davon reden, sich so lebhaft darüber unterhalten, daß ich jedenfalls merkte, es müsse etwas Bedeutendes dahinter stecken. Ich brachte freilich bald heraus, daß hier von gewissen alten Feudalrechten die Rede sey, und daß dieselben mit den alten Seignorien Canada's zusammenhängen müßten. Ich wünschte etwas mehr von dieser Sache zu erfahren, von der ein Reisender in Canada durchaus Notiz nehmen muß, will er sich nicht auf Schritt und Tritt über eine so räthselhafte Erscheinung und seine eigene Unwissenheit ärgern. Ich wußte, daß das Seminar von St. Sulpice einer der größten Seignieurs in ganz Canada sey, und daher viel mit jenen beiden genannten Rittern oder Plagegeistern zu thun haben

müſſe. Da man die Güte hatte, mich dem Schatzmeiſter der Corporation, der ſchon ſeit Jahrzehnten die weltlichen und Rechnungsgeſchäfte derſelben geleitet hat, vorzuſtellen, ſo fand ich denn hier die allerbeſte Gelegenheit, eine ſehr bedeutende und dringliche Lücke in meinen canadiſchen Landeskenntniſſen auszufüllen.

„Lods et ventes“ und „Cens et rentes“ (denn ſo wird eigentlich das geſchrieben, was in Canada alle auf eine ſehr verſchiedene Weiſe ausſprechen und auch ſelten richtig ſchreiben) ſind die beiden vornehmſten der alten Seignorialrechte, welche den Beſitzern der königlichen Lehen oder der ſogenannten Seignorien, in die das ganze von Franzoſen beſetzte Canada abgetheilt war, übrig geblieben ſind. Unter den erſten Ausdrücken werden t : Emolumente verſtanden, die der Herr dann einzufordern berechtigt iſt, wenn ſein Vaſall ſein Lehen an einen andern verkaufen will. Dieſes wunderliche alte Feudalrecht mag ſeinen Urſprung und ſeine Veranlaſſung aus zwei Quellen genommen haben. Erſtlich wünſchten die Herren wahrſcheinlich ein häufiges Wandern ihrer Grundſtücke aus einer Hand in die andere zu verhindern, ſie wünſchten die alten guten ihnen treuen Vaſallen und ihre Familien an ihren Boden zu feſſeln, und die Lods et ventes wurden daher als eine Strafe der Beſitzveränderung angeordnet. Andererſeits mochte den alten Herren ſo ein Verkauf überhaupt eine gute Gelegenheit zur Füllung ihres Säckels ſcheinen. Bei ſo einem Verkauf kam doch Geld in Bewegung und zum Vorſchein. Der Vaſall, der ſein Gut für baares Geld verkauft und den Preis empfangen hatte, war doch nun zahlungsund tributfähig, und der Herr mochte dieſe Gelegenheit zu benutzen wünſchen, um ſeinen Theil von der Beute zu erhaſchen, und ſchuf ſich daher ſeinen Knappen „Lozevan.“ Die Lods et ventes ſind in Canada bedeutend hoch; ſie verlangen nicht weniger als die Auszahlung des zwölften Theils des Kaufpreiſes an den Herrn.

Die Cents et rentes, die in gewiſſen jährlichen Geldabgaben

des Vasallen (Censitaire) an seinen Seigneur bestehen, sind dagegen außerordentlich geringfügig. Anfänglich waren es nur zwei Sous vom Arpent, und auch jetzt sind sie noch nicht viel höher. Außer diesen beiden Rechten hat der Freie in Canada auch noch das Mühlenvorrecht, d. h. er allein kann auf dem Gebiete seiner Seigneurie eine Mühle bauen, und alle seine Vasallen müssen bei ihm gegen einen gewissen altherkömmlichen Preis ihr Getreide mahlen lassen.

Ehemals hatte der canadische Seigneur auch noch andere Rechte, z. B. das Recht der hohen, mittlern und niedern Justiz (de la haute, moyenne et basse justice). Doch sind diese Rechte, die überhaupt selten in Canada ausgeübt worden zu seyn scheinen, seit der Eroberung des Landes durch die Engländer ganz außer Gebrauch gekommen, und alle so viel besprochene Seignorialrechte beschränken sich auf die drei genannten, auf die Verkaufsabgaben, die kleine Rente und das Mühlenprivilegium.

Es ist merkwürdig genug, daß solche alte Feudaleinrichtungen, die auf westeuropäischem Boden, so weit Frankreich und Deutschland reichen, fast überall längst vernichtet wurden, sich auf amerikanischem Boden und unter der Aegide englischer Verfassung noch so lange, bis auf unsere Tage herab conservirt haben. Vielleicht ist ihre anscheinende Geringfügigkeit, die keine Unzufriedenheit bei den Leuten hervorrief, eine Hauptursache davon. Die neuere Zeit hat zwar den Leuten die Augen mehr darüber geöffnet, daß ein Vorrecht, wenn es auch nicht unmittelbar große und lästige Dienste verlangt, doch schon als solches und als den Fortschritt hemmend ungemein nachtheilig auf ein Land und ein Volk wirken kann, und es ist daher auch endlich (1854) in dem canadischen Parlamente ein Gesetzesvorschlag zur Ablösung und Abolition aller dieser Seignorialrechte und zur völligen Zerstörung aller alten canadischen Seignorien durchgegangen. Allein selbst jetzt noch hat die Mehrheit der von jenen Vorrechten

zunächst betroffenen Klassen, nämlich der Vasallen und Bauern, so wenig Neigung zu dieser Ablösung, daß man nicht mit Unrecht glaubt, die Durchführung jener Maßregel, die freilich jedenfalls doch nur sehr allmählig und im Laufe vieler Jahre vor sich gehen könne, werde nicht etwa bei den Herren, sondern gerade bei ihren Vasallen auf die größte Schwierigkeit stoßen.

Die canadischen Bauern sind keine Yankees. Diese letzteren würden, wenn sie unter ähnlichen alten beschränkenden Feudalverhältnissen lebten, wahrscheinlich jede Gelegenheit, davon los zu kommen, mit Eifer ergreifen. Sie würden an die Zukunft denken und ohne Zweifel für sie ein Opfer in der Gegenwart nicht scheuen. Sie würden es unerträglich finden, daß der Herr mit seiner altmodischen Kornmühle die schönsten „Water-privileges“ besetzen und gleichsam verstopfen sollte, da man sie zu Sägemühlen, Papiermühlen und ähnlichen Etablissements noch anderweitig auf's schönste benutzen könnte. Sie würden es noch unerträglicher finden, daß sie ihre Grundstücke ohne Einmischung des Herrn, und ohne daß er seinen Löwenantheil an dem Kaufpreise vorweg nähme, nicht verkaufen könnten. Da sie ihre Grundstücke rasch zu verbessern und zu verwerthen gewohnt sind, so könnte der Herr alle vier oder fünf Jahre mit seinen Ansprüchen auf ein Zwölftel sich melden und würde in fünfzig Jahren den ganzen Kapitalwerth des Lehens herausziehen. Bei den französischen Canadiern ist dieß alles ganz anders. Sie sparen gern ihre kleinen Einkünfte und legen sie in ihren Kisten zu kleinen Kapitalien zusammen. Sie haben eine große Geduld und Ausdauer darin, diese kleinen Kapitalien Thaler für Thaler zu mehren, aber sie scheuen sich außerordentlich davor, einen ganzen Haufen auf einmal auszahlen zu müssen, verspräche man ihnen auch noch so viel Lohn in der Zukunft dafür. Da sie ihren Kopf selten mit industriellen Spekulationen plagen, so sind ihnen die alten Herrenmühlen gar nicht so ärgerlich. Sie bezahlen gern

ein Paar Groschen für jeden Sack, den sie dahin bringen, und sind herzlich froh, daß nicht sie, sondern der Seigneur jährlich die großen Auslagen zur Ausbesserung des Mühlenwerks machen muß. Die Plaggeister Lods et ventes und Cents et rentes schlagen sie auch nicht so hoch an. Die Renten sind nach einem alten Zuschnitte und nach dem früheren Werthe des Landes gemacht, und betragen außerordentlich wenig. Ihr Land ist jetzt so viel werth geworden, daß es leicht die kleine Abgabe von wenigen Schillingen per Acker tragen kann. Wenn sie ein großes Ablösungskapital bezahlen sollten, würde es ihnen scheinen, daß sie ein leichtes, kaum fühlbares Uebel durch einen höchst empfindlichen und schmerzlichen Verlust abkaufen müßten. — Noch weniger fürchten sie die Lods et ventes. Unsere Väter und Großväter, sagen sie, haben auf diesem Stück Landes gesessen. Unsere Kinder und Großkinder werden auch ruhig darauf sitzen. Es fällt uns nicht im Traume ein, es zu verkaufen. Unser guter Seigneur wird uns daher nie mit seinem Zwölftel des Verkaufspreises in den Weg kommen. Warum will man uns nun zwingen, eine Ablösungssumme zu bezahlen, um einen Fall abzuwenden, den wir gar nicht fürchten, und der, so weit wir sehen können, gar nicht eintreten wird?

Aber selbst wenn man sich über eine angemessene und beiden Partien genügende Ablösungssumme einigen könnte, so würde schon die Auszahlungsweise dieser Summe große Schwierigkeiten haben. Wollte man die Bauern zwingen, diese Summe, wie der Herr es wünschen wird, auf einmal zu zahlen, so würden sie ruinirt. Ihre Sparkasse würde erschöpft und sie müßten sich mit Schulden beladen. Will man ihnen aber Zeit gönnen und ihnen erlauben, nach ihrer Bequemlichkeit die Ablösungssumme in kleinen Raten abzutragen, so ruinirt man wieder den Herrn, der in die größte Verlegenheit geräth, da er nicht weiß, wie er diese kleinen Summen placiren soll. Wie seine früheren kleinen Renten aufzehren darf er sie nicht, da

er nachher nichts mehr zu hoffen hätte; in allerlei kleine Unternehmungen kann er sie auch nicht stecken, weil er selbst seine Vermögensumstände zerrütten würde. So ungefähr hörte ich die raisonniren, welche gegen den ganzen Vorschlag der Ablösung eingenommen waren. Dieselbe ist unterdessen dennoch zum Gesetz geworden. Abgelöst soll werden, hat das Parlament, vom Zeitgeiste inspirirt, beschlossen, und man muß nun abwarten, in welcher Weise man die Sache ins Leben rufen wird. Ich habe behaupten hören, das Parlament würde eine bedeutende Summe bewilligen, um den Bauern die Ablösung zu erleichtern. Natürlich wird man auch als vermittelndes Organ wohl Ablösungsbehörden und Banken zu schaffen haben.

Es wird indeß, ehe alles so weit kommt, noch einige Zeit darüber hingehen und die Bauern werden wohl noch eine kleine Reihe von Jahren nach ihren alten Verhältnissen fortleben, ehe sie ganz in die neueren Verbesserungsströmungen hineingerissen sind. Es hat daher noch immer nicht bloß ein antiquarisches, sondern auch ein praktisches Interesse, jene alten Verhältnisse einigermaßen zu kennen.

Nicht das ganze große Untercanada seufzt unter dem Drucke des alten Lehenssystems. Vielmehr ist nur der Theil des Landes, der schon zur französischen Zeit besetzt, bebaut und bevölkert war, in Lehen oder Seignorien abgetheilt. Es ist freilich der beste Theil des Ganzen, alle die fruchtbaren und am besten zugänglichen Aecker längs des ganzen Lorenzo von den Grenzen Obercanada's an bis ans Meer, und auch längs des untern Abschnitts des Ottawastromes hinauf. Aber im Innern des Landes, sowohl im Norden als im Süden, vorzüglich in der letzteren Richtung, besitzt die Krone oder das Provincialgouvernement den größten Theil des Landes, und eben so gehören einer Compagnie, der sogenannten brittisch-amerikanischen Landcompagnie, dort große Landstriche. Die Krone, sowie diese Compagnie verkaufen beständig Ländereien an die Einwanderer

und Unternehmungslustigen in derselben Weise, wie das Gouvernement der Vereinigten Staaten dieß thut. Ein großer Theil ihrer Ländereien ist so schon längst in die Hände von Privatleuten gekommen, und es haben sich bereits rings um die französischen Lehen herum eine Menge von neuen Ansiedlungen, Gemeinden und Städten gebildet, die ihr freies Grundeigenthum erlangt haben und bei denen von Lehensrechten gar keine Rede ist.

Die meisten der französischen Seignorien sind noch im Besitze alter französischer Familien, die von den Königen Frankreichs damit belehnt wurden. Sie wohnen in sogenannten „Manoirs" oft mitten unter ihren Bauern, und häufig unterscheiden sich ihre Manoirs, bei denen man nur selten an große, schloßartige Gebäude, wie man sie bei unserem Adel sieht, denken darf, wenig von den Häusern der Bauern selbst. Die meisten Seignorien gewähren nur ein sehr bescheidenes Einkommen. Doch gibt es auch einzelne große. So hörte ich von einer, die man für 150,000 Louisd'or verkauft habe. Manche Signorien sind von alten Zeiten her in den Händen von Klöstern oder andern Corporationen, und manche sind seit der englischen Eroberung auch in den Besitz englischer Familien gekommen. Man hat mir gesagt, ich weiß aber nicht, ob es wahr ist, daß zuweilen das Regiment dieser englischen Seignorien, vielleicht weil es consequenter durchgeführt wird, lästiger fallen soll, als das der alten französischen Herrn. Auch habe ich in einem historischen Werke über Canada gelesen, daß seit der Zeit des englischen Gouvernements das feudale Recht weit strenger gehandhabt werde, als zur Zeit der alten französischen Regierung, die weit milder gegen die Vasallen war und häufiger Billigkeit für Recht ergehen ließ.

Ich war sehr begierig, einmal eine Uebersicht aller Feudaleinnahmen von solchen canadischen Seignorien zu erhalten, und in dem Seminar von St. Sulpice hatte man die Güte, mir darüber einige Auskunft zu geben. Man theilte mir ein gedrucktes Memoire

über sämmtliche Einnahmen und Ausgaben dieser Körperschaft mit, welches kurz vorher in Folge einer Aufforderung des Provincialgouvernements publicirt war. Aus diesem Memoire, das ich hier beispielsweise erwähne, entnehme ich folgendes.

Das Seminar besitzt drei der größten Seignorien in Canada. Zuerst die schönste von allen, nämlich die fruchtbare Insel von Montreal, die ihm schon in der frühesten Zeit geschenkt wurde; zweitens die Seignorie zu St. Sulpice, und drittens „die Seignorie des Sees der beiden Berge" am Ottawaflusse. Auf der dicht bevölkerten Insel Montreal ist jedes Dorf dem Seminar lehenpflichtig, manche jedoch nicht unmittelbar, denn das Seminar hat hier noch Vasallen, durch deren Hände es seine Einkünfte bezieht, und die dann ihrerseits wieder sich an ihren Aftervasallen, den Bauern, entschädigen. Außer diesen Seignorien besitzt das Seminar noch mehrere Meiereien als sein Allodialeigenthum, und eine Reihe von Häusern, aus denen es Rente bezieht. Das Ganze gewährt ihm ein jährliches Einkommen von ungefähr 11,000 Louis-d'ors. Die Lods et ventes und Cens et rentes in der „Seignorie der Insel von Montreal" trugen jährlich nahe an 2000 Pfund ein, zuweilen 2500, zuweilen nur 1800. Leider sind in dem Memoire beide Quellen von Einkünften nicht von einander geschieden, und leider ist auch nicht angegeben, von einer wie großen Bevölkerung diese Einkünfte abgeleitet waren. Von einer Seignorie, von der „des Sees der beiden Berge" nämlich, brachten die Herrenmühlen in den letzten Jahren im Durchschnitt 4 bis 500 Pfund Sterling ein. (Wie viele solcher Mühlen waren, wird nicht gesagt.) Dagegen betrug auch die Ausgabe für den Dienst und den Bau der Mühlen jährlich im Durchschnitt 300, zuweilen in Jahren durchgreifender Reparaturen 500 Pfund und mehr, zuweilen in Jahren, in denen alles in gutem Stande war, kaum 50 Pfund. Auch ohne den jetzt zum Gesetz erhobenen Ablösungsvorschlag war

freiwillige Ablösung in der letzten Zeit immer häufiger vorgekommen, wie sich daraus ergab, daß das Seminar von seinem aus solchen Ablösungen (Commutations) geschaffenen Kapital 1840 nur 700, 1849 aber 5196 Pfund an Zinsen bezog. Damit man aber hiernach den Drang zur Ablösung entweder in den Seignorien dieses Stiftes oder überhaupt in ganz Canada nicht zu hoch anschlage, muß man bemerken, daß das Stift auch auf einen großen Theil des Bodens der Vorstadt Montreals als „Seigneur“ berechtigt ist, und daß hier in der Nähe der Stadt der Wunsch nach Ablösung lästiger Privilegien viel größer als auf dem Lande seyn mag. Nebenher aber ist es billig zu beachten, daß fast die gesammte jährliche Einnahme von 10,000 Pfund, die das Stift genießt, wieder darauf geht, erstlich auf die Kosten der Verwaltung, dann auf die Reparatur der Mühlen, Kirchen und anderer Gebäude, ferner für die Unterhaltung des Collegiums und anderer Schulen, und endlich für Unterstützung der Armen, Waisen und Invaliden, und daß am Ende jedes Jahres als reiner Ueberschuß nur wenige Thaler bleiben. „Die Mitglieder des Seminars,“ heißt es in dem Memoire, das ich vor Augen habe, „leben alle in Gemeinschaft, erhalten keine Saläre oder sonstige Emolumente, und werden von der Corporation bloß mit Nahrung, Wohnung, Kleidung und allem andern, was sie sonst in Gesundheit oder Krankheit nöthig haben können, versehen.“

Es ist gar kein Zweifel, daß jeder Reisende, der von Montreal den St. Lorenzo hinabgeht und daselbst nun so viele alte französische Dörfer zu Gesicht bekommt, wohl thun wird, sich weiter über die eigenthümlichen Rechtsverhältnisse,* in denen diese Leute leben, zu unterrichten. Selbst das Wenige, was ich darüber lernte, machte mir die Reise und meine Besuche in jenen Dörfern viel interessanter und verständlicher.

XI. Der St. Lorenzo.

Im Grunde genommen gibt es in ganz Canada nur zwei Dörfer, oder wenigstens nur zwei Reihen von Dorfhäusern; die eine längs des Südufers und die andere längs der Nordseite des Landesstromes. Die ganze alte französische Bevölkerung ist wenigstens durchweg in zwei solcher beinahe ununterbrochener Flußhäuserreihen vereinigt. Zwar sind dieselben in verschiedene Dorfschaften, jedes mit seiner Kirche, eingetheilt; der Abschnitt macht sich aber kaum bemerklich. Denn wo die eine Dorfschaft aufhört, fängt gleich die andere an. Es gibt wohl wenige Länder in der Welt, die in so hohem Grade in ihrer Anbauweise und in allen ihren politischen Abtheilungen und Unterabtheilungen auf eine und dieselbe Flußader so zu sagen organisirt sind, wie Canada, oder besser gesagt, wie das französische Canada. Die drei großen politischen Distrikte und Gouvernements, in die das Ganze zerfällt, die Distrikte von Quebec, Montreal, und dazwischen der von trois rivières, fast jeder ein Landstrich, so groß wie das Königreich Preußen, haben ihren Centralkörper auf beiden Seiten des Flusses und greifen mit zwei Flügeln südost- und nordwestwärts in die weiten Wüsteneien hinaus. Ihre Scheidelinien stehen senkrecht auf der Flußlinie und laufen daher von Südosten nach Nordosten, da der Fluß von Südwesten nach Nordosten geht. In eben solchen, auf dem Flusse senkrechten und von ihm aus südost- und nordwestwärts streichenden Linien scheiden sich die Unterabtheilungen der Distrikte, der Grafschaften. Ja auch die Seignorien und am Ende sogar die einzelnen kleinen Bauernlehen wurzeln alle in den niedrigen fruchtbaren Uferstrichen des Flusses, und schneiden dann südost- und nordwestwärts in die Felsen und Wälder hinein, die nicht weit vom Flusse beginnen. Mehr noch: diese Bauernlehen sind nach französischer Gewohnheit, die den

hiesigen französischen Colonisten eben so eigen war, wie den Franzosen im alten Vaterlande, und der zufolge alle Kinder gleich bedacht werden sollten, wieder in eine Menge kleiner Erb- und Besitzthümer zerschnitten. Und das Princip, nach dem diese Länderparcellen gestaltet sind, ist wieder ganz dasselbe, nach welchem das ganze Land in große politische Distrikte abgegrenzt ist. Alle Aecker präsentiren sich senkrecht auf den Fluß stehend, und verlaufen sich südost- und nordwestwärts in die Wildniß hinaus. Jedes Kind sollte ein Stückchen von allem, ein Stückchen Flußufer, ein wenig Marschland, ein bischen Felsenbruch, ein Partikelchen Wald und Wiese erhalten. Die Canadier haben das Princip so weit getrieben, daß daraus am Ende ganz schmale Länderstreifen oder Bänder entstanden sind, die aus der Ferne wie die neben einander liegenden Bretter eines Daches aussehen. Der Fluß scheint das ganze Land umher zu beherrschen und ordnend darin einzugreifen, wie ein länglicher Magnet in eine Masse von eisernen Nadeln, die sich alle mit den Köpfen an ihn angehängt haben.

Will man das von Franzosen besiedelte Canada für sich allein nehmen und aus dem Ganzen herausschneiden, so kann man sagen, daß es aus zwei Streifen beackerten Landes bestehe, die sich beide, der eine im Süden, der andere im Norden des Flusses vom Meere bis hinter Montreal hinstrecken. Jeder von ihnen ist 6 bis 700 Meilen lang und dabei einige Meilen breit. Dieß ist eine wunderliche Länderfigur. Sie war aber durch die Natur des Flusses und seines Thales in hohem Grade bedingt. Die fruchtbarsten Aecker finden sich längs seiner Ufer. Auch war hier im Thale das mildeste Klima. Wenige Meilen landeinwärts ist gleich alles viel rauher und nördlicher. Auch läuft der Fluß auf der ganzen Strecke immer sehr gerade fort und stellt gewissermaßen einen zweiglosen Wasserast dar, da er sich nicht in Arme spaltet, und da auch seine Nebenflüsse, vielleicht allein mit Ausnahme des Ottawa, weder in Bezug auf

Wasservolumen, noch in Bezug auf von ihnen dargebotene Verkehrsvortheile auch nur einen entfernten Vergleich mit ihm aushalten. Auf dem Ottawa konnten die französischen Handelsschiffe, soweit das bewohnte Land reichte, auf- und abfahren und die Handelsgegenstände einsammeln. Auch konnten ebenso die Kriegsschiffe überall hingelangen und den Ufern Schutz gewähren. An den Fluß, der sie im Nothfalle rettete, scheinen sich vor den Indianern, die das Innere besetzt hielten, die ersten französischen Colonisten und ihre Nachkommen geklammert zu haben. So kann man beinahe die Geschichte des Landes aus der Physiognomie, die es trägt, herauslesen.

Im Rücken der an ihren Fluß gehefteten Franzosen hat sich in der Neuzeit eine zweite Reihe von Colonien angelegt, Schotten, Irländer, Amerikaner, die dort unbesetzte Ländereien urbar gemacht und kleine, aber noch sparsam besäte Ortschaften darin gegründet haben. Am weitesten ist man damit im Süden des Flusses vorgeschritten, wo das Klima etwas milder ist, und wo Canada an die regsameren Staaten der Union grenzt, die eine Menge ihrer überflüssigen Mannschaft und ihrer unternehmenden Pioniere hineingesandt haben, industrievolle kleine Städte zu gründen. Aber auch diese Bevölkerungsschichte hat sich, wie es scheint, nur ungern und langsam vom Flusse, und in Obercanada von den Seen, welche dort die Fortsetzung des Flusses sind, entfernt. Ihre Schicht reicht bis jetzt beinahe überall nur fünfzig oder sechzig Meilen vom Wasser aus ins Innere des Landes hinein. Wenn man daher die Hälfte Canada's, welche im Norden des Lorenzo und der Seen liegt, für sich allein nimmt, und daraus den bewohnten Theil herausschneidet, die Wüsten aber wegfallen läßt, so kann man sagen, daß dieses Hauptstück des ganzen Landes einen schmalen Streifen von mehr als 1100 Meilen Länge und von nur fünfzig bis sechzig Meilen Breite vorstelle, und daß das Ganze sich in gerader Linie von Südwest nach Nordost, von der westlichsten Spitze des Eriesees,

bis zum Meere längs der ganzen Wasserlinie hin erstrecke.[1] Nur muß man freilich wieder dabei bemerken, daß der Ottawa einen kleinen Querstrich in die Rechnung macht, und dann daß die Besiedlung im Nordosten in der Nachbarschaft Labradors allmählig sich ganz verläuft, während sie sich oben im Südwesten dichter anhäuft.

Einstweilen, da wir mit dem Montrealer Nachtschiffe — Tagesschiffe gab es auch hier, wie auf dem Hudson, leider schon nicht mehr — den schönen Strom hinabfuhren, da, sage ich, gewahrten wir einstweilen nur noch wenig von jener sonderbaren Physiognomie des Landes. Es blieb nur noch einige Stunden sonnenhell, und bald erblickten wir nichts mehr, als was das schwache Licht unseres silbernen Erdtrabanten von der Gegend sichtbar machen konnte. Er beleuchtete nur dann und wann, wenn wir dem Ufer etwas näher kamen, eine kleine Häuserreihe, einen Theil jener beiden langgestreckten Flußdörfer. Er blinzelte in die Mündung des Flusses Richelieu, der vom Champlainsee herbei kommt, und bei dem wir anlegten, hinein. Er schimmerte auf die Thurmspitzen einiger alten französischen Kirchen, die uns aus der Ferne vom Ufer zuwinkten. Er zeichnete mit einigen unsichern Lichtlinien die dunkeln Körper großer Schiffe, die auf dem breiten Strom an uns vorüber schwebten. Sein Licht ergoß sich endlich ganz verschmelzend über die weite Fläche des See's St. Peter hin, der, als der letzte aller zahlreichen Lorenzoseen, sich ungefähr in der Mitte zwischen Quebec und Montreal ausbreitet, und den wir in seiner Diagonale mitten in der klarsten und ruhigsten Mondscheinnacht durchfuhren.

Die Spuren der vom Meere heraufdringenden Fluth verlieren sich in diesem Wasserbecken. Sie scheint hier, vierhundert Meilen vom Ocean, ihre letzte Kraft zu verlieren. Wäre der See nicht da, pulsirte sie vielleicht bis Montreal hinauf. Meeresfluth und Fluß sind in diesem See mit einander im Kampf, und vielleicht ist

[1] Man nehme hiebei eine Generalkarte von Canada zur Hand.

es diesem Umstande zuzuschreiben, daß dieser See der flachste von allen Lorenzoseen ist. Der Lorenzo führt freilich nicht viel Schlamm und Material mit sich, aber was er an solcher Ladung mit brachte, mochte die Fluth ihn zwingen, hier fallen zu lassen, und dieß mochte die Sandbänke, die sich auf dem Grunde des See's befinden, veranlassen. In neuerer Zeit hat man in diesem See ein höchst merkwürdiges Werk begonnen und zum Theil schon vollendet. Man hat in der ganzen Länge des See's einen tiefen Kanal ausgegraben, und zwar mit Hülfe von Dampfbaggermaschinen. Der Kanal läßt jetzt schon Seeschiffe von bedeutender Größe durch, und man hofft ihn noch für größere ausweiten zu können. Man ist damit, wie ich höre, in so feste und dichte Erd- oder Lehmlager gekommen, daß nicht zu fürchten ist, die ausgegrabenen Seitenwände möchten nachsinken, und das Ganze wird ohne weitere Nachhilfe der Kunst, die aber später leicht seyn wird, wenigstens einige Zeit bestehen können.

Uebrigens gibt es wahrscheinlich sogar in dem breiten Lorenzobette noch manche natürliche Kanäle, welche die Schifffahrt noch nicht einmal entdeckt hat. Wenigstens theilte mir ein Schiffskapitän mit, daß man noch erst ganz kürzlich ein bis dahin völlig unbekanntes tiefes und schönes Fahrwasser entdeckt habe. Wer dieses Faktum bei einem so viel befahrenen Flusse, wie es der Lorenzo ist, für unwahrscheinlich zu halten geneigt seyn möchte, erinnere sich nur, daß vor wenigen Jahren bei einem noch weit häufiger befahrenen Flusse, nämlich in der Mündung des Hudson bei Newyork, derselbe Fall eintrat. Auch dort wurde zum großen Nutzen der Schifffahrt in dem Labyrinthe paralleler Kanäle, aus dem das Bett jedes Flusses zusammengesetzt zu seyn pflegt, noch ein völlig unbekanntes und doch dabei äußerst tiefes und wesentlich nützliches Fahrwasserstück entdeckt.

Je weniger wir bei unserer Abendfahrt von dem Lande außerhalb sahen, desto mehr Canada hatten wir an Bord unseres Schiffes selbst. Eine Menge Mitglieder des in Quebec sitzenden

Parlaments, viele Herren und Damen aus den benachbarten Uferortschaften, französische Geistliche und Gutsbesitzer, mehrere Beamte, alles zusammen eine äußerst interessante, angenehme und lehrreiche Gesellschaft. Unter den Parlamentsmitgliedern waren welche aus Ober- wie aus Untercanada, französischen wie brittischen Ursprungs, und es war merkwürdig zu sehen, wie gut und leicht diese beiden so verschiedenen Nationalitäten jetzt auch hier wie auf dem St. Lorenzo, so wie auf dem schwarzen Meere mit einander harmonirten. Auf dem Lorenzo ist die Beobachtung dieser Verbrüderung um so interessanter, da es wohl kaum einen andern Fluß in der Welt gibt, auf welchem Franzosen und Engländer sich häufiger blutige Gefechte geliefert haben. Ich glaube, man könnte in dem der schließlichen Eroberung Canada's vorausgehenden Jahrhundert wohl ein Dutzend englischer Kriegszüge zur Mündung dieses Stromes aufzählen.

Als die Engländer Canada in Besitz bekamen, fanden sie daselbst, im ganzen Lande zerstreut, nur eine kleine französische Bevölkerung von 60,000 Seelen, die anfangs in sehr gedrückte Verhältnisse kam. Ja es schien zuerst, als hätten die Engländer beschlossen, diese ihre neuen Unterthanen, deren Sprache und Institutionen sie nicht verstanden, dem Untergange zu widmen, als wollten sie sie mit Gewaltmaßregeln ecrasiren, ausrotten, so wie sie die Franzosen in Nova Scotia ausgerottet hatten. Da bald nach der Eroberung Canada's die amerikanische Revolution ausbrach, und da in dieser Epoche Frankreich, insbesondere auch von Rache für den Verlust Canada's getrieben, die Partei der amerikanischen Colonisten gegen England nahm, verbesserte sich die Lage der französischen Unterthanen nicht so bald. Sie standen in Verbindung mit den Amerikanern gegen England auf. Nachdem man die Amerikaner aus Canada vertrieben, kam das Land für eine Reihe von Jahren unter eine militärische Schreckensregierung, und selbst als

diese (1784) aufhörte, gab es noch bis ans Ende des Jahrhunderts eine englische Partei, die auf gewaltsame Anglisirung der Franzosen und Ausrottung ihrer Sprache drang. Nichts desto weniger mehrte sich, in Folge der unter Englands Schutz fortschreitenden Entwicklung des industriellen und commerciellen Aufschwungs des Landes, auch ihre Anzahl. Man kann sagen, ihr Häuflein ist gewachsen, wie das der Kinder Israel, denn von 60,000, die sie waren, haben sie sich in der neuesten Zeit beinahe auf eine Million erhoben.

Die Ideen zur Ausrottung oder gewaltsamen „Anglisirung" dieses Volks ließ man zwar bald, seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, fahren; aber eine Menge beschränkender Verhältnisse blieben noch bis in die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts herab bestehen. „Wir wurden, mein Herr, bis dahin immer als politisch Unmündige behandelt," sagte mir ein canadischer Franzose, mit dem ich mich über diese Dinge unterhielt; „wir waren bis 1837 in einer Art von Knechtschaft. Da erhoben wir uns, und es brachen jene Bewegungen aus, die wir unsere canadische Revolution nennen können, da seit ihrer Epoche alles eine andere Wendung genommen hat. Jene Beschränkungen bestanden nicht bloß für uns, sondern — zum Theil wenigstens — auch für die brittischen Colonisten, welche Knechtschaft und Unmündigkeit in mancher Hinsicht mit uns theilten, und von denen daher auch 1837 und 1838 ein großer Theil mit uns gemeinsame Partei machte. Quoique nous étions battus, ça nous a fait du bien. Das siegreiche brittische Gouvernement, dessen Truppen uns schlugen, hat keineswegs, wie es sonst wohl nach solchen Siegen der Fall zu seyn pflegt, die Ketten noch enger geschmiedet. Es hat vielmehr, diese Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen, die Augen geöffnet. Viele Uebelstände sind besser erkannt und man hat von oben her dagegen gewirkt. Zuerst wurden die französischen Colonisten nach und nach mit den brittischen auf gleichen Fuß gesetzt; sie erlangten dieselben politischen Rechte,

und das Gouvernement hat namentlich auch immer mehr darauf gesehen, daß bei Besetzung öffentlicher Aemter keine Nationalität der andern nachgesetzt würde. Viele der ersten und höchsten Aemter des Landes sind jetzt mit französischen Canadiern besetzt. Alsdann wurde der Bevölkerung der Colonie überhaupt, sowohl der französischen als der brittischen, eine viel größere politische Berechtigung, ein viel höherer Grad von Selbstregierung zugestanden. Nicht nur unsere städtischen Corporationen, ländliche Communen und Grafschaften haben ganz denselben Grad halb republikanischer Selbstständigkeit wie in England; sie erwählen ihre Lokalautoritäten nach äußerst unabhängigen Principien und haben ihre Lokalgesetzgebung ganz in eigener Hand; auch unsere Provinzialregierung und Gesetzgebung hat dem englischen Parlamente und dem dortigen Colonialministerium gegenüber einen Grad von Unabhängigkeit erlangt, wie ihn wohl früher schwerlich je eine brittische oder sonst irgend eine andere Colonie in der Welt besessen hat. Unser Generalgouverneur, das Organ des brittischen Gouvernements in unserem Lande, steht unter uns ganz so beschränkt da, wie die Königin im alten Lande. Er hat seine verantwortlichen Minister zur Seite, die er dem Gesetze nach zwar willkürlich wählen kann, die er aber in der Wirklichkeit so wählen muß, wie die öffentliche Meinung in der Provinz sie gewählt haben will. Sie werden ihm vom Volke eben so dargebracht und aufgedrungen, wie der Königin Victoria ihre Premiers; denn wollte er die dargebotenen und „designirten“ nicht acceptiren und eigensinnig auf seiner eigenen Wahl bestehen, so könnte er mit diesen seinen persönlichen Günstlingen doch nichts anfangen. Da man sie im Parlament, wo sie Sitz und Stimme haben müßten, nicht zulassen würde, so würden sie nutz- und wirkungslose Organe seyn, die keine Maßregel durchführen könnten, da man ihnen überall opponiren würde. Unser jetziger trefflicher Generalgouverneur hat sogar mehrere der Hauptführer jener Revolution von 1837 als Minister acceptiren

müssen, und in unserem Parlamente sitzen sogar Männer und spielen eine bedeutende Rolle, auf deren Kopf 1837 eine Prämie ausgesetzt war, und die damals, wenn man sie rechtzeitig gefangen hätte, vielleicht zum Tode verurtheilt worden wären. Wie unser Ministerium und unsere Regierung, so ist auch unser Parlament und unsere Gesetzgebung ganz eine Copie nach englischem Muster, und ihre provinziale Selbstständigkeit und ihre Mündigwerdung hat sich in neuester Zeit in der erwünschtesten Weise und im höchsten Grade consolidirt und manifestirt. Ja das brittische Parlament hat bei mehreren Gelegenheiten, wo ihm, wie ehemals, canadische Provinzialangelegenheiten zur Entscheidung vorgelegt wurden, solche Entscheidungen abgelehnt und ausdrücklich anerkannt, das canadische Parlament sey in eigenen Angelegenheiten völlig unabhängig, könne am Lorenzo machen, was es wolle, und brittisches Parlament und Volk habe sich durchaus gar nicht darin einzumischen. Alle Einkünfte, die die Provinzialregierung hat, alle Gelder, die Canada für die Unterstützung und Unterhaltung derselben aufbringt, stehen ganz unter unserer Controle. Es wandert davon nichts nach England hinüber; jeder Sous davon wird hier im Lande selbst und zum Nutzen desselben verausgabt; ja über jeden Sous muß uns Rechenschaft abgelegt werden. Die Engländer haben sogar von der Verbindung mit uns eher vermehrte Ausgaben als Einnahmen. Da seit Peels Reformen auch der Handel fast vollkommen frei geworden ist, so ist England bei uns auch in Bezug auf commercielle Verhältnisse nicht privilegirt, und der neueste Vertrag mit den Vereinigten Staaten, der sogenannte Reciprocitätsvertrag, stellt sogar die Amerikaner sowohl den Engländern als auch uns selbst fast ganz gleich. England hat jetzt keine andern Vortheile von uns, als die, welche ihm unsere Freundschaft und gute brüderliche Gesinnung gewährt, und dann diejenigen, welche ihm daraus erfließen, daß wir ihm für seine Auswanderung ein freies und wünschenswerthes Feld offen erhalten."

„Der Erfolg von diesem allem ist nun eine außerordentliche Aussöhnung unter allen Parteien gewesen, eine Aussöhnung der französischen mit den brittischen Colonisten und eine äußerst günstige Stimmung zwischen der jungen Colonie und dem alten Lande. Von einer Hinneigung zu unserer großen Nachbarrepublik werden Sie jetzt wenig Spuren in unserem Lande mehr bemerken, da wir so zu sagen unter königlichem Schutze, ja durch diesen königlichen Schutz selbst so viel öffentliche und Privatrechte wie Republikaner erlangt haben. Unter diesen Umständen wünschen wir sogar die Fortdauer der Verbindung mit England, die jetzt weniger einer Unterthanenschaft als einer innigen Verbindung eines besondern Volkes und Staates mit seinem Muttervolk und Staate gleicht. Wir erfahren jetzt von dieser Verbindung keine Nachtheile mehr, erlangen aber mit ihr manche wesentliche Vortheile.“

„Namentlich hat sich das Blatt in Bezug auf meine eigene französisch-canadische Nationalität außerordentlich, beinahe völlig gewendet. Während Großbritannien sonst in ihr einen mit dem Auslande conspirirenden innern Feind zu haben glaubte, besitzt es jetzt gerade in ihr fast das bedeutendste Gegengewicht gegen das Ausland, namentlich gegen etwaige Gelüste unseres republikanischen Nachbarlandes. Es gibt zwar unter unsern jungen Leuten eine kleine Partei, die wir die „Rouges“ nennen. Es sind extravagante Bewunderer und Anhänger republikanischer Institutionen. Allein die Masse der Franzosen ist jetzt wesentlich conservativ und wünscht die Sachen alle möglichst im Status quo zu erhalten. Ich hörte von einem Amerikaner, der einmal, als er in unserem Lande reiste und unsere alterthümlichen französischen Bauern beobachtete, gesagt haben soll, wenn sie, die Amerikaner, dieses Land in die Hände bekämen, so würden sie diese alterthümlichen Franzosen sehr bald ganz und gar vom Erdboden wegreformirt haben. (They would improve them from the surface of the earth.) Dieß ungefähr ist es, was

unsere Leute wirklich von jener Seite her befürchten. Sie denken, und ich glaube mit Recht, eine Vereinigung mit der Republik würde einen raschen Untergang ihrer Sprache, ihrer Sitten, ihrer Nationalität herbeiführen; sie würden vor den Amerikanern verschwinden und wegschmelzen, wie einst die alten Aborigines des Landes vor den Franzosen. Diese Furcht macht uns Franzosen dem alten Europa, auch wenn es nun durch Großbritannien unter uns repräsentirt wird, besonders hold, und Großbritannien seinerseits mag dieß auch benutzen, und läßt daher unter anderem auch unsere katholische Geistlichkeit alle wünschenswerthen Freiheiten genießen."

Ich. Haben sich nun ihre alterthümlichen Franzosen auch in andern socialen Beziehungen den Engländern mehr angeschlossen? nehmen sie namentlich an der industriellen Fortschrittsbewegung der Engländer lebendigen Antheil?

Er. Ça commence, Monsieur, ça commence. Ja wohl, es ist ein hübscher Anfang dazu gemacht. Im Ganzen, es läßt sich nicht läugnen, steht unsere alte canadische Bevölkerung, wenn auch nicht in humaner Gesinnung, doch in Kenntnissen und Bildung, und namentlich in Bezug auf wahren Fortschrittssinn, der englischen weit nach. Erst seit einiger Zeit haben sich solche literarische Gesellschaften unter ihnen gebildet, wie sie unter den Engländern schon lange existiren, und jetzt gibt es denn sogar in den Vorstädten Montreals und Quebecs solche „lecturing" und „reading rooms" unter den jungen Franzosen, wie es deren unter den „young men" brittischen Ursprungs schon lange gab. Auch die französischen Kaufleute, obwohl sie meistens nur Krämer, Pelzhändler und dergleichen sind, und obwohl fast alle ersten Häuser in Montreal und Quebec schottischen Ursprungs sind, auch unsere Kaufleute, sage ich, haben sich mehr in die schwunghaftere und praktischere Betriebsweise der Geschäfte, die den Britten eigen ist, hineingeschmiegt. Die meisten französischen Häuser haben sogar die englische Sprache als ihre

Geschäftssprache adoptirt, und zwar nicht nur in ihrer Correspondenz mit der übrigen Handelswelt, sondern sogar in ihren Comptoiren und Privatbüchern. Sie führen ihre eigenen Conto's, Bilanzen und Journale in englischer Sprache, nicht nur, weil sie in das ganze canadische System besser paßt, sondern auch, weil sie ihnen für Handelszwecke kürzer, praktischer und brauchbarer vorkommt. Die meisten gebildeten Franzosen im Lande schreiben und reden jetzt das Englische fast so gut wie ihre eigene Muttersprache; aber freilich gibt es leider noch entlegene canadische Dorfschaften genug, in denen meine guten Landsleute überhaupt weder lesen noch schreiben lernen. Mais ça commence aussi, Monsieur, ça commence!

Das treffliche canadische Parlamentsglied, das mir diese, mir damals noch sehr neuen Mittheilungen machte, wurde hier abgerufen, und ein junger Britte, der uns schon seit einiger Zeit zugehört hatte, wie wir so, an das Deckgeländer unseres Dampfers gelehnt, conversirend dastanden, nahm nun seinen Platz ein, und weil der Franzose zuletzt eine Frage berührt hatte, die ihn sehr zu interessiren schien, die Frage des Bildungszustandes der untern französischen Klassen, so schüttete er sogleich seine Ansichten darüber gegen mich aus. „Ich kann das alles unterschreiben und bestätigen," sagte er, „was Ihnen jener Herr da über unsere Verhältnisse gesagt hat, insbesondere aber ist das wahr, was er zuletzt zu berühren anfing, und was er über die große Unwissenheit unserer französischen Landbevölkerung sagte. Ich habe lange und viel unter ihnen gelebt und liebe und schätze sie; sie sind das harmloseste Volk von der Welt (the most inoffensive set of people); aber in vielen Landesgegenden sind sie kraß unwissend und abergläubisch, und das rührt hauptsächlich von ihren Dorfpriestern her. They are totally under the controll of their priests. Sie gehen bei allen Zweifeln und Schwierigkeiten zu ihrem Priester und fragen ihn, was zu thun sey. And if the priest is content with every thing, they are

content with every thing, and all is right. Daß sie nicht lesen und schreiben können, sehen die Priester zum Theil ganz gern, denn sie, die Priester, lesen und schreiben nur für den Bauern. So wie dieser ein Schreiben erhält, geht er damit zu seinem Prêtre, und dieser liest es für ihn und beantwortet es für ihn, und kann der Priester es nicht gut machen, so sendet er ihn zum Dorfnotar; der ist aber mit dem Priester unter einer Decke; beide zusammen setzen ihnen auf, was ihnen gutdünkt, and all is right. Im Uebrigen, wenn man sie mit ihren Priestern zufrieden läßt, sind sie die verträglichsten und umgänglichsten Leute von der Welt, und es ist eine wahrhaft wohlthuende Freude, sie in ihrem täglichen stillen Thun und Treiben und in ihren häuslichen Kreisen zu beobachten. If you do not interfere with them, they will not interfere with you, and all is right. Sie haben nur Eine Nation, mit der sie sich nicht vertragen können, daran ist aber diese Nation nur selber schuld."

Ich. Ich ahnde, welche Nation Sie meinen; vermuthlich die neueingewanderten Irländer, mit denen sich, wie ich schon selber bemerkt habe, fast keine in Amerika angesiedelte Nation verträgt.

Schotte. Ja, eben die Irländer, die sich in den amerikanischen Freistaaten eben so mit den Deutschen in den Haaren liegen, und die leider auch unter allen übrigen Colonisten wenige Freunde haben. Hier in Niedercanada concurriren sie mit den Landeskindern, den Franzosen, in vielen niedrigen kleinen Gewerben, namentlich z. B. als Krämer in gewissen Handelszweigen, als Dienerschaft in den Häusern der Reichen, in den Wirthshäusern und auf den Dampfschiffen, als Kutscher und Cabführer u. s. w. Da gibt es denn immer kleine Differenzen und oft sehr ärgerliche Conflikte zwischen den beiden Nationalitäten, die in Europa selbst sowohl ihrer gemeinsamen katholischen Religion, als auch ihrer gemeinsamen (celtischen) Abstammung, als endlich auch ihrer gemeinsamen (anti-brittischen)

Sympathien wegen so viel Freundschaft für einander zur Schau getragen haben. Bei allen diesen Streitigkeiten und Conflikten ist aber fast nie ein Zweifel über den sonst gemeiniglich so strittigen Punkt, ich meine über die Frage: wer angefangen hat. Es ist fast immer der querköpfige plumpe Irländer, und fast nie der freundliche und nachgiebige Canadier.

Ich. Obgleich ich noch sehr jung in Ihrem Canada bin, so habe ich doch auch schon einige wenige Erfahrung über diesen Punkt, den Sie berühren, gesammelt, und ich bin sehr geneigt, Ihnen in dem, was Sie sagten, beizupflichten. Neulich sprach ich in Montreal über denselben Gegenstand mit einem kleinen canadischen Vorstadtkrämer, bei dem ich einige kleine Einkäufe machte, und der von einem wahrhaften Schrecken vor den Irländern erfüllt zu seyn schien. Er gab mir von ihnen folgende arge Beschreibung, die aber etwas nach seiner Weise colorirt seyn mag. „Ah, voilà les Irlandois," brach er aus, als ich die Irländer nur erwähnte; „ah, Monsieur, c'est une mauvaise nation. N'est ce pas, Monsieur, nous autres, moi, vous et toutes les gens raisonnables, quand ils ont une petite différence d'opinion entre eux, ils conversent là-dessus, ils s'entendent. Mais eux les Irlandois, ils ne parlent pas, ils querellent, — ils ne s'entendent pas, ils se battent. — Et encore c'est une chose singulière. Au commencement, quand ils arrivent dans notre pays, ils sont très pauvres, et très modestes. Mais après quelque temps ils changent merveilleusement. Bientôt ils s'imaginent, que tout le pays leur appartient. Et les mêmes hommes, à qui vous avez donné des aumônes, deviennent fiers comme des Lords. Ah, et comme ils ont le coeur plein de revanche! Quand ils se sont chagrinés de quelque petite chose, ils ne l'oublient jamais. Au contraire, s'ils se rencontrent après dix mois, ils seront six ou sept pour attaquer un homme, et ils le tueront avec

des batons et des pierres.“ Am Schlusse seiner Rede gab mir mein Canadier noch den Rath; ich sollte mich nur ja von allen Irländern fern halten. Ich würde mich gut dabei stehen.

Schotte. Ein klein wenig mag indeß auch wohl die Schüchternheit der Canadier übertrieben seyn. Daß ihre Friedfertigkeit zuweilen etwas an Furchtsamkeit grenzt, schien mir bei einer Gelegenheit klar zu werden, wo mir auch ein Canadier in ähnlicher Weise, wie Sie es erlebten, von den Irländern sprach und mir ihre Streitlust und Schlägereien schilderte. „Ach, mein Gott, sich schlagen! es ist schrecklich! Mein bester Herr, ich schlage mich nie! Ich — laufe davon. (Je me sauve.) — They are to a certain degree effeminate, like women. They will cry and weep in many cases like children, when an Englishman would bear it like a man. —

Ich. Wunderbar! Ich muß glauben, daß Sie Recht haben, denn ich habe ähnliche Aeußerungen auch schon von andern Seiten vernommen. Und doch sind eben aus diesen französischen Canadiern jene kühnen, harten und unermüdlichen Voyageurs hervorgegangen, die fast den ganzen Nordwesten Amerika's entdeckt und den Indianern entrungen haben.

Schotte. Sehr begreiflich! Die kühnen und unternehmenden Leute sind immer nordwestwärts ins Land hinaus vorgedrungen, und haben die friedfertigen Ackerbauern und Krämer hier im Unterlande zurückgelassen. O die Canadier, die den Ottawa hinaufgehen, und die nach Obercanada kommen und weiter hinaus nach dem Westen, dieß ist eine ganz andere Race von Menschen, oder wenigstens eine andere Klasse. Die Ottawa- und Nordwestcanadier kann man gleich aus einem Haufen anderer Canadier heraus erkennen, so wie wir auch hier einen ächten Franzosen aus Frankreich gleich unter den Canadiern zu erkennen wissen. Das französische Temperament, das bei den Canadiern sehr gemindert erscheint, brillirt bei jenem

gleichsam noch in voller Farbe. Wie eine Münze mit scharfem und neuem Gepräg von einer andern mit etwas alten und abgegriffenen Umrissen, eben so leicht unterscheiden wir die frischen Ankömmlinge aus Frankreich von den amerikanischen Franzosen, an denen man namentlich, so gutmüthig die Leute sonst auch meistens sind, einen großen Mangel von Devouement und von freundschaftlicher oder gar aufopfernder Hingebung bemerkt haben will.

Ich. Mir bemerkte neulich Jemand, er habe diesen Mangel an Hingebung und eine gewisse halb und halb stumpfsinnige Gleichgültigkeit namentlich an den canadischen Domestiken beobachtet. Ein brittischer Diener, wenn er lange im Hause sey, verwachse am Ende mit der Familie," und empfinde zuletzt ihren Schmerz und ihre Leiden, wie seine eigenen. Ein französischer Diener, obgleich er sich von Anfang an schneller zurecht finde, behalte, so lange er auch in demselben Hause verbleibe, immer einen größeren Egoismus, der keinen großmüthigen Gedanken und keine aufopfernden Handlungen in ihm aufkommen läßt.

Schotte. Ja, das ist, glaube ich, ganz richtig. Ein canadischer Diener ist z. B. ein sehr aufmerksamer und williger Begleiter, so lange Sie im Glück sind, oder, so wie wir jetzt, auf einem eleganten Dampfschiffe durch die Welt reisen. Aber wenn Ihr Haus brennt, wird er mit seinen besseren Sachen alsbald so weit als möglich weglaufen und seinen Herrn vielleicht mit allen seinen Reichthümern verbrennen lassen, während ein alter treuer englischer Diener bis auf den letzten Augenblick bei Ihnen aushält, wie jener englische Hepburn, der Franklin und Richardson auf ihrer ersten arktischen Reise begleitete und ihnen gegen die Angriffe und bösen Absichten eines im Unglücke treulos und gefährlich gewordenen Canadiers bis in den Tod beistand.

Solche erste Gespräche, die der Reisende in einem neubetretenen Lande geführt, solche anfängliche Entdeckungen, die er auf den

weiten Feldern der Privatmeinungen und Parteien gemacht hat, haben eine gewisse bleibende Frische und sind so unvergeßlich, wie die ersten Eindrücke der geschauten Dinge selbst. Ich könnte beinahe noch jedes Wort, das ich in jener ersten Nacht auf dem Lorenzo tauschte, einnahm oder ausspielte, wiederholen. Doch es mag an jenen Proben genügen und ich will einstweilen meinen Wanderstab weiter setzen.

XII. Quebec.

Wenn man auf diesen amerikanischen Schiffen nicht schnell bei der Hand ist, seinen Namen in das große Gastbuch, das in der Hauptcajüte offen daliegt, eingetragen, und dabei die Nummer des Staterooms setzt, das man sich ausgesucht hat, so geht es Einem am Ende, wie es mir ging, daß man mit dem, was übrig bleibt, und was Niemand gewollt hat, vorlieb nehmen muß. Die Schlafzimmer, welche am entferntesten von der Maschine liegen, sind natürlich die begehrtesten. Ich bekam eines, das zwischen der Maschine und den großen Wasserrädern steckte und das so zu sagen gerade in die Mitte von Feuer und Wasser eingesenkt war. Die Wände bestanden nur aus hölzernen Brettern, und ich hörte mir zur Rechten nicht nur jedes Knarren, Stoßen, Seufzen, Quicken und Explodiren der Maschine, und mir zur Linken nicht nur den fortwährend rauschenden Katarakt des an meinen Zimmerwänden niederwaschenden Lorenzowassers, sondern zwischen durch wurde unter mir auch noch jedes Manöver, das die Feuerschürer vornahmen, jede Ofenthüre, die sie zuschlugen, jeder Stoß mit dem Poker, den sie in die Kohlen machten, ganz deutlich zu Ohr geführt. Da noch dazu die Temperatur in meinem Zimmer so heiß wie im Dampfboiler selber war, so kann man sich denken, daß ich in Folge alles

dessen des großen Vorzugs theilhaftig wurde, am andern Morgen früh der erste auf dem Deck zu seyn.

Wir waren schon in der Nachbarschaft von Quebec angelangt und befanden uns nahe der merkwürdigen Flußenge oberhalb der Hauptstadt bei Cap rouge. Es geschieht hier beim Lorenzo etwas Aehnliches, wie bei Westpoint am Hudson: der Fluß wird hier von Höhen, die er vermuthlich durchbrochen hat, eingeengt. Man kann hier das äußerste spitze Ende jener langen und breiten Kluft annehmen, die der untere St. Lorenzo ausfüllt. In der Nähe der Insel Anticosti am Auslasse des Stromes zum Meere ist diese sichelförmige Kluft dreißig bis vierzig Meilen breit. Sie wird, zwischen zwei Gebirgsreihen sich nach Südwesten herumbiegend, Schritt vor Schritt schmäler. Endlich bei Quebec und Cap rouge erreicht sie ihr Ende und schmälert sich hier zu den gewöhnlichen Dimensionen eines Flusses ab. Quebec [1] liegt demnach sehr genau am Ende des mittlern und am Anfang des untern St. Lorenzo. Die Fluth, die im See St. Peter nur zwei bis drei Fuß betrug, beträgt hier in der Enge von Cap rouge mehrere Klafter, und im Frühling bildet sich in dieser Enge fast regelmäßig eine enorme Anhäufung von Eis, die hier, den Fluß verstopfend, länger liegen bleibt, als irgend welche andere Eispartien am Lorenzo. Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß, wie er es noch jetzt alle Jahre von Eisschollen ist, der Fluß hier einmal von Felsen und Gebirge ganz abgeschlossen war, von Gebirgen, die von beiden Seiten hinzukamen und den großen Busen, den wir jetzt den untern Lorenzo nennen, rings umgaben. Der obere St. Lorenzo floß damals entweder in einer ganz andern Richtung ab, oder bildete große Binnenseen ohne Abfluß, wie das caspische Meer, bis er endlich diesen Riegel durchsägte, zuerst vielleicht in Wasserfällen, denen des Niagara ähnlich. Es

[1] Quebec soll ein indisches Wort seyn, das so viel bedeutet als „Flußverengung."

gibt noch jetzt in der Enge von Cap rouge Wasserfälle genug, nämlich die des bekannten Flusses Chaudière, der von Süden kommt, und dann gleich unterhalb Quebecs die Wasserfälle von Montmorency und des Rivière St. Charles. Es ist hier rings umher eine wahre Kataraktengegend, wie sie der Art am ganzen St. Lorenzo von hier bis oberhalb Montreal nicht wieder erscheint.

Der Anblick war im höchsten Grade interessant: der mächtige Fluß zwischen langen gekrümmten Wänden und Gruppen von Felsen; am Ufer des Wassers selbst meistens nur ein ganz schmaler, flacher Streifen, der mit Häusern besetzt ist. Denn hier wie überall längs des Lorenzo gibt es Häuser. Man meint bei ihren endlosen Reihen, müsse Canada eines der bevölkertsten Länder der Welt seyn. Es ist aber nur eine angenehme Täuschung, denn wenn auch kein Potemkin hier wie einst am Dniepr Häuser und Dörfer geschaffen hat, die bloß auf Holz und Leinwand gemalt waren, so ist hier doch in Folge der oben berührten Naturverhältnisse etwas Aehnliches vorgegangen. Von drei Millionen Einwohnern, die ganz Canada hat, wohnen vielleicht wenigstens 900,000 im Flußthale und bewegen sich dort oder auf dem Flusse selbst immer im Gesichtskreise des Reisenden, der auf ihm herabfährt. Eine Reihe von 150 der Länge nach neben einander gelegten deutschen Quadratmeilen würde ungefähr das ganze Dorf-, Stadt- und Ackerland begreifen, und es käme darnach eine Bevölkerung von mehreren tausend Menschen auf die Quadratmeile. Man begreift darnach, daß man sich nirgends auf dem Flusse einsam fühlt.

Hier bei Cap rouge und dann bis Quebec hinab kommt nun noch das regste Handels- und Schiffsleben dazu. Der ganze St. Lorenzo rund um die Felsenhäupter Quebecs herum ist Hafen, und noch mehrere Meilen oberhalb der Stadt bis Cap rouge hinauf ist alles Hafen. Es gibt hier in den Felsenufern mehrere kleine, tief ausgerundete Buchten, Cove's genannt, z. B. „Wolve's Cove“

(Wolfsbai). In diesen kleinen Buchten sind die großen Flöße, die von Montreal und vom Ottawa herabkommen, eingelaufen und enorme Holzvorräthe füllen die ganzen Räume dieser kleinen Baien, die Schutz vor Fluth und Eisgang gewähren. Die großen Seeschiffe kommen heran und holen das Holz aus diesen kleinen, umwaldeten und mit Felsen umschanzten Cove's hervor, wie die Bienen den Honig aus den Blumen. Der Holzhandel ist die Seele der Verkehrs zu Quebec. Holz ist eine Waare, die sehr viel Raum einnimmt, und sich namentlich im Freien und im Wasser sehr weit ausbreitet, auch eine große Anzahl von Schiffen nöthig macht. Sie erfüllt daher eine Gegend, in der sie viel verschifft wird, mit einer Menge von lebhaften Scenen. Quebec ist meilenweit von solchen Scenen umgeben. Selbst die kleinen Holzhäfen in Norwegen machen sich mit ihrer massiven Waare und deren umständlichen Verschiffung sehr breit. Wie wenig Interessantes würde man an einem solchen Orte zu sehen bekommen, wenn Gold oder Indigo oder Seidenstoffe zu demselben Werthbelange daselbst verschifft würden! Der Ausdruck „ein Wald von Schiffen" paßt auf den Hafen von Quebec nicht, und dieß ist sehr zu seinem Vortheile. Ein Wald von langen, kahlen, einförmigen, bohnenstangenartigen Mastbäumen ist weder etwas malerisches, noch poetisches. Aber bei Quebec, wo breit und weit alles Hafen ist, liegen die Schiffe in äußerst gefälligen und malerischen Gruppen zerstreut umher. Einige ankern mitten im Strome, andere haben sich vor diesen oder jenen der kleinen Cove's gelegt. Hie und da liegt eines ganz einsam, wie ein Schiff arktischer Navigatoren, an der Seite eines wilden Felsenvorsprungs. Es war eben kurz vor der Schließung der Schifffahrt die lebhafteste Zeit des Verkehrs, und dann hat Quebec etwa um die Hälfte Einwohner mehr als gewöhnlich, statt 40,000 nahe an 60,000, die Folge des Zuströmens aller der Flößer, fremder Schiffer, Holzhändler, Holzarbeiter ꝛc. Wie unten den Fluß und seine Felsenufer die Schiffe,

so schmückt oben den Rand dieser hohen Felsenterrasse eine Reihe von hübschen Villen, die aus den Gebüschen und Waldungen freundlich auf den tiefliegenden Strom herabblicken; unter ihnen auch das berühmte Spencer Wood, die Residenz des Generalgouverneurs von Canada, Lords Elgin und Kinkardine. Es war ein klarer und wunderschöner Herbstmorgen, und wir fuhren zwischen allen diesen anziehenden Scenen wohl einige Meilen weit hin, bis wir endlich am Fuße des hohen und kühnen Caps Diamant, an dessen Abhängen Quebec erbaut ist, vor Anker gingen, und uns darauf durch die engen und gekrümmten Gassen der untern Stadt zu den oberen Bergstufen erhoben, auf deren einer das für uns bestimmte Gasthaus lag.

XIII. Cap Diamant.

Ich habe mir vergebens den Kopf zerbrochen, und vergebens meine alten Papiere, Karten, Bücher und geschichtlichen Excerpte aus den Historien und Chroniken Canada's deßwegen durchblättert, um ausfindig zu machen, wer zuerst dieser merkwürdigen Felsfigur, welche der Stadt Quebec zum Fundament dient, den Namen Cap Diamant[1] gegeben hat. Am wahrscheinlichsten ist es mir, daß ihn der Gründer von Quebec, der schon oft genannte Champlain, erfand. Doch ist es möglich, daß auch schon Cartier, der erste Befahrer des Lorenzo, ihn in die Geographie einführte. Aber wer es auch gewesen seyn mag, es ist gewiß eine Erfindung von nicht übler Bedeutung.

Wahrlich, wer oberhalb der Stadt, die sich an seinen östlichen und südlichen Abhängen hinab ergießt, die äußersten Gipfel dieses

[1] Bei französischen Historikern: „Cap aux Diamants“ oder Cap Diamant, bei Engländern Cap Diamond.

Vorgebirges, die von der berühmten Citadelle eingenommen werden, erstiegen hat, und die Blicke vorn und zu den Seiten hinaus ins Weite schweifen läßt, der wird gewiß auszurufen geneigt seyn: in der That, hier ist ein Diamant des Landes unter meinen Füßen, hier ist der wahre Koinoor von Canada, à jour eingefaßt in die großartigste Landschaftsscene, umklammert von großen Gebirgsreihen, von langgestreckten Ebenen, von weitreichenden Flußarmen, die wie lange Strahlen von ihm auslaufen.

Heraus- und abgeschliffen wurde dieser Diamant auf der einen Seite vom großen Lorenzo, der im Süden nahe an seinen schroffen Abhängen hinläuft, und leider zu Zeiten immer noch etwas davonschleift. Denn noch in jüngsten Jahren haben sich hier ganze Wände vom Felsen abgelöst, und haben Häuser, Menschen und Schiffe in ihrem „Schliffe" begraben. Auf der Ostseite aber ist der Diamantenschleifer der kleine Fluß St. Charles, der sich senkrecht zum St. Lorenzo hinabwendet und eine ähnliche hohe und steile Wand an den Felsen ausgearbeitet hat. Er bildet bei seiner Mündung ein weites Thal oder vielmehr ein mehr als acht Meilen breites Flachland, das mit Häusern und Dörfern erfüllt ist.

Der so entstehende Felsenkopf von etwa dreihundert Fuß Höhe bietet den vom Meere her Heraufsegelnden eine äußerst frappante Erscheinung, ein höchst kühnes, erhabenes und stolzes — a bold and lofty sagen die Engländer, welche beiden schönen Ausdrücke sich im Deutschen nicht so bezeichnend, und ich möchte sagen, so onomatopoetisch wieder geben lassen — Promontorium dar. Champlain müßte blinder als die alten Byzantiner, die das goldene Horn übersahen, gewesen seyn, wenn er diesen Landesdiamant übersehen, wenn er nicht erkannt hätte, daß hier der wahre Platz zur Erbauung der Hauptstadt seines Neufrankreichs bereitet war. Hier war natürlicher Hafen, natürliche Befestigung, gleich innige Verbindung mit Ocean und Binnenland, und endlich dazu noch fruchtbarste Landschaft,

alles in einem Focus concentrirt, gegeben. Die Frage, wo die Europäer das Samenkorn zu ihrer Lorenzo-Capitole ausstreuen sollten, konnte beim Anblick jener Situation keinen Augenblick mehr Frage bleiben.

Von der obersten Höhe des Vorgebirges aus genießt man eine Aussicht, die an Reiz und Großartigkeit wo nicht alles, was es sonst wo Aehnliches gibt, übertrifft, doch wenigstens allem, was die Topographie des Erdbodens der Art liefert, gleich kommt. Zunächst blickt man auf die alte merkwürdige Stadt hinab, die auf zwei Seiten sich an den Abhängen des Berges herab ergießt. Ihre Häuser sammeln sich hie und da auf natürlichen Felsenabsätzen, die zu Märkten oder andern öffentlichen Plätzen umgebildet sind, und durch krumm aufwärts steigende Straßen unter einander in Verbindung stehen. Sie reihen sich an einander zu Seitengassen, die sich in verschiedenen Höhen um den Berg herum biegen. Sie tröpfeln ganz bis zum Flußniveau hinab und drängen sich in dünnen Reihen zwischen dem Uferrande und Felsen hin. Sie erklimmen endlich die höchste Stirn des Caps und breiten sich dort auf bequemer Hochebene bis zu den Wällen und Mauern der Citadelle aus.

Der Fluß, der in der Caprouger Enge sehr geschmälert erschien, verbreitert sich busenartig, so wie er nur das Cap Diamant hinter sich hat, und theilt sich dann — noch im Angesichte der Stadt — in zwei große Arme, welche die Isle d'Orleans umfließen. Wie jene Montrealer Insel, so ist auch diese Quebec-Insel eines der Lorenzoparadiese. Sie ist äußerst fruchtbar, zum Theil hübsch bevölkert und mit mehreren friedlichen Dörfern geschmückt. In den ersten Zeiten widmeten die Franzosen sie dem Weingotte, weil sie die Gehölze voll wilder Weinranken fanden. Sie behielt den Namen Isle de Bacchus ziemlich lange.

Dem Diamantencap zur Rechten, gegenüber auf der andern Seite der Flußenge, liegt sein Zwillingsbruder, Cap „Pointe Levis,“

auch mit Häusern, Kirchen und Landhäusern bedeckt, die zusammen eine Art Nebenort der Hauptstadt bilden. Es sieht aus, als reflektire sich Quebec hier in einem Spiegel. In der Ferne erscheinen lange Hügel und Bergketten, eine über die andere hinwegblickend. Es sind die Grenzgebirge zwischen Canada und den Vereinigten Staaten, und die letzten Gipfel ragen schon aus der Mitte des großen Waldstaates Maine hervor.

Zur Linken schmiegt sich zu gefälliger Abwechslung statt eines dunkeln Caps eine freundliche Niederung, acht Meilen hinaus, mit Meiereien und Dörfern gefüllt. Es ist die Mündungsebene des Flusses St. Charles und hinter ihr häufen sich gegen Norden eben solche Bergreihen auf wie im Süden. Es sind die noch höheren und wilderen Berge, die als eine viele hundert Meilen lange Kette nordostwärts längs des St. Lorenzo fortlaufen und sich bis nach Labrador verzweigen, südwestwärts aber bis zum Ottawa und bis an die Umgegend von Montreal hinabragen. Weitere westliche Verzweigungen dieser Höhenzüge gehen um das Ottawabecken herum, und umgeben den obern canadischen See, zwischen ihm und der Hudsonsbay die Gewässer sondernd. Dieses merkwürdige Gebirgssystem hatte bisher bei unsern Geographen noch keinen eigenen Namen, wenn man nicht etwa solche Bezeichnungen wie: „die Berge im Norden des St. Lorenzo," oder „die Gebirge Nieder-Canadas" und dergleichen dafür gelten lassen will. Ein ausgezeichneter Historiker Canada's, Prof. Garneau, hat sie aber kürzlich getauft, und hat sie „Les Laurantides“ genannt. Es ist dieß ein äußerst passender Name, denn die besagten Gebirge begleiten das ganze System des Flusses mit einer Ausdauer und Treue fast wie die künstlichen Uferdämme den Rhein, sie stehen gleichsam wie eine Armee von Wächtern längs seiner ganzen Linie hin. Der Name ist daher auch, wie es scheint, von den übrigen canadischen Geographen und Historikern schnell adoptirt worden. Er verdiente es wohl, daß er allgemein in

die Geographie eingeführt würde; freilich wird es einige Schwierigkeiten haben, ihn so kurz und bündig in die anderen Sprachen zu übertragen. Doch könnten wir Deutsche nicht allenfalls sagen: „Die Laurentiden?" Bei den englischen Geologen ist der Name des großen Stromes schon vor der Erfindung des schönen geographischen Namens „les Laurentides" zu einer geologischen Bezeichnung benutzt worden. Sie haben einer gewissen weitverbreiteten Formation von Sand- und Thonschichten den Namen „the Laurencian Deposit" gegeben. Dieses sandige und thonige Lorenzodepositum ist ein neueres oceanisches Erzeugniß, mit den Resten vieler Mollusken und anderer Seethiere gefüllt, von Gattungen und Arten, wie sie noch heutigen Tags in den benachbarten Meeren leben. Es erfüllt dieses Depositum, allerdings theilweise vielfach zerrissen und zerstört, alle mehr niedrigen und inneren Theile des unteren Lorenzobeckens, umgibt auch den See Ontario und endet in der Nähe der Niagara Wasserfälle. Der Lorenzo mit seinen Arterien ist ganz darin eingebettet, und es war sehr passend, daß die Geologen ihn bei der Benennung jenes Depositums eben so zum Taufpathen wählten, wie die Geographen dieß nun bei der Bezeichnung der besagten Gebirge gethan haben.

Die vielgezackten Laurentiden, die aus einem Meer von Wald auftauchen, bezeichnen nicht nur die Grenzen des bewohnten Canada, sondern auch überhaupt des ganzen kultivirten Amerika's. Jenseits ihrer öden und kahlen Gipfel ist alles bis an das Ende der Welt eine unermeßliche Wüste. Schon gleich hinter den Grenzen dieses so schönen Quebeker Panorama's sind selbst die eingebornen Wilden so sparsam zerstreut, daß man in ganzen Provinzen kaum einige armselige Individuen oder Familien findet. Das besagte schöne Panorama von Cap Diamant gewährt daher auch den Reiz einer Oase: es ist eine äußerst lebenvolle, dichtbevölkerte, schön angebaute Oasis mitten in Wald-, Felsen- und Eisöden. Man hat hier die letzten und äußersten Ausläufer amerikanischer Civilisation nach

Norden vor sich, und wie ein hinsterbendes Licht leuchten hier diese Ausläufer noch einmal in äußerst brillanten Flammen auf.

Das Merkwürdigste war mir auch bei dieser Aussicht, wie bei der von Montreal, die außerordentliche Weite des Gesichtskreises auf einem verhältnißmäßig so niedrigen Standpunkte, die kolossale Proportion aller umgebenden Dinge, und die großartigen Umrisse der Bergketten, der Flüsse, der weitgestreckten Ebenen. Man erklimmt in den Alpen oft mühselig Gipfel, die über die Wolken hinausragen, ohne mit der erhebenden Idee, daß man ein großes Stück der Schöpfung zu seinen Füßen habe, so impressionirt zu werden, wie auf diesem nur wenige hundert Fuß hohen Koinoorfelsen von Quebec.

Man erlangt diese herrliche Aussicht nicht nur auf dem Gipfel der Höhe selbst, sie bietet sich auch mit unzähligen und immer gefälligen Abwechslungen auf vielen Standpunkten in- und außerhalb der Stadt dar. Man gewahrt sie von der „Durhamterrasse,“ einer herrlichen Plattform, die man zu einem der schönsten Spaziergänge der Welt auf der Stelle ausgeebnet hat, wo ehemals die alte französische Burg St. Louis stand. In anderer Nüancirung sieht man sie von den „Remparts,“ einer ebenfalls wundervollen und gleichsam in die Lüfte erhobenen Promenade, oder von der „Esplanade“ aus. Sie überrascht dich auf vielen öffentlichen Plätzen oder Straßenwinkeln der Stadt. Sie begleitet dich überall, wenn du auf dem Rücken der langen Höhe selber dahin fährst. Am vollständigsten aber genoßen wir sie auf den Bastionen und Mauern der mächtigen Citadelle, die den Gipfel krönt.

Die Quebeker Citadelle, die wir bei dieser Gelegenheit auch in Augenschein nahmen, ist das größte Fortifikationswerk in der neuen Welt. Es ist bis auf die neueste Zeit herab daran gebaut und gebessert worden, und wenn man alle diese formidabeln Quadersteinwälle betrachtet, durch ihre planmäßig und kunstgerecht verketteten

und in einander verschränkten Labyrinthe wandert, in deren geheimste Verstecke übrigens keinem Fremdling einzudringen erlaubt wird — zu manchen Partien, so sagte man mir, haben nur höhere Officiere Zugang — und wenn man alles das hier aufgehäufte Kriegsmaterial gewahrt, die jungen Burschen aus Nordhumberland und Cumberland dabei Wache stehen sieht, und die gewaltigen Kanonen anblickt, die in reichlicher Anzahl über die Abhänge der Bastionen und des Berges lang ins Lorenzothal hinausragen, wenn man, sage ich, das alles ins Auge faßt, so ist man einigermaßen geneigt, alle die vielen Aeußerungen und Hin= und Herreden von einer großen Gleichgültigkeit Großbritanniens gegen die Fortdauer seines canadischen Besitzthums, von einer äußerst liberalen Disposition des englischen Gouvernements, den Canadiern ganz ihren freien Willen zu lassen, und ihnen es ohne Weiteres nach Wunsch zu erlauben, entweder ein großes Reich für sich zu bilden oder sich der amerikanischen Nachbarrepublik nach Gutdünken anzuschließen, vollkommen zu vergessen. Man glaubt hier vielmehr ein kleines Stück von der Tatze des Löwen zu sehen, der einstweilen sein Eigenthum noch festpackt und auch seine Zähne und Klauen noch in gutem Zustand hält, um im Fall der Noth ein Wörtchen mit darein reden zu können. Wie und auf welche Weise die Menge der militärischen Erinnerungen des Quebeker Felsens in Zukunft noch einmal vermehrt werden mögen, untersucht man in der Mitte eines so schönen Friedens, wie er jetzt über diesem Lande strahlt, nicht gerne. Es gibt ihrer schon jetzt genug. Da der Felsen seine dräuende und kaum angreifbare Stirn dem Wasser zuwendet, so liegt die für jene Erinnerungen und Lorbeeren klassische Lokalität im Rücken des Kopfes, wo das Vorgebirge hinterwärts sich um eine weite, von den Kanonen nicht ganz beherrschte Fläche ausdehnt, und wo allein eine Ersteigung der Situation, ein Angriff und eine Schlacht möglich war. Es sind die durch mehr als Eine Schlacht berühmten „Plaines

d'Abraham" (die Abrahamsebene), die hier vor den Mauern der Citadelle sich ausdehnen und ungefähr so liegen, wie die hohen Felder vor Prag, auf denen Friedrich der Große und Andere ihre „Schlachten am weißen Berge" lieferten.

Freilich ist die Stadt Quebec selbst häufig genug vom Wasser aus beschossen, in Brand gesteckt und zerstört worden. Aber nur einmal, so viel ich weiß, hat ein kühner Feldherr, welcher der Unzulänglichkeit seiner Armee wegen etwas Außerordentliches wagen mußte, den Felsen selbst und die ganze Position von der Wasserseite her zu stürmen versucht. Das war der amerikanische General Montgomery in den Zeiten der amerikanischen Revolution, als die Truppen der eben erstandenen Republik fast ganz Canada revolutionirt hatten, und das Land für England fast eben so verloren zu seyn schien, wie seine übrigen nordamerikanischen Colonien. Er lag mit einer kleinen Armee von 1300 Mann im Jahr 1774 vor Quebec, damals fast dem einzigen Haltpunkte der Royalisten in ganz Canada. Die geringe Anzahl seiner Truppen, mit denen er keine regelmäßige Belagerung, auch keinen Angriff der starken Befestigungswerke und Batterien, die gegen das Schlachtfeld der genannten Abrahamsebene gerichtet sind, wagen konnte, bewog ihn, etwas Unerhörtes zu versuchen. Er wollte die Festung überraschen, die steilen Felsen erklimmen, um sie da in der Nacht anzugreifen, wo man den Angriff am wenigsten erwartete. Sein Unternehmen mißlang. Die kleinen Corps, die er zu verschiedenen Punkten zu Scheinangriffen ausgesandt hatte, wurden zurückgeschlagen oder abgeschnitten, nachdem sie mehr oder weniger weit vorgedrungen waren. Er selber aber, Montgomery, der sich den eigentlichen Hauptangriff reservirt hatte, ging mit einem großen Theile der Seinen raschem Tode entgegen. Er war auf schnee- und eisbedeckten Felsenpfaden[1] noch nicht weit vorgerückt, als er ganz unerwarteter

[1] Der Angriff geschah gegen Ende December.

Weise auf eine maskirte und wohlbesetzte Batterie der Engländer stieß, die auf der Stelle ein Kartätschenfeuer über die entdeckten Angreifer ausschüttete, und den größten Theil von ihnen, darunter auch den Anführer selbst, in den Schnee streckte. Der Tod Montgomery's, eines seiner Mäßigung und Humanität, so wie seiner Energie und seines Muthes wegen geachteten Mannes, machte diesem ganzen Unternehmen auf Quebec ein Ende und war auch der Anfang zu einer andern Wendung der Dinge, durch welche die Amerikaner am Ende ihre Stellungen in Canada wieder verloren. Ein Monument hat dieser bei Feind und Freund gleich hoch geschätzte General hier noch nicht erhalten. Doch zeigt man — so gut als es sich thun läßt — allen hier zahlreich ankommenden Besuchern aus den Vereinigten Staaten den Fußpfad oder doch ungefähr die Felsenpartie, auf welcher Montgomery in jener Nacht marschirte, die Stelle, wo er niedergeschmettert wurde, und das Loch, aus dem man seinen Leichnam und die seiner Adjutanten aus dem Schnee hervorzog.

Diesen Fall ausgenommen, sage ich, sind die großen Kämpfe um Quebecs Besitz meistens oben auf dem flachen Rücken der Höhe selber ausgefochten, und so namentlich auch jener entscheidende Kampf zwischen Franzosen und Engländern, zwischen den Generalen Montcalm und Wolfe, der die Eroberung Quebecs und am Ende auch ganz Canada's durch die Britten zur Folge hatte. Die Configuration des Schlachtfeldes ist noch heutigen Tags nicht viel geändert. Es sieht noch immer einem wüsten Kampfplatze ziemlich ähnlich und läßt noch jetzt die Hauptzüge und die wichtigsten Stellen der merkwürdigen Aktion vom 13. September 1759 erkennen. Wir blickten zu der kleinen waldigen Flußbai hinab, bei welcher der brittische General Wolfe mit dem Hauptcorps seiner Armee in der Nacht vom 12. zum 13. September landete. Es ist eine jener kleinen „Coves," die ich schon bei der Abfahrt auf dem Fluß gesehen hatte. Damals nannten

die Franzosen sie Anse du Foulon. Jetzt heißt sie Wolfe's Cove. Die Ufer der hohen Erdzunge sind hier nicht ganz so steil, als an andern Stellen, und wer sie erklimmt, kommt gerade auf das Abrahamsfeld hinaus und hat dann die hinteren Fortifikationen der Citadelle im Angesicht. Es war dem General Wolfe, der sein Hauptquartier lange Zeit in den Ebenen unterhalb des Caps Diamant, wo auch seine Schiffe ankerten, gehabt hatte, durch ein geschickt maskirtes Manöver gelungen, das Cap aux Diamants und die ganze Quebeker Halbinsel zu umgehen und einen Theil seiner Armee auf Schiffen in die Gewässer oberhalb der Stadt zu lanciren. Der in der Stadt und Festung commandirende französische General Montcalm glaubte, es sey nur ein kleineres detachirtes Corps, und hatte seine Aufmerksamkeit vorzugsweise noch immer auf die Gegend unterhalb der Stadt gerichtet. Es war aber in der That General Wolfe und der Hauptkörper seiner Truppen, die sich um das Vorgebirge herumgeschlichen hatten, und die nun in der Nacht in jener kleinen Waldbucht landeten, die Abhänge erklommen, die dort aufgestellten schwachen französischen Posten überrumpelten, und so plötzlich oben auf dem Plateau, auf den Plaines d'Abraham, in voller Zahl erschienen.

Wie jene kleine, historisch so interessante Bai, die natürlich nie von Menschenhänden verwischt werden wird, so findet man auch noch mitten auf dem Schlachtfelde eben so unverwischt jene Bodenvertiefung, eine Art großer natürlicher Grube, zu der man den zum Tode verwundeten jungen Feldherrn brachte, und in der er sein Leben verhauchte. Montcalm, endlich von dem Geschehenen benachrichtigt, war, immer noch in der Idee, daß es nicht die Hauptarmee der Engländer seyn könne, mit der Hälfte seiner Truppen zur Stadt hinausgerückt und hatte unvorsichtig die Schlacht angenommen, die sich nun bald zu Gunsten seiner Feinde neigte, die aber zugleich im Momente der Entscheidung diese ihres Feldherrn beraubte. Wolfe

wurde, indem er seine Grenadiere zum Baionnetangriffe gegen die Franzosen führte, von einer Kugel durch die Brust geschossen und stürzte. Der Platz, wo dieß geschah, läßt sich nicht mehr genau ausmachen. Seine Freunde trugen ihn hinter die Kampflinie, etwas rückwärts in jene besagte noch sichtbare Vertiefung hinab, wo er seine letzten Athemzüge that. Als er vernahm, daß eine Stimme in seiner Umgebung rief: „Sie fliehen!" fragte, sich aufraffend, der sterbende Held: „Wer?" und sank dann, als man ihm antwortete: „die Franzosen," beruhigt und befriedigt zusammen, seinen Geist aufgebend. Diese Stelle ist jetzt durch ein Monument bezeichnet. Jeder kennt das vielverbreitete Bild von West, das den Heldentod des Generals Wolfe zum Gegenstand hat. Ich hatte es selbst oft genug gesehen, entdeckte hier aber an Ort und Stelle, daß der Maler in Bezug auf die Scenerie der Umgegend, Vor- und Hintergrund mehr seine Phantasie, als die Wirklichkeit berathen hat.

Auch der ganze übrige Rest der Fläche bis zu den Mauern von Quebec hin bietet noch ungefähr denselben Anblick dar, den er Anno 1759 dargeboten haben mag. Es ist ein baum- und häuserloser Strich voll Löcher und Unebenheiten. Auch stecken noch hie und da Reste von alten französischen Batterien im Boden. Wahrscheinlich in der Nähe einer derselben, „zwischen dem Thor St. Louis und den „Buttes à Neveu," sagt der Geschichtschreiber Canada's, Prof. Garneau, fiel auf ganz ähnliche Weise, wie wenige Augenblicke zuvor sein Gegner Wolfe, auch der französische Anführer Montcalm. Wie Wolfe war er schon vorher leicht verwundet, und wie sein Gegner wurde dann auch er, tapfer weiter fechtend, von einer tödtlichen Kugel in der Mitte des Körpers durchbohrt und unter sein Pferd geworfen. Zum Tode verwundet entführten ihn seine flüchtenden Leute in die Stadt. Es könnte ein interessantes Trio von Gemälden werden, wenn ein so geschickter Maler, wie West, auch Montcalms Fall und Montgomery's Tod neben dem

von Wolfe und in derselben Weise ausführen wollte. Die Umstände bei allen diesen drei Heldenverwundungen waren sehr verschieden, alle in ihrer Art sehr interessant, und einer malerischen Behandlung außerordentlich günstig.

Beiden auf dem Abrahamsfelde gefallenen Helden ist in einem öffentlichen Garten Quebecs ein gemeinsames Monument errichtet. Obgleich sie sich gegenseitig niederschießen ließen, sind sie doch im Tode versöhnt. Aber noch schöner ist es, daß auch die beiden Nationalitäten, die dort so blutig mit einander fochten, jetzt in so hohem Grade versöhnt sind, daß sogar ein Franzose eben so willig zu einem Monumente für Wolfe subscribirt, wie ein Engländer zu einem Monumente für Montcalm. Dieß letztere ist leichter verständlich. Montcalm war ein geachteter und tapferer, obwohl unglücklicher Mann. Der Sieger zeigt edelmüthige Herablassung, wenn er das Andenken eines achtungswerthen besiegten Feindes ehrt. Daß aber auch canadische Franzosen zu Monumenten für Wolfe, ihren Besieger, ihren Eroberer, beitragen, ja daß sie es für eine Art Pflicht halten sollen, dazu beizutragen, das sah ich in einem canadisch-französischen Journale so motivirt: Wolfe habe durch seinen Sieg die canadischen Franzosen nicht sowohl unter fremdes Joch gebracht, er habe sie vielmehr von einer höchst alterthümlichen und dem Fortschritte hinderlichen Gegenwart befreit. Er und seine Britten hätten eine neue Aera für Canada heraufgeführt, und nicht nur die Britten, sondern auch die von 60,000 armen Colonisten zu einer Million wohlhäbiger Bürger erhobenen Franzosen hätten ihm ein großes Glück zu verdanken. Wird einmal eine Zeit kommen, wo man diesen beiden Helden Canada's auch noch den General Montgomery als den dritten Wohlthäter hinzufügt, und wo man dann in Quebec beweisen wird, daß auch Montgomery als ein Märtyrer für eine gute Sache gefallen sey, und daß er schon 1774 etwas versuchte, was erst Anno ???? gelang, nämlich Canada von einem alterthümlichen

Gouvernement zu befreien, und es einem noch energischeren Fortschritt, nämlich dem amerikanischen Geschwindschritt (Go a head), hinzugeben.

Ganz reizend und entzückend war ein letzter kleiner Ausflug in den obern Regionen, nämlich eine Fahrt hinter den Plaines d'Abraham zu mehreren wunderhübschen Villen und Landsitzen, die längs des Randes der hohen Stromküste liegen, zu dem herrlichen Park von Spencer Wood, der Residenz des Generalgouverneurs, zu den Gärten und Sitzen einiger reichen Kaufleute. Schwerlich hätten je die Franzosen hier solche comfort- und luxuserfüllte Wohnungen mitten in den canadischen Waldungen zu Stande gebracht, wenn die Engländer es ihnen nicht vorgemacht hätten. Die alten französischen „Manoirs," in denen noch jetzt einige Seigneurs wohnen, verhalten sich zu ihnen etwa wie die altmodischen „bateaux," die man noch zuweilen auf dem Lorenzo sieht, zu den luxuriösen Dampfschiffen der Angloſachsen.

XIV. Das Dorf Beauport und die Wasserfälle von Montmorency.

Schon von den Höhen Quebecs aus gewahrt man im Nordosten der Stadt wieder ein Stück von jenem langen Häuserstreifen, den man schon oberhalb der Stadt oft gesehen hat. Es ist das Dorf Beauport, das meilenweit längs eines Uferweges und im Parallelismus mit dem Flusse hinläuft.

Wir hatten eine der kleinen, hölzernen, unbequemen und rumpelnden Quebeker Droschken engagirt und rollten in aller Eile über Stock und Block zwischen den beiden Häuserreihen des Dorfs dahin,

um das Ziel dieser sechsmeiligen Rennbahn, den berühmten Wasserfall von Montmorency, zu erreichen.

Ich bin nie durch ein canadisches Dorf gefahren, ohne die Augen weit aufzuhaben, um überall durch die etwa offenen Fenster und Thüren einen hübschen Einblick in die netten Interieurs der Wohnungen zu gewinnen, oder um die Gruppen der stillen Bewohner auszuspähen, wenn sie um das Feuer des Heerdes arbeitend und schwatzend herumsaßen, oder wenn sie von Haus zu Haus gingen, ihre Nachbarn in irgend einer Angelegenheit zu besuchen.

Heute in Beauport sahen wir Gruppen, die mit einer ganz besonders wichtigen Angelegenheit beschäftigt zu seyn schienen. Ein großer Zug von geschmückten Frauen und Männern bewegte sich eine Zeit lang vor uns her und entschlüpfte uns dann in die weit geöffnete Thür eines Hauses, dessen ganzen Raum sie mit Gesellschaft erfüllten. Wir ließen unsern Wagen halten und blickten neugierig durch die Thür ins Zimmer. Einer von den Bauern vor dem Hause schien dieß sehr unschicklich zu finden: „Was wollen Sie da, meine Herren? Was haben Sie hier zu schaffen?“ Da wir der Ueberzeugung waren, daß ein canadischer Bauer nie ohne Veranlassung plump ausfällt, und daß er, wenn man ihm Gründe angibt, leicht besänftigt wird, ließen wir uns durchaus nicht irre machen und erwiederten: „Monsieur, nous sommes des étrangers, c'est aujourd'hui la première fois, que nous sommes venus dans ce pays. Nous sommes un peu curieux de voir vos gens, et votre couple heureux sans doute, vous célébrez des noces, n'est ce pas, Monsieur.“ — „Ah c'est ça! très-bien, Messieurs, descendez, descendez toujours et entrez. Soyez les bienvenus! Oui sans doute, ce sont des noces.“ Wir stiegen ab und thaten einen Blick in das Haus und auf die heitere Versammlung. Mich däucht, ich sah selten eine so muntere, anständige, nettgekleidete und hübsche Gesellschaft hochzeitlicher Bauern.

Lauter saubere und gesunde Burschen, mehrere alte gutmüthige Matronen und Greise und ein Haufen blühender und frischer Mädchen, mitten unter ihnen das bekränzte, glückliche, aber stumm verlegene Paar. Man malt in England in Gemälden wie in Romanen so oft die „gute alte Zeit;" aber hier in Canada scheinen mich auf Schritt und Tritt so viele Erscheinungen zu überreden, daß die „gute alte Zeit" hier nicht nur in Tinte und Farben, sondern noch in aller Wirklichkeit in Fleisch und Bein existirt.

„Dieß ist nur ein kurzer Besuch, mein Herr, den unser Pärchen mit seiner Freundschaft bei den Nachbarn macht. Sie ziehen so durch das ganze Dorf von Nachbar zu Nachbar und von Compère zu Compère. Es ist jetzt die wahre Zeit der Hochzeiten bei uns. Im Anfang Oktober verheirathet sich alles, was noch nicht geheirathet war, um sich für den Winter warm einzurichten. Heute haben wir allein vier Hochzeiten in unserem Dorfe Beauport, und vier solche von Haus zu Haus herumgehende Paare."

Allein wo ein jugendliches Brautpaar erscheint, da herrscht es allgewaltig über die Gemüther, und da haben die Leute nicht viel Augen und Ohren für andere Dinge. Auch setzte sich der ganze Zug, wie ein Bienenschwarm, der der Königin folgt, bald wieder in Bewegung, und so gerne wir auch noch etwas mehr von den Eigenthümlichkeiten canadischer Hochzeitssitten erfahren hätten, so war es in dem Getümmel doch unmöglich, einen kundigen Cicerone zu gewinnen, der uns alles hätte deuten können.

Da wir aber einmal ausgestiegen waren, so idyllisirten wir noch ein wenig weiter in dem Dorfe herum. Um unseren Erfahrungen mehr Allseitigkeit zu geben, suchten wir uns eine recht bescheidene und dann eine recht wohlhäbige Wohnung aus, und pochten zunächst bei jener an. Wir fanden eine kleine, aber äußerst nett und reinlich gehaltene Hütte. Die Fenster waren mit Blumen geschmückt, auch breitete sich außen ein kleiner Blumengarten herum.

Die Blumenzucht lieben diese französischen Ansiedler fast allgemein, während sie bei den Colonisten brittischer Abkunft mehr vernachlässigt scheint. Kleine bunte Bilder hiengen an den Wänden herum. Es waren ein paar solcher Heiligenportraits, wie sie bei den Katholiken hergebracht sind. Auch lagen zur Zierde einige große Conchylien auf dem Schrank. Ich glaubte in eine Bauernwohnung bei Ostende oder Boulogne eingetreten zu seyn. So was Alteuropäisches hatte ich in Amerika noch gar nicht gesehen. Drei wohlbeleibte, fast überdicke Frauen, Mutter, Tochter und Schwiegertochter, saßen um den großen groben hölzernen Tisch herum; daneben auch noch zwei Nachbarinnen; alle fleißig bei der Arbeit. Sie nähten ein Festtagskleid für Eine unter ihnen. Ein paar sehr gesund und frisch aussehende Kinder saßen mit im Kranze und stopften mit großen Nadeln auch etwas zurecht. Sie waren alle außerordentlich freundlich und höflich und schienen nicht im mindesten über unsern Besuch verwundert. Wir sagten ihnen, daß wir auch bei ihrem Nachbar, dem Bauern Bienville, einen Besuch zu machen gedächten. „Ah v'là Monsieur Bienville! Oh oui, Messieurs, là vous verrez quelque chose! Chez nous, ça ne vaut pas la peine. Nous n'avons que de petits emplacemens. Mais Monsieur Bienville, oh c'est un gros habitant! un des plus gros Messieurs dans le village!“

Der Ausdruck paysan scheint hier wenig oder gar nicht gebräuchlich zu seyn; „Habitant“ (Bewohner) ist ganz an seine Stelle getreten. Dieser Ausdruck hat sich, wie es scheint, auf das ganze ehemalige französische Amerika ausgedehnt. Auch in Louisiana am unteren Mississippi heißen die französischen Colonisten „habitans“ und ihre Ansiedlungen „habitations.“ Wir fanden unsern „gros habitant“ beim Kalkofen, der von seinem Hause nach dem Flusse zu lag, beschäftigt. Solche Kalköfen bemerkten wir überall in großer Zahl zwischen den Häusern der Gegend verstreut. Monsieur Bienville

putzte sich sogleich, da er unsern Wunsch erfuhr, den Kalkstaub aus den Kleidern und begleitete uns zu seiner Wohnung. Auch hier fanden wir alles äußerst nett und freundlich eingerichtet und höchst sauber gehalten. Wir wurden der Frau Habitantin vorgestellt und auch der Fräulein Habitantentochter, äußerst nette charmante Frauenzimmer, die in ihrer einfachen, anspruchslosen und gutmüthigen Weise einen sehr angenehmen Eindruck auf uns machten. Sie traktirten uns mit Milch und mit süßem schneeweißem Brode, „das vom Priester geweiht und für Fremde zum Geschenk bestimmt war." An Unterricht und Kenntnissen, das glaubten wir während unserer Conversation zu erkennen, mag es diesen Leuten fehlen, an Intelligenz und Wohlwollen aber zeigen sie keinen Mangel. Die Zimmer waren sehr geräumig. Einem Amerikaner mochten sie etwas altmodisch möblirt erscheinen; aber das Ganze hatte einen originelleren und bunteren Anstrich, als bei den Yankee-Settlern. An der Wand hingen mehrere Bilder herum, darunter auch ein Portrait Napoleons, der hier unter den Canadiern, obgleich sie nie unter ihm fochten, fast so populär ist, wie bei den Bauern in Frankreich. Auch ein in goldenen Rahmen eingefaßte „Sentence" für den Monat Oktober mit einer „Application" oder „Pratique" dazu hing an der Wand. Vom Priester, sagten sie uns, erhielten sie für jeden Monat des Jahres eine solche Sentence nebst Application. Die Sentence war ein sehr hübsch gewählter Bibelspruch, und die Application zeigte in einer kurzen Exposition die weitere Anwendung der Lehre auf das bäuerliche Leben eines Canadiers. Manche werden wohl geneigt seyn, auch in dieser Sentence u. s. w. nur wieder ein Mittel mehr der sich überall einmischenden Priesterherrschaft zu sehen. Aber wenn der Priester die Sentence nun nicht gäbe, würde der Bauer sie sich selber wählen? und würde er sie so hoch achten? Unser Wirth war ein Temperance-Mann und hatte allen spirituösen Getränken entsagt. Er machte uns auf eine große Säule,

eine Tempérance-Säule, aufmerksam, die auf einer erhabenen Stelle im Dorfe errichtet war. Es war ein sehr zierlich geschmücktes Machwerk mit Mäßigkeitssprüchen und Gebeten zur heiligen Maria, und mit Tempérance-Gelübden für sie. Fast das ganze Dorf, sagte unser Wirth, sey vor einigen Jahren zur Tempérance übergegangen, und die meisten Habitants hätten für sich und ihre Kinder die Pledge genommen und sich mit dem Tempérance-Kreuze geschmückt. Einige haben sogar große schwarze Tempérance-Kreuze in ihren Häusern hängen. Die katholischen Geistlichen Canada's haben die Tempérance-Angelegenheit mit großem Eifer gefördert, und theils durch ihren Einfluß, theils, weil überhaupt auch in dem canadischen Parlament die Stimmung für die Sache günstig ist, ist es dahin gekommen, daß man nun auch hier in Canada ähnlichen restriktiven Maßregeln gegen spirituose Getränke entgegensieht, wie sie im benachbarten Neu-England durchgesetzt und in den meisten Staaten der Union angeregt sind. Canada verhält sich in mancher Beziehung zu der großen Union wie Belgien zu Frankreich. Jede Bewegung und Reform dort findet gleich ein Echo hier am Lorenzo. Daß die katholischen Priester die Tempérance so eifrig fördern, legte aber einer ihrer Feinde, mit dem ich später darüber einmal sprach, wieder so aus: „Diese Pfaffen," sagte er, „thun es, weil sie selber gern so viel als möglich in den Häusern und Familien der Leute zu thun haben wollen. Es ist ein neues Mittel zur Mehrung ihres Einflusses. Die Bauern müssen ihnen dann wieder mehr beichten: daß die sie Pledge gebrochen, daß sie sich betrunken, daß sie die Mutter Maria betrübt haben, und sie können ihnen dann wieder Strafen und Kirchenbuße auflegen."

Unser gefälliger Habitant führte uns auch in seine Scheunen, Stallungen und auf seine Aecker hinaus. Er baute, wie alle seine Nachbarn, wie die ganze Umgegend von Quebec, viel Gerste, Hafer und Roggen, aber wenig Weizen, doch aber Weizen und sogar

etwas indianisches Korn (Mais). Das letztere möchte wohl außer hier bei Quebec sonst nirgends in der Welt noch einmal in einem Klima erscheinen, in welchem nicht selten die Temperatur so tief sinkt, daß das Quecksilber gefriert. Schon bei Vermont am Lake Champlain, wo noch sehr viel türkischer Weizen gebaut wird, und wo auch noch viele Schwarze aus Afrika leben, hatte ich bemerken können, daß auch dort zuweilen schon das Quecksilber gefriert (unter dem 44. Grad der Breite, d. h. unter dem Breitegrad von Florenz!). Es ist in den letzten vierzig Jahren zweimal in Vermont geschehen. Einige — freilich sehr wenige — Neger sind auch noch in Quebec zu Hause. Daß diese Kinder der Wüste Sahara hier aushalten können, zeugt wieder für die außerordentliche Elasticität der Natur aller menschlichen Racen. Daß das indianische Korn hier noch gedeihen kann, macht vermuthlich die heiße Sonne möglich, die hier die Vegetation eben so rapid entwickelt, wie in Rußland.

Bei unserem gros Habitant war zwar alles mehr ein bischen en grand; aber sonst haben die meisten Habitants alles gewöhnlich mehr en petit. Kleine, dünne, schmale Ackerstreifen, wie ich sie schon beschrieb, auf denen sie allerlei zugleich erzeugen. Sie ernten davon ein wenig Heu, ein paar Bündel Holz, etwas wenig Milch und Butter von einer Kuh, und alle diese Kleinigkeiten schleppen sie auf die Märkte der Stadt, sitzen da ganz geduldig und verkaufen die kleinen Waarenportionen. Wenn sie zwölf Stunden dagesessen und am Ende zwei Schillinge verdient haben, sind sie ganz zufrieden und gehen nach Hause. „Wir Iren, Schotten und Engländer," sagte mir ein brittischer Colonist, „betreiben die Sache ganz anders. Wir haben nicht die Geduld zu solchem Detailkrame. Wir suchen ein tüchtiges großes Stück Land, schaffen, roden, graben, säen und ernten im ordentlichen Werke „steadily" fort, bis wir ein paar tüchtige Ladungen voll gesammelt haben, und diese verkaufen wir dann auf einen Satz, verlieren auch bei dem Verkaufe wenig Zeit und Worte."

Zuweilen hört man in diesen französischen Dörfern auch von einem hieher verschlagenen deutschen Colonisten reden. So erzählten sie uns hier von einem gewissen Monsieur „Janquin," deutscher Herkunft. Die Engländer nannten ihn „Master Jenkins." Ursprünglich soll sein Name „Zinken" gewesen seyn. Auch erwähnte man uns Deutsche, deren Namen Franzosen und Engländern zu schwer gewesen war, und die dann bloß nach ihrem Beinamen bekannt waren, wie z. B. „le petit Allemand" oder „Jean l'Allemand." Diese Deutschen sollen zum Theil von jenen berüchtigten hessischen Regimentern herstammen, die England in dem amerikanischen Revolutionskriege zu Hülfe rief, und deren Zerstreuungsgeschichte und Schicksale man über einen großen Theil von Amerika verfolgen kann. Viele von ihnen kamen nach Europa zurück, manche blieben in der Union, z. B. in Pennsylvanien, wo einige unter anderem auch das Schwert mit der Feder oder dem Schulmeisterscepter vertauschten, und manche wurden von der englischen Regierung in Canada angesiedelt. Von den letzteren geriethen einige in diese alten französischen Dörfer, wo sie mit der Zeit selbst eben so wie ihre Namen französirt wurden.

Uebrigens ist dieses Northshire (coté du Nord) des Lorenzo reiner französisch als die Südseite (the Southshire, coté du Sud). Im Süden mischen sich die französischen alten Dörfer mehr mit brittischen und amerikanischen Ansiedlungen oder, wie die französischen Canadier — selbst die Gebildeten — sich gewöhnlich ausdrückten, mit „europäischen Ansiedlungen" (avec des établissements européens). (Dieß klingt ganz so, als ob sie sich als Aborigines des Landes, als die wahren Canadier betrachteten.) Auf der Nordseite des Flusses ist alles mehr im alten canadischen Style. Und wie von Norden nach Süden, so nimmt auch in der Richtung von Osten nach Westen das Canadische ab. Dieß drückt sich schon in den Bevölkerungsverhältnissen der Städte Quebec und Montreal

aus. Während in Quebec über die Hälfte der Einwohner französischer Abkunft sind,[1] und während hier in der Gesellschaft wie überall das französische Element eine bedeutende Rolle spielt, ist in Montreal dieses Element schon weit mehr erdrückt. Es bildet kaum mehr ein Drittel der Bevölkerung, und die Britten haben entschieden ein sociales, commercielles und politisches Uebergewicht. In Obercanada ist denn fast alles angloſächſiſch. Die ganze Provinz hat nicht mehr französische Canadier als die Stadt Quebec allein, circa 20,000. Und diese sind auch meistens nur erst neuerlich von der einströmenden angloſächſiſchen Einwandererfluth dorthin mit fortgerissen worden. Das am meisten französische Stück von ganz Canada sind daher die von den Britten wieder erstrebten nordöstlichen Flußuferstriche von Quebec abwärts bis nach Labrador hinab. Daß dem so sey, findet auch darin seine Bestätigung, daß diejenigen Colonien, die man neuerdings den großen Saguenayfluß zum See St. Jean vom Lorenzo aus hinaufgeführt hat, französisch-canadische Colonien waren. Es würden wohl brittische gewesen seyn, wenn der brittische Unternehmungsgeist viel Lust zu diesen Gegenden gehabt hätte, und wenn Canadier dort nicht leichter zu erlangen gewesen wären. Noch jetzt ist den Canadiern dieser Landstrich weit bekannter und geläufiger als den Britten, und man kann sagen, daß er ehemals, in der französischen Zeit überhaupt, nicht nur den Franzosen, sondern durch sie auch der Welt besser bekannt war, als er es jetzt ist. Die Britten haben ihn noch nicht völlig wieder entdeckt. In manchen jener untern Lorenzolokalitäten, wo ganz unvermischte alte Canadier wohnen, soll noch das goldene Zeitalter regieren. So erzählte man mir von der aus der Entdeckungsgeschichte Canada's wohlbekannten „Isle aux Coudres,“ die an der Nordseite des Flusses 60 Meilen unterhalb Quebec liegt und bloß von Canadiern bewohnt ist, daß

[1] Nach dem Census von 1847 waren in Quebec unter 37,000 Einwohnern 22,000 französische Canadier.

auf dieser Insel nie ein Diebstahl oder ein Verbrechen begangen sey, daß die Leute dort ihre Häuser nie verriegerten, daß Schlösser unbekannt seyen, und daß sie unter einander im rosigsten Frieden lebten. Auch die gebildeten französischen Bürgerklassen in Quebec selbst leben, wenn auch nicht nach dem Zuschnitt des goldenen Zeitalters, doch weit mehr als die Engländer „feinbürgerlich," stehen früh auf, speisen zu Mittag, wenn die Sonne im Zenith steht, und gehen mit den Hühnern zu Bette. Die extravaganten Sitten und Gewohnheiten und den Luxus wie den Comfort bringen die Engländer ins Land. Wirft man auf das andere westlichste Ende Canada's, auf den Lake Superior und auf die ihm benachbarten Mississippiquellen, einen Blick, so findet man auch dort, eben so wie auch endlich in den oberen Gegenden des Ottawaflusses, die Canadier sehr zu Hause. Auf dem Mississippi, oberwärts der St. Anthonyfälle, von da an, wo Stagecoach und Steamer sich zu bewegen aufhören, sind noch heutigen Tages französische Canadier, Voyageurs und Coureurs de bois, die Hauptschiffer, die so zu sagen das ganze Transport- und Postwesen dieser schönen Wildniß in Händen haben. Man gewinnt demnach das allgemeine Resultat, daß die Anglosachsen überall, so weit Fruchtbarkeit und Anbau reichen, mehr in Händen haben, daß aber die französischen Canadier zum Theil in eine ähnliche Position gerathen sind, wie ehemals die Indianer, d. h. daß sie in den minder angebauten und in den wilderen und entlegeneren Partien des Landes mehr zu Hause sind, als das jetzt herrschende Volk.

Wir wurden bei unserem freundlichen Wirthe noch mit einigen „góteaux" traktirt, schwatzten noch etwas von den „tróvoilles," die ein Canadier auf seinem Acker auszuführen hat, und dann von den „bótoilles que Napoléon avoit gógnées," und setzten dann unsere Fahrt zu den Montmorencyfällen fort.

Diese berühmten Fälle haben den großen Nachtheil, daß sie

— und zwar mit ihrem oberen Ende — etwas zu nahe an der Landstraße liegen. Sie fallen so zu sagen fast unmittelbar von der staubigen Heerstraße hinab. Man fährt nämlich auf dem ziemlich flachen und nur allmählig ansteigenden Plateau der von Quebec aus überblickten Ebene heran, steigt mitten im Dorfe ab und gelangt dann gleich hinter den Häusern zu dem Absatze, von dem der Fluß abstürzt. Dieß ist ziemlich einfach und prosaisch. Alles in der Welt ist Illusion, und namentlich so ein Wasserfall, den man so recht aus wilden, hohen, unbekannten Wald- und Bergregionen herabdonnern sehen will, wo möglich aus den Wolken oder aus unzugänglichen Gletschern, die ihn auf eine unsichtbare Weise speisen. Wenn man auch nachher hinabsteigen und dann die Höhe anstaunen kann, so ist es doch mit der Illusion vorbei. Man weiß schon, daß da oben die Heerstraße läuft, Dörfer und Aecker liegen, wie überall in der Welt. Im Uebrigen ist es ein schöner, vollkräftiger, hoher und in einer mächtigen Wasser- und Schaumgarbe concentrirter Katarakt. Ein kleines, völlig taubstummes Mädchen, das nur Pantomimen zu machen verstand, führte uns in der Gegend umher, und ihre stumme, aber ausdrucksvolle und poetische Sprache erhöhte eher unsere Stimmung und unsern Genuß, als daß sie beides, wie sonst wohl das Geschwätz so manches handwerksmäßigen Guide, störten. Sie nahm mich sanft beim Arm und stellte mich auf einen Felsengipfel, hart an die Stelle, wo das Wasser überschlägt. Dann deutete sie mit ihren lang ausgestreckten Fingern in die Tiefe, wo der weiße Schaum auf die Felsen schlug, und die von der Sonne herrlich gefärbten blauen, gelben, rothen Staubwolken, die sie mit leisen Handbewegungen in die Luft zeichnete, aufdampften. Sie leitete uns in derselben stilleifrigen Weise, stets wie eine Gemse über die Felsen kletternd, und stets unsere Bewunderung bewachend und theilend, noch zu verschiedenen andern schönen Punkten, und dann machte sie wieder andere weit ausgeholte

Bewegungen aufwärts zu den Wolken und abwärts in die Tiefe, und lief uns auf einem kleinen Fußpfade voran, den auch wir dann verfolgten, nachdem wir ihre Absicht errathen hatten, daß sie uns nämlich nun das Ganze von unten aus zeigen wollte, wie es aus der Höhe herabstürze. Dieß ist jedenfalls die Hauptscene. Man verfolgt einen Fußpfad, etwa eine halbe Meile weit, zum Lorenzo herab, biegt dann links ein und hat eine kleine Flußbai oder „Cove“ vor sich, die ringsumher mit hohen Felsenmauern umschanzt und vom Lorenzowasser wie ein ruhiger kleiner See ausgefüllt wird. Im Hintergrunde dieses offenen See's, den Fluth und Ebbe füllen und leeren, fällt der kleine Nebenfluß, der die Fälle bildet, herab. Den schönsten und jedenfalls den muntersten Anblick soll diese Scene im Winter gewähren. Die kleine Kataraktenbai friert dann ganz glatt zu, und man kann auf dem Eise bis dicht an den Wasserfall hinanfahren. Jetzt konnten wir uns auf unebenem Felsenpfade nur bis zu einer gewissen Distanz nähern. In jener Saison, die für Canada überhaupt die Jahreszeit des Müßiggangs, der Ergötzlichkeiten und geselligen Genüsse ist — ihren kurzen Sommer, wo die Schifffahrt offen ist, müssen sie zu „etwas Besserem“ nutzen — im Winter, sage ich, ist dieses Felsenthal mit brillanten Schlittenequipagen, mit Schlittschuhläufern und Spaziergängern aus Quebec, welche die schöne Natur und die frische Luft in ihrer Weise genießen, angefüllt. Auch der Katarakt selbst ist dann zum Theil gefroren, und macht mit allen ihm angehängten und aufgeschwollenen Zacken und Säulen eine noch imposantere Figur. Gerade im Angesichte des Falls im Wasser der Bai liegt ein großer schwarzer Felsenblock, der bei irgend einem Bergsturze dort hingepflanzt wurde. Jetzt umzogen jene rothen, gelben und blauen Staubwolken — ein auseinandergegangener Regenbogen — den schwarzen Block und bewirkten einen höchst malerischen Effekt. Im Winter setzt sich aber der Wasserstaub als Eis an ihn, und der Block wächst in wenigen Wochen

zu einem großen und hohen Gletscher auf. Er dient dann jener munteren Quebeker Gesellschaft als russischer Rutschberg. Man kann auch sagen als „canadischer," denn dieß Vergnügen ist am Lorenzo eben so zu Hause, wie an der Moskwa. Sie nennen es hier „toboggening." Es ist ein altes indisches Wort, wie die Sache selbst auch vermuthlich eine alte indische Gewohnheit ist. „Toboggen" heißen gewisse kleine noch nach indianischer Weise gestaltete Schlitten. Sie sind wie die indianischen Canoes aus einem einzigen Stück Holz ausgehöhlt, und gewähren gerade etwas knappen Raum genug für einen rutschenden Herrn mit seiner rutschenden Dame. Merkwürdig war es mir, zu hören, daß die hiesigen Europäer noch eine andere indianische Erfindung adoptirt haben, nämlich die Schneeschuhe. Zum Theil sind dieselben zwar ein sehr natürliches Bedürfniß des Landes. Die Indianer und die französischen Canadier wissen sie am besten zu gebrauchen. Sie können mit dieser unbequemen Beschuhung nicht nur schnell laufen, sie wissen damit auch weite Sprünge auszuführen. Auch stellen sie in den Dörfern am Lorenzo zuweilen Wettrennen in Schneeschuhen an. Aber der Schnee fällt zuweilen so hoch und bleibt mitunter so lange liegen, daß selbst die englischen Damen der gebildeten Klassen sich entschließen müssen, wenn sie nicht auf alle Bewegung und allen Genuß frischer Luft verzichten wollen, diese schwierige Lokomotionsweise zu erlernen. Viele bringen es darin zu einer großen Perfektion, und es werden dann von ihnen wohl weite Exkursionen und Vergnügungspartien auf Schneeschuhen unternommen, wobei es wie bei einem Steeplechase-Rennen querfeldein über alle schneebedeckten Unebenheiten hinweggeht, und wobei diese canadischen Damen im Uebersetzen von unbedeckten Hecken, Gräben rc. so viel Geschick und Kühnheit entwickeln sollen, wie viele ihrer Landsmänninnen in England beim Reiten und Jagen.

Im Ganzen kann man, so vermuthe ich wenigstens, den Montmorencywasserfall als ein Beispiel einer ganzen hier im Norden weit

verbreiteten Klasse von Wasserfällen betrachten. Auf vielen Punkten des großen Felsenplateaus von Labrador, rings an seinem Rande herum, fallen eine Menge ähnlicher Wasserfälle, eben so wie der hiesige in das tiefe Lorenzobecken, unmittelbar ins Meer hinab. Selbst im Norden Labradors und der Hudsonbay, am Rande der Melville-Halbinsel und in andern arktischen Strichen Amerika's, ergießen sich Ströme 3—400 Fuß hoch unmittelbar ins Meer oder in kleine kluftartige Meeresbaien hinab und gewähren, nach den Schilderungen zu schließen, die Parry, Franklin und andere arktische Navigatoren davon entworfen haben, ganz ähnliche Scenen, wie der Katarakt von Montmorency. Es läßt dieß auf sehr ähnliche und weit im Norden verbreitete geologische Bildungen und eine gleichartige geographische Länderconfiguration schließen.

Der Wasserfall und die nutzbare Kraft, die er den Menschen gewährt, seine „Wasserprivilegien," wie man sich in Canada ausdrückt, gehörten sonst einem französischen Seigneur. Jetzt aber ist er, so wie denn auch die ganze Seigneurie, von der er einen Theil ausmacht, im Besitze eines Britten, der einen hübschen Theil des fallenden Wassers abgeleitet und damit ein großes Holzsägeetablissement in Bewegung gesetzt hat. Wir besahen dieß Etablissement, in welchem nicht weniger als 1500 Leute mit Holz- und Brettersägen und mit gleich an Ort und Stelle daraus componirten Fensterrahmen, Thüren und andern Hausbaumaterialien, so wie auch mit der Verschiffung der großen hier in den weitläufigen sogenannten „Lumberyard" (Holzhafen) einwandernden Holzmassen beschäftigt seyn sollen.

XV. Die Indianer von St. Lorette.

Wir fuhren nun querfeldein, vom großen Wege seitwärts, durch mehrere kleine canadische Dörfer, St. Pierre, St. Michel ꝛc., um das Indianerdorf St. Lorette zu besuchen. In St. Pierre hatten sie kürzlich nahe bei den Häusern einen großen Bären geschossen. In St. Michel begegneten wir einem Jäger, der aus den Gebirgen (aus jenen Laurentides) herabkam. Er hatte ein großes Elenthier auf seinem Wagen und zwei von jenen kleinen canadischen Hasen, welche die Bauern hier „châts de forêts“ (Waldkatzen) nennen. Der Jäger hatte nur eine alte Steinschloßbüchse. Die französischen Bauernknechte sahen wir in dicken schwerfälligen Holzschuhen (sabots), gerade so wie sie die Bauern in der Champagne und in Westphalen haben, und dicken wollenen Nachtmützen, die lang über den Rücken herabhängen, sich um ihre Häuser herum bewegen; sogar die, welchen wir zu Wagen und zu Pferde begegneten, hatten ihre langen Nachtmützen nicht abgethan. Und so ein benachtmützter und beholzschuhter Canadier sieht denn allerdings nicht wie rapider amerikanischer Fortschritt aus. Die deutschen Bauern haben in Amerika überall weit mehr ihr altes europäisches Costüm abgelegt. Daraus, daß der Franzose sogar Sabots und Nachtmützen nach der neuen Welt hinüberschaffte, sollte man schließen, daß er weit mehr an alten Gewohnheiten hängt, als irgend ein anderer nach Amerika hinüber gewanderter Europäer. Ich habe mehreremal die Ansicht aufgestellt, daß sehr viele indianische Gewohnheiten, Sitten und Dinge auch in das Haus und das Leben des canadischen Franzosen übergegangen sind. Die Friedenspfeife, das Canoe und andere Sachen erwähnte ich schon. Hier entdeckte ich, daß auch jenes alte indianische Nationalgericht, das unter dem Namen „Sagamité“ in den ersten Berichten der Jesuiten über Canada so oft erwähnt wird, noch ein Hauptgericht

beim canadischen Bauern sey. Was das Wort „Sagamité“ für eine Etymologie habe, darüber habe ich oft vergebens geforscht; vielleicht ist es ein französirtes Indianerwort. Es ist noch jetzt, wie das Gericht selbst, in Canada bekannt. Letzteres besteht in einer Art Brei aus Maiskörnern, die in Milch gekocht werden. Für ihre Jesuitenväter kochten es die armen Indianer vermuthlich bloß in Wasser. Da es ein Jahrhundert hindurch das tägliche Brod so vieler frommen und in den Wildnissen reisender Missionäre war, kann man dieß „Sagamité“ wohl ein historisches Gericht nennen. Auch in den bürgerlichen Haushaltungen der Städte Montreal und Quebec wird es noch häufig bereitet.

Die Bäume waren hier in den Quebeker Dörfern schon beinahe ganz kahl, während sie auf der Montrealer Insel noch viel schöngefärbtes Laub trugen. Auch in der minderen Größe und schwächeren Entwicklung der Obstbäume in den hiesigen Gärten zeigte sich ein ziemlich auffallender Einfluß des nördlicheren Klima's der Gegend. Das schöne Obst von Montreal gedeiht hier bei Quebec schon nicht mehr in der Güte, und von den herrlichen Aepfeln, die dort auf der fruchtbaren Insel wachsen, und die man ihrer Vortrefflichkeit wegen „Fameuses“ nennt, hatten wir an Bord unseres Dampfers eine ganze Ladung mit nach Quebec hinabgebracht.

Als wir uns dem Dorfe St. Lorette näherten und der Wind etwas kälter vom Gebirge herabwehte, begegneten wir einem offenen Wagen, auf dem der Pferdelenker und sein Begleiter eine höchst sonderbare Stellung eingenommen hatten. Beide Männer saßen mit dem Gesichte nach dem Hintertheile des Wagens gewendet und kehrten ihrem Pferde den Rücken zu. Sie streckten in eifriger Conversation ihre Köpfe zusammen und ihr kluges Pferdchen, um das sie sich nicht zu bekümmern schienen, fand seinen Weg für sich allein. „Das sind ja ein Paar sonderbare Pferdelenker,“ bemerkte ich zu unserem französischen Kutscher. „Ja, Herr, es sind Irländer,“ erwiederte er

ganz kurz, als ob dieß alles erklärte; „vermuthlich ist ihnen der Wind von vorne zu kalt.“ Diese beiden Paddies kamen aus der Stadt und kehrten in ihr Dorf, eines jener „Irish Backsettlements,“ die hier überall als zweite Ansiedlungsschichte sich hinter den alten französischen Ansiedlungen weiter im Innern des Landes gebildet haben, zurück.

Wir besuchten in St. Lorette zunächst den Schulmeister und trafen ihn eben bei der Arbeit, d. h. in der Mitte seiner kleinen braunen Indianerzöglinge, die er unterrichtete. Er selbst war auch ein Indianer, und zwar, wie er uns sagte, ein Hurone. Ich war ein wenig verwundert, daß er, ein geschulter Mann, uns diese seine barbarische Herkunft gleich so frank und frei offenbarte. Allein ich bemerkte bald in Canada, daß es ein ganz anderes Ding sey, von einem wilden Indianervolke, als z. B. von einer afrikanischen Race abzustammen. Ein Mulatte oder Quarteroon wird nur auf sein weißes Blut sich was zu gute thun. Sogar in den deutschen baltischen Provinzen Curland, Livland und Esthland verleugnet ein Lette oder Esthe, sobald er nur etwas Deutsch gelernt hat, bald seine lettische oder esthnische Herkunft und rechnet sich lieber zu den „deutschen Leuten.“ Hier bekennt jeder ohne Weiteres: „Ich bin ein „Hurone“ oder „Irokese“ oder „Mohawk“ rc., wenn er das Eine oder das Andere ist. Diese Völker wurden zwar von den Europäern vertrieben oder ausgerottet; sie wurden aber nie unterjocht oder zu Sklaven gemacht, und nur einzig und allein der Umstand, daß sie sich einmal unterjochen ließen, scheint überall in der Welt die Ehre der verschiedenen Nationalitäten zu verletzen und sie schamroth zu machen. Ob sie wild und barbarisch waren, kommt dabei gar nicht in Anschlag. Auch in dem civilisirten China rühmt sich der Adel seiner barbarischen Abkunft von den Mandschu-Tartaren.

Der Anblick der kleinen indianischen Schulkinder interessirte mich im höchsten Grade. Wir hatten hier vermuthlich die verschiedensten

Grade von Mischung europäischen und indianischen Blutes vor uns. Obgleich sie sich alle Indianer nannten, waren doch einige so weiß und rosenwangig wie Europäer. Andere aber hatten so rabenschwarzes und struppiges Haar und so braune Gesichtsfarbe, wie der reinste Irokese. Die Knaben waren im Allgemeinen viel hübscher und wohlgebildeter als die Mädchen. Es wunderte mich sehr, daß sowohl der Schulmeister als auch die Knaben selbst noch genau anzugeben wußten, von welchem Volke sie abstammten. Die meisten waren Huronen, wie denn überhaupt die ganze Colonie von Lorette in der Hauptsache eine huronische ist. Aber einige waren Abenakis, andere Algonkins, andere Iroquois. Auch waren ein Paar Amalecites oder Miemacs aus Neubraunschweig da. Alle diese einst so mächtigen und gefürchteten Stämme sind von den Europäern jetzt fast zu Atomen zertrümmert. Ist es nicht merkwürdig, daß diese Atomen sogar sich noch ihres Namens und ihrer Herkunft so genau erinnern? Der Schulmeister sagte mir, daß zwischen den verschiedenen indianischen Dörfern in Canada, so wenige ihrer auch seyen und auf so weiten Räumen sie verstreut liegen, doch immer noch ein ziemlich lebhafter Verkehr bestehe. Ein Indianer aus Obercanada, oder aus Neubraunschweig, oder Neuschottland, wenn etwa seine Geschäfte ihn einmal nach Quebec führen, versäume es dann selten, auch nach St. Lorette hinauszukommen und seinen Stammgenossen einen Besuch abzustatten. Daraus entstehen denn wohl Verheirathungen oder sonstige Verbindungen und Kameradschaften, und so sey es zu erklären, daß hier in dem Huronen-Dorfe auch Sprößlinge so vieler anderer Stämme zu finden wären.

Als alle diese kleinen Stammgenossen auf unsern Wunsch und auf des Schulmeisters Befehl einen Gesang erhoben, wurde uns angst und bange. Ich glaubte, sie wollten Krieg mit uns anfangen. Es war ein förmlicher Gesangsturm. Sie öffneten ihre kleinen Kehlen wie Blasebälge und ich gedachte der Schilderung,

welche frühere Reisende wohl von dem Effekte, den der indianische Warwhoop auf sie machte, entworfen haben. Bei alle dem war es nur ein französisches frommes Kirchenlied. Sie blieben übrigens vortrefflich im Takte. Auch war sonst der Vortrag, außer jener schwunghaften und durchschneidenden Kriegsgeschreifärbung, ganz tadellos. — Auch die freien und kecken Stellungen, welche die kleinen braunen Schwarzköpfe dabei annahmen, fielen mir sehr auf. Die meisten der Burschen standen mit untergeschlagenen Armen da, den Kopf recht in die Höhe geworfen, und trompeteten ihren Gesang weg wie Posaunenengel. Der ganze Unterricht ist natürlich in französischer Sprache, und die Lehr-, sowie die Schreibbücher der Kleinen waren recht ordentlich und reinlich gehalten.

Der Schulmeister hatte die Güte, uns auch zu einigen Familien des Dorfs zu führen, und ich war nicht wenig erstaunt über die Ordnung und Nettigkeit, die wir in ihren Häusern fanden. In der That, es wäre sehr zu wünschen, wenn in England oder Frankreich jedes Bauernhaus nur halb so gut und reinlich gehalten wäre, wie die Häuser dieser Huronen. In Schottland und auch in Deutschland sind Gegenden genug, in denen man eine Straf- und Mahnpredigt an die Leute halten könnte, indem man dabei einen solchen Huronenhaushalt, wie ich deren hier einige sah, zum Thema und Muster nähme.

Der sogenannte „First Chief“ (erste Häuptling) des Dorfs war nicht zu Hause. Wir besuchten aber den „Second Chief,“ der ein ganzes Haus voll Kinder hatte, und der uns dann auch zu seinem alten, aber noch sehr rüstigen Vater führte. Diesen fanden wir in seinem Garten mit Graben beschäftigt. — „Sie sind so fleißig in Ihrem Garten?“ sagten wir ihm, nachdem wir ihm vorgestellt waren. „Pah! Pah!“ sagte er, indem er seine Schaufel wegwarf, in etwas verächtlichem Tone, obwohl lächelnd. „Pah! pah! ja, jetzt muß ich wohl graben, jetzt muß ich wohl das Feld

bearbeiten. Ha! ehemals da ging ich auf die Jagd, schoß Moosedeer und Bären und dergleichen. Das war schöner! Mais v'là, à présent je fait le laboureur. C'est détéstable!" — Es scheint, diese Indianer denken nicht wie die Römer, welche den Ackerbau als das nobelste Geschäft, selbst für einen Welteroberer priesen. — Ihr ganzer Genius ist innig mit dem Walde und dem Jagdleben verschwistert und verwachsen, und obgleich sie jetzt schon seit so vielen Jahren hier den Boden bauen, so sind ihre Träume und ihre Seele doch noch immer in der Wildniß. Unser Mann führte uns in sein Haus, und stellte uns da eine alte, in ein großes schwarzes Tuch tief verhüllte Norne vor, die ernst und stumm auf einem Stuhl beim Feuer saß und da auch unbeweglich sitzen blieb. Es war seine Frau. Er nannte ihren Namen, ich habe ihn aber leider vergessen. Er nannte uns auch seinen eigenen indianischen Namen, der, wie er sagte, so viel bedeute, als: „J'ai une rivière dans ma bouche." Diesen Namen, sagte er, hätten ihm Schmeichler in seinen jungen Jahren gegeben, weil er damals einige Anzeichen von Beredtsamkeit verrathen habe. In ihrer Kleidung, wie an ihrem Körper und in ihrer ganzen Wirthschaft, waren die Leute so reinlich und ordentlich, daß man es gar nicht besser wünschen könnte. Sie zeigten uns eine Menge hübscher Stickereien mit Elenthierhaaren auf Elenthierleder, mit Stachelschweinnadeln auf Birkenrinde, die sehr zierlich und geschmackvoll waren und die sie uns zum Kauf anboten. „J'ai-une-rivière-dans-ma-bouche" schien sogar einen Handel en gros mit diesen Sachen zu betreiben. Denn er hatte ganze große Tonnen und Kisten voll von mit Blumen geschmückten Mocassins (indianischen Pantoffeln), Cigarrendosen, Geldbeuteln rc., die alle im Dorfe von den Weibern verfertigt waren und die, glaube ich, nach Montreal verschifft werden sollten, vermuthlich um von da weiter nach Niagara oder Newyork zu gehen. Diese interessante kleine Industrie blüht in allen Indianercolonien Canadas.

Ganz haben sich diese angesiedelten, geschulten und civilisirten Indianer dem stillen und friedlichen Geschäfte des Garten- und Ackerbaus noch nicht hingegeben. „Unsere jungen unruhigen Leute, so sagte mir J'ai-une-rivière-dans-ma-bouche, „gehen noch alle Jahre auf vier oder fünf Wochen gen Norden, leben dort im Walde in Strauchhütten oder Zelten, jagen nach alter Weise, und kommen dann zu bestimmten Zeiten mit ihrer Beute ins Dorf zurück. Manche von ihnen stehen auch im Dienste der Hudsonsbai-Company und jagen weit hinten in den Ländern der Hudsonsbai, kommen nur sehr selten einmal, oder vielleicht gar erst in ihrem Alter ins Dorf zurück. — Von den Bewohnern des Dorfes St. Lorette sprach er meistens unter dem Namen „la Nation des Hurons," als wenn jetzt durch jene Paar hundert Menschen dieser ganze einst so mächtige Stamm vertreten würde. „Unsere Nation" — so sprach er, und nicht etwa „unsere Dorfgemeinde," wie es wohl angemessen gewesen wäre — „unsere Nation empfängt noch jährlich von der Königin von England gewisse Geschenke von Waffen, Pulver und Provisionen, und sie von dem damit anlangenden Commissär zu empfangen, zieht mein Sohn und sein Mitchef in vollem alten indianischen Cazikencostüm aus, und verhandelt mit dem königlichen Commissär im Namen der „Nation des Hurons." — Der Alte zeigte uns dieses officielle Costüm seines Sohnes. Er selber war, wie überhaupt alle diese friedlichen Huronen, wie ein canadischer Bauer gekleidet. Nur haben sie die Holzschuhe und die Schlafmütze dieser Bauern nicht adoptirt.

Gar nicht weit von St. Lorette, überhaupt ganz nahe an den Grenzen des cultivirten St. Lorenzothales, kaum 20 Lieues von Quebec hausen noch heutiges Tages ganz wilde und von der Cultur völlig unberührt gebliebene Indianer, welche die Franzosen von den ältesten Zeiten her mit dem Namen „Montagnois" (Gebirgler) bezeichneten. Diese Montagnois sind ein armer, wenig zahlreicher

und auf weitem Gebiete vertheilter Stamm. Sie leben von der Jagd und vom Fischfang und sind in einzelne kleine Familien in der Waldeinsamkeit zerstreut. Sie kommen noch seltener als die Bären daraus hervor. Doch hatten, wie man mir erzählte, vor einigen Jahren einmal neun von diesen Montagnois den Muth gefaßt, nach St. Lorette und Quebec hinabzukommen, das sie nie gesehen hatten. Sie schlugen bei den Huronen in St. Lorette, die sie doch noch wohl als eine Art Kameraden ansehen mochten, ihr Lager auf, und besuchten dann von da aus Quebec. Man betrachtete sie dort beinahe als etwas eben so Neues und Curioses, wie man dieß in unsern europäischen Städten gethan haben würde, obwohl, wie gesagt, diese Leute in einer Entfernung von nur 20 Lieues ihre Heimath hatten.

Auf der Rückfahrt von St. Lorette nach Quebec, wobei einige der ausgezeichnetsten Naturforscher Nordamerikas in unserer Gesellschaft waren, erzählte mir einer derselben, da wir noch Manches über Weiße und Rothhäute verhandelten, daß die amerikanischen wilden Pflanzen den europäischen Unkräutern fast eben so weichen, wie die Aborigines den Immigranten. Ueberall, sagte er mir, wo Europäer hinkämen, springe sogleich eine europäische Vegetation auf, die sehr energisch um sich greife, und die einheimische amerikanische verdränge und ausrotte. In vielen Fällen ist diese Erscheinung zwar sehr erklärlich; z. B. wenn die Europäer ihre Aecker mit Getreidearten aus der alten Welt besäen, so ist es sehr begreiflich, daß sie auch das Gesäme anderer Unkräuter damit ausstreuen und verbreiten. In vielen Fällen scheint aber fast etwas Geheimnißvolles bei dieser Erscheinung obzuwalten. So z. B. brauchen Europäer nur einmal durch einen Wald zu reisen, oder in irgend einer Gegend, wo bisher nur noch Indianer gehaust hatten, ihr Nachtquartier und Bivouakfeuer zu machen, sogleich wird dieser Platz dadurch für immer bezeichnet bleiben, daß europäische wilde

Pflanzen vom Boden aufschießen. Man hat Eisenbahnen durch ganz wilde, bisher noch unbetretene Gegenden gemacht, und es dauerte nicht lange, so blühten rings längs der Eisenbahn hin statt der amerikanischen die neu eingewanderten europäischen Wiesenkräuter. Die Indianer, so sagte mein verehrter Freund, haben diese interessante Bemerkung auch schon längst gemacht, und sie nennen daher ein europäisches, schon häufig in dieser Weise erscheinendes Kraut: „des Weißen Fußtapfen," als wollten sie andeuten, daß wo der Weiße nur einmal seinen Fuß hinsetzte, dieses Kraut sogleich wie durch Zauber aus dem Boden hervorschieße. Es ist dieß Kraut unser deutscher sogenannter „Wegebreit" (englisch Plantain, botanisch Plantago major).

Schon die letzten Sonnenstrahlen waren im dämmrigen Abendroth verflossen, als wir in der unteren Stadt von Quebec ankamen. Ich fand hier jene Silberreflexe auf den verzinnten Thürmen und Dächern der Stadt, von denen ich oben sagte, daß sie Montreal den Namen „Silberstadt" verschafft haben, geradezu zauberische Effekte hervorbringen. Manche Thürme standen im Halbdunkel da, als wären sie aus lauter leuchtendem Glimmholze geformt. Ich bin überzeugt, wenn dieß so ein alter spanischer Conquistador einmal sehen könnte, er würde sogleich die glühendsten Berichte über eine aus lauter Gold und Silber gebaute Stadt, die er am Lorenzo entdeckt, nach Spanien einsenden.

XVI. Das Quebeker Seminar.

Einen höchst angenehmen und interessanten Morgen verbrachten wir in der römisch-katholischen Hochschule von Quebec. Es ist eines der ältesten und merkwürdigsten Institute der Stadt und des ganzen

Landes, und hat seit 200 Jahren neben dem Seminar von Quebec an der Spitze der Erziehung der canadischen Geistlichkeit und der katholischen Jugend überhaupt gestanden. Es wurde unter dem ersten Bischof von Quebec, Francois de Laval, Abbé de Montigny, évêque de Petrée in partibus infidelium, im Jahre 1663 gegründet. Seine anfängliche Bestimmung war, bloß Geistliche zu bilden, und es wurde dazu ungefähr eben so reichlich dotirt wie das Seminar von Montreal. Zuerst wurde zu seinen Gunsten im ganzen Bisthum eine Taxe von einem „Dreizehnten" auf alles sowohl was die Erde von selbst erzeugt, als auch auf alles, was durch die Arbeit der Menschen erzeugt wird, gelegt. Da aber diese exorbitante Taxe große Unzufriedenheit im Lande hervorrief, so wurde sie nach einiger Zeit auf ein Sechsundzwanzigtheil herabgesetzt. Wie das Montrealer Seminar ist auch das Quebeker in ein sogenanntes Grand Séminaire und in ein Petit Séminaire abgetheilt. In dem ersteren studiren etwa 40 junge Leute Theologie, in dem zweiten erhalten beinahe 400 junge Leute eine allgemeine Bildung und Erziehung.

Die größere Hälfte der „élèves" für sogenannte „Pensionnaires" und wohnen in dem Institute; die kleinere Hälfte sind „externes" und genießen dort bloß den Schulunterricht. Man hatte die Güte, mir ein gedrucktes Verzeichniß aller Lehrer und Schüler zu geben, und daraus ersehe ich, daß zwar die bei weitem größere Mehrzahl der Schüler französischer Herkunft ist, daß unter ihnen sich aber auch viele Britten, namentlich Irländer, und auch britische Canadier und sogar Amerikaner aus den Vereinigten Staaten befinden. Die kleinere Zahl der Zöglinge ist aus Quebec selbst. Es ist also nicht etwa eine bloße Stadtschule, sondern ein großes Landesinstitut, ja im gewissen Grade eine bedeutungsvolle allgemeine amerikanische Hochschule. Ich finde allein aus Boston in Neu-England ein halbes Dutzend junger Leute hier. Viele sind

aus Obercanada und einige aus Neubraunschweig. Auch unter den Geistlichen, Lehrern und Direktoren des Seminars befinden sich einige Britten. Im Ganzen finde ich unter Schülern und Lehrern zusammen ungefähr 60 von brittischen Familien. Zum Theil mag auch die Billigkeit der guten Erziehung, die man hier erhält, es erklären, daß so viele Britten sich diesem alten französischen Etablissement anschließen. Man sagte mir, daß man alles in allem einen jungen Mann hier für 30 bis 40 Guineen unterhalten und schulen lassen könne. Die ganze Schule des kleinen Seminars ist in eine oberste Klasse für Rhetorik und Philosophie, in eine unterste Vorbereitungsklasse (classe préparatoire), und dann, was dazwischen liegt, in sechs andere Klassen (classe séconde, classe troisième etc.) eingetheilt.

Außerdem aber sind auch die Schüler in mehrere Privatklassen oder Privatgesellschaften vereinigt, welche neben und außer jenen officiellen Schulklassen existiren, die unter Oberaufsicht der Lehrer von den Schülern selber präsidirt und geleitet werden, und in denen sie sich durch Wetteifer unter einander auszuzeichnen und freiwillig zu üben suchen. Solche Privatgesellschaften existiren dort jetzt unter den Schülern drei. Zuerst eine sogenannte „Académie de St. Denys.“ Sie wurde 1822 gegründet, „um Fortschritte und Fleiß zu lohnen und den Wetteifer Aller zu spornen.“ Sie besteht 1) aus 20 sogenannten „Académiciens,“ die aus der philosophischen und rhetorischen Klasse gewählt werden; 2) aus den sogenannten Candidats, die aus den oberen Klassen bis zur fünften herab genommen werden, und 3) aus den Aspirants, die aus allen Klassen, selbst den elementaren, seyn können. Die Erfordernisse für die Mitgliedschaft dieser Akademie sind: 1) daß der Candidat sich einen Auszeichnungspreis ersten Grades (un premier prix d'excellence, erworben oder habituelle und notorische Erfolge in seiner Klasse errungen habe; 2) Frömmigkeit und tadelloses Betragen.

Die zweite Privatgesellschaft unter den Schülern ist die seit 1851 begründete Société Laval, zu Ehren jenes Bischofs, des Stifters des Seminars, so genannt. Sie ist insbesondere für die mittleren Klassen des Instituts. Präsident, Vicepräsident und Sekretär derselben sind Schüler selbst. Ihre Sitzungen sind insbesondere der Mittheilung schriftlicher Arbeiten, der Declamation und der mündlichen Besprechung und Lösung grammatikalischer und literarischer Fragen gewidmet.

Die dritte Gesellschaft endlich ist die Société typographique, im Jahre 1848 gestiftet. Sie wählt aus den Schülern der obern Klassen ihren Präsidenten, Vicepräsidenten, Sekretäre, Kassiere, Räthe und zwei Redakteure. Sie gibt ein Journal heraus, das wöchentlich einmal in klein-Folio erscheint, und das die Schüler selbst nicht nur schreiben, sondern auch setzen, drucken und verkaufen. Man hatte die Güte, mir mehrere Nummern dieses interessanten kleinen Journals mitzutheilen, das nun schon seinen sechsten Jahrgang erlebt und sechs Bände gefüllt hat. — Es hat den Titel „l'Abeille" und das Motto: „Je suis chose legère et vais de fleur en fleur." Ich finde darin eine Reihe vortrefflicher und nützlicher Auszüge aus guten Schriften, z. B. etwas über „Conversation" von Lord Bacon, „über die erste Erziehung" aus dem Ami de la Religion; einen kleinen Kreuzzug „de la modeste abeille contre l'Ours du Nord et sa griffe meurtrière, qu'il étend vers Constantinople, einen hübschen kleinen Artikel, in welchem die Biene, „pareeque son foible bourdonnement ne pourra pas faire taire la guerre", sich ziemlich prophetisch, schon lange vor den Schlachten bei Sebastopol, verbreitet: „à enregistrer de vraies batailles de Géants;" ein kleines Lob auf Silvio Pellico; einige geographische und historische Aufsätze; Erwiederungen auf Fragen, die innerhalb des Quebeker Seminars selber angeregt wurden, und endlich einen rührenden Nefrolog über den Tod zweier

ausgezeichneten Schüler eines andern canadischen Seminars, der Schule von St. Hyacinthe.[1] In diesem Collegium hatten die Schüler von Quebec kürzlich auf einer längeren Ferienreise einen Besuch abgestattet. Ihr Journal hatte auch von dieser Reise eine sehr hübsche und ausführliche Schilderung mitgetheilt; es war die Schilderung der Hälfte Canada's von einem jungen canadischen Patrioten. Dort in dem schönen Collegium an der Yamaska waren sie im Namen seiner Mitbrüder von einem der ausgezeichnetsten Schüler Monsieur Adolphe Jaques begrüßt worden, und ihm hatte im Namen der Gäste M. Marmet geantwortet. Letzterer war damals Redakteur der „Biene", und jener wurde nachher einer ihrer eifrigsten „Correspondenten". Und nun ereignete es sich, daß der Tod beide junge Leute, „tous deux chargés de la même mission, tous deux honorés et chéris de leurs confrères, tous deux doués de talens remarquables et couronnés de lauriers à la fin de chaque année scolaire," fast zu derselben Zeit wegraffte. Beide starben plötzlich im Schooße ihrer Familien an dem Orte ihrer Geburt. „Leurs noms, inscrits sur les pierres de cet édifice, les sont aussi dans nos coeurs, et la mort seule pourra les en effacer."

Was für unschätzbare Erinnerungen muß diese kleine Biene für das spätere Alter der Schüler verzeichnet enthalten! Es ist darin gleichsam die Geschichte ihrer jugendlichen Ideen und Erlebnisse enthalten. Am Ende dieses Jahrhunderts braucht sich ein hochbetagter Greis nur die Jahrgänge der „Biene" aus der Mitte des Seculums zu verschreiben, um sich die reizendste Lektüre zu verschaffen. Und welchen Genuß, welche nützliche und heilsame kleine Anregungen und Uebungen mag nicht das Journal schon jetzt unter den daran arbeitenden Schülern veranlassen! Die Idee einer typographischen

[1] Hyacinth College liegt an der Yamaska, einem kleinen Nebenflusse des St. Lorenzo, östlich von Montreal.

Schülergesellschaft allein, d. h. einer Gesellschaft für eine Kunst, die mit der Literatur und der Wissenschaft so nahe zusammenhängt, ist ganz vortrefflich und angemessen. Sollte nicht jeder gelehrte Schüler wenigstens in einem gewissen Grade eben so gut typographiren als schreiben lernen?

Ich möchte wohl wissen, was unsere Schullehrer in Deutschland zu diesen canadischen Schuleinrichtungen sagen. Der Name Canada erweckt in uns mehr die Erinnerung an wilde Barbaren, als an stille Schulpflanzungen. Was kann von Canada Neues kommen? möchten sie wohl zu fragen geneigt seyn. Quebec, am äußersten Ende der civilisirten Welt gelegen, scheint wahrlich kein Centralpunkt für Ideenbewegung, geeignet zur Erzeugung reformirender Gedanken. Auf die römisch-katholische Geistlichkeit, die dort die Hochschule leitet, blicken wir Protestanten in Sachsen und Preußen auch nicht hin, als auf eine Bringerin neuen Lichtes und Heiles. Allein haben wir Sachsen und Preußen bei unsern vielgepriesenen Schul- und Unterrichtssystemen, die allerdings ihr Gutes haben mögen, auch schon den Hebel recht in Bewegung gesetzt, der bei den eben geschilderten Quebeker Einrichtungen besonders berücksichtigt zu seyn scheint, den Hebel eines privaten Wetteifers der Schüler untereinander, den Hebel freier und selbstständiger Association für die herrlichen Zwecke der Erziehung, den Hebel freiwilliger Selbstthätigkeit und Auszeichnung und nicht officieller Belohnung? Der Lohn, das Lob, die Preise, welche die obrigkeitlichen Lehrer austheilen für aufgegebene Leistungen, für anbefohlene Aufgaben, sie sind gewiß gut, nothwendig und unvermeidlich; aber fördern sie nicht zum Theil auch Liebedienerei und Servilismus? Wie süß ist die Anerkennung, die uns unsere eignen Mitbürger, Standes- und Altersgenossen, unsere „Pairs" spenden! Wie süß, wie anspornend und zur Anstrengung reizend ist dieselbe insbesondere für gewisse von Haus aus sehr unabhängige Charaktere,

die vielleicht mit der Schule und ihren Anforderungen eben deßwegen in Zwiespalt gerathen, weil es etwas Gefordertes und Anbefohlenes ist, die dann in Folge dessen träge und zügellos werden, und die vielleicht für das Gute gerettet werden könnten, wenn es neben der Schule noch ein solches Feld für freiwillige und ungeforderte Privatauszeichnung gäbe, wie es in jener die Schulzwecke so sehr unterstützenden freien Association der Schüler gegeben werden kann! In diesen Gesellschaften mag schon mancher widerspenstige und allzu selbstständige Geist sich gerettet, sich anfänglich gerade dort hervorgethan, und dann auch am Ende mit dem officiellen Schulwesen ausgesöhnt haben. Ja sie mögen sogar dem Lehrer selbst, der immer nach menschlicher Weise mehr oder weniger zur Despotie und zur Durchsetzung seiner eigenen Ansicht geneigt ist, zur heilsamen Opposition und zum Aufmerksammachen gedient haben. Manchesmal mag es vorkommen, daß er geneigt war, einen jungen Genius fallen zu lassen, daß aber eben dieser verworfene Genius, der sich nie unter seinen Altersgenossen hervorthat, von der allgemeinen Volksstimme erkoren und zum Lehrer zurückgeführt wurde, und daß auch nun dieser sich seinerseits mit ihm aussöhnte und ihm weiterhin die Hand bot. — Ich fühle, ich drücke mich unbeholfen aus, aber der Leser wird geschickter errathen, worauf ich, ungeschickt schreibend, hinziele, und was ich hier, wo ich zur weitläufigeren Auslassung nicht den Platz finde, nur andeuten kann. Er wird errathen, daß ich die Frage aufstellen will, ob wir Deutschen nicht gut thäten, nach dem Muster der römisch-katholischen Hochschule Canada's, auch zu solchen Privatassociationen der Schüler auf unsern Gymnasien anzuregen, solche Ehrenakademien unter ihnen zu stiften, sie in solchen deklamatorischen und rhetorischen, von ihnen selbst präsidirten Verbrüderungen zu vereinen, und dergleichen typographische und journalistische Gesellschaften unter ihnen zu veranlassen, und wenn auch nicht genau nach dem dortigen Modell, doch

wenigstens in unserer eigenen Weise? — Ich sage, ich stelle dieß als Frage auf. Ich kann und will auf diese Frage freilich keine entscheidende Antwort geben. Allein so viel bemerke ich, daß ich für mich selber den jungen Leuten und ihren Lehrern in Quebec meine volle Bewunderung und meinen Beifall gab, und daß sich mit diesem wohlthuenden Gefühl auch das minder wohlthuende des Bedauerns mischte, darüber, daß in der deutschen Schule, in der wir erzogen wurden, auch gar nichts Aehnliches von oben her gefördert wurde.

Die jungen Leute, die Gesellschaftspräsidenten und Sekretäre und die Redakteure der „Biene", zeigten uns mit dem größten Eifer ihre typographischen Anstalten. Auch führten uns die Lehrer durch alle Räume des großen und massiven Gebäudes, in dem wir außer den angemessensten Zimmern für körperliche und geistige Uebungen auch eine vortrefflich geordnete Bibliothek von 12,000 Bänden und ein so reichlich versehenes physikalisches Kabinet fanden, wie ich es jedem deutschen Gymnasium wünschen möchte. Viele der hiesigen Reformen sind noch ganz jung, wie dieß der Leser zum Theil schon aus den oben gegebenen Stiftungsdaten der drei citirten Gesellschaften entnehmen kann. Allein man schreitet rasch vorwärts und es wird wohl nicht lange dauern, so werden wir uns sehr geneigt zeigen müssen, sowohl von Untercanada als auch, wie ich später merken lassen werde, von Obercanada her allerlei gute Lehren und Winke anzunehmen.

Ich fand in einer Gebäudeabtheilung dieses alten Seminars auch den Rest der vor kurzem großentheils verbrannten Bibliothek des canadischen Parlaments. Feuersbrünste sind in ganz Amerika, in Canada, wie in den Vereinigten Staaten, eine Art abscheulicher Pestilenz, von welcher nicht nur die Waarenmagazine und Privatwohnungen leiden, sondern von welcher auch die literarischen Sammlungen und Schätze beständig bedroht und zerstört werden. Auch

das Quebeker Seminarium hatte schon zweimal große Feuersbrünste erlitten. Auf der Quebeker Parlamentsbibliothek verbrannten von 18,000 Bänden etwas mehr als 9000, darunter die vollständigste Sammlung der berühmten „Relations des Jesuites," die man bisher irgendwo zusammengebracht hatte. In Montreal, wo auch das Parlamentshaus vor einigen Jahren abbrannte, gingen 30,000 Bände in den Flammen unter. Beides geschah nur kurze Zeit vor und nach dem Brande, der in Washington die Congreßbibliothek zerstörte. Auch ein sehr vollständiges canadisches Naturalienkabinet wurde in Quebec vom Feuer verzehrt. Ich sah einen kleinen Rest einiger zum Theil verbrannten oder ganz conservirten Thiere und sonstiger Naturgegenstände in einer kleinen Kammer, welche die Quebeker historische Gesellschaft hergegeben hatte, aufgehäuft. Die eigentliche Ursache dieser in Amerika so allgemein grassirenden Pestilenz, die auf alle Lust zum Sammeln von Schätzen, welche ohnedieß Motten und Rost so sehr bedrohen, sehr dämpfend einwirken muß, begreife ich noch nicht recht.

Vergebens suchte ich in Quebecs Bibliotheken (ich besuchte auch die kleine Sammlung der dortigen historischen Gesellschaft) nach alten historisch interessanten Karten des Landes und nach sonstigen ursprünglichen Dokumenten, die für die älteste Geschichte Canada's von Interesse seyn konnten. Solche alten Dinge existiren hier nicht. Alles Antiquarische, was man hat, ist Copie von Paris; meine Besuche waren in dieser Hinsicht daher ziemlich unergiebig. Allein es mußte mich doch nicht wenig erfreuen zu bemerken, daß man auch hier, wie überhaupt in ganz Amerika, diesem Gegenstande neuerdings eine weit größere und allgemeinere Aufmerksamkeit zugewendet hat. Noch kürzlich hatte das canadische Gouvernement einen jungen Mann nach Paris gesandt, der mit einer Menge trefflicher Copien alter für Canada's Geschichte wichtiger Karten zurückgekehrt war. Den Columbus Canada's, den ersten Entdecker und Beschiffer des

großen St. Lorenzo, der dem Strom wie auch dem Lande den Namen gab, den alten Capitän von St. Malo, Jaques Cartier, fand ich überall — und zwar erst seit Kurzem — allgemein geehrt. Am meisten mag dazu wohl die literarische und historische Gesellschaft von Quebec beigetragen haben. Unter ihrer Direktion wurde schon 1843 ein neues kritisches Werk über die erste Ankunft der Europäer in Canada (Voyages de découverte au Canada entre les années 1534 et 1542) herausgegeben. Die trefflichen canadischen Gelehrten und Historiker, die Herren Fariboult und Garneau, förderten den historischen Sinn durch umfangreiche und ausgezeichnete Schriften.

In den Verhandlungen der genannten Gesellschaft und in zerstreuten Brochüren wurden mehrere einzelne kleine Punkte näher und kritischer als bisher beleuchtet, so z. B. an welchen Flußstellen Cartier zuerst gelandet sey, wo er zuerst überwintert habe ꝛc. Eine am oft genannten Fluß St. Charles nahe bei Quebec aufgefundene alte Kanone, die Ruder eines ebenfalls dort aus dem Schlamm gegrabenen alten Schiffsboots gaben zu interessanten antiquarischen Untersuchungen Veranlassung. Ueber besagte Kanone wurde ein eigenes Memoire: „Le canon de bronze“, publicirt. Die alten fast vergessenen Namen: Cartier, Stadacone (alter indianischer Name für Quebec), Hochelaga (alter indianischer Name für Montreal), Donnacona (indianischer Cazik in der Nähe von Montreal), Agouhanna (Chef bei Quebec) ꝛc. wurden dadurch so zu sagen aus dem Grabe wieder hervorgezogen, und am Ende selbst dem großen Publikum in Canada so geläufig, daß ein bekannter und geschätzter Autor sogar ein populäres Werk über Canada unter dem nun allgemein verständlichen Titel Hochelaga schreiben konnte. — Man copirte die erste alte „abitation,“ welche die Franzosen auf der Stelle der jetzigen Citadelle von Quebec bauten, und die sich in einem der Werke Champlains dargestellt findet, in vielen hundert Abdrücken. 1847

sandte die alte Stadt St. Malo in der Bretagne eine Copie des dort conservirten Portraits des alten mannhaften Ritters Cartier nach Canada. Es wurde dort gestochen, gedruckt und in vielen Tausenden von Exemplaren verkauft. Ebenso erhielt man auch von Frankreich eine Zeichnung, welche den Ahnensitz oder die „habitation“ dieses merkwürdigen Mannes in der Bretagne, das Haus, in dem er lebte und am Ende auch starb, darstellte, und endlich die Nachzeichnung eines (ich glaube auch dort befindlichen) Bildes von der ersten Ankunft Cartiers in Canada. Seitdem ist denn nun Cartiers Name überall eingedrungen. Man hat in Montreal und Quebec Straßen und Plätze nach ihm genannt. Auch sah ich ein Dampfschiff, das den Namen „Jaques Cartier“ trug. — Eine gleich populäre und classische Biographie, wie sie Columbus von Washington Irving zu Theil wurde, hat indeß dieser canadische Conquistador noch nicht erhalten.

XVII. Miscellen.

Man hatte auch die Güte, mich zuweilen in das Parlament von Canada zu führen. Ich fand in dem Saale desselben fast zu allen Zeiten des Tages Leben, Bewegung und Gesellschaft. Mir kam es vor, als stünden seine Thüren den ganzen Tag offen, wie die Zugänge zum alten Forum Romanum, wo auch immer etwas verabredet und verhandelt wurde, auch wenn gerade Senatus populusque nicht versammelt waren. Schon des Morgens früh fand ich viele Mitglieder auf ihren Plätzen, mit Correspondiren, Concipiren, Lesen und Blättern beschäftigt. Auch waren immer einige conversirende Gruppen vorhanden. — Ein großes Lesezimmer, in dem alle politischen Journale Canada's, Englands und der Vereinigten Staaten aufgelegt sind, ist mit dieser politischen Börse eben so vereinigt wie mit der commerciellen, die in einer andern Abtheilung

der Stadt liegt. Hier geht man den ganzen Tag ein und aus, trifft sich, hat Rendezvous und Commiteen, und endlich eines Abends gab es denn auch eine Sitzung, der ich beiwohnen konnte.

Ich bemerkte, daß sie hier auf dem Tische des Hauses eben eine solche „Mace“ (Keule, Scepter, Machtzeichen) wie in dem englischen Parlamente haben. Ob hier wohl einmal ein amerikanischer Cromwell kommen und wie jener englische sprechen wird: „Take away that Bauble?“ Die Parlamentsmitglieder verneigen sich auch eben so wie in England vor dem Speaker, der bei den Franzosen hier zu Lande l'Orateur genannt wird, wenn sie etwa vor seinem Tische einmal sich vorüber bewegen. Auch giebt es hier ungefähr dieselben Parlamentsbeamten wie dort, den Usher, den Sergeant at arms ꝛc. Nur fiel es mir als etwas Verschiedenes auf, daß junge halberwachsene Knaben die gewöhnlichen Handlangerdienste im Parlamente verrichteten, die Botschaften und Briefe der Mitglieder besorgten, der Winke des Speakers oder Orateurs gewärtig waren, und die dann, wenn sie eben nichts zu thun hatten, sich mitten im Parlament auf den mit Teppichen bedeckten Stufen, die zum Sitze des Speakers führen, hinsetzten oder legten. Diese jungen schwarz costumirten Leute trugen zum malerischen Effekte der Scene einigermaßen etwas bei.

Von den theils in englischer, theils in französischer Sprache geführten Debatten des Abends verstand ich zwar nicht viel. Doch so viel begriff ich, daß ein gefallenes, abgetretenes Ministerium — in Canada eine sehr gewöhnliche Erscheinung — und ein siegreiches gegenwärtig waren, und daß jenes von einem merkwürdigen, äußerst eifrigen und ungemein phantastischen Parlamentsmitgliede von der äußersten Linken höchst bitter angegriffen wurde. Das abgetretene Ministerium war einer nicht sehr sparsamen Handhabung gewisser Geldangelegenheiten beschuldigt, und man hatte, um darüber zu untersuchen, ein Committee ernannte. Dieses Committee und seine

Zusammensetzungsweise schien aber jenem ultrademokratischen Mitgliede äußerst verdächtig. Er nannte dasselbe in einer langen und geschreivollen Rede einmal über das anderemal ein white washing Committee (ein Weißwasche-Committee) und suchte zu beweisen, daß dasselbe absichtlich so zusammengesetzt sey, daß daraus die Lossprechung der angeklagten Minister erfolgen müsse. Er schleuderte ohne weiteres und mit der größten Ungenirtheit den anwesenden Herrn die gröbsten Beschuldigungen über die Verwendung der Gelder zu ihrem eigenen Privatvortheil ins Angesicht, und schwärzte sie kohlrabenschwarz an. In den von ihm selbst erfundenen Ausdruck „white washing Committee“ schien er so verliebt, daß er ihn in zweistündiger Rede jede Minute einmal wiederholte. — Die Scene, die nach seiner Expectoration folgte, glich ganz der Scene, die den Besuchern des Schwetzinger Gartens bei Heidelberg wohl bekannt ist, wo auf eine arme Eule alle gegenwärtigen Vögel, Pfauen, Lerchen, Kraniche, Papagaien, Tauben und Nachtigallen das Wasser ausspeien. Der eifrige kleine Herr, der, wie man mir ins Ohr raunte, schon aus verschiedenen canadischen Parlamenten hatte austreten müssen, der aber immer wieder durch die Durchsetzung einer neuen Wahl hineingeschlüpft war, und der in der canadischen Revolution als einer der eifrigsten Demagogen kaum der Hinrichtung entschlüpft war, — er bekam es, sage ich, wie die Eule von allen Seiten. Mit allerlei sehr pikanten Variationen gab man ihm zu verstehen, daß er ein Journalist sey, der in seinem Journale alle Menschen tadle und herabwürdige, außer einzig und allein sich selbst, daß er mit Gott und der Welt in Feindschaft lebe und nur allein wie ein eingefleischter Egoist mit sich selber zufrieden sey, daß er mit seiner kleinen Stumpfnase überall etwas Faules zu spüren glaube, nur einzig und allein bei sich selber nicht, wo er dessen am meisten finden möchte. Ich war erstaunt über die kräftigen und rücksichtslosen Phrasen, mit denen ihm der Kopf gewaschen wurde. Aber es

schien ihn dieß alles so wenig anzufechten wie jene Eule in Schwetzingen das an ihren metallenen Flügeln ablauferde Wasser. Unbekümmert um alles, was um ihn her vorging, saß er auf seinem Platze, schrieb, blätterte in Schriften und schien wie Amor neue Pfeile zu schnitzen. Nur zuweilen sah er einmal seinen von ernstem und gerechtem Eifer glühenden Gegnern boshaft lächelnd über sein Pult hinweg in die Augen. So weit Lavaters Physiognomik eine untrügliche Ueberzeugung geben kann, so weit glaubte ich gewiß zu seyn, daß wenn dieser kleine Giftpfeile schnitzende Parlamentsamor noch einmal zu direkter Macht und Amtsstellung gelangen sollte, er ein white washing Committee einmal viel nöthiger haben möchte, als seine jetzigen Gegner.

Welch hübscher und anregender Contrast, wenn man nach einem solchen Parlamentsabende sogleich in eine geschmückte, muntere und anmuthige Soirée dansante hinübereilt! Dort halten sich die Leute „den Spiegel der Wahrheit“ vor Augen, den sie aber zuweilen erst nach ihrer eigenen Weise geputzt und geschliffen haben; hier wird die garstige und fast schreckhafte Wahrheit von den Grazien auf mannigfache Weise ausgeschmückt. Dieselben Menschen, die sich dort auf dem Schlachtfelde der Debatten Stirn gegen Stirn begegnen, sehen sich hier wieder versöhnt, friedlich, artig wie Gentlemen, gleichsam schon halb verklärt, so wie es einst seyn wird in jener Welt, nachdem wir alle irdischen Streitigkeiten und Feindschaften vergessen haben. Es leben die Soireen!

„Sie flechten und weben
Duftende Blumen ins irdische Leben.“

Es war gerade die erste größere Gesellschaft des beginnenden Winters, die Eröffnung so zu sagen der Saison, der ich bezuwohnen das Glück hatte. Der größere Theil alles durch Schönheit und Geist Glänzenden, was Quebec bieten kann, war, glaube ich, zugegen. Es war auch hier wieder mein Hauptvergnügen, die beiden

ausgezeichneten westeuropäischen Nationalitäten, die jetzt vor Sebastopol so ritterlich für die Freiheit Europas kämpfen, so gefällig gemischt zu erblicken. Französische Grazie und anglosächsische Männlichkeit — ich wollte, ich könnte das Wort Gentlemännlichkeit gebrauchen — tanzten und schwatzten, scherzten und schwebten vielfach anmuthig gruppirt von Zimmer zu Zimmer durcheinander, mitten unter ihnen jener treffliche, edle und hochgebildete Mann, der damals die Zügel der Landesregierung vom Lake Superior an bis nach Neufondland und Labrador hinab in Händen hielt. Die Gesellschaft von Quebec steht wahrlich in Bezug auf Beweglichkeit, Lebensfrische, Grazie und Geist der Gesellschaft keiner andern Weltstadt nach, und ich wollte, ich könnte zum Frommen und Mitgenusse meiner solche Dinge schätzenden deutschen Leser alle die angenehmen Bewegungen, die gefälligen Zwiegespräche, die hübschen und zum Theil auch äußerst lehrreichen Unterhaltungen, die dieser einzige kurze Abend mir brachte, wiedergeben. Allein wer schildert die Bewegungen der zahllosen kleinen Miniaturluftballons, die in einem Glase Champagner aufwirbeln und an der großen Atmosphäre des Erdballs zerspringen! Wer vermag es mit der Feder malend einem Tausendkünstler zu folgen, der hundert Blüthen und Bouquets aus demselben Füllhorn aufwirft! — Den Weisen sey es genug zu wissen, daß man von einer solchen Quebeker Winter-Saisons-Eröffnungs-Soirée die angenehmsten Erinnerungen nach Hause bringt, sehr gut darauf, selbst in solchen bretternen Verschlägen, wie sie unsere kleine Reisegesellschaft, die, wie ich schon einmal andeutete, außer mir noch aus einigen der vortrefflichsten Naturforscher Ober- und Unter-Canadas und der Vereinigten Staaten bestand, in dem ersten Quebeker Hotel erhielt, ganz ausgezeichnet ruht, und den andern Tag mit einem Gefühle von Dankbarkeit und Zufriedenheit den Steamer zur Abreise besteigt.

XVIII. Auf der Rückfahrt von Quebec nach Montreal.

Auf der Fahrt den Strom aufwärts deckte nun die Nacht das schöne Stück des Lorenzo, das wir vorher beim Tagesschimmer gesehen hatten. Umgekehrt aber zeigte uns nachher die Sonne das Stück, welches uns auf der Herfahrt das Dunkel verhüllt hatte. Beide Fahrten zusammengestückt gaben uns daher einen recht guten Ueberblick des gesammten berühmten und herrlichen Gewässers.

Den ganzen Abend hindurch sahen wir zu beiden Seiten die Ufer des Flusses, erleuchtet von den Lichtern in jenen in Reih und Glied aufgestellten beiden Lorenzodörfern, von denen ich oben sprach. Ein Licht nach dem andern tauchte auf und verschwand. Es war wie eine hundert Meilen lange Straßenillumination. Ich fand mir aus der Anzahl der Mitreisenden und Gäste einen jungen Priester heraus, mit dem ich, um mich Rückertsch auszudrücken, „den goldenen Doppelfaden des Zwiegesprächs zwirnte." Derselbe hatte bisher eine kleine Christenheerde in der Nähe von Gaspé-Bai in dem Lande Gaspésie geweidet. Es ist dieß bekanntlich — wenigstens ist es den in der Geschichte und Geographie Canada's Wohlbewanderten bekannt, — die Vorgebirgsgegend im Süden des Ausgangsthores des Lorenzo. Er gab mir eine lebhafte und rührende Schilderung des simplen Lebens der dortigen armen, aber ehrlichen Fischerleute und ihres Thuns und Treibens auf dem Festlande wie auf dem Ocean, welcher letztere ihr Kornacker und ihre Brodkammer ist. Ich muß auch nach dem Zeugnisse dieses Mannes wiederum schließen, daß ich das für einen Menschenfreund und Ethnographen interessanteste Stück von Untercanada nicht gesehen habe. Es muß jedenfalls das seyn, was unterhalb Quebec an beiden Seiten der meerbusenartigen Strommündung bis zum Ocean sich hin erstreckt.

Doch da, wo wir selber nicht sehen konnten, hören wir wenigstens gern. Wer unter günstigeren Verhältnissen als ich hier einmal reisen kann, der merke es sich aber, daß er sich bei Gaspésie ausschiffen, dann 200 Meilen längs der rauhen felsigen Südküste von Dorf zu Dorf bis Quebec und von da wieder auf der Nordküste abermals 500 Meilen längs der noch felsigeren Küste entlang bis nach der Straße von Bellisle, wo sich die allerletzten französischen Ansiedler in dem Lande der Esquimaux und Montagnois verlieren, wandern muß, wenn er sich rühmen will, daß er etwas von dem ächten Untercanada kenne.

Mein trefflicher Gefährte war jetzt aus der Mitte seiner Kabeljaufische, unter denen er so lange als Seelenfischer verweilt hatte, in eine andere Gegend von Canada versetzt. Er ging in die Nachbarschaft von Trois-Rivières in ein hinter der ersten Hügelkette liegendes Thal. Er erwartete dort eine aus Franzosen und Irländern gemischte Gemeinde zu finden, und sagte mir, daß er ganz darauf vorbereitet sey, da er eben so gut englisch, wie französisch predige. Die englische Sprache ist namentlich wegen der Irländer den hiesigen französischen Geistlichen sehr von nöthen, da diese in Masse anlangen, ohne eine entsprechende Anzahl von Priestern aus ihrer eigenen Heimath mit herüberzubringen. Sie wird auf dem geistlichen Seminar in Quebec daher auch vorzugsweise vor allen andern Sprachen gelehrt. Indeß fand ich noch französische Geistliche genug, die kein Wort englisch verstanden. Daß von den französischen Bauern die wenigsten englisch verstehen, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Mein Nachtgesprächsgenosse redete mit besonderer Theilnahme von den alten Liedern und Gesängen, welche die französischen Landleute Canada's noch unter sich bewahrt hätten, und die sie noch beständig bei ihren geselligen Zusammenkünften vortragen und singen. Ich hatte selbst schon früher viel davon gehört, daß die Canadier

noch alte Gedichte, Volkshymnen und Romanzen aus der Normandie, aus der Bretagne und aus der Vendée unter sich bewahrt hätten, die zum Theil selbst in Frankreich schon vergessen seyen. Sogar die canadischen Bootführer in den obern Quellengegenden des Mississippi wissen, wie ein Herr, der mitten unter ihnen wohnt, mich versichert hat, noch viele hübsche Arien, „Chansons,“ „Refrains,“ „Chansonnettes,“ „Mélodies,“ „Barcaroles“ und „Rondes,“ die sie eben so vortragen und Wort für Wort singen, wie ihre Vorväter vor 300 Jahren. Ich gab mir nachher in Montreal die größte Mühe, einige dieser alten vielgepriesenen Lieder zu erhalten. Man empfahl mir mehrere gedruckte Sammlungen, und ich kaufte sie mir alle. Sie entsprachen aber meinen Erwartungen nicht ganz. Ich fand darin keineswegs, wie ich erwartete, einen reinen Schatz ächter Volkspoesie. Vielmehr konnte ich nur sehr wenige Gedichte darin finden, die das ächte Gepräge des Alterthums und volksthümlichen Ursprungs an sich getragen hätten. Es waren leider Sammlungen äußerst gemischten Inhalts. Es kamen darin, selbst wenn sie z. B. „la Lyre Canadienne“ betitelt waren, gewöhnliche französische Gedichte heutiger Zeit, wie z. B. die „Parisienne,“ die „Varsovienne,“ etc. vor. Auch die Dichtungen, welche insbesondere als „Chansons Canadiennes“ bezeichnet wurden, waren keineswegs lauter solche Nationalgedichte, wie ich sie erwartete. Vielmehr waren die meisten von ihnen nur etwa deßwegen so genannt, weil irgend ein junger canadischer Geistlicher oder Officiant sie verfertigt hatte, oder weil sie sich auf Canada bezogen. Indeß war mir nun auch freilich der Umstand, daß die Canadier auch solche neuere Gesangsblüthen, die auf dem Boden des alten Landes sproßten, sogleich an den Lorenzo verpflanzen, interessant genug. Sie stehen mit ihren Sympathien für das alte Mutterland Frankreich in einem ähnlichen Verhältnisse wie die Deutschen in den baltisch-russischen Provinzen zu Deutschland.

Die Klasse von Canadiern, welche dem Gesange und der Poesie am meisten zu huldigen scheinen, sind die canadischen Voyageurs, die Bootführer, Jäger und Pelzhändler, welche in den entferntesten Gegenden Canadas den größten Theil ihres Lebens mit Reisen und Wandern verbringen. Wenigstens finde ich in meinen Sammlungen bei jedem Gesange, der „Chant de voyageur canadien“ überschrieben ist, doch etwas Kern und Originalität, auch einen Anstrich von Alter und Volksthümlichkeit. Man erkennt diese Voyageurs-Gesänge leicht. Sie fangen fast alle in derselben Weise an mit dem Zurücklaufen der Gedanken zu dem Hofe des Vaters, oder zu dem Blumengarten der Schwester, oder der Stube der Mutter. Ich habe hier drei vor mir liegen:

Par derrièr' chez mon père
Vole mon coeur, vole, vole, vole;
Par derrièr' chez mon père,
Il y a-t-un poumier doux etc.

So fängt das erste an. Das zweite beginnt so:

Par derrièr' chez ma tante
Il y a un bois joli,
Le rossignol y chante
Et le jour et la nuit etc.

Und das dritte wieder in ganz ähnlicher Weise:

Derrière chez nous y'a t'un étang,
Derrière chez nous y'a t'un étang,
Trois beaux canards s'en vont baignant
Legèrement! legèrement! etc.

Ich deute mir dieß „par derrière chez nous“ nicht etwa so: „hinter unserem Hause,“ vielmehr denke ich mir den im Innern des Nordwestens reisenden Voyageur sprechend und glaube, daß er mit dem „derrière“ rückwärts auf seine entfernte canadische Heimath deutet: „Hinter uns im lieben Canada.“ — Ich werde übrigens jedenfalls, wenn ich nach dem oberen Mississippi gehe, meine

canadischen Ariensammlungen mitnehmen, um sie mit dem zu vergleichen, was die dortigen Voyageurs ungedruckt im Kopfe haben mögen. Vielleicht mag ihnen selbst dort auch manches von meinem Gedruckten interessant sein.

Zuletzt hätte ich mich beinahe noch mit meinem guten Canadier gezankt. Als wir aufstanden, um uns in unsere Staterooms zurückzuziehen, warf er die Bemerkung hin: „Lo nuiet ä bien noaere“! Ich verstand dieß nicht, und er wiederholte noch einmal: „Lo nuiet ä bien noaere!“ und da ich es wieder nicht verstand, so wiederholte er mir seine Phrase noch einmal mit sichtbaren Zeichen der Ungeduld. Er schien ganz erstaunt, daß ich zu taub oder zu unintelligent schien, um diese einfache Phrase zu begreifen, und er hatte keine Ahndung davon, daß seine Aussprache das Beste dabei that, mir seine Gedanken so dunkel wie diese Nacht selbst zu machen, von der er, wie der Leser wohl ahnt, bemerken wollte, daß sie sehr schwarz sey.

Wenn auch nicht so *schwarz*, so war doch der folgende Morgen auch nicht viel besser als *dunkelgrau*. Ein dicker Nebel hatte sich auf dem Flusse gebildet und zwang uns sechs Stunden lang zum Ankern auf der Mitte des Stromes, in der Nähe der Stadt Trois-Rivières, die gerade die Mitte zwischen Quebec und Montreal einnimmt, an dem Auslasse des Sees St. Peter und an der Mündung des großen St. Mauriceflusses liegt, und an Bedeutung und Volkszahl die dritte in Untercanada ist. Auch hier hörte ich von *einem* in der Stadt angesiedelten Deutschen. Ich möchte sagen, daß dieser *eine* lebende Deutsche in den kleinen Ortschaften Niedercanada's eine eben so stehende Figur ist, wie der eine getödtete Kosak in den russischen Kriegsbulletins. Nur in Quebec und Montreal ist allerdings die Anzahl unserer Landsleute etwas größer. In Quebec sind ihrer fünfzig, in Montreal vielleicht doppelt so viel. Doch sind es zum Theil nur deutsche



Israeliten, die dort vorzugsweise mit dem Pelzhandel beschäftigt sind. Ich besuchte in Montreal einige von ihnen, und fand zu meiner größten Verwunderung, daß es nicht sowohl canadische, als vielmehr polnische, russische und sibirische Pelze waren, die sie hier verhandelten, und die sie von der Leipziger Messe einführten. Man sollte denken, Canada hätte an diesem Artikel selbst genug, und brauchte nicht noch von Deutschland und Rußland zu beziehen. Allein auch in Rußland war es mir schon früher aufgefallen, daß man dort vice versa eine ganze Menge canadischer Pelze einführt und hochschätzt, und daß auch die Hudsonsbai-Company gerade in dem pelzreichen Rußland ihre besten Kunden hat. Vielleicht erklärt man sich diese Erscheinung daraus, daß beim Pelzetragen vieles zwar Nothwendigkeit, vieles aber auch Luxus und Geschmack ist, und daß, wo einmal der Geschmack für Pelzwerk erweckt ist, die Leute dann alle Gattungen feiner Waare zu schätzen verstehen und auch zu besitzen wünschen. Zwei pelzreiche Länder mögen demnach in Bezug auf Pelze eben so gegenseitig für einander die besten Kunden seyn, wie es zwei literatur- und kunstreiche Länder in Bezug auf Bücher und Kunstprodukte seyn werden.

Der Aufenthalt im Nebel verschaffte uns den Vortheil, daß wir nun den ganzen St. Lorenzo von Trois-Rivières aufwärts bei hellem Tage zu sehen bekamen. Am meisten interessirte mich auf dieser Strecke die Gegend, in welcher der St. Lorenzo in den See St. Peter ausmündet. Er thut dieß in einem breiten Delta, indem er da eine zahllose Menge von Armen auszweigt und zwischen diesen eben so viele flache und längliche Inseln bildet. So wie die Inseln flach, so sind die Flußarme untief. Es ist hier die flachste Gegend am ganzen St. Lorenzo. Daher ist hier auch im Winter eben der Punkt, wo sich das erste Eis im Flusse bildet. Um diese vielen Inseln setzen sich Eisringe an, mehrere der kleineren Kanäle verstopfen sich, und allmählig friert das ganze Delta zu einer Masse

zusammen, und gewöhnlich ist diese erste Lorenzo-Eisbrücke schon vor Weihnachten fertig. Wenn sie erst einmal fest begründet ist, wächst sie bald reißend, indem sie das den Fluß herabtreibende Eis hemmt, aufstaut, zum Stehen und zum Frieren bringt. Dieser Proceß schreitet rückwärts bis nach Montreal hinauf, und gewöhnlich ist in wenigen Tagen das ganze Flußstück vom See St. Peter bis zu jener Hauptstadt hinauf zugefroren. Wer übrigens von den Winterphänomenen auf dem St. Lorenzo sich näher zu unterrichten wünscht, der consultire die Werke des vortrefflichen und berühmten canadischen Geologen Herrn W. E. Logan. Auch die verschiedenen Berichte über den Bau der großen Montreal-Eisenbahnbrücke und über die diesem Bau vorausgehenden Untersuchungen des Flusses enthalten äußerst viele höchst interessante Bemerkungen und Resultate über die Naturbeschaffenheit des Lorenzo.

Es ist schwerlich ein Fluß in der Welt, der eine so große Mannigfaltigkeit von Wasserzuständen, von Flußformen und Strombettconfigurationen darbietet wie der St. Lorenzo. Der Mississippi, die Donau, die Wolga, ja die meisten Riesenflüsse der Welt scheinen in Vergleich mit ihm formenarm. Sie bilden überall etwas breitere oder etwas schmälere Flußcanäle, die hie und da mehr oder weniger tief sind oder etwas schneller oder langsamer fließen. Vergleicht man damit den St. Lorenzo, so findet man bei ihm kaum ein Flußstück von fünfzig Meilen, das einen gleichförmigen Charakter behauptete, und das sich nicht von allen andern Flußabschnitten wesentlich unterschiede. Bald breitet er sich in einen großen, bald in einen kleinen See aus, und dieser kleinen und großen Seen sind sehr viele. Sie sind in Bezug auf Abgrenzung und Tiefe alle verschieden. Einige gleichen großen und tiefen Erdlöchern und Schlünden, andere sind mehr nur wie weite Ueberfluthungen einer Niederung. In einigen schüttet der Fluß sich über einen Katarakt hinweg, in andern schleicht er durch ein großes sumpfiges Deltaland hinaus.

Wie mannigfaltig sind auch die Zustände des Lorenzo da, wo er einen wirklichen Fluß darstellt, und wo er bald in einem tiefen Einschnitt gerade ausläuft, bald über meilenlange Felsenbänke wie ein Gebirgsbach hinschäumt! Armspaltungen wiederholen sich auf seinem ganzen Laufe mehreremale, und immer unter sehr verschiedenen Umständen, und am Ende ist auch seine lange trompetenartige Mündung, die halb Fluß- halb Meerarm scheint, sehr originell und wiederholt sich in der Weise bei keinem andern Flusse.

Was wir durch den Nebel an Zeit eingebüßt hatten, gewannen wir beinahe alles wieder durch ein lange dauerndes Racing (Wettrennen) zwischen unserem Dampfer und einem andern, dem wir ober Lake St. Peter begegneten. Dieß ist ein recht anregendes Schauspiel, und obgleich es gefährlich seyn mag, so nimmt doch selbst jeder Eingeschiffte so stark Theil daran und ergreift wunderbarer Weise sogleich so stark Partei für sein eigenes Dampfschiff, daß man meinen sollte, ein jeder, bis zum unbedeutendsten Passagier herab, sey dabei mit hundert Dollars interessirt. Im britischen Canada sind zwar, glaube ich, solche Wettrennen verboten und werden gelegentlich bestraft, und sie richten dort wohl nicht so viel Unheil an, wie in den Vereinigten Staaten; aber ganz verbannen lassen sie sich doch nun einmal so wenig wie Duelle. Man darf dabei nicht glauben, daß die beiden mit einander ringenden Schiffe etwa in gehöriger Entfernung von einander bleiben und sich hinreichenden Raum zur Bewegung lassen. Wenn sie dieß thäten, so würde das Rennen dadurch außerordentlich verlängert, und manche gute Gelegenheit, dem Gegner den Weg abzuschneiden, würde versäumt. Sie rücken daher einander sehr bald nach dem Beginne des Racing ganz nahe auf den Leib, wie zwei Ritter, die sich einander aus dem Sattel heben wollen. Ihre beiden Schiffsschnäbel stehen fast unter einem spitzen Winkel gegen einander, als wollten sie sich einander in die Flanke hauen. Die Schornsteine geben statt

des gewöhnlichen schwarzen Rauchs einen ganz dicken gelbgefärbten Qualm von sich. Dieß kommt daher, weil die Kapitäne befohlen haben, eine Portion pulverisirten Kolophoniums auf das Feuer zu streuen. Dieser Stoff, von dem die hiesigen Dampfschiffe für solche Gelegenheit immer eine gute Portion bei sich führen, verbreitet sich sehr schnell auf alle brennende Kohlen und gibt dem Feuer eine plötzliche Energie, so daß man dadurch auf der Stelle mehr Dampf und eine größere Bewegungskraft erzeugen kann.

Beide Schiffe dampfen so Seite an Seite, als wären sie an einander gekettet, meilenweit neben einander hin, ohne daß der Kampf sich entscheidet. Zuweilen erlahmt der eine ein wenig, zuweilen kommt der andere etwas zurück.* Das Fahrwasser ist nicht immer sehr breit und es kann daher wohl kommen, daß unser Gegner sich vielleicht ein wenig zur Seite drängen ließ, und daß er plötzlich, von Furcht und von Felsen oder Sandbänken ergriffen, ein bischen anhält oder links einzulenken trachtet. Dieß benutzen wir nun selber sogleich, streuen noch ein wenig Kolophonium auf, lassen allen Dampf los, und machen so zu sagen einen Satz hart bei der Nase (dem Bugspriet) unseres zögernden Gegners vorbei. Er ist nun verloren. Denn aus Furcht vor einem Zusammenstoß mit uns muß er nun noch mehr Dampf beigeben. Wir schneiden ihm vorneweg das Fahrwasser ab, und wenn wir ihm einmal unsern Spiegel (der Hintertheil des Schiffs) gezeigt haben, dann ist er verloren und an ein Einholen darf er nicht mehr denken. Die Sache ist beendigt und wir fahren vor unserem bald weit zurückbleibenden Gegner triumphirend in den Hafen zu Montreal.

XIX. Der Ottawa.

Der Ottawa ist der größte Nebenfluß des St. Lawrence. Er ist auch durch seine geographische Stellung und Richtung der wichtigste. Die westöstliche Richtung des Hauptflusses wird durch den Ottawa fortgesetzt, während der obere Lawrence mehr südwärts abweicht. Zu den großen oberen Seen ist der Ottawa der kürzeste Wasserweg. Er hat daher auch seit den ältesten Zeiten, mehr als der St. Lawrence, als Hochstraße zum Vordringen nach dem Westen gedient. Der Lake Superior, die Georgianbai und der Huronensee wurden nicht längs der großen Lawrencestraße, sondern durch Vermittelung des Ottawathales entdeckt. Die meisten der ersten Jesuitenmissionäre wanderten und schifften dieses Thal hinauf und näherten sich dann durch westliche Nebenzweige jenen binnenländischen Meeren.

Die Canoeroute des Ottawa war schon im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts eine der am besten bekannten Schifffahrtslinien von Canada. Nichtsdestoweniger wurde später diese Verkehrsbahn aus verschiedenen Ursachen vernachlässigt, und zwar in so hohem Grade, daß noch heutzutage mehrere Theile des Stromes und namentlich sein ganzes Quellengebiet so gut als unbekannt sind. Dampfschiffe und Eisenbahnen sind aber jetzt eben dabei thätig, dem alten Ottawalande seine natürliche Bedeutung zurückzugeben. Es wird wieder, was es zu Anfang war, dann aber in einem viel höheren Grade, eine Hauptverkehrsbahn zum Westen werden.

Beide Verhältnisse, daß es ein Land der Gegenwart und Zukunft — „a new country" — ist, und zugleich ein Schauplatz sehr alter und primitiver Unternehmungen war, geben dem Ottawalande einen doppelten Reiz, und ich beschloß daher noch einen kleinen Ausflug nach Bytown, der Hauptstadt des Landes, auszuführen.

Ich begab mich zunächst zu Land nach La Chine, dem Haupthafen Montreals für alle nach oben abgehenden Fahrzeuge. Die „Rapides de St. Louis“ unterbrechen gleich oberhalb Montreal die Schifffahrt, wenigstens für die Auffahrt. Man umgeht sie zu Lande, um den Punkt La Chine zu erreichen, wo das Wasser ruhig und tief wird. Auf direktestem Wege führen eine Eisenbahn und ein Canal (der la Chine-Canal) dahin. Wir zogen es aber vor, in einem kleinen Zweispänner auf der alten Straße längs des Wassers zu fahren, um den Anblick der Wasserfälle zu genießen.

Der ganze mächtige Strom löst sich hier zwischen Felsen und Inseln in eine Menge von wildschäumenden Armen auf. Bei hohem Wasser gehen jetzt die abwärts fahrenden Dampfschiffe mitten durch die wilde Scene hindurch. Es soll eine recht interessante Fahrt seyn. In unserem kleinen Zweigespann waren wir aber auch beinah so gut wie mitten drin. Die Straße war ganz einsam, und da sie hart am Ufer hinlief, so hatten wir bei Vorgebirgen und Wendeplätzen zuweilen, sowohl vor uns als hinter uns und rings umher, die brausenden Wogen, die schwarzen, weiß umschäumten Felsen, die waldigen Inseln, und hie und da Ausblicke auf entlegene Wasserpartien, und am Ende auf den Kirchthurm und die weißen Häuserchen des Indianerdorfes Koknawaga [1] oder St. Louis, das dem französischen Dorfe La Chine gerade gegenüber liegt. Daß Indianer sich so lange an diesem Punkte gehalten haben, daran mögen wohl eben auch jene Katarakte schuld seyn. Die indianischen Landeskinder waren hier die ersten Führer der europäischen Schiffer durch das gefahrvolle Labyrinth, und sie sind hier noch jetzt die besten Piloten. Sie kennen nicht nur alle Felsenköpfe, seichten Stellen und die verschiedenen Flußzustände im Laufe des Jahres am besten, sondern auch sie nur haben vorzugsweise das rasche Auge und die energische Hand, die dazu gehören, um mitten im pfeilschnellen Laufe des

[1] Oder anders geschrieben „Kauknawaja“.

Schiffes eine Gefahr, die vielleicht nur durch eine kleine dunklere Färbung im Wasser angedeutet ist, sogleich zu erkennen und ihr auch im selben Augenblicke auszuweichen. Sehr viele Lootsen auf dieser Partie des Flusses sind noch heutzutage Indianer von Koknawaga.

La Chine, obwohl nur ein Dorf, ist doch einer der ältesten und berühmtesten Orte in Canada. Sein Name erinnert an die Zeiten, wo man noch hoffte, daß der St. Lawrence einer der nächsten Wege nach China wäre, und daß Montreal und Quebec die Hauptstapelplätze für die chinesischen Waaren werden würden. Der kleine Hafen La Chine im Westen sollte diese chinesischen Waaren zunächst aufnehmen. Und obgleich dieß nicht in Erfüllung ging, so ist der sonderbare Name doch als ein Monument jener geographischen Irrthümer stehen geblieben. In den Zeiten der Blüthe des alten französischen Pelzhandels war La Chine der Sammelplatz der Voyageurs und der canadischen Jäger und ihrer kleinen Canoeflotten, auf denen sie die Pelze aus dem fernen Nordwesten herabbrachten. Hier war das Ende ihrer Reise. Hier wurden ihre Waaren für Montreal ausgeladen. Hier wurden die Indianerchefs bewillkommt und belohnt. Hierher kamen die „Onontio's" d. h. die französischen Gouverneure, um die Reden der Caziken anzuhören, ihnen etwas hübsches zu erwiedern und Handels- oder Friedensverträge mit ihnen abzuschließen. Und viel Aehnliches geht hier noch heutzutage vor.

Ein großer Theil der französischen Flößer auf dem Ottawa stammt aus La Chine und man sieht hier immer einige sich herumtreiben, dazu indianische Piloten aus Koknawaga, sowie andere Voyageurs des Nordwesten, für die La Chine zum Theil die eigentliche Heimath oder Börse ist. Franklin und andere Erforscher des amerikanischen Nordwestens nahmen von La Chine ihre canadischen Begleiter und Führer mit. Auch hat hier noch heutiges Tages ein großer „Onontio" seinen Sitz aufgeschlagen, nämlich der

Generalgouverneur der gesammten Hudsonsbailänder, Sir George Simpson. Man kann daher gewissermaßen sagen, daß die Angelegenheiten von ziemlich der einen Hälfte des ganzen Nordamerika's von diesem Dorfe aus geleitet werden.

Die Hudsonsbaicompagnie hat zwar jetzt nur noch einige wenige Etablissements oder „Forts" am oberen Ottawa. Auch ist der Belang von Pelzen und andern Jagdwaaren, die auf dem Lorenzosystem hieher herabkommen, äußerst unbedeutend. Denn sogar die ganze Ausbeute der Umgegend des Lake Superior wird nicht, wie man erwarten sollte, auf dem St. Lorenzo oder Ottawa herabgeschafft. Vielmehr transportirt man dieß alles nach Norden, nach Moose-Factory und andern Hafenplätzen an der Hudsonsbay. Man hat dieß so geordnet, weil die Waaren auf diese Weise, wenn auch auf einem großen Umwege, mit den eigenen Schiffen der Compagnie, die jährlich zu gewissen Zeiten in der Hudsonsbai alle Vorräthe aufsammeln, versandt werden können. Ein eigenes Schiff zum St. Lorenzo abzusenden für die geringe Pelzausbeute, die er noch gewährt, mag sich wohl nicht lohnen.

Daß aber nichts destoweniger der Chef des ganzen riesenhaften Compagnieterritoriums am Lorenzo und, wie es scheint, fern von den Centralpunkten des Verkehrs in jenen Territorien wohnt, wurde mir dadurch erklärt, daß er hier Europa näher sey und ungefähr sich in der Mitte zwischen England und der Hauptmasse der Hudsonsbailänder befinde. Er kann von hier aus zu allen Zeiten mit Europa communiciren, und schnell seine eigenen oder von dort empfangenen Befehle an alle verschiedenen Forts und Posten senden. Die früheren französischen und englischen Gouverneure, die an der Hudsonsbai selbst residirten, waren mit Ausnahme der drei oder vier Monate offenen Schifffahrt die ganze übrige Zeit des Jahres von Europa abgeschlossen.

Der berühmte und hochgeschätzte Sir George Simpson hat einen

großen Theil der neueren arktischen Entdeckungsreisen geleitet oder gefördert. Er hat selbst die größte Reise, die ein Erdbewohner machen kann, eine Weltumseglung ausgeführt und darüber ein höchst interessantes Werk publicirt. Ich kannte dieß alles längst und nahm mir daher die Freiheit, diesem ausgezeichneten Mann meinen Besuch zu machen. Seine Residenz, „Hudsonsbaihouse" genannt, stellt sich als eine äußerst bescheidene kleine Wohnung dar, und steht vermuthlich in dem größtmöglichsten Contraste zu dem Palaste, den ein gewisser Generalgouverneur einer andern großen länderbesitzenden Compagnie Englands im Osten bewohnt.

Es interessirte mich, das Innere dieser kleinen Residenz, das Empfangszimmer, die Geschäftsstube, das Gehöfte mit dem Pelzmagazin und dem Canoeschuppen zu besehen, weil ich mir darnach vermuthlich — detractis detrahendis — eine Vorstellung von der Beschaffenheit von Cumberlandhouse, Yorkhouse und den andern zahlreichen sogenannten „Houses" machen konnte, mit denen die Hudsonsbaicompany den ganzen Nordwesten Amerika's erfüllt hat und in denen ihre Untergouverneure, Chief-Traders und Agenten residiren.

Im Canoeschoppen in La Chine fand ich eine ganze kleine Flotte von neuen, fertigen und frisch ausgepichten Birkenrindencanoes, und konnte hier den Bau dieses merkwürdigen Vehikels studiren. Ein Reisebeschreiber des Nordwestens müßte demselben ein eben so langes Capitel widmen, wie ein arabischer Reisender dem Kameel; denn ohne die Birke und ohne die Erfindung des Rindencanoes wäre jener ganze weite Nordwesten weder entdeckt, noch benutzt worden. Die Birkenrinde ist ein äußerst leichter Stoff, und ein Schiff, das zwanzig Menschen fassen kann, wiegt doch nur wenige Centner und kann von drei oder vier Leuten getragen werden. Dabei ist sie elastisch und gibt daher bei heftigen Stößen zwischen den Felsen und Katarakten häufiger nach, als sie bricht. Sie ist stark

mit Oel getränkt und saugt daher das Wasser nicht so leicht auf, wie die Holzfaser selbst. Nichts auch ist leichter, als ein solches Rindencanoe zu repariren. Man näht die Löcher mit Draht und Stopfnadel zu, wie bei einem Strumpfe, man setzt Flicken auf, wie bei einem Stiefel, und picht die Fugen und kleinen Oeffnungen auf eine sehr schnelle und bequeme Weise aus. Nur mit einem so beschaffenen Vehikel war es möglich, das Stromlabyrinth des amerikanischen Nordwestens zu befahren, wo alle Ströme und Flüßchen von zahllosen Stromschnellen und Katarakten unterbrochen werden, wo rauhe Behandlung auf Schritt und Tritt zu erwarten ist, wo der Bauch des Schiffes, zu Lappen zerrissen, schnell wieder zusammenwachsen muß, wo die Boote oft mehrmal an einem Tage aus dem Wasser gezogen, meilenweit fortgetragen und wieder flott gemacht werden müssen.

Einen Kiel haben diese Bearchbark-Canoes nicht; die Rindenstücke biegen sich zirkelrund herum, weil sie so gebaucht besseren Widerstand leisten; sie sehen daher fast wie lange Würste aus. Ihre Ladung und Ballast muß daher auch besonders gut balancirt und vertheilt seyn, sonst drehen sie sich im Wasser um, wie ein runder Baumstamm. Die Stäbe und Rippen, welche die Rinde auseinanderhalten, sind möglichst dünn und schmal.

Der Generalgouverneur der Hudsonsbai hatte auf seinem Tische ein kleines silbernes Canoe stehen, bei dem das Ganze und alles Zubehör aufs zierlichste in dem edlen Metalle nachgebildet war. — Ohne Zweifel war dieß niedliche Monument für die besagte Erfindung, welche die gleitende und schwimmende Grundlage des ganzen Verkehrs des amerikanischen Nordens geworden ist, hier sehr angebracht.

Unser Steamer führte uns von La Chine zuerst auf den breiten Spiegel des Sees von St. Louis hinaus. Dieser See besteht noch ganz und gar aus dem grünlichen Wasser des St. Lawrence. Der

braungefärbte Ottawa wirft den Havpttheil seiner Gewässer in einem langen Arme im Norden der Montrealer Insel herum und hat unterhalb dieser Insel seine eigentliche und von den canadischen Geographen als solche anerkannte Ausmündung. Die große fruchtbare Insel von Montreal kann man als ein im Punkte des Zusammenflusses beider Ströme entstandenes Land betrachten. Ihre flachen Felder wurden früher gewiß oft von beiden Strömen überschwemmt und mit Schlamm belegt. Sie sind zum Theil so fruchtbar wie ein Deltaland. Wenn die Insel in geologischer, so ist die Stadt Montreal selbst in politischer oder nationalökonomischer Beziehung als ein Produkt der Vereinigung beider Ströme anzusehen.

Aus dem See von St. Louis schlüpft man durch eine Wasserenge und Inselgruppe wieder in einen benachbarten See hinüber. Es ist merkwürdig genug, daß dieser große und mächtige St. Lorenz noch immer nicht seine Felsenstufe, über die er herab setzt, ganz ausgegraben, und seine Seenbassins nicht ganz ausgeschliffen und zu einem regelmäßigen Flußkanale abgeschmälert hat, daß er vielmehr, wie alle andern Flüsse der nördlichen Hälfte Nordamerikas, aus einer endlosen Kette von Seen und zwischentretenden Katarakten und Flußengen besteht. — Dieser ganz allgemeine Charakterzug sämmtlicher nördlichen Flüsse Nordamerikas hört sogleich im Mississippigebiet und in den Strömen der Alleghany's völlig auf.

Als wir weiter in unserem See hinaufkamen, in der Nähe des Endes der Insel von Montreal, sahen wir beide Ströme neben einander hinfließen, den grünlichen St. Lorenzo und den braunen oder rothbraunen Ottawa. Auf den ersten Anblick möchte man dem helleren Wasser des ersteren den Vorzug geben vor der dunkelbraunen Welle des letzteren, die Einem fast wie Lohgerberjauche erscheint. Allein in Montreal hat man ausgemacht, daß das Ottawawasser vorzüglicher sey. Der Lorenzo enthält kalkige Stoffe und aufgelöste Salze, die ihn für den Gebrauch in Haus und Küche nicht

willkommen machen. Der Ottawa dagegen enthält nichts von diesen Stoffen. Er empfängt seine Farbe vermuthlich von Pflanzenstoffen, die jedoch nicht so stark sind, daß sie seinen Geschmack afficirten. Im Glase ist sein Wasser krystallklar. Man hat daher auch beschlossen, die neuangelegten Wasserwerke in Montreal nicht aus dem Sankt Lorenzo, sondern vom Ottawa her zu speisen. Am Ende gefällt einem auch die Farbe des Ottawa. Sie sieht aus wie lauter geschmolzener Bernstein. Man glaubt, auf einem Strome von purem Kaffeeabsud zu schiffen. In den Wasserwirbeln und Kataraken machen die dunkelbraunen Wassermassen gegen den weißen Schnee des Schäumes einen ganz angenehmen und neuen Contrast.

Auf den weiten Flächen der Seen irrte hie und da ein großes Holzfloß, das den Ottawa herabgekommen. Der Ottawa ist der größte Wald-, Planken- und Balkenfluß in ganz Canada, und der große Holzhandel zu Quebec wird meistentheils durch ihn gespeist. Wegen der mannigfaltigen Schwierigkeiten der Schifffahrt können die Flöße nicht so gebaut seyn, wie unsere Rhein- und Donauflöße, Sie bestehen aus einer Menge von ganz kleinen Flößen, sogenannten Cribs. Auf breiten Seen oder ruhigen tiefen Flußstrecken fährt die ganze Masse dahin. Wo aber Katarakte und Flußschnellen die Schifffahrt unterbrechen, da wird sie verkleinert, je nach Bedürfniß, entweder zu zwei Hälften, oder zu Sechstheilen, oder auch ganz in ihre Elemente — die Cribs — aufgelöst. Auf ein solches Crib setzen sich ein paar kühne Canoeleute und schießen mit ihm durch die offenen Kanäle in den Wasserfällen hinab. Unten werden dann alle Glieder wieder zum Ganzen zusammengesetzt, das sich dann eine Strecke weit den ruhigen Fluß langsam hinabbewegt, bis zum nächsten Katarakt, wo man es wieder zergliedern muß.

Die Piloten oder Flößer — raftsmen — sind eine abgehärtete und starke Klasse von Menschen. Sie müssen bei allen ihren

Verrichtungen einen hohen Grad von Muth und Todesverachtung entwickeln. Die französischen Canadier wissen am besten mit den Flößen umzugehen und sind beinahe längs des ganzen Flusses im Besitze dieses Geschäftszweiges. Sie sind die Lehrer der Schotten und Irländer, die als Neulinge ins Land kommen. Doch sind diese gewöhnlich sehr gute Schüler, die zuweilen ihre Lehrer noch an Kühnheit und Geschick übertreffen. Nicht selten, so versicherte mich ein Kenner der Sache, muß man in kritischen Fällen, wo der Canadier selbst den Muth verliert, an einen Britten appelliren, der vielleicht erst seit zwei Jahren auf dem Ottawa schifft, und dann doch glücklich und energisch das durchführt, wobei sein canadischer Meister den Muth verlor.

Es gibt jetzt schon über ein Dutzend kleinere oder größere Dampfschiffe auf dem Ottawa; doch befahren sie ihn nur stückweise. Zwischen je zwei Kataraktén sind ein paar Dampfschiffe stationirt, die einen See oder eine klippenlose Flußpartie befahren: Dann geht man 10 oder 12 Meilen weit zu Lande, kommt aber bald wieder in ruhiges Wasser und findet eine zweite Dampfschifffahrt organisirt. Je weiter herauf, desto kleiner werden die Dampfer. Der unsrige war noch so groß und weitschichtig und so luxuriös eingerichtet, wie es die Flußdampfer in Amerika fast überall sind. Die Tafel bedeckte sich zu den bestimmten Stunden mit einer Fülle von allerlei Speisen und für die Nachtruhe boten sich hübsche und bequeme Zimmerchen dar. Ich konnte nicht umhin, indem ich so in einem schwimmenden Palaste den schönen Fluß rasch hinaufglitt, an die frommen Jesuitenväter und ihre abenteuerlichen und entbehrungsreichen Canoefahrten auf dem Ottawa zu denken. Gerade auf diesem Flusse haben sie dergleichen häufiger als auf einem andern Flusse ausgeführt und uns zahlreiche Reisebeschreibungen hinterlassen. Ich hatte sie alle gelesen und mir schwebten beim Anblick der Ufer und dichten Wälder hundert Reminiscenzen vor: die

Kataraften, in denen Vater .... seine Bibel und alle seine Bücher verlor, die Insel, zu der Vater ....., von Indianern verfolgt, sich flüchtete und im Gebete knieend den Todesstreich empfing, die Seen, längs deren Ufern die Väter ...., mit ihrem Gott allein unter die wilden Indianer hinaufzogen, das Evangelium in fernen Regionen zu verbreiten, die Vorsprünge und Landspitzen, bei denen sie landeten, um ihre Sagamité (Maissuppe), die einzige Speise, die sie oft Jahre lang genossen, zu kochen, und auf denen sie nachher ihre Gebete und frommen Gesänge in der Wildniß erschallen ließen, die Hügelgipfel, auf denen sie ihre hölzernen Kreuze und vielleicht eine Waldkapelle errichteten, und die frommen Indianer in Andacht um sich her versammelten. — Wie gern hätte ich einige von diesen Männern, denen Chateaubriand ein so wohl verdientes Lob gesungen hat, bei mir gehabt, um ihnen ihren Lieblingsfluß zu zeigen, wie er sich heutzutage darstellt, die Städte, die in seinen Wäldern erstehen, die Dampfer, die auf seinen braunen Wellen aufwärts brausen, die Brücken, die von Ufer zu Ufer führen!

Ein wahres Römerwerk ist die Brücke, unter deren großartigen Bögen wir zwischen dem See Sankt Louis und dem der beiden Berge wegfuhren. Sie ist aus großen, dunkelgrauen Kalksteinquadern gebaut, und macht den Eindruck großartigster Solidität. Sie ist bestimmt, die Grandtrunk-Eisenbahn, welche längs des ganzen Lorenzosystems von Osten nach Westen fortgehen soll, hier über das Wasser zu führen. Ich wunderte mich nicht wenig, mitten in einer noch so wenig bewohnten Gegend ein solches Prachtwerk zu finden. Aber man baut hier in Canada, wie gesagt, eben alles für die Zukunft, und nach einem großartigen Zuschnitte. Die Menschen werden bald genug kommen, von solchen Dingen Gebrauch zu machen. Man gibt dem Kinde hier überall gleich einen weiten Rock. Es wird schnell genug hineinwachsen.

Auch nette, reinliche und civilisirte Indianerdörfer könnte man jenen alten Vätern der Indianer zeigen, zum Theil als ein Produkt ihrer eigenen Bemühungen. Aber leider gibt es deren nur gar zu wenige, weil die Indianer hier wie überall von der Civilisation mehr vernichtet als gerettet wurden. Die Trümmer von einem halben Dutzend verschiedener Stämme, die sonst über weite Landstriche schweiften, sind jetzt oft in einem Dorfe vereinigt und um einen und denselben Kirchthurm versammelt.

So sahen wir ein solches Dorf zum Beispiel gleich unweit jener Brücke an dem schon genannten See der beiden Berge. Es war die schon oben erwähnte „Mission du lac des deux montagnes.“ Sie ist von einem Häuflein Algonquin, einer Anzahl Irokesen und von den Resten von noch ein paar andern Stämmen bewohnt. Sie haben alle je nach ihren Nationalitäten bestimmte Theile des Dorfs inne und heirathen nicht unter einander, wie man mich versicherte. Ihre Sprachen, wenigstens das Algonquinische und Irokesische, sind so verschieden von einander, wie französisch und englisch. Sie haben daher auch zwar nur Eine Kirche, doch verschiedene Geistliche, die ihnen in ihren Landessprachen predigen.

Als wir uns diesem Indianerdörfchen näherten, bemerkte ich einen Mann, der mir durch seine Größe auffiel, und sich vorbereitete, bei dieser Station das Schiff zu verlassen. Er war sehr wohlgekleidet, wie etwa die wohlhabenden Bauern bei uns. Ich hielt ihn daher für einen canadischen Bauern und redete ihn französisch an. Aber er schüttelte den Kopf: „Not understand — un petit brin français.“ — „Ah, dann sind Sie also ein Britte?“ sagte ich ihm auf Englisch. „Nach Ihren rabenschwarzen Haaren und Ihrem etwas gebräunten Teint hätte ich dieß nicht gedacht.“ — Aber er schüttelte wieder den Kopf: „Not understand, — aussi un petit brin anglais.“

„Ei, der Tausend, seyen Sie mir willkommen; dann sind Sie also ein Deutscher? Ich rede auch deutsch, und so können wir uns am besten verständigen. Herzlich willkommen, Herr Landsmann!" Ich sprach dieß deutsch und schüttelte meinem gebräunten Reisegefährten die Hand. Ich hoffte irgend einen Schwarzwälder oder erzgebirgischen Gruß, z. B. „Glück auf!" — oder „gehorsamster Diener, Herr Landsmann," oder etwa nach bayerischer Weise: „No, dann wünsch' ich guten Appetit, mein Herr," zu vernehmen. Aber zu meinem Erstaunen sah mich der gute Mann nun ganz verwundert an und verstummte völlig. — „Mensch, wer bist du denn?" fragte ich ihn dann wieder auf französisch, auch meinerseits nicht wenig erstaunt, da ich bisher noch keine andere Sprache als die genannten drei auf den Lorenzoschiffen vernommen hatte. „I Sawats," antwortete er, „Iroka." (Ich bin ein Wilder, ein Irokese.) Jetzt sah ich ihm näher in die Augen, und entdeckte dann auch bald die ernsten und eckigen Züge des Indianers. Da der Mann aber zugänglicher und geduldiger war als mancher Europäer, der unter seinen Vorfahren die Anthropophagen noch in weit höheren Regionen seines Stammbaums suchen muß, so hatte ich eine ganz interessante Unterredung mit ihm, bei der wir uns bald mit einem „Strohhälmchen Englisch," bald mit einem „Strohhälmchen Französisch" forthalfen. Er erzählte mir, daß er aus einem canadischen Indianerdorfe käme, das viele hundert Meilen westwärts liege, und daß er hierher gewandert sey, um dieß Algonquin- und Irokesendorf am Lake of the two Mountains zu besuchen, wo er Verwandte habe. Er habe auch einige Geschäfte im Dorfe. Er wolle den Sonntag bei seinen Verwandten bleiben, mit ihnen in die Kirche gehen und dann am Montag zurückkehren. Da ich ihn über seine Sympathien für oder gegen die verschiedenen europäischen Völker befragte, so sagte er: „Of all white what is, the Sawats like Scotch most." (Von allen Weißen, die da sind, gleichen [oder

lieben?] die Schotten den Wilden am meisten.) „Scotch language also like Sawats, they say. But I speak them; I not understand them.“ (Auch die schottische Sprache ist der Sprache der Wilden am meisten ähnlich; so sagen sie wenigstens. Aber ich sprach zu ihnen; ich verstand sie nicht.)

Wie merkwürdig war es mir, einen Mann vor mir zu haben, der äußerlich so nett und proper aussah, wie irgend einer von uns, und auch ein gewisses freundliches und genteeles Benehmen hatte, das auf eine gewisse innere Bildung schließen ließ, und der sich dennoch nicht schämte, sich für einen „Wilden“ auszugeben. Der Ausdruck „sauvage“ muß hier, ich sehe es wieder, gar nicht die levis notae macula mit sich führen, die er bei uns zu haben scheint. Die Ansicht meines Irokesen, daß die Schotten — Hochschotten — seinen Landsleuten am nächsten ständen, war mir damals auch noch neu. Allmählig erkannte ich, daß sie hier ziemlich allgemein verbreitet ist. Die französischen Canadier nennen sogar die schottischen Highländer, um sie von den andern angelsächsischen Schotten zu unterscheiden: „les Ecossais sauvages.“ Auch die Idee, daß die schottische Sprache der Hochschotten und Walliser der indianischen Sprache nahe verwandt sey, ist eine eben so verbreitete Idee. Schon in den frühesten Zeiten der amerikanischen Geschichte, und im Süden wie im Westen des Landes, haben die Leute aus Wales und Schottland bekannte Laute und Worte unter der indianischen Sprache zu entdecken geglaubt. Es war mir aber interessant, auch hier am Ottawa wieder diesen Ideen zu begegnen. Ob es in Folge dieser supponirten oder einer wirklichen Affinität der Sprachen und des Wesens kommt, daß die Schotten sich mehr als alle andern Britten den Indianern angeschlossen haben, weiß ich nicht. Ein Faktum aber ist es, daß fast alle Halfbreeds in Nordamerika, die nicht von Franzosen abstammen, Kinder von Schotten und Indianern sind, viel seltener von Engländern oder Irländern und

Indianern. Übrigens haben sich die Hochschotten im „alten Lande“ auch gar nicht darüber zu beklagen, wenn sie mit den heutigen Irokesen und Algonquins Canada's verglichen werden. — Von der alten barbarischen Clanverfassung, von dem hochschottischen Costüm, das einem indianischen Cazifen vorzugsweise gefallen muß, und von andern Dingen ganz abgesehen, so ist in den Insel-, Berg- und Heidedörfern der schottischen Hochlande noch so viel Barbarisches, so viel Schmutz, Armseligkeit, Rohheit und Unordnung, daß es ein wahrer Segen für das Königreich wäre, wenn man alle seine Dörfer auf den Standpunkt der Irokesendörfer Canada's erheben, und ihnen denselben Anschein von Nettigkeit, Ordnung, Reinlichkeit und Humanität, den diese haben, verschaffen könnte.

Daß es unter den Wilden zuweilen reiche Erbinnen gibt, denen von Britten die Cour gemacht wird, so wie wohl bei uns in Deutschland ein junger Städter einer reichen Bauerndirne die Cour macht, das sehe ich hier auch zum erstenmale. Am Lake of the two Mountains zeigte man mir einen hübschen Landsitz, wo die Herrin des Hauses eine „Squalo“ (Indianerweib) war, das ihrem englischen Gemahl ein Vermögen von 20,000 Pfund Sterlingen in die Wirthschaft brachte.

Französische Seigneurien und französische Dörfer, diese jedoch sehr sparsam gesät, gehen an beiden Ufern des Ottawa noch ungefähr 70 Meilen weit hinauf. Weiter aufwärts sind alle Ansiedlungen neu und brittisch.

Die Wälder längs dem Ufer des Ottawa sind endlos, sie zeigten sich noch vielfach im Schmucke des schön gefärbten Herbstlaubes. Zuweilen wurden sie und die Hügel, deren Seiten sie bekleideten, von einem Thale und Flusse, der von der Seite herbeiströmt, unterbrochen. In die meisten dieser Seitenarme hatten wir etwas hineinzuschicken, entweder ein paar Personen, oder einen Haufen von Waaren, Ballen und Kisten. Ich erkundigte mich

überall nach der Beschaffenheit, insbesondere der Thäler und Flüsse aus Norden. An den Mündungen mancher dieser Flüsse gibt es schon ganz hübsche europäische Ansiedlungen, während ihre Quellen noch gar nicht bekannt sind und im Dunkel der kalten Wälder und Berge Labradors stecken.

Einer von diesen Flüssen heißt vorzugsweise „La Rivière du Nord“ (the North River). Sein Lauf ist so wenig bekannt, daß er auf jeder Karte anders verzeichnet steht. Aber an seiner Mündung liegt doch schon ein Ort, St. Andreas genannt, der nicht weniger als sechs verschiedene Kirchen, Religionen und Nationen hat. „Sind auch Deutsche darunter?“ fragte ich einen Bürger dieses Orts, den wir an Bord hatten. „O ja, einige,“ sagte er. „Meine Frau selbst ist eine Deutsche. Daher verstehe ich auch ein wenig deutsch, aber nur Low Dutch. Ich weiß z. B., daß Patatoes auf deutsch „Potaten“ heißen, oder auch „Crumbire.“ Oho! ja ja! die Deutschen, das sind industriöse Leute, die kommen hier sehr gut fort. Der reichste Mann in der Stadt ist ein Herr „Allbrek,“ wie wir Engländer ihn kurz nennen. Sein wahrer deutscher Name ist aber eigentlich Aollenbreckten (Albrecht?) Das ist der reichste Mann im Ort. Mich wundert nur, daß nicht mehr ins Land kommen. Wir haben auch noch immer einige Franzosen oder Canadier im Orte.“ — „Wie finden Sie denn diese Canadier?“ fragte ich meinen Mann, da ich begierig war, zu hören, ob diese guten Leute auch hier am Ottawa denselben guten Namen aufrecht erhalten haben, den sie sich überall verdienten.

„O those Canadians Sir, I assure you, they are a fine, honest and mannerly set of people. It is true, there are some among them, which are like others, but upon the whole the Canadian are most honest and genteel. There are no lyers, thieves, drunkards and backguards among them. When I came first here in the country, no Canadien would think

to shut his door, none would think about an oath or a paper, if you did buy from them a cow or a piece of land. Since the Revolution of 1837 the custom of shutting the doors is become more generally. But still their houses are always open for the poor and the stranger. If you ever, Sir, have lost your way, or feel tired, go to a Canadian house, if you can find one, and you will see, how they will receive you. They will make you so comfortable, as they possibly can. That is what the Canadians is, Sir!" —

XX. Ein Portage.

Bis zu einem französischen Orte Carillon ging der erste Abschnitt unserer Dampffahrt. Hier erwartete uns ein ganzer Haufe vierspänniger canadischer Postkutschen, die, wie auch die Pferde, ziemlich zerbrechlich und alterthümlich aussahen. Da es etwas regnete und auch ein kalter Wind ging, so war das männliche Dampfschiffpublikum sehr rasch bei der Hand, um die bequemsten Sitze im Innern der Wagen zu erstürmen. Aber bei jedem Carret stand als Wächter der Kutscher, hielt seinen Peitschenstock ohne weiteres quer vor die Thüre und stopfte die Fluth der andringenden Herren, indem er ihnen zurief: „Halt, meine Herren, die Damen haben sich ihre Plätze noch nicht gewählt." Respektvoll traten sie zurück und hielten ruhig im Regen aus, bis die Ladies langsam nachgefolgt waren, sich ihre Sitze ausgesucht und bequem placirt hatten. Dann schlüpften auch die Herren hinein und versteckten sich bescheiden in die ihnen gebliebenen Winkel.

Ich für meinen Theil hatte nach meiner alten durch Regen nicht gebrochenen Gewohnheit bereits „outside" neben dem Kutscher Platz

genommen, und da die Regenwolken bald wieder der Sonne wichen, so konnte ich die freie Aussicht über das Land und die Unterhaltung meiner Mitpassagiere mit Gemüthsruhe genießen. Es waren ihrer zwei, und sie ließen auf der Stelle die in Amerika gewöhnliche Batterie von Fragen gegen mich spielen. „Sie sind ein Fremder? — Woher kommen Sie? — Wie lange sind Sie im Lande? — Wie gefällt Ihnen das Land? — Wo wollen Sie sich ansiedeln?" ꝛc. Als ich ihnen alles gehörig beantwortet hatte, blieb der eine von ihnen bei dem Punkte meines Vaterlandes besonders stehen.

„Sie sagen, Sie seyen aus Deutschland?" — „Ja."

„Sagen Sie mir, haben Sie in Deutschland irgend eine herrschende Kirche?" (an established Church?) — „Nein."

„Haben Sie beides, Protestanten, wie Katholiken?" — „Beides."

„Ueberwiegen die Protestanten oder die Katholiken?"

„Ich denke mir, beide Parteien mögen im ganzen Lande ungefähr gleich stark seyn."

„How many are there on each side?"

„Ich denke mir, vielleicht sechzehn oder siebzehn Millionen!"

„Siebzehn Millionen! Das ist viel! By Jesus! that would be a famous battle, if they were all going to fight with each other!"

„Yes and what a profitable job would if be for me," bemerkte darauf der andere, „if I could provide them all with Shellalahs!"

Es war mir nun ohne weiteres Anfragen klar, daß ich in der Mitte von einem ächten Erinssohne und einem leibhaftigen Yankee saß. Nur eine irländische Phantasie konnte sich so schnell das Gemälde von einer Prügelei zwischen siebzehn Millionen Protestanten und Katholiken „on each side" ausmalen. Und nur ein Yankee konnte mitten in dem kolossalen Gefecht sich auf der Stelle zum Lieferanten der nöthigen Prügelwerkzeuge anempfehlen.

Die Wege, auf denen wir fuhren, waren noch viel primitiver als unsere Wagen, und es gehörte alle Geschicklichkeit eines canadischen, auf schlechte Wege eingeübten Kutschers dazu, um uns doch noch verhältnißmäßig rasch und wohlbehalten durch alle die Löcher und Wassertümpel und über alle die Steinblöcke und Baumstümpfe hinwegzuschaffen. Auch das canadische Pferd hat sich im Lauf der Jahrhunderte treffliche Eigenschaften für solche Wege angeeignet. Es ist ein äußerst geduldiges, ausdauerndes und unermüdliches Thier, und ich wurde, wenn ich diese tapferen, willigen und vielgeplagten Geschöpfe im Moraste oder auf Felsengrund arbeiten sah, vielfach an die hartnäckigen und unverwüstlichen Pferde in Polen und Rußland erinnert.

„In der That," sagte unser Kutscher. „Sie haben ganz Recht. Unser canadisches Pferd ist bewundernswürdig. It is the best horse for hardship and hunger, and easy to feed. They are in this respect next to the mule." — Sie haben in dieser und vielleicht auch in mancher andern Beziehung einige Aehnlichkeit mit ihren Herren, den canadischen Bauern, wie denn überall die Eigenschaften der gezähmten Thiere eine Abspiegelung der individuellen oder nationalen Anlagen ihrer Herren und Erzieher sind.

„Das amerikanische Pferd ist bei weitem nicht so," fuhr unser Rosselenker gegen mich gewandt fort. „Es kann nicht halb so viel aushalten. Es verlangt auch viel bessere Nahrung und Pflege. Es ist nicht ausdauernd. But it is very light on the feet and runs without a heavy load a great distance."

Der Mann ging in das Detail dieser Sache noch näher und mit mehr Kennerschaft ein, als ich hier wiederzugeben vermag. Aber wenn ich ihm zuhörte, glaubte ich zuweilen, er spräche nicht von den vier-, sondern von den zweibeinigen Kindern des neuenglischen und canadischen Bodens.

Die canadischen Pferde sollen in der Hauptsache von dem

normannischen Rosse abstammen. Sie sind in dem ganzen Lorenzogebiete verbreitet und gehen auch weit in den Westen hinauf. Sie werden ihrer guten Eigenschaften wegen auch viel in den südlichen Staaten bis nach Virginien hinab gesucht, und ich traf sie später häufig selbst noch in Pennsylvanien an. Es ist wohl eine der am meisten verbreiteten, bestimmt ausgeprägten und scharf charakterisirten Pferderacen in Amerika. Nur die spanische Race, die von Mexiko aus nach Norden vordrang, übertrifft sie in hohem Grade. Diese spanischen oder mexikanischen Pferde eroberten, indem sie sich reißend vermehrten, bald das ganze weite Prairienland weit nach Norden hinauf. Sie setzten sich in Besitz der großen Weideplätze selbst nordwestwärts vom Lake Superior, noch ehe nur einer ihrer weißen Herrn selbst dahin gelangen konnte. Eine solche außerordentliche Verbreitung und schnelle Verwilderung hat bei dem normannischen oder französisch-canadischen Pferde nicht stattgefunden. Auch ist nirgends ein wilder Indianerstamm durch die Franzosen oder ihr Pferd beritten gemacht. Und die Ursache davon ist wohl ohne Zweifel die oben besprochene Beschaffenheit des Landes und der Flußsysteme, in denen die Franzosen sich verbreiteten, und die zur Fortbewegung das Canoe und Schiff nothwendiger machten als das Pferd. Alle französischen Reisen und Excursionen von Canada weiter waren Bootfahrten, während alle spanischen Ausflüge und Entdeckungszüge ins Innere Reiterexpeditionen waren.

Die Landschaft um uns her bot einen fast eben so primitiven Anblick dar, wie der Weg selbst. Der Boden war zu beiden Seiten mit einer unsäglichen Masse von großen Felsblöcken und Rollsteinen (Bulderstones) bedeckt. Trümmer von Kalkstein, Gneiß, Granit und Thonschiefer sind hier weit und breit neben einander aufgepflanzt, wie dichtgedrängte Leichensteine. Die ganze Landschaft sieht wie ein weiter Kirchhof aus. Derselbe Anblick wiederholt sich in verschiedenen Gegenden des Ottawa, namentlich bei solchen

Portagestellen, wo der Fluß eine Felsenschleuse zu durchbrechen hatte. Auch weit ins Innere von Canada und Labrador sollen solche große Leichenstein- und Trümmerfelder etwas gewöhnliches seyn.

Ich begriff zuweilen kaum, wie es hier noch der Mühe lohnen könne, sich anzusiedeln und anzubauen. Und doch waren alle Steinblockfelder mit großen Balkenzäunen sorgfältig eingehegt. „Ja, mein Herr, eben aus diesen Einhegungen, mitten aus diesen Felsköpfen geht manches fette und besonders schmackhafte Rind hervor. Sehen Sie nur dort jenen Ochsen, seine Lenden, seine Wampe, sein breites Kreuz. Er scheint wahrlich nicht gedarbt zu haben. Diese Steine, die Ihnen ein Dorn im Auge zu seyn scheinen, sind unsern Wiesen besonders wohlthätig. Im Frühling kommt das erste junge zarte Gras an den Rändern der Blöcke hervor. Im heißen Sommer halten die Steine die Feuchtigkeit an sich und nähren eine stets frische Vegetation in ihrer Nachbarschaft, während steinlose Wiesen völlig verdorren. Und jetzt im Spätherbste halten sie auch das Pflanzenleben um sich her viel länger frisch. Vergleichen Sie nur jenen steinlosen Fleck, wo alles längst todt ist, mit dieser Blockwiese, wo noch die Ochsen sich sattsam nähren."

Ich mußte zugeben, daß allerdings in einer Gegend, wo man künstliche Wiesenbewässerung noch nicht kennt, diese Klötze ein natürlicher Nothbehelf seyn könnten. Für die Saaten und den Pflug hat man hier und da die Felder mit Schaufel, Hacke und Pulver gereinigt. Es muß eine Riesenarbeit seyn. Und ich kann mir nun denken, warum die deutschen Auswanderer, wenn sie auf der einen Seite hievon hören, und auf der andern Seite die ebenen, ganz steinlosen, reinen und fetten Aecker von Jova und Minnesota sie locken, gern bei der Mündung des Ottawa vorüberschlüpfen.

Nichts destoweniger aber, glaube ich, beklagen sich die Ottawafarmer mit Recht, daß die deutsche Auswanderung diesem Lande noch so äußerst wenige Aufmerksamkeit gewidmet hat. Es gibt zwar

auch hier in jedem Orte einen oder zwei Deutsche; aber selbst in der großen Stadt Bytown lebt kaum ein halbes Dutzend hierher verschlagene Deutsche. Der große Zug der Auswanderer geht auf dem Lorenzo gerade nach Westen, wo allein ihnen Lohn und Glück zu winken scheinen. Das Ottawaland ist ihnen noch kaum dem Namen nach bekannt. Und doch scheint es dem Fleiß unserer Landsleute ein so weites Feld zu eröffnen, und außer den guten Felsblockweiden und den Aeckern, die sehr gut lohnen, wenn die Steine erst einmal abgelesen sind, noch viele andere ungewöhnliche Vortheile darzubieten.

Schöne flache, marschartige Inseln mit äußerst fruchtbarer Bodenkrume gibt es noch mehrere im Ottawathale. Sie sind oft sehr groß und ähneln in den Hauptzügen ganz der großen Insel von Montreal und der Isle d'Orléans bei Quebec, die ihrer Fruchtbarkeit wegen so berühmt sind. Das Verlangen nach Arbeit und Arbeitern fand ich hier eben so groß, wie irgendwo in Amerika. „500 Arbeiter werden bei einem Kanalbau im oberen Ottawa verlangt, 1¼ Dollar per Tag und Wohnung werden versprochen." „300 Arbeiter zu ähnlichen Bedingungen werden bei einem Brückenbau verlangt." Ankündigungen wie diese kamen mir überall vor, und in Bytown, der Hauptstadt des Ottawalandes, konnte ich in keinen Schneider-, Schuster-, Barbier- oder sonstigen Laden blicken, ohne am Fenster ein Zettelchen zu bemerken, auf dem drei oder vier oder sechs Handwerker verlangt wurden.

Unter den Floßleuten, den Wasserpiloten, den Forstmännern und Holzhackern des Ottawa sind gar keine Deutsche, und doch könnte gerade unser deutsches Vaterland so viele in diesem Hauptgeschäfte der Gegend geübte Individuen stellen. Können unsere Waldleute die Concurenz mit den hiesigen starken und abgehärteten Racen nicht aushalten? Oder sind unsere Schwarzwaldflößer und Holzhacker eine Klasse, die in der Heimath noch selbst genug zu schaffen und zu gewinnen hat?

Das Klima kann es kaum seyn, was die Deutschen vom Ottawa zurückhält. Es ist zwar rauh und kalt, aber dabei doch, wie alle Welt zugibt, sehr gesund, und jedenfalls unvergleichlich heilsamer als in den Thälern des Mississippi und Missouri.

„Ich will Ihnen sagen, was es ist, was unsere Landsleute hier am Ottawa und überhaupt in ganz Canada abschreckt, das ist die Königin Victoria von England.“ So sprach zu mir ein deutscher Colonist, der hier am Ottawa wohnte und sich in äußerst gute Verhältnisse gebracht hatte. „Ich habe, wie Sie, mir oft den Kopf darüber zerbrochen, daß es in ganz Canada selbst nach dem neuesten Census kaum 15,000 Deutsche gibt, da doch in einem einzigen Jahre eben so viele durch unser Land ziehen. Ich habe mit vielen von ihnen, wenn ich zum St. Lawrence hinab kam und sie auf den Dampfschiffen fand, gesprochen, und habe sie aufgefordert, bei uns zu bleiben. Aber sie haben mir fast alle einstimmig die Antwort gegeben: „Nein, wir sind nicht nach Amerika gekommen, um wieder einem gekrönten Haupte unterthan zu werden, da wir eben der Fürsten wegen und um freie republikanische Bürger zu werden, Europa verlassen haben.“ Dieses ihr Vorurtheil gegen das Königthum, das ist die Hauptursache, weßhalb die Deutschen hier schaarenweise durchziehen oder fast durchfliehen. Sie wissen nicht, daß das Königthum bei uns nur ein Name ist, und daß wir in der That so frei, so uns selbst regierend wie die Amerikaner selbst leben, und daß wir vielleicht noch taxenloser sind als sie. Wenn Sie nach Hause kommen, sagen Sie doch unsern Landsleuten, daß sie nirgends in der Welt freier existiren könnten, als am Ottawa. Aber sehr bald werden sie es schon selber einsehen. Es wird nicht lange mehr dauern, so wird der Strom der Auswanderer sich auch zu uns herauf abzweigen und uns viele Deutsche zuführen. Die Sache ist schon vorbereitet und im Gange, und wer dann zuerst kommen wird, der wird zuerst mahlen.“

Diese Ueberzeugung, daß die Auswanderer bald in Schaaren den Ottawa heraufziehen werden, daß das junge Ottawaland bald eine sehr große Rolle spielen müsse, fand ich hier so allgemein verbreitet, wie ehedem in Rußland die Ansicht, daß das heilige Russija nur noch ein Riesenkind in der Wiege sey.

Am meisten werden vermuthlich die Eisenbahnen, die sich hier jetzt verbreiten, dazu beitragen. Die Wege waren hier bisher theilweise noch so holprich und daher kostspielig, wie ich sie oben beschrieben habe. Doch wir sahen schon eine Lokomotive neben uns im Walde und im Labyrinth der Felsblöcke pfeifen und schwirren. Sie machte Probefahrten auf einem eben beendigten Stücke der Ottawabahn, das schon in wenigen Tagen dem Verkehr übergeben werden sollte. Mit der Canoeschlepperei, wie die alten Jesuiten hier sie übten, und mit der Postkutschentortur, wie wir sie hier duldeten, ist es dann an diesem Portage völlig vorbei.

„Wird sich aber ein so kostspieliges Unternehmen, wie eine Eisenbahn, in einem unbevölkerten Lande lohnen?" fragte ich nach der Weise meines Vaterlandes, wo man wenige neue Routen eröffnet, wenn nicht die nöthige Anzahl von Passagieren gleich daneben steht, und wo man die Eisenbahn nicht auf Spekulation baut. „Wir hoffen und erwarten hier von der Eisenbahn, daß sie uns die Bevölkerung und die Passagiere, die einstweilen noch fehlen, bringen soll. Sie sollen schon kommen, wenn wir auch noch nicht wissen woher und wie. Sie werden wie verstecktes Unkraut aus dem Boden wachsen, den die Eisenbahn aufrührt und befruchtet. Die Eisenbahnen bei uns sind Wünschelruthen, sind Füllhörner, mit denen wir den Menschensamen überall hin ausstreuen, und er quillt und strömt uns zu, so wie das Wasser in einem feuchten Lande bald den gegrabenen Kanal füllt."

Da der Glaube an die Zauberkraft der Eisenbahnen hier viel verbreitet ist, so kommen die Leute der Eisenbahn vielfach entgegen

und machen ihren Bau leichter und billiger. Wir hatten unter unsern Reisegefährten einen wohlhabenden Landbesitzer, der mir erzählte, daß viele Farmer auf der ganzen Bahnstrecke sich beeilt hätten, das nöthige Land der Compagnie ohne alle Entschädigung anzubieten. Er selbst habe ihr nicht weniger als einen Strich von zwei Meilen Landes umsonst übergeben. Sein Grundstück werde ihm durch die Bahn zwar in zwei Hälften zerschnitten, aber er habe sich als einzige Remuneration für sein Geschenk ausbedungen, daß ihm die Compagnie zwei Tunnel baue, die von einer Hälfte zur andern unter der Bahn weggingen. Zwei solche bequeme, zu allen Zeiten fahrbare Tunnels wären ihm für die Zukunft reichlich so viel werth, als die Geldentschädigung und dazu eine Bahn ohne Tunnel. Die Leute sind hier so begierig darnach, einen Rail-Road über ihr Land laufen zu haben, wie sie es in einer Wüste darnach seyn müssen, einen Wasserkanal zu sich heranzuleiten.

Man begreift es daher, daß man die Eisenbahnen billiger herstellen kann als bei uns, wo solche coulante Ansichten noch nicht sehr gäng und gäbe sind. Man begreift es auch, daß die Eisenbahncompagnien, von solchen Anerbietungen und von dem aufgeklärten Theile der Farmer gedeckt und ermuthigt, mit den einzelnen eigensinnigen Leuten dann oft sehr kurzen und etwas despotischen Proceß machen. Wir sahen auch davon ein Beispiel an unserem Wege. Die Bahn ging auf einem Punkte gerade über einen Bauplatz hinweg, auf dem ein Farmer eben eine großartige Scheuer zu construiren angefangen hatte, und setzte gerade mitten durch dieses Gebäude hindurch. Man hatte den Farmer aufgefordert, das Haus wegzunehmen. Dieser hatte erst eine vielleicht hohe Entschädigung dafür verlangt. Die etwas ungeduldige Eisenbahncompagnie hatte aber ohne weiteres ihre Leute mit Sägen und Aexten bewaffnet und das ganze Baugerüste weghauen lassen. Die großen Balken, Dachstühle und andere Gebäudetheile hatte man zu beiden Seiten

des Weges dem Farmer aufs Land geworfen, wo er, wenn er Lust hatte, sie wegnehmen oder darüber processiren konnte.

Wie die starken Compagnien zuweilen eigenmächtig, so sind die Individuen hier mitunter heftig, rachlustig und dabei auf unbegreifliche Weise rücksichtslos. Davon las man z. B. kürzlich in einem Journal einen merkwürdigen Fall. Ein Farmer, der auch mit einer Eisenbahn wegen nicht erhaltener Entschädigung zerfallen war, that alles Mögliche, um die Eisenbahn, so weit sie über sein unbezahltes Land ging, zu behindern. Da ihm dieß nicht gleich gelingen wollte, so kam er endlich auf eine ganz höllische Idee. Er baute über Nacht eine Hütte oder Gerüst quer über die Schienen und stellte ein Faß mit Pulver hinein, sich selbst mit einer Lunte daneben. Als am Morgen der Eisenbahnzug ankam, entdeckte der Zugführer noch bei guter Weile das Gerüste, hielt rechtzeitig an und fing mit dem Mann zu parlamentiren an. Dieser erklärte, hier sey die Grenze seines Grundes und Bodens und er habe das Recht, jedem den Uebergang zu verbieten. Wenn der Bahnzug sich zu nähern wage, so würde er sich selbst mit dem ganzen Zuge in die Luft sprengen. Man mußte lange verziehen und List anwenden, um sich dieses bösen Tollkopfs zu bemächtigen. Während man ihn vorne durch weitere Unterhandlungen beschäftigte, schlichen sich einige von hinten in sein Haus, bemächtigten sich des Pulvers und entwaffneten ihn.

Carillon, am Anfange unseres zwölf Meilen breiten Isthmus, war das letzte französische Dorf. Von nun an waren alle Ansiedlungen brittisch, d. h. aus Irländern, Schotten ꝛc. gemischt. Diese neuen gemischten brittischen Dörfer gewähren bei weitem nicht einen so ansprechenden und geregelten Anblick, als die alten französischen Ortschaften. Das erste war Grenville, der andere Pol unserer Portage; lauter hölzerne Loghäuser zwischen Felsen und Baumstumpfen. Man möchte fast glauben, der Ort habe so viele Kirchen und Kirchenparteien als Familien. Da war eine kleine

presbyterianische Kirche mit zwei Fenstern, aus Stein gebaut, eine englische High-Church-Kirche, mit drei Fensterchen, eine Methodisten-kapelle, aus großen Holzbalken aufgerichtet und nicht größer als eine Waldhütte; auch eine katholische Kirche mit einem Kreuze aus zwei über einander genagelten Latten auf dem Dache, vermuthlich noch ganz nach dem Modell der ersten Kapellen, welche die Jesuiten hier im Lande zu Ehren Christi stifteten.

Bei Grenville, wo sich nach und nach alle unsere vierspännigen Wagen wieder zusammenfanden, ließen wir uns wie Schwäne in ein neues schönes ruhiges Stück Ottawafluß hinab. Der Fluß hatte hier wieder das Ansehen eines großen mächtigen Stromes, oder vielmehr eines fließenden Sees, ein Ansehen, das er bei den Zwischenplätzen völlig verliert. Wir blickten über einen langen breiten Kanal, zu beiden Seiten mit bewaldeten Bergen besetzt, dahin.

Dieser gerade gestreckten und regelmäßigen Kanalstücke oder Einschnitte hat der sonst gewöhnlich so gekrümmte und unregelmäßige Ottawa ausnahmsweise mehrere. Das merkwürdigste befindet sich in seinem mittleren Laufe oberhalb Bytown. Es hat bei den Canadiern einen besondern Namen, den ich leider vergessen habe. Es ist ein Flußabschnitt, wo die Strömungen gerade wie eine Kanonenkugel die Felsen durchschnitten zu haben scheinen. Es ist ein 30 bis 40 Meilen langer breiter Kanal, zu dessen beiden Seiten zwei gleich hohe und geradlinigte Felsenmauern aufgeführt sind. Mit einem Perspektiv kann man von einem Ende zum andern gerade hindurchsehen. Und dabei ist das Wasser durchweg gleich tief, und fließt durchweg äußerst ruhig. Alles Kanalgraben wäre überflüssig, wenn die Natur die Ströme in größerem Maßstabe so gebildet hätte, wie an jener Stelle den Ottawa.

Etwas ähnlich, sage ich, war der Einschnitt hier bei Grenville, und unser Steamer schoß recht munter auf dem glatten, blanken, braunen Spiegel des breiten Stromes dahin. Die Berge zur

Seite waren hier größer und höher als weiter unten, auch waren ihre Gelände nicht ganz unbewohnt. Als es Nacht wurde, schimmerten hie und da Lichterchen aus den Waldungen hervor und zeigten uns schwache Umrisse von Fenstern und Häusern. War Carillon das letzte französische Dorf, so erreichten wir hier nun die letzte französische Seigneurie, die sogenannte „Seigneurie de la petite nation.“ Es wohnt in Zurückgezogenheit auf dieser letzten Seigneurie ein Canadier, der in anderer Hinsicht nicht einer der letzten seines Landes ist, in der Revolution von 1837 vielmehr der erste war, Hr. Papineau nämlich, den man den Mirabeau von Canada genannt hat. Ich sah die Habitation dieses interessanten Mannes, der einst von seinen Landsleuten so allgemein bewundert wurde und noch jetzt geschätzt wird, nur von weitem. Die Umstände erlaubten uns leider keinen Besuch.

Sägemühlen oder großartige Brett- und Balkenschneideetablissements, kleine Häfen oder Baien, mit Flößen angefüllt, äußerst rohe aus colossalen Baumstämmen gebaute und mit Felsklötzen beschwerte Peers oder Landungsbrücken, dieß waren die Scenen, die sich hier wie auf dem früheren Flußstück wiederholten. Die Peers oder Kais ragten oft mitten aus dem Wald in den Fluß hervor, ohne daß auch nur ein Weg oder eine Wohnung dabei zu entdecken gewesen wäre. Doch mußte es wohl dergleichen weiter im Innern geben; denn kleine einspännige Wagen waren unter den Bäumen angebunden, um die Waaren aufzunehmen, die Salzsäcke, die Kisten mit Baumwollenwaaren, die Haufen von Schaufeln, Aexten, Hacken, die wir in aller Geschwindigkeit auf den Peers niederlegten und aufhäuften. Wohin das alles gehen und wer es benutzen sollte, das blieb uns, wie gesagt, durch den Wald verborgen. Aber es war offenbar, daß auch hier, wo ich mich so oft an der Grenze der Menschencultur glaubte, schon überall das alte deutsche Sprüchwort: „Hinter dem Berge wohnen auch noch Leute,“ Geltung hat.

Lebendige Geschöpfe brachten wir zu meiner Verwunderung sehr wenige den Fluß hinauf. Ein einziges großes langvließiges Schaf war im Grunde genommen alles, was wir dieser Art an Bord hatten. Aber dieß gute Thier hatte dafür auch desto mehr Lobsprüche und Kritiken auszustehen. Es war vorne auf unserem Schiffe angebunden und bildete während unserer ganzen Ottawa-Reise das Centrum für die Passagiere, die sich rauchend und schwatzend um das arme Thier versammelten und, da sonst auf dem Schiffe nicht viel zu thun war, seine Wolle, seine Zähne, seine Musculatur und Fettentwicklung, seinen ganzen Bau in allen seinen Theilen untersuchten und besprachen. Alle zehn Minuten waren ein paar Herren da, die ihre Cigarre beendigt hatten und nicht wußten, was sie anfangen sollten. Dann setzten sie sich um das arme blöckende Schaf herum, das nach allen Betastungen schon ganz außer Athem zu seyn schien, und fuhren ihm in die Wolle, ins Fett und Fleisch. Wenn je ein Schaf gründlich beurtheilt wurde, so muß es dieses gewesen seyn. Ich war aber recht froh, als ich es endlich am Abend plötzlich von einem der hohen Peers herabblöcken hörte, und daraus entnahm, daß es am Ort seiner Bestimmung angelangt sey.

Endlich, freilich erst gegen Mitternacht, wurde auch uns selber dieß Glück zu Theil. Wir landeten bei einem hohen Ufer, wo die Schifffahrt wieder zu Ende ist, und befanden uns nach noch mancherlei Troublen und nach einem halbstündigen mitternächtlichen Wettrennen über Sumpf- und Bretterwege mitten in der Stadt Bytown, in einem der menschenwimmelnden Hotels, an denen selbst die jüngste Stadt Canada's keinen Mangel hat.

XXI. Bytown.

Es ist kaum 24 Jahre her, daß der erste Baum an der Stelle, wo jetzt Bytown steht, gefällt wurde. Als Stadt existirt der Ort erst seit wenigen Jahren. Und doch hat er schon einen so weitläuftigen Umfang wie Boston, innerhalb desselben zwar nur erst 10,000 Einwohner, aber dabei schon so großartige Prätensionen wie Quebec oder Montreal. Bytown hat jetzt zwar nur noch den Titel einer „Town" (oppidum). Sobald aber die Anzahl der 10,000 Einwohner überschritten seyn wird — und dieß ist vielleicht jetzt schon der Fall — erhält sie das Recht, beim Parlamente darauf anzutragen, zu einer City (civitas) erklärt zu werden. Dadurch wird sie als Corporation mehr Unabhängigkeit und Selbstständigkeit erlangen. Damit soll dann zugleich auch eine Aenderung des Namens vorgeschlagen werden. Der jetzige rührt von einem englischen Obersten By her, und bedeutet so viel als „die Stadt By's," klingt aber in anderer Hinsicht nicht sehr ansprechend, und schmeichelt durch die Ideenassociation, die er erregt, der Eitelkeit der Bürger nicht sehr. Den, der den historischen Ursprung des Namens nicht kennt, erinnert er an die buchstäbliche Bedeutung des Worts: „Beistadt," „Nebenort," „out of the way place." Und dieß letztere wollen die Bytowner eben gar nicht seyn. Man hat bereits, wie ich höre, ein halbes Dutzend anderer Namen vorgeschlagen, darunter auch den von „Ottawa-City," der wohllautend und für die Lage der Stadt bezeichnend ist. Bytown ist die „Metropole des jungen Ottawalandes." Auch andere canadische Städte haben, indem sie aus dem Stadium einer Town in das einer City eintraten, ihren Namen geändert, z. B. Toronto, das vorher York hieß.

Die erste Veranlassung zur Entstehung der Stadt war diese. Beide Ufer des St. Lawrence sind bis etwas oberhalb der Mündung

des Ottawa hinauf canadisch oder brittisch. Von da an aufwärts ist aber nur die eine Seite brittisch, die andere amerikanisch. Da ohnedem dieses Flußstück wegen der vielen Katarakte schwer zu beschiffen war, so wünschte das englische Gouvernement eine andere mehr binnenländische Wasserverbindung zwischen Ost- und Westcanada, auf der es bequemer und von den Amerikanern weniger beobachtet und gestört, seine militärischen Transporte fördern und andere Operationen vornehmen könne. Man ging daher den Ottawa bis zur Einmündung des Flusses Rideau bei dem jetzigen Bytown hinauf. Dieser kleine Fluß steht mit einer Reihe von Seen in Verbindung, und die ganze so sich darbietende Communikationslinie zielt in ziemlich gerader Richtung auf die wichtige Stadt und Festung Kingston am Ontariosee. Man beschloß diese Linie zu kanalisiren und sie durchweg vom Ottawa bis Kingston schiffbar zu machen. Man konnte dann die Militäreffekten und Soldaten auf einer völlig beherrschten Operationslinie weit sicherer und bequemer, als auf dem St. Lawrence längs der Grenze, transportiren. Der Ingenieur Oberst By wurde mit dieser Arbeit beauftragt, und so entstand die Wassercommunikation, die man den Rideaukanal nennt. Ebenso entstand daraus alsbald mitten im Walde bei der Mündung des Rideauflusses in den Ottawa, wo die Hauptschleusen zu machen waren, und wo man auf dem Ottawa die Hauptzufuhren empfing, eine kleine Ansiedlung von Arbeitern, Schiffern, Ingenieuren, und wie man in Canada nirgends einen Funken ausstreuen kann, ohne daß ein Waldbrand daraus entsteht, so erwuchs äußerst rasch aus diesem Hüttendorf die oft genannte Stadt, die sich nun mit zahlreichen Häusern, Magazinen, Kirchen, Volksschulen, Collegien und andern Gebäuden von verschiedener Größe und Geschmack über einen weiten Raum ausbreitet.

Der Mann, der dieser Stadt seinen Namen gab, lebt noch in the old County (in England). Der Zimmermann, der hier

den ersten Baum umhackte, lebt auch noch, und der Steinbrecher, der hier den ersten Quaderstein von seinen uralten Basamenten losbrach und abhob, lebt auch noch, und beider Leute Glück ist gewachsen im Parallelismus mit dem ihrer Stadt selbst. Sie sind reiche Besitzer, „Honourables,“ „Senators“ oder dergleichen. Ihre Stadt trägt aber noch überall die Spuren ihres Ursprungs aus dem Walde, und bietet einen höchst merkwürdigen Anblick dar.

Die Straßen zu pflastern hat man noch nicht Zeit gefunden und sie liegen bei schlechtem Wetter im Argen. Neben den Häusern laufen, wie überall in den jungen Städten Canada's, sogenannte Plank-roads hin, d. h. Trottoirs aus Brettern und Balken. Gärten anzulegen, Blumen und Obstbäume zu pflanzen, hat man noch weniger Muße gehabt. Die alten rohen Rollsteine und Felsblöcke liegen noch überall in Fülle zwischen den Häusergruppen. Auch wachsen überall aus den Wurzeln die Tannen und andere Forstbäume wieder hervor. Hie und da stehen noch mitten zwischen den Kirchen und eleganten Collegien alte Trümmer des Urwaldes, hochgewipfelte Fichten und Föhren, in deren Unterholz sich auch noch jetzt wohl mitunter ein Bär verirrt. Viele von diesen mit bemoosten Felsen, Wurzelwerk und Baumstümpfen bedeckten Stadtplätze sind eingezäunt, um einem Stücke Vieh hie und da als Hürde zu dienen. Es werden aber wohl nach und nach Gärten daraus werden. Die ungebrochene Masse der Urwaldung dräut noch rings umher aus der Nachbarschaft in die Straßen der Stadt hinein, und wenn man einen hohen Platz ersteigt, so sieht man meilenweit nichts als ein Meer von Urforst, und die Stadt scheint mitten darin zu liegen, wie das Nest eines Birkhuhns.

Die großartigen Prätensionen Bytowns, auf die ich oben anspielte, zielen auf nichts mehr oder weniger, als darauf, daß die Stadt der Hauptort von ganz Canada, der Sitz des Gouvernements, Parlaments und Generalgouverneurs werde. Für diese Ehre gibt

es jetzt nicht weniger als vier concurrirende Städte. Zuerst Quebec an der Mündung des St. Lorenzo, wo jetzt das politische Lebenscentrum dieses großen Reiches sich befindet. Dem Buchstaben des Gesetzes nach soll das östliche Quebec diese Ehre mit dem westlichen Toronto theilen, und beide Städte, als Vororte so zu sagen, alle vier Jahre abwechseln. Aber einen solchen Wechsel findet man begreiflich sehr unbequem, und die Quebeker denken daher, daß die Regierung da, wo sie ist, bleiben und auch nie von da verlegt werden sollte. Sie haben auch keinen Zweifel, daß sie dieß durchsetzen werden.

Montreal, die volkreichste und größte Stadt des Landes und dabei die reichste im Centrum des Verkehrs, und die — so zu sagen — metropolenartigste, war auch schon eine Zeit lang der Sitz des Gouvernements. Bei einem Volksaufruhr wurden aber die dortigen Regierungs- und Parlamentshäuser verbrannt und die Autoritäten verließen den Ort. Montreal hofft aber ganz bestimmt, daß sie zurückkehren werden, und daß der Stadt der Rang und die Würde, die ihr von Natur gebühren, auch werde bestätigt werden.

Toronto, die Hauptstadt des ganz brittischen Westens, die auf Niedercanada, auf ein sehr alterthümliches, wenig progressives und halbfranzösisches Land hinsieht, will das Parlament und die Regierungsorgane aus dem Einfluß der französischen Atmosphäre Quebecs ganz und völlig hinaus haben und besteht darauf, daß die Regierung in seine Mitte, d. h. in das Centrum des zukunftsvollen Westens, der überall voranschreitet, verlegt werde. Und daß dieß geschehen werde, daran zweifelt man auch in Toronto so wenig, daß schon die Plätze für die zu errichtenden Regierungsgebäude bezeichnet wurden.

Endlich tritt auch Bytown, das junge, kaum zwanzig Jahre alte Bytown auf und wirft sein Schwert in die Wagschale und prätendirt, die Palme und die Metropoleneigenschaft gebühren ihm. Dieß kam mir anfangs sehr sonderbar vor; allein bei näherer

Erwägung erschien mir doch die Forderung nicht so aus der Luft gegriffen. Erstlich haben die Bytowner ausgerechnet, daß in geographischer Hinsicht ihre Stadt die centralste Lage in ganz Canada habe. Der canadische Meilenzeiger lehrt, daß Bytown allen übrigen wichtigen Hauptplätzen des Landes im Durchschnitt näher ist, als Quebec und Toronto und selbst auch als Montreal. Telegraphenlinien, Kanäle, Eisenbahnen sind schon so viele hergestellt oder der Vollendung nahe, daß Bytown auch schon als mit dem ganzen canadischen Verkehrsnetze innig verwebt betrachtet werden kann.

Die an Kultur und Luxus gewöhnten Persönlichkeiten, die ein Regierungscentrum versammelt, würden zwar in Bytown anjetzt noch wenige Genüsse der Civilisation, keine Theater, Concerte, Gesellschaftssäle 2c. finden; aber was schafft man in Amerika nicht alles rasch herbei? Und dagegen finden sie auch nicht jene ungezügelte Volksmasse und jenen Parteizwiespalt unter den Bürgern wie in Quebec und Montreal, und man hätte keinen Mob zu fürchten, der die Parlamentshäuser in Brand steckte. Es ist daher ja auch schon in den Vereinigten Staaten eine alte weise Sitte, die Regierungscentren aus den großen volkreichen Städten nach kleineren und abseits gelegenen Orten zu versetzen, wo man ungestört für das Wohl des Landes arbeiten kann. Bytown stände in dieser Beziehung zu Montreal in einem Verhältniß wie Albany zu Newyork.

Endlich könnte Bytown auch, wenigstens Toronto und Montreal gegenüber, den Umstand geltend machen, daß es wider einen äußeren Feind mehr Sicherheit darbietet. Montreal ist der Grenze näher, wie auch Toronto, und kann wie dieses nicht militärisch befestigt werden. Sie sind einem Handstreiche ausgesetzt. Bytown liegt mehr im Innern und hat eine ganz vortheilhafte Naturvorrichtung für eine Akropolis und Citadelle. Militärische Intentionen, die Grenze zu vermeiden, waren ja auch, wie ich oben sagte, von vornherein die Veranlassung zur Anlegung des Ortes.

Endlich hilft vielleicht auch die Rivalität zwischen den drei großen Städten Canada's den Bürgern der künftigen „Ottawa-City" zur Erfüllung ihrer Wünsche. Man sagt, daß wirklich Bytown jetzt die meiste Aussicht haben soll, und es mag hier dann vielleicht am Ende so gehen, wie bei den Präsidentenwahlen in den Vereinigten Staaten, wo in Folge der Eifersucht der Mächtigen nicht die Webster, Scott und Clay, sondern die Fenimore und andere kleinere Talente auf den Stuhl erhoben wurden.

Die Wasserfälle des Ottawa.

Das bedeutsamste Naturverhältniß in der Nähe von Bytown sind die berühmten Kataraken des Ottawa, von den Jesuiten, ihren Entdeckern, „la Chaudière" (die Kesselfälle) genannt. Sie sind es vorzugsweise auch, welche die Stadt an diesen Fleck gefesselt und so manche Ein- und Vorrichtung hier theils nöthig, theils möglich gemacht haben.

Es ist hier eine der vornehmsten Gliederungen oder Knoten des Ottawaflusses, eine seiner plötzlichsten Depressionen oder Absätze, eine Vertiefung, ein Kessel, wenn man will. Drei Flüsse springen von mehr oder weniger hohen Felsenbänken in diesen Kessel hinein. Zuerst der Ottawa in dem langgestreckten Wasserfalle Chaudière, dann der Fluß Rideau in dem höheren und schleierartigen Wasserfalle, der wie ein Vorhang (rideau) von den Felsen herabhängt, und auch dem Flusse selbst den Namen gab, und endlich aus Norden der Gatineau, der ebenfalls seine Kataraken und Saltomortales bildet.

Die ganze große Wassermasse des Ottawa stürzt sich über ein Felsenriff von etwa zwanzig Fuß Höhe auf einer Linie, die wohl eine halbe Meile lang ist, hinab. Die Scenerie läßt sich in mancher Hinsicht mit der von Niagara vergleichen. Die Höhe ist zwar hier

unendlich viel geringer, aber die Wassermasse ist — wenigstens zu Zeiten — ganz gleich. Man hat berechnet, daß im Niagarafalle in jeder Minute 500,000 Tons Flüssigkeit herabschießen. Diese Menge bleibt sich dort das ganze Jahr hindurch beinahe gleich, weil die oberen Seen, denen sie entfließt, ihren Stand wenig oder gar nicht verändern. Der Ottawa dagegen ist sehr variabel, hat im Frühling hohes, im Herbste niedriges Wasser. Man hat berechnet, daß er im Zustande seiner ganzen Fülle genau so viel Wasser wie der Niagara, nämlich 500,000 Tons in der Minute, liefert.

Die Katarakten liegen hart oberhalb der Stadt oder fast noch innerhalb derselben. Eine schöne und großartige Kettenbrücke führt im Angesichte der schäumenden Fälle von Ufer zu Ufer hinüber, und von dieser Brücke aus übersieht man die ganze Scene am besten. Das Felsenriff bildet eine vielfach gekrümmte Linie. Zahllose Vorsprünge und Nischen sind in der Linie eingeschnitten und eine Menge abgebrochener flacher Tafelfelsen ragen auf dieser Linie hervor. So niedrig wie das Wasser eben jetzt war, kann man es eigentlich nicht einen Wasserfall nennen. Es sind hundert neben einander arbeitende Katarakten in separirten Nischen. Hiedurch gewinnt die Chaudière in hohem Grade an origineller Mannigfaltigkeit. Manche Abtheilungen des Wasserfalls bilden ganz besondere Scenen für sich. Es ist wie ein Drama in fünf Akten. Auch sind die Schicksale der verschiedenen Wasserarme sehr verschieden. Einige werden künstlich abgeleitet und zur Betreibung von Sägemühlen und andern Etablissements benutzt. Ein Arm stürzt sich in einen ganz separirten Felsenkessel hinab, wirbelt eine Zeit lang darin herum und verschwindet dann im Boden. Man hat noch nicht ausfindig machen können, wie und wo er sich durchgebohrt hat, und wo er wieder ans Tageslicht kommt.

Wie bei dem Hufeisenkatarakt des Niagara, so ist jedoch auch hier eine Stelle, wo die flüssigen Massen besonders tief eingeschnitten

haben, wo die Felsenwände sich am weitesten zurückziehen und die größere Hälfte des ganzen Flusses in einem einzigen Punkte zusammenstürzt. Leider ist diese Hauptscene zugleich auch die unzugänglichste, wie bei so vielen Dingen der wahre Kern der Sache. Hier ist eigentlich der Fleck, der in der That wie ein Kessel (chaudière) aussieht, und von dem das Ganze wohl den Namen erhielt. Von allen Seiten stürzen hier die braunen Fluthen, wie aus hundert Urnen gegossen, in ein und dasselbe Loch zusammen. Ihre dunkelbraunen und doch dabei klaren und transparenten Ergüsse stehen mitten im weißen Schaum wie dunkle Säulenstümpfe im Schneegestöber da. Mitten darin, gerade im Centrum, ragt eine ganz schwarze Felsentafel hervor, und diese Partie allein würde dem Landschafter ein höchst malerisches Bild geben, wenn es, wie gesagt, nicht so schwer wäre, den geeigneten und hinreichend nahen Standpunkt dafür zu gewinnen. Oben an dem eigentlichen Anfange des Falls stecken in den Felsen verkeilt die halb verfaulten Trümmer eines großen Holzfloßes, der hier scheiterte und den man nicht wieder herauszuziehen vermochte.

Wenn man die Hängebrücke verläßt und auf beiden Seiten längs der bebuschten Ufer des Flusses hinaufgeht, gewinnt man wieder überraschende Ansichten von einzelnen Partien des ganzen Schauspiels.

Was für ein großer Ahnherr einer zukünftig reichen Familie hätte einer der alten canadischen Seigneurs werden können, wenn er sich bei Zeiten dieser malerischen und zugleich kraftvollen Katarakten bemächtigt hätte! Er könnte nun Mühlen-, Räder- und Maschinengewaltgerechtsame zu beliebigen Preisen austheilen. Aber diese alten Seigneurs, die, wie ich oben zeigte, bei la petite nation Halt machten, träumten noch von keinem Bytown und keiner Ottawa-Metropole. Die ingeniösen Vorrichtungen zur Ableitung und Benützung mancher Wasserstrahlen in den regsamen Maschinenwerken,

die jetzt in der Nähe des Wasserfalls haufenweise aufgeschossen sind, tragen nicht wenig dazu bei, das Interesse der ganzen Gegend zu erhöhen.

Ehedem wurden die großen Holzmassen, welche den Ottawa herabkamen, in ihrem rohen Zustande bis Quebec, dem Stapelplatze des ganzen canadischen Holzhandels, weiter geschafft, und dort wurden sie erst zu Brettern verschnitten und auch sonst für die Verschiffung nach Europa zubereitet. Seit dem Aufblühen von Bytown hat man angefangen, das gleich hier an Ort und Stelle zu thun, die Bäume auf Säge- und Hobelmühlen gleich in alle gewünschte Gestalten zu bringen und auf diese Weise am Transporte zu sparen.

Amerikanische Einwanderer aus Neuengland haben hiezu den Impuls gegeben, wie man denn diese merkwürdigen Neuengländer auch in Canada überall da, wo etwas Neues anzufangen ist, an der Spitze und in der ersten Reihe findet. Fast wie die Schwäne oder Schwalben dem Frühlinge, so ziehen sie der vorschreitenden Fluth der Kultur und Colonisation voraus. Und wenn man sie in Montreal, Quebec und andern alten Städten vermißt, so findet man sie gewiß an solchen eben ins Leben gerufenen Orten, wie Bytown. Amerikaner, die wahren Ausspürer Amerika's, haben hier kürzlich Eisen entdeckt und Minen angelegt. Auch gehörte das interessanteste Sägmühle- oder vielmehr das großartigste Holzgestaltungsetablissement einem Amerikaner.

Es gewährt ein wahres Vergnügen, ein solches nettes Etablissement zu besuchen. Die Amerikaner sind überall in ihren Einrichtungen nicht nur für Zweckmäßigkeit und Ordnung, sondern auch für Freundlichkeit und Eleganz. Sie haben selbst in eine Sägemühle Schmuck und Luxus hineinzubringen gewußt. Ihre Maschinen sogar sind zierlich und gefällig. Alles, was daran schneiden und arbeiten soll — die Meißel, die Hobel, die Sägen — glänzt wie Stahl. An den andern Partien ist die dunkle Farbe des Eisens durch einen

freundlichen Anstrich von Blau oder Roth verdeckt. Die Räume sind durchweg bequem und Luft, Licht und Wasser sind überall reichlich vertheilt.

Am meisten verwunderte mich aber das Wohnhaus, das der amerikanische Besitzer dieser Mühle für seine Arbeiter gebaut hatte. Es war ein äußerst appetitliches Boardinghouse von sehr zierlicher Architektur. Im Innern herrschte eine so auffallende Reinlichkeit, wie auf dem Quarterdeck eines englischen Kriegsschiffs. Die Arbeiter hatten ihren gemeinsamen Speise- und Frühstücksaal, wie in den Hotels von Newyork oder Boston, und in ihren Schlafzimmern schien ein gestrenger Hauptmann Vorschriften für die Anordnung ihrer Wäsche und anderer Besitzlichkeiten gegeben zu haben. Ich gestehe, ich pries bei mir das Land, wo Holzhacker und Sägemüllergehülfen sich einen so hohen Grad anständigen Comforts verschaffen können.

Vielleicht hatten die Amerikaner sich hier besonders zusammengenommen, um den Britten einmal zu zeigen, wie man ein solches Etablissement eigentlich einrichten müsse.

Ich fand hier bei Bytown auch endlich das Original eines interessanten Gemäldes wieder, das ich einmal, ich weiß nicht mehr wo, gesehen hatte, nämlich die merkwürdige Kunst- und Naturscene des Schleusenbaus des Rideaukanals. Ich sagte schon oben, daß der Rideaufluß selbst von einem sehr hohen Felsenplateau zum Ottawa herabsetzt. Es wird daher bei dem Kanal eine ganze Kette von Kastenschleusen, die über einander aufgestuft sind, nöthig. Sie bilden zusammen eine Wassertreppe, auf der die Schiffe von Stufe zu Stufe sich hinaufschwingen, und die in hohem Grade den berühmten Schleusenwerken des Trolhättakanals in Schweden gleicht. Es ist eine Scene, die wohl ein besseres Bild verdient hätte, als das war, welches meiner Erinnerung vorschwebte.

Ueberhaupt wenn ein deutscher Landschaftsmaler einmal seine

Excursionen bis hieher ausdehnen wollte, er könnte sich und die Welt mit mancher hübschen Arbeit erfreuen.

XXII. Die Lumbermen.

Am Tage hatte mich ein werther Bewohner von Bytown gastfreundlich umhergeführt und am Abend überlieferte er mich einem andern nicht minder gefälligen Freunde. Ich verbrachte den Abend bei einem Herrn, der als „Crown-timber-agent“ (Krons-Holz-Agent) nicht weniger als circa 60,000 Quadratmeilen Waldland, das ganze baum- und forstreiche Ottawaland unter seiner Inspektion hatte. Er hatte eine große Karte dieses ganzen Landstrichs, seiner Flüsse und Wälder in seinem Office hängen, und die irischen und schottischen „Lumbermen,“ die Lust hatten, ein Stück Wald zu übernehmen, kamen zu ihm und ließen sich auf der Karte die Waldabschnitte, für die sie licensirt seyn wollten, bei diesem oder jenem Creek, zwischen diesem oder jenem See anweisen und abstecken und zahlten dafür ihre Antrittstaxe.

Man hat jetzt die Wälder am Ottawa bis 150 Meilen weit aufwärts von Bytown schon stark in Angriff genommen. Weiter oberhalb sind dann weitere dichte große Waldmassen, die noch kaum von der Axt berührt sind. Da gibt es noch Arbeit und Ausbeute für mindestens vier Jahrhunderte, selbst wenn man auch gar nicht in Anschlag bringt, was unterdessen in den niedergehauenen Distrikten wieder aufwachsen könnte. Man hat dieß einigermaßen genau berechnet. Unterhalb Bytown in der Nachbarschaft der Flüsse ist so ziemlich schon aller Urwald ausgehauen, und es ragen nur hie und da noch einige Urweltriesen aus dem wiederaufgeschossenen Gebüsch und Laubholz als Trümmer hervor. Aber selbst in diesen untern

Gegenden, die im Ganzen als ausgenutzt betrachtet werden, macht man wieder neue Entdeckungen oder macht alte Schätze zugänglicher. Jeder neue Kanal oder Weg, jede Schiffbarmachung eines Nebenflusses, den man bisher nicht zu befahren wagte, führt zu Holzschätzen, die man bisher zur Seite ließ, weil man sie nicht in Bewegung setzen konnte. Es geht hier in den Ottawawäldern wie in den Bergwerken zu, wo man auch alte verlassene Metalladern von Neuem angreift oder in Stocken gerathene Stollen wieder aufnimmt, erweitert und tiefer ins Innere des Berges führt.

Die Lumbermen (die Holzleute) spüren in allen Nebenthälern und Beiflüssen des Ottawa umher und forschen aus, ob sie nicht unberührte Hochwaldpartien entdecken oder Wege zu ihnen ausfindig machen können. Da alle Wälder natürlich nicht dem Finder überlassen, sondern als Gemeingut der ganzen Provinz Canada betrachtet werden, so müssen sie dann vor allen Dingen vor dem Beginne der Arbeit sich eine „license“ verschaffen. Diese erlangen sie gegen die Entrichtung einer gewissen jährlichen Rente (ground-rent) für den Acker. Sie fangen dann an umzuhauen, was ihnen beliebt, und zahlen dann noch, wenn sie das Holz zu Markte bringen, an das Provinzialgouvernement einen halben Penny für jeden Kubikfuß Holz nach. Sie müssen aber von jedem Acker Wald jährlich eine gewisse Quantität Holz zu Markte bringen und verzollen. Leisten sie dieß Minimum nicht, so wird ihre Grundrente zur Strafe verdoppelt oder die ganze Licenſe ihnen entzogen. Durch dieses System hat man eine Sicherung aller Interessen zu bewirken gesucht. Die Grundrente ist eine Art Arrhes oder Antrittsgeld zur Consolidirung des Contrakts. Der halbe Penny auf jeden Kubikfuß Holz bewirkt, daß jeder verhältnißmäßig, je nachdem er auf seinem Strich eine gute oder schlechte Ernte findet, gerecht tarirt ist. Und die Pön ist nöthig, weil es sonst geschehen könnte, daß ein reicher Kapitalist ganze große Striche nähme und sie, wenn es ihm gutdünkte,

unausgebeutet liegen ließe, die Preise des Holzes dadurch drückte und die Regierung dabei um ihre Einkünfte käme.

Wenn man von Lumbermen spricht, so bezeichnet man damit nicht etwa bloß die Arbeiter im Walde; auch die Kapitalisten und Spekulanten, die Besitzer der Sägemühlen und die großen Holzhändler in Bytown werden darunter begriffen. Zum Beispiel auch die Gilmors von Glasgow, die ihre 200 eigenen Schiffe auf See haben, die am ganzen Lorenzo und Ottawa hinauf, auch hier in und bei Bytown zahlreiche Holzhandeletablissements besitzen, sind eine Familie von Lumbermen.

Kapitalisten wie diese beschäftigen nun auf ihre Kosten eine Menge von Arbeitern, die sie die Flüsse hinauf in die Wälder schicken und dort Winter und Sommer hausen lassen. Diese Holzarbeiter werden im Allgemeinen mit einem alten französischen Namen: „Gens de Chantier,“ bezeichnet. Chantier heißt im Französischen der Platz, auf dem die Zimmerleute arbeiten. Auch die kleinen Blockhäuser, die sie sich zum Wohnen mitten im Walde zurichten, heißen Chantiers. Die Engländer haben dieß Wort adoptirt und daraus „Shanty“ gemacht. Sie übersetzen das französische Gens de Chantier mit „the Shantymen.“ Das Wort ist auch nach den Vereinigten Staaten ausgewandert, wo auch jede provisorische Arbeiterwohnung oder ärmliche Hütte ein Shanty genannt wird, z. B. die Shanty's der Squatters. Doch sagt man zuweilen statt Shantymen auch wohl „the Axemen,“ die Axtleute.

Wenn ein Waldstück zur Entholzung ausgewählt ist, wird eine Partie von zehn oder zwanzig Shantymen hinaufgesandt. Sie schaffen sich irgendwo im Walde, wo Wasser und andere Vortheile in der Nähe zu haben sind, einen freien Platz und richten sich ihren Chantier ein, d. h. ein kleines Blockhaus; in den Ländern der Hudsonsbai würde man sagen ein Fort. Es ist ohne Fenster und ziemlich nach Art der Esquimaurhütten eingerichtet. In der

Mitte lodert das stets wohl unterhaltene Feuer, und der Rauch entflieht durch ein Loch im Dache. Rundherum sind die Schlafstellen der Arbeiter, wie die Kajüten in einem Schiff. In Nebenhütten werden ihre Vorräthe bewahrt und dazu die Bäume und Balken aufgestapelt. Im Winter schleppt man letztere über den Schnee herbei und läßt sie alsdann im Frühling vom Shanty aus mit dem Wasser weiter gehen.

Da die Axtleute oft aus sehr verschiedenen Ländern sind, und da sie zuweilen ihre Hütten weit hinauf im Dickicht haben, hunderte von Meilen entfernt von aller Civilisation und Polizei, so dachte ich mir, diese Shanty's möchten nicht selten die Schauplätze von Unordnungen und Ausschweifungen seyn. Allein überall lobte man mir die Ordnung und Nüchternheit, die unter diesen Waldleuten herrscht. Von Räubereien und ähnlichen Excessen hat man nie gehört, und man ist mitten unter den Axtmännern an den Grenzen Labradors und der Hudsonsbai sicherer, als in den Straßen von Newyork. Es ist dieß zum Theil wohl die Folge einer guten Organisation und Vertheilung der Arbeit, und zugleich einer strengen und gerechten Beaufsichtigung von Seiten der Arbeitgeber.

Jedes Shanty hat seinen „Foreman" (Vormann), der jedem seine Geschäfte anweist und zugleich auch ihr Betragen überwacht. Die Franzosen nannten ihn „le Conducteur," oder auch wohl „le Foreman." Er berichtet am Ende des Winters an den „Boorshaw." Was dieser „Boorshaw," von dem mir zuerst ein englischer Axtmann sprach, eigentlich für ein Wesen sey, konnte ich lange nicht ausfindig machen. Endlich lernte ich von einem Franzosen, daß es die Anglisirung von „Bourgeois" sey. So, „le bourgeois," nennen nämlich die französischen Gens de Chantier seit alten Zeiten ihren Auftraggeber oder Chef in der Stadt. — „Oui, oui, Monsieur, soyez sur. Le Foreman dans chaque chantier a son livre secret, dans lequel il note chaque manque de respect ou

d'amitié, chaque effronterie ou combat, aussi chaque jour de maladie ou d'oisiveté. A la fin de l'hiver il presente son livre au bourgeois. Et le bourgeois est juste, mais sevère et sans pitié. Il ne paye que les jours, où l'on a travaillé, et il dégage de son service à l'instant les personnes désagréables."

Daß diese rohen Forstleute gemeiniglich so friedlich und „agréables"[1] sind, mag auch durch den Umstand gefördert werden, daß sie fast durchweg, freiwillig oder nothgedrungen, der Temperance huldigen. Spirituöse Getränke kommen nie in ihre entlegenen Chantiers. Ehemals tranken sie gewöhnlich nur ein Kaffeesurrogat von Mais. Erst seit einiger Zeit ist auch Kaffee und Thee eingeführt. Ihre Hauptnahrung ist gesalzenes Fleisch und „du loard." „Oui, Monsieur, du loard,[2] c'est très bon pour eux, ça leur donne beaucoup de force." Als einzigen Luxusartikel und zum Comfort und Vergnügen haben sie Tabak. Im Beginn des Frühlings, wenn die Hauptwinterarbeiten beendigt sind und der Schnee noch mit Schmelzen zaudert, verschaffen sie sich auch wohl etwas Süßigkeit, die sie den Ahornbäumen abzapfen und zu Zucker einkochen.

„Was machen denn eure Leute am Sonntage?" — „Ja dann bessern sie wohl ihre Werkzeuge und Kleider oder ruhen auf ihren Büffelhäuten und rauchen und schwatzen. — „Haben sie keine Art von religiöser Erbauung?" — „Nein, keine, wenn ihnen der Foreman nicht vielleicht einmal etwas vorliest."

Mich wundert, daß noch keine wandernden Prediger und Missionäre daran gedacht haben, diese vielen tausende von Holzarbeitern, die in hunderten von kleinen Ansiedlungen in den Ottawawäldern versteckt hausen, mit der Kirche in innigere Verbindung

[1] „Agréables" soll hier nicht angenehm, sondern „friedfertig" heißen, von „agréer" = übereinstimmen.

[2] Canadisch für du lard = Speck.

zu bringen und ihnen Seelenspeise zuzuführen. Sie leben in dieser Beziehung so verwahrlost, wie in vielen Theilen der Alpen die Hirten und Senner. Vielleicht ist es gut so. Denn es kann seyn, daß die katholischen Irländer und Franzosen, und die protestantischen Schotten und Engländer sich so als Schafe ohne Hirten besser unter einander verständigen und vertragen, als es der Fall seyn würde, wenn die Hirten kämen und vielleicht Zwiespalt brächten.

Die „Vormänner" der Shanty's sind gewöhnlich Schotten, wie denn überhaupt die Schotten bei allen „lumbering operations" als „leading men" an der Spitze stehen. Sie sind nicht nur die ersten auf den Börsen in Quebec und Montreal, sie sind nicht nur die Chefs der meisten großen Holzhandlungen in Bytown, sie sind auch die Anführer in den Wäldern; und dieß mag wohl zum Theil die gute Ordnung, die in jenen Regionen herrscht, erklären. Die Schotten sind sehr nüchterne, sehr überlegsame und berechnende Leute, und dabei sehr gute Advokaten und Richter. Sie verstehen sich darauf, Menschen zusammenzubringen, zu leiten und ihre Leidenschaften zu dämpfen. Auch das bewundernswürdige Regierungssystem in den vielen Hudsonsbai-Territorien ist in der Hauptsache wohl nur eine schottische Erfindung, deren Maschinerie auch fast ausschließlich durch schottische Arme und Kopfkraft in Thätigkeit erhalten wird. Man kann sagen, daß die Schotten den ganzen Norden von Nordamerika regieren, und zwar regieren ohne Soldaten und bewaffnete Macht, durch ein paar hundert kluger „Agents" und „Traders" und „Chieftraders" (Haupthändler). Dieß sind die bescheidenen Titel sehr einflußreicher und respektirter Leute, die man in Rußland Gouverneure oder Kriegsgouverneure nennen würde. Nicht durch Bajonette und Kanonen, sondern bloß durch Befolgung einer klugen Politik, die insbesondere auch Gerechtigkeit und Redlichkeit mit Strenge paart, hat diese — schottische? — Hudsonsbai-Companie sich allgemach eine fast

unwiderstehliche Obergewalt, namentlich auch über den mannigfaltigen Indianerstamm verschafft. Sie schlichtet ihre Streitigkeiten, verbietet ihnen Kriege, bestimmt die Preise ihrer Waaren und leitet ihre ganzen Handelsgeschäfte. Ihre Allgewalt ist so groß, daß nicht ein Pelz in dem ganzen Norden von Amerika verkauft werden kann, ohne daß die Hudsonsbai-Compagnie davon weiß. Ihr Privilegium des ausschließlichen Handels mit den Indianern weiß sie auf so ausgezeichnete Weise zu handhaben und aufrecht zu erhalten, daß es keiner ungestraft wagen darf, es zu verletzen. Wollte z. B. ein Spekulant, in der Meinung, die Hudsonsbai-Territorien seyen groß, und die Polizeidiener und Gendarmen der Compagnie nicht eben zahlreich, ohne Paß landeinwärts reisen und auf eigene Hand mit den Indianern zu handeln probiren, es würde ihm, wenn die Compagnie ihm Feuer und Wasser versagte, äußerst schlecht gehen. Kein Indianer würde ihn bei sich aufnehmen, geschweige denn gar mit ihm handeln. Er müßte geradezu verhungern.

Hier am oberen Ottawa hat die Compagnie zwar kein solches ausschließliches Privilegium, obgleich sie de facto auch dort allein handelt und herrscht. An dem zweitgrößten Nebenflusse des St. Lorenzo, am Saguenay, hatte die Compagnie sonst einen weiten Strich Landes von dem Gouverneur der Provinz Canada gepachtet. Sie bezahlte jährlich 1500 Pfund für die Jagd, den Handel und weitere Benützung eines Distrikts, der größer als das Königreich Sachsen war. Dieser Pachtkontrakt ist in den letzten Jahren nicht erneuert und das darauf begründete ausschließliche Privilegium der Compagnie hat aufgehört. Seitdem sind nicht weniger als 10,000 Menschen in jenen Distrikt eingewandert und haben sich dort angesiedelt.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch am Ottawa die Compagnie bald der Fluth der Einwanderung weichen wird. „Ja wir glauben schon die Zeit zu sehen," sagte mir ein Canadier, „wo wir mit unsern Städten und Dörfern bis an die Ufer der Hudsonsbai

selbst vordringen werden. Zwischen dem St. Lorenzo und der Jamesbai gibt es noch überall ackerbares Land, und das wird alles einmal ein Theil des großen canadischen Reiches der Zukunft werden."

XXIII. Besuch bei Indianern im Wald.

Im höchsten Grade delikat, wie ich oben sagte, sind die Wachteln von Canada. Eben so delikat und feinschmeckend in ihrer Art sind die wilden Pflaumen, die man in Canada in den Wäldern erntet, im Herbst einkocht und zuckert, und die dann wohl einem verirrten Gastfreunde von schöner Hand präsentirt werden, wie mir dieß in Bytown geschah. — „Ich möchte diesen aromatischen Pflaumenstrauch kennen lernen. Er verdiente in der ganzen Welt berühmt zu seyn." — „Es wachsen ihrer genug in einem Stücke Waldes, das ich einige Meilen von der Stadt besitze. Und dort in eben diesem Stücke Waldes campiren auch gerade jetzt mit meiner Erlaubniß einige Indianer, und wenn es nicht so spät Abends wäre, könnten wir einen ganz interessanten Spaziergang daraus machen, und die wilden Gesträuche und Menschen besuchen."

Leider konnte mein trefflicher Wirth eine solche Hindeutung nicht ungestraft machen. Ich bat ihn, den Spaziergang wirklich zu unternehmen, und wir hatten uns bald mit Stöcken und Laternen bewaffnet und wanderten zum Thore hinaus, um einmal zu sehen, was die Bäume und Indianer in dieser dunkeln Herbstnacht machten. Ueber einige Felder, Wiesen und Einzäunungen hinweg hatten wir bald den Wald erreicht. Es war ein Rest Urforst, der sich, von unserer Laterne beleuchtet, wunderlich und interessant genug ausnahm. Mein Freund ließ sein Licht dicht um die dicken Säulen der Ulmen und Rüstern herum fahren, um mir ihren Umfang zu

zeigen, und blickten wir dann an dem langen Schafte hinauf, so sahen wir das mächtige Gezweige hoch zum Sternenhimmel sich aufschwingen. Es ist merkwürdig, welche leichte und schlanke Formen diese canadischen Laubbäume entwickeln. Die Ulmen wie die Buchen und Pappeln steigen meistens wie Tannenbäume oder Palmen mit einem ungetheilt mächtigen Schafte in die Höhe, und bilden dann erst oben ein weites Zweigdach, meistens eine runde Kuppel. Bei uns nennt man die Eiche nur stark, knorrig; aber hier gibt es auch schlanke Eichen. Ich sah deren häufig, die ganz wie Palmbäume gebaut waren, die man so gut wie Fichten gleich aus dem Walde als Masten ins Schiff hätte versetzen können.

Der Grund und Boden, auf dem wir uns fortschafften, war ein äußerst malerischer Vorgrund. Alles mit bemoosten Steinen, ganz und halb verfaulten Bäumen, Gesträuchen, Unkräutern, aromatischen wilden Pflaumenbüschen ꝛc. auf wunderbare Weise bedeckt, und hie und da von kleinen Brooks, durch die wir wateten, durchflossen. Wir waren etwas gespannt, ob wir unsere Indianer finden würden, denn mein Freund, der sie kürzlich nicht gesehen hatte, war nicht ganz sicher, ob sie nicht etwa schon fortgezogen. Aber nach einiger Zeit sahen wir einen Schimmer in der Ferne zwischen den Bäumen, und bald zeigte sich dieß als das Nachtfeuer der von uns gesuchten Leute, das immer heller in der dunkeln Umgebung flackerte und am Ende eine ganze Waldpartie vor unsern Augen erleuchtete.

Wir traten vorsichtig näher, weil wir fürchteten, die armen Leute zu erschrecken. Es war ein sehr luftiges Zelt, große Zeuglappen über Gesträuch und einige kreuzweis gesteckte Baumzweige ausgebreitet. Nur zwei Frauen waren zugegen, eine ältere und eine jüngere, Mutter und Tochter. Die erstere war mit Korbflechten beschäftigt, und die zweite schürte das Feuer, das dickes Wurzelwerk und große Baumäste verzehrte. Beide hatten ihre nackten

Füße in der heißen Asche und ließen sie an der Gluth braten. Auch blieben sie ganz ungestört in ihrer Lage und emsig bei ihrer Arbeit, und da wir ihnen guten Abend wünschten, erwiederten sie dieß ganz einfach, ohne irgend eine weitere Frage über unser Wollen und Kommen hinzuzufügen.

Wir drückten ihnen die Hoffnung aus, daß sie sich nicht über uns erschreckt hätten. Sie erwiederten uns, indem sie, ohne uns anzublicken, mit ihrer Arbeit fortfuhren, kurz: „sie hätten uns schon von weitem gehört.“ Wir nahmen dann neben ihrem Feuer Platz und knüpften ein Zwiegespräch mit ihnen an, wobei ihre Antworten stets viel kürzer waren als unsere Fragen. Wir lernten von ihnen, daß sie Irokesen seyen aus dem Dorfe Lac des deux Montagnes, bei dem ich Tags zuvor vorübergekommen war. Ihre Männer, Vater und Schwiegersohn, seyen schon seit einigen Monaten weiter den Ottawa hinaufgegangen, um zu jagen. Sie hätten sie bis Bytown begleitet, um sie hier zu erwarten, und dann später zum Lac des deux Montagnes ins Dorf zurückzukehren. Mittlerweile aber ernährten sie sich hier durch Korbflechten. Am Abend und in der Nacht arbeiteten sie, und am Tage trage die Tochter das Gefertigte zur Stadt. Die Mutter bewache dann das Lager, suche Beeren, koche Mais und schaffe der Tochter bei der Rückkehr etwas zu essen. Die Alte sprach kein Wort englisch, aber die Tochter, die auch einige Worte französisch verstand, faßte unsere Fragen und gab uns freundlich Auskunft.

Hundert Schritt davon war noch ein anderes Lager. Es war freilich wie das vorige nur ein einziges Zeuglappenzelt; aber sie nannten es doch „a camp.“ Es war ein Algonquinlager. Ueber Felsen und andere Naturbarrikaden, die sie zwischen ihren beiden „Lagern“ gelassen hatten, arbeiteten wir uns auch zu ihnen hin. Die Einwohnerschaft war eben so zusammengesetzt wie bei den Irokesen; auch bloß eine alte und eine junge Frau, nur mit der

Variation, daß wir noch im Rasen unter einem Schaffelle verschiedene zarte Stimmchen winseln und schreien hörten, die von zwei Kindern der jüngern Frau herrührten.

Auch hier war das hohe Alter stumm und taub, wenigstens für europäische Laute; die Jugend aber radebrechte englisch. Während wir mit ihr redeten, saß die grauhaarige Matrone unverrückt, und ohne uns eines Anblicks zu würdigen, da und ließ äußerst emsig ihre zehn Finger um den großen Korb, den sie in Arbeit genommen hatte, herumspielen. Die elastischen Holzstreifen schoben sich hin und her und bogen sich um einander herum, und die überflüssigen Enden fielen unter ihrem Messer herab, alles mit einer Schnelligkeit wie in einer amerikanischen Dampfsägemühle. Wir fragten sie durch ihre dolmetschende Tochter, ob sie sich nicht einige Ruhe gönnen wolle, es sey schon spät in der Nacht, bereits nahe an zehn Uhr. „Die Körbe bringen wenig. Morgen müssen sie fertig seyn. Wir arbeiten alle Nächte," ließ sie uns in Kürze wieder sagen.

Als wir fragten, wie alt sie sey, ging der Tochter ihre englische Arithmetik aus. Sie konnte wohl bis fünf oder zehn zählen, aber die weiteren Zahlen wußte sie nicht auszudrücken, und gerieth in Verlegenheit. Sie setzte dann der Mutter auf Algonquinisch auseinander, was wir zu wissen wünschten. Und diese, nachdem sie die Frage gefaßt hatte, setzte rasch ihren Korb bei Seite, zeigte uns ihre zehn Finger und fuhr nun mit beiden Händen taktmäßig und in geregelten gleichförmigen Absätzen siebenmal zusammen. Dann griff sie stracks wieder zu ihrem Korbe und flocht hastig weiter. Ich entnahm aus ihrem Eifer und ihrer Emsigkeit, daß vermuthlich auch die Anklagen der Trägheit, welche so oft gegen die armen Indianer geschleudert werden, cum grano salis zu verstehen sind. Ich kann das Bild dieser siebenzigjährigen, grauhaarigen Alten, die so emsig fingernd und dabei so ernsthaft mitten im

comfortlosen Walde auf dem nackten, feuchten Boden dasaß, gar nicht wieder vergessen. Ich wundere mich, daß uns die Maler noch so wenig solche Bilder aus den canadischen Wäldern hervorgeholt haben.

Vor etwa siebenzig Jahren (um das Jahr 1780 herum) reiste ein Engländer, Alexander Henry, am Ottawa hinauf, da noch von keinem Bytown und keinen Dampfschiffen hier die Rede war. In seinem 1809 in Newyork publicirten Reiseberichte machte er die Bemerkung, er habe aus der Unterredung mit seinen Bootsleuten entnommen, daß die Algonquins vom Lac des deux montagnes das ganze Land am Ottawa so weit hinauf, als bis zum See Nipissing, als ihr Eigenthum in Anspruch nähmen, und daß diese Striche zwischen ihnen familienweise vertheilt seyen. „Sie werden," setzte er hinzu, „in ihren Familien vererbt. Und man sagte mir, sie seyen ausgezeichnet genau und streng im Aufrechthalten dieser Eigenthumsrechte. Ein Uebergriff in dieselben würde als eine große Beleidigung angesehen, und die Uebergreifer als des Todes würdig betrachtet." Ich hätte wohl diese Stelle meiner alten Algonquinin übersetzen und vorlegen mögen, um ihre Gedanken darüber zu hören. Vielleicht war sie eine „große Erbin." Vielleicht betrachtete sie die sämmtlichen Bytowner als invaders und des Todes würdig. Diese spärlichen Ueberreste der alten Herren des Landes profitiren doch gar zu wenig von der neuen segensreichen Blüthe. Sie machen einen tief melancholischen Eindruck, wenn man sie so dasitzen sieht, abseits vom Wege im Walde, in der Ferne die Stadtthürme der Eindringlinge und am Rande des Horizontes hie und da ein Aufblinken des großen Stromes, auf dem sonst ihre kühnen Söhne das Canoe hin und her führten, und den nun der Dampf beherrscht. Da kann es wohl heißen wie in der Bibel: „Ich will dich hinauswerfen aus dem Lande deiner Väter, und du sollst ein Fremdling werden in deinem eigenen Lande."

Ich bemerkte auch hier wieder, wie sehr diese schwachen

Ueberreste die Indianer selbst in dem Zustande fast völliger Stammzertrümmerung, in denen sie sich befinden, doch noch die Namen, Sprachen und Eigenthümlichkeiten ihrer Stämme aufrecht erhalten. Auch die uralten Abneigungen und Feindseligkeiten eines Volks gegen das andere spielen noch in diesen Stammatomen fort, sowie das Herz des Störs noch in alter Weise sich regt, selbst wenn man das Blut und den ganzen Organismus schon zerstörte. Wir bemerkten dieß in unserem Falle, als wir unsere Frauen beim Eintritt fragten: ob sie Mohawks seyen, und sie uns mit besonderem Eifer und Nachdruck antworteten: „O nein Herr! nein! nein! nicht Mohawks, Algonquinen!"

Mein Freund und Begleiter, der alle Theile Canada's bereist hatte, erzählte mir bei dieser Gelegenheit, daß insbesondere der Stamm der Mohawks noch heutiges Tages hier weit und breit Schrecken einflöße. Er habe dieß namentlich unter anderem in Neubraunschweig beobachtet bei den dortigen armen Mickmacks. Bei ihnen scheucht man noch heutiges Tages die Kinder mit dem Namen „Mohawks" zu Bette. Und einmal geriethen dort die Bewohner eines Mickmack-Dorfes in ernstlichen Aufruhr, ergriffen mit Weibern und Kindern die Flucht, und liefen zehn Meilen weit gerade aus, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, Mohawks seyen im Anzuge.

Die Grausamkeiten, welche die Mohawks an allen ihren Nachbarn einst übten, müssen wohl ganz entsetzlich gewesen seyn, oder ist die Phantasie der Indianer so impressionabel, ihr Gedächtniß so unverwüstlich, daß sie noch nach hundert Jahren gleichsam von dem Gespenste eines Volkes in Angst gesetzt werden, von einem Volke, das schon seit lange fast gar nicht mehr existirt.

Man hat mich zuweilen in Canada ein wenig belächelt, daß ich so ängstlich — selbst in der Nacht mit der Laterne — die Trümmer der nun so völlig herabgekommenen Indianerstämme aufsuche. „Was lernen Sie bei diesen Leuten kennen? — Es ist

nicht der Mühe werth. Sie sehen in ihnen nichts als — so zu sagen — die wahre Canaille der Indianer. Gehen Sie nach dem weiten Westen, da werden Sie ausgezeichnete Stämme, stolze Leute finden, die selbst mit Verachtung auf ihre armseligen Landsleute in Canada herabsehen." — So sprach man zuweilen zu mir, und ohne Zweifel in vieler Hinsicht gewiß mit vollkommenem Rechte.

Jedoch es ließe sich manches darauf erwiedern. Ich gebe zwar zu, daß die wilden und noch rohen Urkinder des Westens ihr eigenes, ganz besonderes Interesse gewähren, welches diese halbzahmen und selbst zuweilen in ihrem Blute gemischten Canadier nicht haben. Allein eben so bieten diese Mischlinge ihre höchst merkwürdigen Seiten und Anlässe zu Untersuchungen dar, die bei den Vollblütigen gar nicht in Rede kommen. In der Ethnographie, wie in der ganzen Natur sind die Zwitter- und Mischzustände für den Beobachter gerade vorzugsweise wichtig. Ueber eine Menge Fragen kann man nur eben bei den Indianern Aufschluß bekommen, die mit der Civilisation in mehr oder weniger innige Berührung kommen. Da kann man besser sehen, wie die Civilisation auf sie wirkt, welchen Grades von Cultur sie fähig sind, welche moralische und physische Krankheiten sie annehmen, welche nicht. Auch liegen die Vergleiche und Contraste mit den Europäern viel näher und sind frappanter. Zugleich sind die Ergebnisse psychologischer Beobachtung oft viel überraschender. Daß bei den Barbaren des Westens ein Stamm den andern mit blutiger Rachsucht und in unverwüstlichem Hader verfolgt, darüber wird sich niemand wundern. Aber daß diese Gefühle des Hasses so unvertilgbar sind, daß sie noch in den friedlichen und längst christlichen Dörfern des Ostens wie Träume wieder auftauchen, nachdem der Gegenstand des Hasses längst ins Grab gestiegen ist, dieß, sage ich, ist viel pikanter. Wenn man mir eine ganze Flasche mit Moschus zum Riechen gibt, so ist mir dieß zu stark. Aber wenn irgendwo vor vier oder fünf Wochen

ein Tropfen Moschus hingefallen ist und man darüber wegfegte und wischte, und doch den Geruch nicht vertilgen konnte, so verweile ich gern dabei, die Naturkräfte bewundernd.

Ich werde mich daher nicht irre machen lassen, und fortfahren, wo ich nur kann, die Letzten der Mohawks, der Algonquins, Mickmaks und Irokesen aufzusuchen, und sie meinen Lesern, so gut ich es vermag, in kleinen Gemälden vorzuführen.

XXIV. Der Kasernenhügel.

Die Häusermasse von Bytown theilt sich hauptsächlich in zwei große Gruppen. In der Mitte zwischen beiden erhebt sich ein breitköpfiger Felsen oder Hügel, von dessen Gipfel aus man den schönsten Ueberblick der ganzen Position erhält.

Das Gouvernement und namentlich die Militärgewalt hat von diesem Felsen Besitz ergriffen. Er gehört dem „Imperial Government“ Canada's, wie jener eben erwähnte militärische Rideau-Kanal. Man betrachtete nebst noch vielen andern Ländereien auch diesen Hügel als ein Zubehör des Kanals, den er vertheidigen helfen konnte. Das Provinzialgouvernement und in specie die Stadt Bytown möchten jenen Hügel, der mitten in ihrer Stadt liegt und auf dem die schönsten Stadtanlagen ausgeführt werden könnten, nun für sich haben. Das Provinzialgouvernement aber will zwar gerne den Rideau-Kanal der Provinz übergeben, nicht aber die Ländereien, Hügel, Felsen &c., die noch einmal für militärische Zwecke und namentlich für Befestigung der Stadt Bytown sehr bedeutend werden könnten.

Bisher standen bloß einige Kasernen auf dem Hügel, daher der Name: „the Barracks Hill.“ Diese gewähren jetzt einen

sehr miserablen Anblick, da sie kürzlich zu Ruinen zusammengebrannt sind. Doch so ungefällig auch der Standpunkt des Beschauers, so merkwürdig ist das ganze Panorama rings umher. Man sieht alles, was ich oben beschrieb, und mehr noch mit Einem Blicke vor sich. Die lange Linie der Katarakten hat man gerade im Angesichte; zu beiden Seiten rechts und links die weitgestreckten Häusergruppen der wachsenden „Metropolitan City of the Ottawa;" dazwischen die Schleusenarbeiten und die andern sich drängenden Etablissements, und das Ganze dann im Hintergrunde eingehüllt in eine unabsehbare Masse von Wald. Wenn man das so ansieht, so möchte man den Wald den Jupiter und die Stadt die Minerva nennen, die urplötzlich, fix und fertig, schön und gerüstet aus jenem hervorsprang.

Mehr als alles beschäftigte mich der Hinblick auf den breiten Silberstreifen des Ottawa, der sich oberhalb der Katarakte in die weite Ferne verlor. Wie gerne wäre ich ihm noch mit etwas mehr als mit dem bloßen Auge gefolgt! Es soll da oben noch so viele interessante Dinge geben, und es ist keineswegs sehr schwer zu ihnen zu gelangen.

Zuerst kommt noch oberhalb der Chaudière von Bytown eine ganze Reihe von freilich minder großartigen Katarakten, die erste, zweite ꝛc. Chaudière. Sie bilden eine Reihe von Rapiden, eine Portage, die eine schöne makadamisirte Chaussee durchschneidet. Darauf wird der Fluß wieder so ruhig und breit wie ein See, und du besteigst ein Dampfschiff, das dich rasch durch schöne Seenerien 30 oder 35 Meilen hinauf führt. Da ist die Wasserwelt wieder mit Felsen vernagelt; aber es ist schon eine kleine Pferde-Eisenbahn hingerichtet, die dich schnell wieder zu frischem Wasser hinüberführt. In der Nähe sind die berühmten Katarakten, „les Chats" (die Katzen) genannt, oder vielmehr ächt canadisch „les Choats," und auf gut brittisch „the Shaws." Man besteigt dann noch einmal ein Dampfschiff, jedoch schon ein ganz kleines,

und noch einmal einen Wagen. Man passirt längs der beiden großen flachen und fruchtbaren Inseln: „Calumet-Insel" und „Alumetteinsel," die dermaleinst, wie die Insel von Montreal, zu Gärten verwandelt seyn werden, die aber jetzt mit ihren Namen nur noch an solche kleine Reiseabenteuer, wie die Jesuiten sie hatten, an eine Tabakspfeife (Calumet), die sie dort rauchten, oder an ein Schwefelhölzchen (Alumette), das ihnen vielleicht einmal rasch Licht und Rettung schaffte, erinnern.

Endlich eröffnete sich vor dir jener lang gestreckte Felsenkanal, jene Wasserröhre, von der ich oben sprach. Der Ottawa ist auch hier, 350 Meilen oberhalb seiner Mündung, noch immer ein mächtiger breiter Strom. Er bleibt es auch noch später für längere Zeit. Aber nach der „langen Straße" gibt es dann kein anderes Vehikel mehr als das indianische Birkenrindenkanoe, und bald auch keine Bewohner mehr, als einige Agenten der Hudsonsbai-Compagnie, und dann seitwärts in den Wäldern und an den Nebenflüssen hinauf die überall eindringenden Lumbermen. Aber Kaufleute, Handwerker und andere folgen ihnen rasch nach. Ueberall schon werden im Thale an den Ufern des Flusses kleine Stores aufgerichtet, aus denen sich die Nachbarschaft versorgen kann, und da ist kein Zweifel, daß manche dieser Stores, wo jetzt die Lumbermen sich ihren Tabak kaufen, ein Sämchen ist zu einer Ottawa-Stadt, die man noch vielleicht vor dem Schlusse dieses Jahrhunderts in unsere geographischen Handbücher eintragen wird.

Und daß dem so seyn wird, beruht auf jener geographischen Position und Richtung des Ottawa, auf die ich schon oben anspielte, vermöge deren es von Montreal und Quebec zu den obern Partien des Huronensees, zum Eingange des Lake Michigan und zum Lake Superior keine kürzere Naturbahn gibt, als die Wasserader und das Thal des Ottawa. Es müssen und werden sich in Kürze sehr merkwürdige Eisenbahnen hier durcharbeiten. Sie

werden an dem Ottawa bis zu der Einmündung des Nebenflusses Mattawan hinaufgehen, von da dem Thale dieses Flusses folgen und dann über den Lake Nipissing und längs des French-River den Huronensee erreichen. Diese Combinirung von Flüssen und Seen ist eine uralte Straße, welche die Indianer entdeckten, von unvordenklichen Zeiten her benutzten und den französischen Jesuiten zeigten. Von selbst hätten die Jesuiten sie sobald nicht gefunden. Sie wären natürlich dem großen Kanale des Ottawa aufwärts gefolgt. Wie hätten sie sogleich von vornherein auf die Idee kommen sollen, daß sie bei der Einmündung des kleinen Mattawan links abschwenken müßten, um durch ihn zu großen Seen und wichtigen Gegenständen und Völkern zu gelangen? Und wie hätten sie es gleich wissen können, daß der obere Hauptkanal sich in den kalten Wüsteneien der Hudsonsbai-Länder mit seinen Quellen verliert? Ich wiederhole es, unsere europäischen Entdeckungen in Amerika beruhen fast überall auf lange vorhergegangenen uralten Entdeckungen und Explorationen der Indianer, die alles längs ausprobirt hatten und unseren Leuten die Wege wiesen.

Der obere Ottawa oberhalb der Einmündung des Mattawan ist noch heutzutage wenig bekannt, eben weil er gar keinen bedeutenden Verkehrsweg anbahnt. Bis zum Jahre 1846 war nur etwas mehr als die Hälfte des ganzen Flusses wirklich vermessen (surveyed) und darnach bis zum Fort William auf den Karten verzeichnet.

Das größte Verdienst um die weitere Vermessung und Darstellung dieses interessanten Stromes hat der berühmte canadische Staatsgeolog Hr. Logan in Montreal, der jahrelang auf Dampfschiffen und Rindencanoes und zu Pferde längs vielen Branchen des Ottawa mit Meßkette, Tisch und Magnetnadel ꝛc. auf und abgereist ist, die Physiognomie seiner Adern zu erkennen und zu porträtiren. Dieser vortreffliche und liebenswürdige Gelehrte trieb

die Vermessung 300 Meilen höher hinauf bis zu dem großen See Temiscaming, den der Ottawa durchfließt, und bestimmte auch zugleich den Lauf mehrerer Nebenbranchen des ganzen Labyrinths.

Ueber die entlegenen Quellen, zu denen er selbst nicht gelangen konnte, zog er Erkundigungen ein, und ließ sich von Indianern, Halfbreeds und Lumbermen Karten einschicken, die sie nach ihren Erfahrungen und Kenntnissen entworfen hatten. So ist denn ein äußerst interessantes geographisches Material zur Darstellung des ganzen Ottawaflusses zu Stande gekommen. Ein Theil dieses Materials ist schon der bekannten und allgemein verbreiteten Labouchetischen Karte von Canada einverleibt. Allein bei Hr. Logan selbst und dann bei dem ausgezeichneten und liebenswürdigen Hrn. Russel in Bytown sah ich große Detail-Manuscriptkarten, die noch nicht publicirt sind.

Aus diesen Karten und den gütigen Auseinandersetzungen ihrer beiden Besitzer und Urheber ging mir dann hervor, was ich gar nicht erwartete, daß ein großer Theil des Ottawaflusses noch durchaus nicht vermessen und bekannt ist, noch heutiges Tages selbst, wo wir diesen Fluß auf so vielen Karten schon bestimmt und scharf in allen seinen Partien haben dargestellt gesehen. Oberhalb Lake Temiscaming ist alles nur den Gens de chantier bekannt. Man ist noch nicht ganz über die Quellen einig und welche Branche eigentlich als die Quellenbranche oder als der Main-Ottawa angesehen zu werden verdient. Der wahre Ottawa soll aus Grandlake kommen; aber dann oberhalb Grandlake sollen die Quellen noch 100 Meilen entfernt seyn.

Wie der Ottawa selbst, so stecken auch seine oft nicht unbedeutenden Nebenflüsse mit ihren Quellenhäuptern noch sehr im Dunkeln. Der große Gatineau ist zum Beispiel 300 Meilen weit aufwärts vermessen. Das Stück von da zu den Quellen (etwa

60 Meilen) ist unbekannt. Der Kopowafluß wird eben jetzt erst vermessen.

Uebrigens sind die von Indianern, Halfbreeds und Jägern der Hudsonsbai-Company entworfenen Karten durchaus nicht zu verachten. Hr. Logan in Montreal hatte später die Güte mir ein solche Karte zu zeigen, die er von einem Flußabschnitte vor der Vermessung empfangen hatte. Wenn wir sie mit dem Bilde, das die Vermessung selbst als Resultat geliefert hatte, verglichen, so fand sich, daß die Verengungen des Flusses, seine Winkel und Serpentinen, die Form und Zahl der Inseln, die seenartigen Erweiterungen rc. auf eine bewundernswürdig treue und gewissenhafte Weise angegeben waren. Wir werden indeß bald wieder sehr merkwürdige und großartige-Karten über Canada erscheinen sehen. Und auf diesen Karten wird namentlich die ganze Geologie des Ottawa der Welt ganz neue von Hrn. Logan entdeckte Züge offenbaren, und es wird dieß wieder eine Veranlassung seyn, den Ruhm und die Kenntniß dieses Landes weiter zu verbreiten und es der Welt mehr zu eröffnen.

XXV. Rauchfrost.

Ich war den Tag vorher schon um Mitternacht an Bord unseres Dampfers gegangen und hatte mich ruhig zu Bette gelegt, in der Hoffnung, daß wir noch während der Nacht ein gut Stück Reise zurücklegen würden. Spät am andern Morgen, da schon die Frühstücksglocke durch alle Räume des Schiffes ihr gewöhnliches Zetergeschrei erhob, erwachte ich, wunderte mich ein wenig, daß ich während der Reise so äußerst sanft und ungestört geschlafen hatte, was sonst gewöhnlich auf den lärmigen Dampfern nicht der Fall

ist, und fand dann am Ende, daß wir noch fest vor Anker waren und die Ufer von Bytown noch vor unsern Fenstern lagen. „Was gibts?" fragte ich einen unserer freundlichen canadischen Wärter. Denn zur Freude des Reisenden ist auch auf dem ganzen Ottawa wie auf dem St. Lorenzo die Bedienung auf den Dampfschiffen französisch oder canadisch, d. h. äußerst angenehm, gefällig, munter, heiter, höflich, mit Einem Worte, vollkommen. „Nous nous sommes arrêtés toute la nuit, Monsieur, il fait un temps boucaneux, Monsieur, ce que nous appellons la brâme. Voilà Bytown! Voilà les Chaudières, et tout ce que vous avez quitté hier au soir!"

Wenn ich bisher noch nicht wußte, was ein „temps boucaneux" und „ce que nous appellons la brâme" sey, — denn in dem Lexikon der französischen Akademie finden sich diese Worte nicht — so lernte ich es doch bald, denn als ich auf unsere Schiffsgallerie hinaufstieg, um auszuschauen, da erblickte ich — nichts, oder doch nicht sehr viel mehr als nichts, einen dichten rauhen Nebel, der noch einige Zeit anhielt und endlich gegen zehn Uhr Morgens der immer zudringlicheren Sonne wich.

Ich war nicht unzufrieden mit dem Aufenthalte. Denn als wir uns endlich flußabwärts in Bewegung setzten, bekam ich nun manche Flußpartien bei Tage zu sehen, die mir auf der Herfahrt in Nacht versteckt geblieben waren. Ich glaubte zunächst durch einige noch herumschleichende Nebelstreifen hindurch den berühmten Wasserfall des Rideau zu erkennen. „Ist das nicht der Rideaukatarakt?" fragte ich einen Engländer, der auch ins Freie hinausblickend neben mir stand. „No, Sir, that are Mr. Mackays water privileges." (Nein, Herr, das sind Herrn Mackays Wassermühlen.) „Ganz recht, nun ja! also doch die schönen Gardinenkatarakte! Ich habe schon gehört, Herr Mackay habe sie zum Theil zu Sägemühlen benutzt. Er spannt so zu sagen den Pegasus anstatt

eines Ochsen ins Joch. Aber Sie, mein Herr, sollten doch den graziösen Wasserfall, der schon vor 200 Jahren die christlichen Missionäre entzückte, nicht übersehen." Uebrigens hätte ich längst bemerken sollen, daß man hier zu Lande das Wort privilege oder water privilege in einem ganz besonderen Sinne nimmt. Man meint damit keineswegs die Privilegien, die jemand vom Staate erhalten hat, sondern vielmehr die Vortheile, welche die Natur irgendwo geschaffen hat, und die man zur Erlangung und Begründung eines Privilegiums oder Rechtes benutzen konnte. So wird zum Beispiel ein canadischer Britte beim Anblick eines sehr vortheilhaft gelegenen und leicht benutzbaren Wasserfalls ausrufen: „what a fine water privilege!" (Was für ein ausgezeichnetes Wasserprivilegium!) In demselben Sinne sagen sie auch: „these water privileges are become my property." (Diese Wasserprivilegien (Wasserfälle), und damit verbundene Mühlenwerke sind mein Eigenthum geworden.)

Der Haarfrost oder „la brame," der sich an die Bäume gesetzt hatte, verschönerte die Flußufer und unsere Hinabfahrt auf eine zauberische Weise. Wir waren zwar erst in der Mitte des Weinmonats und die Bäume waren noch mehrfach mit Laub bedeckt, mit schönem goldgelbem, hochrothem, dunkelbraunem und zum Theil sogar auch noch mit grünlichem Laube. In alle diese Farben nun auf einmal den Reif hineingestreut zu sehen, das gab Veranlassung zu wirklich zauberischen Schauspielen und Scenen. Die Grundfarbe der Blätter schimmerte stellenweise durch das weiße zarte Himmelsmehl hindurch und erschien durch dasselbe äußerst zart gedämpft oder nuancirt. Zuweilen, wenn man die Blätter näher ansah, war es, als wenn Silberstaub auf Gold gestreut worden wäre. Da der Reif sich äußerst ruhig und gleichmäßig überall angesetzt hatte, — anders als bei einem Schneefalle — so gab es äußerst genaue und scharfe Linien und Umrisse, sehr zarte Schattirungen, als wenn ein fleißiger

Maler jede Partie seines Gemäldes sorgfältig austüpfelte. Auf den Inseln des Flusses standen die gepuderten Bäume dicht gedrängt und ihre krystallisirten Zweige hingen tief auf den braunen Spiegel des Ottawa, der ihr Bild zurückwarf, herab. Auch an den Geländen der Ufergebirge bis auf die Gipfel hinauf waren alle Regenbogenfarben der verschiedenen Waldpartien mit zartem Weiß angeflogen. Wir wurden es nicht satt, mitten durch diese reizenden Scenen dahinzufliegen. Gegen Mittag aber hatte die Sonne sich so lange an allen diesen Millionen reizender Krystalle ergötzt, daß dann am Ende das ganze Spielzeug abgenutzt und verschwunden war. Auch hatte sie dann völlig die kleinen Nebelpartien verjagt, die den Morgen über noch hie und da über dem Wasser schlummerten und aus denen, wenn unser Dampfer vorüberflog, Enten und anderes Gevögel schreiend hervorflogen.

Die Leute erzählten mir, sie hätten schon am 1. September dieses Jahres einen solchen Haar- oder Rauchfrost gehabt. Und überhaupt, sagten sie, wären in diesem Jahre nur zwei Monate ganz ohne Frost gewesen. Gewöhnlich, so sagte mir der Schiffskapitän, hörte die Schifffahrt etwas nach der Mitte Novembers auf, und meistens friere der Ottawa schon im Anfang Decembers zu, gewöhnlich, wenigstens in den seenartigen und ruhig fließenden Abschnitten, äußerst regelmäßig und glatt, so daß sich meistens eine schöne Schlittenbahn darauf eröffne. Der Transport des Holzes von oben herab höre dann freilich auf, aber von unten und von Bytown her kämen dann kleine Schlittencaravanen herauf, mit Provisionen, Werkzeugen, Manufakturwaaren &c., um die Ansiedlungen der Lumbermen in den Wäldern zu versorgen. Vier oder fünf Monate lang bleibt der Fluß steif und fest gefroren und löst sich meistens erst wieder im Anfang Aprils, nie vor dem 5. April. Oft bleibt er bis zum 1. Mai unbeweglich. Und dieß alles unter demselben Breitengrade, unter welchem die Gironde in

Südfrankreich fließt! Man glaubt in Canada, daß mit dem besonders kalten Klima des Landes auch die Jamesbai, dieser südlichste Ausläufer oder Sack der Hudsonsbai, etwas zu thun habe. In diesen Sack, dessen Klima von den Zeiten des ersten Entdeckers im übelsten Rufe stand, werden seit den herrschenden Nord- und Nordwestwinden große Eismassen aus der Hudsonsbai tief nach Süden hinabgetrieben. Sie fangen sich hier wie Fische in einem Netze, und treiben sich den größten Theil des Jahres, ohne zu schmelzen, herum, und die Jamesbai wirkt daher wie ein Kühlofen auf die ganze Nachbarschaft.

Der nützlichste Waldbaum in Canada ist zugleich auch der schönste, wenigstens im Herbste. Der zuckerhaltige Ahorn entwickelt auf seinen Blättern die goldigsten Farben. Auch halten sich seine Farben und Blätter länger als die der übrigen Bäume. Rothschimmernde Mapletrees ragten noch überall aus dem schon gebräunten oder ganz zerstörten Laube der übrigen Bäume hervor. Man zeigte mir im Vorüberfahren und auf unsern Anhalteplätzen die beiden Hauptarten dieser merkwürdigen Baumgattung. Die eine, und zwar die vorzüglichste Gattung nennen sie: „the hard mapletree," die andere „the soft" (harter und weicher Ahorn). Aus beiden Gattungen wird Zucker gemacht, vorzugsweise aber aus der ersteren. Sie gibt auch das nachhaltigste Brennholz in Canada, sowie auch das zierlichste Holz zu Tischlerarbeiten, hat überhaupt einen so mannigfaltigen Nutzen, daß wahrscheinlich Minerva ihn ganz expreß für die Canadier ebenso aussuchte, wie einst den Oelbaum für die Athener. Von dem „soft mapletree," im Lande gemeiniglich (aber fälschlich) „plane" (Platane) genannt, gewinnt man eine geringere Sorte von Zucker. Der Zuckersaft ist schwärzer und krystallisirt nicht so leicht.

Es gibt noch einen dritten Baum in Canada, aus dem man Zucker gewinnt, nämlich den „merisier". Es ist dieß ein wilder Kirschenbaum, der kirschenartige Früchte (merises) trägt. Vielleicht

etwas Aehnliches wie die Marasken in Dalmatien, aus denen der berühmte dalmatische Kirschbranntwein Marasquino bereitet wird. Der Zucker von diesem viel selteneren Merisier wird aber nur in kleinen Quantitäten gewonnen und zu medicinischen Zwecken in den Apotheken verbraucht. Die „planes“ oder weichen Ahornbäume haben eine weiße Rinde mit einer sehr feinen seidenartigen Hautbekleidung, viel feiner als die Haut der Birkenrinde. Sie wachsen in sumpfigen Gegenden und am Wasser, während der harte Ahorn gewöhnlich hohen und trockenen Grund vorzieht.

Ich hatte einen ganzen Rath von Ahornzuckerkundigen um mich, deren Bemerkungen immer noch viel Belehrendes für mich enthielten, so oft ich auch über den Gegenstand gelesen hatte, was Hr. Talbot, Hall, Buckingham und andere canadische Reisende schon davon erzählt haben. Ich will nicht alles wiederholen. Der canadische Zucker wird — ganz anders als der westindische Zucker, bei dessen Einerntung die armen Neger vor Hitze ersticken — am Ende des Winters auf dem Schnee geerntet. Am Ende März, im Beginn des April wird die Sonne schon einige Stunden des Tages brennend heiß, setzt den Saft in den Bäumen in Bewegung und kocht in ihnen den Zuckerstoff. Sollte diese canadische Märzsonne, die schon auf dem Schnee zuweilen so heiße Stiche entsendet, nicht wohl etwas mit dem Umstand zu thun haben, daß derselbe Baum, der bei uns bloß Wasser führt, dort Zucker enthält?

Die ärmeren Bauernfamilien ziehen dann mit Näpfen, Kesseln und Schöpfkellen in den Wald hinaus, bauen sich Hütten und beginnen die Bäume zu bohren. Zuweilen machen sie auch wohl bloß mit der Axt einen Schnitt in den Baum, der sogleich blutet und weint. In kleine Näpfe aus Birkenrinde fangen sie den Saft auf und kochen ihn nachher auf eine sehr einfache Weise zu einem dicken Syrup ein, der sich dann bei fortgesetzter Operation zu einer festen braunen Masse krystallisirt und zusammensetzt. Da Frauen

und Kinder, Jung und Alt bei dieser süßen Ernte eine angemessene Beschäftigung finden können, so gibt es dabei recht muntere und anmuthige Scenen. Man sieht diese Scenen in Quebec und Montreal zuweilen auf Gemälden und Kupferstichen dargestellt. Ich erinnerte mich dabei der tartarischen Familien in der Krim, die auch so ins Freie ziehen, um ihren Zucker- und Syrupbedarf aus ihren Aepfeln zu gewinnen. Ich gedachte auch der Kinder und Töchter der Letten in Curland, die auch im März in den Wald laufen, um die Birken anzuzapfen und den gährenden Saft für ihre kleinen Wirthschaften zu nutzen. Auch der Terpentinbereiter in den Wäldern der Lombardei und Tyrols erinnerte ich mich, die ebenso mit Bohrern, Aexten, Kesseln und Näpfen in den Wald ziehen, um die Fichtenbäume anzuzapfen.

Man zieht in Canada oft aus einem Baum 50 und mehr Gallonen Saft. Man sagt aber, es schade dieß dem Gewächse gar nicht. Im Gegentheil wachse der Baum nach einer solchen Entladung noch munterer und das Holz werde darnach besser und härter. Freilich mag es auch wohl übertrieben werden können. Je älter und stärker die Bäume werden, desto mehr Saft und Zucker geben sie. Ganz junge Bäume haben einen wässerigen Saft und man bohrt sie auch nicht eher an, als bis sie wenigstens $^3/_4$ Fuß im Durchmesser haben. Wie die meisten Entdeckungen, so haben die Europäer auch den Zucker im Ahorn mit Hülfe und nach dem Vorgange der Indianer entdeckt. Man sieht noch jetzt zuweilen in den Sammlungen indianischer Antiquitäten die steinernen Werkzeuge, welche die alten Wilden zur Zuckergewinnung benutzten. Ich sah zum Beispiel einen ziemlich langen Stein, der der Länge nach ausgehöhlt und an einem Ende angespitzt war, so daß er in den Baum hineingeschlagen werden konnte. Ich hatte die Vorstellung, diese Ahornzuckerfabrikation wäre bloß ein alterthümlicher indianisch-französisch-canadischer Industriezweig, der jetzt nicht viel

zu bedeuten habe. Dieß scheint aber keineswegs der Fall zu seyn. Vielmehr nimmt diese Beschäftigung noch immer an Ausdehnung zu, wird immer zweckmäßiger betrieben, und stellt ein jährlich größeres Resultat heraus. Es kommen große Quantitäten dieses Ahornzuckers in den Handel, und viel (so sagte man mir in Canada) wird nach den Vereinigten Staaten ausgeführt, wo man ihn mit dem westindischen Zucker mischt und mit ihm zusammen raffinirt. In Canada raffinirt man aber den Ahornzucker nicht. „Ça ne se paye pas!“ Man findet ihn in seinem braunen Naturzustande, in dem er noch immer etwas holz- oder waldartigen Beigeschmack hat, in jeder Bauernhütte. Auch in den wohlhabenden Familien genießt man ihn wohl als eine Art Confect oder gebraucht ihn auch, wie man mir gesagt hat, zum Einkochen von Früchten.

Da ich dießmal den Isthmus bei Grenville und Caritton nicht mit der Stage-coach, sondern mit einem eigenen kleinen Wägelchen durchfuhr, so hatte ich Gelegenheit, die Bäume der Waldungen mir etwas näher anzusehen und auch zum Flußufer selbst vorzudringen; um die Rapiden in Augenschein zu nehmen. Uns begegnete ein ganzer Haufe canadischer „raftsmen“ (Flößer). Sie zogen im Walde den Fluß aufwärts, um wieder neue Flöße den Fluß abwärts zu führen, ihren „foreman,“ einen großen, baumstarken Mann, an der Spitze. Es waren lauter französische Canadier, gar keine „old countryfolks“ (alten Landsleute) dazwischen. „The ould contry“ heißt hier Europa und namentlich England. Die Leute sahen äußerst wohl und munter aus, zeigten volle, wohlgenährte und heitere Gesichter, und pfeifend, schwatzend, laut- und vielstimmig zog der Haufen im Geschwindschritt an uns vorüber.

Man sagt, diese Leute lieben ihr gefährliches Handwerk bis zur Leidenschaft, und ebenso sollen die Lumbermen in den Wäldern ihr Geschäft und ihre Lebensweise allen andern Geschäften der Welt vorziehen. Die Neulinge finden wohl anfänglich manches Unbequeme

darin; aber wenn sie erst einmal „zur Art naturalisirt sind“ (naturalized to the ax), dann wollen sie auch nichts anderes als „axmen“ seyn. Daher ist es denn auch zum Theil so schwer, in diesen Gegenden Arbeiter für andere Geschäfte, namentlich für Kanal-, Eisenbahn-, Straßenbauten zu finden. Denn kaum sind die Irländer oder Schotten eine Zeit lang im Lande, so fangen sie an in die Wälder zu gehen, um als Mitglieder einer Bande von Lumbermen die Art zu schwingen, und vielleicht etwas Aehnliches zu singen und zu empfinden wie die Räuber Schillers:

„Ein freies Leben führen wir,
Der Wald ist unser Nachtquartier!“ &c.

Zwischen den Felsen der Rapiden sahen wir die Trümmer eines Floßes stecken, und Leute dabei beschäftigt, sie wieder hervorzufischen. Sie erzählten uns, es wäre ihnen hier eine ganze „Bande,“ aus 20 Cribs bestehend, stecken geblieben. Eine „Bande“ nennen sie eine solche Floßabtheilung, wie sie sie auf einmal einen Katarakt herabschießen lassen. Nach dem, was ich oben sagte, kann also eine „Bande“ oft aus einem halben Floße, oft aus nur wenig Cribs bestehen. Diese Cribs hatte ich auch hier Gelegenheit etwas näher in Augenschein zu nehmen. Sie bestanden aus einem länglich viereckigen Rahmen (frame), der dann mit Brettern und Holzmassen gefüllt war. Die Rahmen setzen die Lumbermen auf dem Lande oder Schnee zusammen, lassen sie dann ins Wasser, wenn die Flüsse aufgehen, und füllen sie aus. Mit Stricken, aus Ruthen geflochten, werden die Cribs dann aneinander befestigt.

Unsere Reise war eigentlich mehr eine Land- als eine Wasserfahrt, denn wir fanden vielfache Gelegenheit zu kleinen Fußpartien, saßen auch gegen Abend bald wieder im Nebel fest und übernachteten in der Nähe der alten französischen Seigneurie Vaudreuil am lac des deux montagnes. Ich benutzte diese treffliche Gelegenheit dazu, um einen deutschen Farmer am Ufer zu besuchen. Da, wie ich

schon sagte, deutsche Farmer hier eine große Seltenheit sind, so war ich begierig, das Etablissement des Hrn. Xmeier zu besuchen.

Ich fand in ihm einen vortrefflichen alten, sehr gesprächigen Gentleman, der, wie ich bald abnahm, in seiner Nachbarschaft sehr beliebt war und Ansehen genoß. Denn den Hrn. Xmeier schien Jeder zu kennen und gerne: „mein lieber Herr Xmeier!“ anzureden.

Er erzählte mir, daß er der Sohn eines deutschen Soldaten sey, der mit den Britten ins Land gekommen, und der wie viele andere Soldaten hier ein Stück Land bekommen habe. Er zeigte mir sein geräumiges und schönes Haus und seine zahlreiche und blühende Familie. Sein Schwiegersohn, ebenfalls ein großer, wohlgewachsener und intelligenter Mann, war auch ein Deutscher, der erst später ins Land gekommen. Derselbe hatte erst kürzlich seine alte Mutter aus dem Schwarzwalde nachkommen lassen und mit ihr seinen jüngsten Bruder. Beide waren erst ein Jahr im Lande, und mich interessirten die Contraste zwischen ihnen und den schon ganz amerikanischen Familienmitgliedern, die auch anwesend waren.

Der junge Bruder — wenn auch nicht ganz, doch halb das, was die Amerikaner ein „Greenhorn“ nennen — sah aus wie ein noch nicht völlig gefiederter Vogel, etwas pflaumfederig, recht großaugig und gar nicht so ernst und selbstbewußt, wie ein alter Erfahrener, sondern etwas scheu, bescheiden und jedesmal recht freundlich lächelnd, wenn man ihn anredete. Er zwitscherte aber doch schon ein wenig englisch. Und gar kein Zweifel, nach zehn Jahren wird er sich so gut herausgemeistert haben, wie sein Bruder.

Die alte gute Mutter vom Schwarzwalde, schon nahe an siebzig und doch noch eine Auswandererin nach der neuen Welt, sprach noch gar kein Wort englisch, und saß etwas abseits in einem Winkel strickend. Sie war die einzige im Zimmer, die arbeitete. Ich fragte sie, ob sie nicht doch das Vaterland recht bedaure und vermisse. — Ach ja, sagte sie seufzend, es wäre ihr wohl recht leid drum. Aber so

gut wie hier in dem schönen weitläuftigen hellen Hause ihres Sohnes hätte sie es doch dort in ihrer Hütte nicht gehabt. — „Ja, Mutter," fiel der Sohn ein, „und dann gellen euch doch auch hier die Ohren nicht so, wie in Deutschland, von dem ewigen Schellen und Klingeln der Taxeneinforderer."

„Ja des isch wohr, des war schier halt nicht zum Aushalten. Manchesmal hat's wohl dreimal an der Thür geschellt, der Polizeidiener, der Dorfgendarm, der Kirchenküster, der Amtshofschreiber. I weiß halt nit, immer hot's halt ebbes g'habt. Ja, des ist wohr, vor dem da habe ich jetzt Ruhe!"

„Wir zahlen hier in Canada, mein Herr, so gut wie gar keine Taxe," setzte mir der Sohn auseinander, „weniger als in den Vereinigten Staaten. Unser Seigneur erhält von 90 Arpents 2½ Achtel Weizen und dann noch 4 Schilling und 6 Pence. Dann haben wir noch jährlich ein paar Schillinge Schulgeld zu zahlen. Das ist alles! Nun, das drückt uns nicht."

Fern von der guten alten deutschen Mutter, in „rockingchairs" sich schaukelnd, saßen zwei junge Damen, die liebenswürdigen Enkelinnen des Chefs der Familie. Sie waren mit seidenen Kleidern und Bändern geschmückt und hatten die Arme übereinander geschlagen. Ein paar junge Amerikaner, die auch von unserem Dampfschiffe herübergekommen waren, machten ihnen die Cour. Ich hörte französische und englische Worte gemischt: „You always talk with a double entendre, Mister ......! Vous êtes un humbug, Monsieur!" — „Kinder! Kinder! wie könnt ihr nur so schwatzen? Habt ihr denn gar nichts zu schaffen! Da sitzt ihr angeputzt, wie die lieben Engel, und rührt die Hände den ganzen Abend nicht!" So hätte wohl gern die alte Großmutter aus Deutschland, die mir immer wie das personificirte „ould country" dazusitzen schien, aus ihrem Winkel hervorgekeift. Aber, lieber Gott, sie war hier ja ganz fremd, fast wie die Henne, deren Küchlein Enten geworden und aufs

Wasser gegangen sind, sie mußte wohl schweigen und sich ganz in der Stille verwundern. Manchmal sah sie mich ganz schüchtern von der Seite an, als wollte sie sagen: „Was denken denn Sie von dieser lieben, ausgearteten und verschwenderischen Jugend?" Nun ja, ich dachte und gab's ihr auch durch Zeichen und Worte zu verstehen: „Ja ja, es ist a so! Ländlich, sittlich! Hier ist eben eine Farmerstochter ein anderes Wesen als eine Bauerndirne bei uns. Es geht halt so auf die eine Weise, und es geht auch auf die andere. Vortheile und Nachtheile sind halt auf beiden Seiten. Da die hübschen, allerliebsten, aber müßigen, ganz lady-liken Landmädchen, hier der etwas dümmerliche, aber handfeste und gesunde Bauernbube, nebst der fleißigen, sparsamen und sorgsamen alten Mutter. Drüben aber wieder die zwar etwas mageren, aber doch noch sehr rüstigen und ungebeugten Vater und Großvater, die ganz das Ansehen unabhängiger Settler haben. Und dann hier wieder gar keine Spur von dem dreimal am Tage schellenden Polizeidiener. Da neigt sich meine Vernunft doch am Ende nach Canada hinüber, wenn auch meine Sympathien und mein Herz bei dem guten „ould country" bleiben."

Ich sah mich nachher auch noch ein wenig im Hause selber um. Die Zimmer waren mit Geweihen von Hirschen, Elennthieren und Rennthieren sehr stattlich ausgeschmückt. Bei uns sieht man dergleichen Hochwildtrophäen nur auf den Sitzen der Edelleute oder Fürsten. Wehe dem armen Bauern, bei dem man sie findet! Hier kennt die Flinte des Settlers nicht den Unterschied zwischen Edelwild und niederer Jagd. „Ehemals, da ich hier mit meinem Vater zu leben anfing, war hier noch alles Wald und voll von Wild. Wir kauften 160 Arpents Land sehr billig und „klarten" den Wald im Laufe der Jahre. Jetzt ist längst alles ringsumher „klar," weit und breit ist Ackerland, und der Wald ist sehr entfernt. Well, Sir, schauen's, des isch a difference! Aber schauen's auch hin, des

isch auch a difference." Er zeigte mir ein Bild von Montreal, wie es im Jahre 1803 gewesen war. Die Stadt sah wirklich so bescheiden und kümmerlich aus, wie jetzt kaum eine ihrer Vorstädte. Und Hr. Xmeier zeigte mir mehrere Stellen, wo er an sumpfigen Orten mit seinem Vater Schnepfen gejagt hatte, während jetzt dort schöne Häuser und Kirchen aufgeschossen waren.

Ich ließ mich auch noch, so spät es auch schon in der Nacht war, auf das Feld führen, wo man mir von einem dicken wilden Weinstock erzählt hatte. Wir fanden ihn. Es war ein alter, rauher, etwa drei bis vier Zoll dicker Stamm, der in zwei Aesten auseinander ging und mit dem einen in einen Birnbaum, mit dem andern in einen Ahornbaum verschlungen und verwachsen war. Es mußte schon ein ziemlich alter Stock seyn. Mein Freund meinte, er sey hundert Jahre alt, und sie hätten ihn daher auch, obgleich er wenig Früchte trage, immer respektirt. Wilde Weinreben wachsen hier nicht nur überall in den Wäldern, sondern sie ranken auch namentlich viel in den Hecken und Umzäunungen, wie bei uns in Norddeutschland die Brombeersträuche. Der Weinstock soll auch in den Wäldern am ganzen Ottawa hinaufgehen, d. h. an einem Flusse, der fünf Monate im Jahre gefroren ist. Es sieht fast aus, als ob der Weinstock sich des Breitengrades des Landes erinnere, während Luft und Wasser ihn vergessen haben. Es scheint übrigens, als ob es auch die ersten Entdecker dieses Landes besonders erfreut und verwundert habe, Wein in diesem Lande zu finden. Sie widmeten im ersten Jubel eine der großen Flußinseln dem Bacchus (l'île de Bacchus). Auf den alten Landkarten des Flusses St. Lorenz sind recht häufig längs der Ufer Weingärten und Weinberge sehr zierlich gezeichnet. Gerade über eben diese wilden Trauben in so rauhen Gegenden hatten sich auch schon 800 Jahre vor den Franzosen die Normannen vor allen Dingen verwundert, und hatten das von ihnen gefundene amerikanische Land nach dem Produkte, das sie hier am wenigsten

zu finden erwarteten, „Weinland“ genannt. Diejenigen, welche noch immer nicht so recht an die normännischen Entdeckungen in Amerika glauben wollen, sollten doch einmal in den alten dänischen Berichten die Stelle nachlesen, wo der alte Deutsche Türker, der einzige Deutsche, der die ersten Normannen in Neuengland begleitete, ganz entzückt aus dem Walde, mit einem großen Bündel Früchte in den Händen, hervortritt, und mit dem Ausrufe: „O Trauben, Trauben, wie ich sie in meinem Vaterlande sah!“ zu seinen Gefährten am Ufer eilt. Sie würden dann wahrnehmen, wie sehr diese Erzählung mit den späteren Berichten der Franzosen am Lorenzo stimmt, die auch mit freudiger Verwunderung reife Trauben aus den Wäldern hervorschleppten und, wie gesagt, gleich den Normannen das Land dem Bacchus weihten.

Nebenher kann ich aber bemerken, daß in den kalten canadischen Wäldern auch noch sonst weit weniger Mangel an allerlei Früchten ist, als in unsern Wäldern. Von wilden Pflaumen- und Kirschenbäumen sprach ich schon. Die Stachelbeeren sind hier ebenfalls einheimisch und in allen Wäldern verbreitet; ebenso die Johannisbeeren, Erd-, Krons-, Brom-, Heidel- und noch andere Beeren, alle in großer Fülle und dabei fast alle viel schmackhafter und größer als bei uns.

„Dieser alte Weinstock erinnert mich daran, daß ich Ihnen noch gar kein Glas Wein angeboten habe. Treten Sie herein, mein Herr, und genießen Sie ein Gläschen Rheinwein, wie es so zuweilen hier zu uns nach Canada her verschlagen wird.“ So sprach mein alter Halblandsmann. „Die Deutschen, ich versichere Sie, haben einen hohen Namen in diesem Lande. Man nimmt sie überall gern und heißt sie überall willkommen. Es leben alle Deutschen, die noch einmal in unser Ottawaland einwandern werden! Ich wünsche ihnen, daß sie so zufrieden seyn mögen, wie ich es geworden bin!“

„Wie steht es denn mit der Temperance hier zu Lande, mein werther Landsmann?“

„Ach ja, mit der Temperance! An einigen Stellen im Lande ist es gar arg damit. Aber sehen Sie, ich bin halt kein Temperanzmann, ich denke halt, Jeder sollte sein eigener Meischster seyn. Ich bin zwar nur ein deutscher Canadenser, aber das macht nichts, ich liebe mir doch zu Zeiten ein Gläschen Rheinwein!"

Ich nahm dann Abschied von meinen guten Leuten und kam spät in der Nacht zu meinem Dampfschiff zurück, das sich gegen Morgen wieder in Bewegung setzte und uns endlich glücklich nach la Chine zurückführte, von wo aus wir dann bald Montreal wieder erreichten.

XXVI. Der Cataragui.

Der Name „St. Laurent" wurde von dem ersten französischen Entdecker Cartier zunächst bloß einer kleinen Bai oder einem Hafen in der Nähe der Mündung des großen Flusses gegeben. Der Fluß selbst wurde anfänglich bloß „der große Fluß von Neufrankreich" (la grande rivière de la nouvelle France) oder „la grande rivière de Canada" genannt, so wie der große Mündungsbusen des Flusses zwischen Canada und Neufoundland in ältesten Zeiten „Golfo quadrado" (der Quadratgolf), oder dann: „la grande baye de la nouvelle France" hieß. Allmählig wurde der Name des heiligen St. Lorenz weiter ausgebreitet, zuerst über die besagte Bai, die wir jetzt „the Golf of St. Lawrence" nennen, und dann auch auf den großen Fluß von Canada. Dieß geschah aber erst zur Zeit Champlains am Anfange des 17. Jahrhunderts.

Während des 16. Jahrhunderts wurde der St. Lorenz gemeiniglich nur bis Montreal auf den Karten dargestellt, weil man ihn nur bis dahin sicher kannte. Der Name blieb daher auch

vorzugsweise diesem Stücke des Flusses, der auch nur bis zu diesem Punkte eine solche einige und ungetheilte Wasserader darbot, wie sie nöthig zu seyn scheint, um sie einem einzigen Namen unterordnen zu können.

Bei der Insel Montreal zersplittert sich die Wassermasse. Es fließen hier eine Menge Arme zusammen. Es dauerte wohl eine Zeit lang, bis die Entdecker sich hier zurechtfanden und erkannten, daß diese Arme Theile von zwei großen Hauptflüssen seyen, von denen der eine aus Nordwesten und der andere aus Südwesten herabkommt. Beide Flüsse waren beinahe gleich mächtig, und es war daher ziemlich natürlich, daß man annahm, keiner von ihnen sey der eigentliche Fluß St. Lorenz, und daß man in Folge dessen zwei ganz neue Namen erfand. Den nordwestlichen Fluß nannte man „la grande rivière des Ottonais“ (Ottawa) und den südwestlichen kürzern, der einem See (dem Ontario) entfloß, den Fluß von Cataracoui oder Cataragui, nach einem Indianerdorfe und Stamme.

Wir sehen während des 17. Jahrhunderts daher lange die Idee vorwalten, daß der St. Lorenz erst aus der Vereinigung des Ottawa und Cataragui bei Montreal entstehe. Später erkannte man, daß dieser Cataragui das ganze Jahr hindurch weit gleichmäßiger groß und mächtig blieb, als der Ottawa, und eigentlich eine Fortsetzung des Hauptkörpers des St. Lorenz selber sey. Man trug daher allmählig den Namen der untern Hauptader auch auf diese obere Hauptader über, und jetzt ist der Name Cataragui fast völlig vergessen und der St. Lorenz herrscht bis zum Ontario. Der Kürze halber kann es indeß wohl erlaubt seyn, ihn noch einigemale zu gebrauchen für die Umschreibung: das St. Lorenzstück von Montreal bis zum See Ontario.

Es ist einer der interessantesten Abschnitte des großen Flusses, berühmt durch seine zahlreichen Stromschnellen, durch die anmuthigen Landschaften seiner „tausend Inseln,“ und ausgezeichnet durch

Kanäle und andere merkwürdige Kunstarbeiten. Wie bei der Fahrt zum Ottawa führte mich die Lokomotive zuerst nach dem alten Hafenorte La Salle's, dem oft genannten La Chine. So sehr sich La Salle auch in dem Namen irrte, den er seiner Colonie gab, so richtig war doch sein Blick in Bezug auf die Wahl der Localität und die Firirung des Punktes. Denn noch heutiges Tages wie vor 200 Jahren schifft sich Alles,[1] was von Montreal in irgend einer Richtung aufwärts geht, an eben diesem Punkte ein. Auch die Eisenbahnen aus dem Süden und Westen kommen zu diesem alten Wegeknotenpunkte und setzen von hieraus in Booten über den Fluß.

Auf einem hübschen Dampfer — einem „pretty fast running boat" — setzten wir durch den See St. Louis seiner ganzen Länge nach und erreichten am Nachmittage die Kataraften, mit denen der Cataragui sich in diesen See ergießt. Es ist wieder eine ganze Reihe von rauschenden Wirbeln und Stromschnellen, meilenlang, wie an manchen Stellen des Ottawa. An vielen Felsenriffen löst sich der Fluß fast in Schaum auf, indem er nur schmale Kanäle läßt für die Abfahrt der Schiffe. — Die alten französischen Colonisten haben drei Hauptfelsenriffe zu erkennen geglaubt und haben sie den „Lochsprung" (saut du trou) den „Dickichtsprung" (saut du buisson) und die „Cederschnelle" (rapides des cèdres) genannt. „Sauts" und „rapides" sind im ganzen Lorenzosystem die gewöhnlichen Namen für Katarakte oder Stromschnellen.

Auch diese Rapiden beförderten eben so wie die oben erwähnte Armspaltung die Ansicht, daß der St. Lorenz hier am Ende sey. In einer solchen Reihe von Kaskaden scheint der Fluß und seine Bedeutung sich völlig aufzulösen, und es scheint dann, wenn er sich wieder sammelt, etwas Neues geboren. Nach derselben Idee nannten die Römer den Fluß Donau unterhalb der großen Katarakten des eisernen Thores nicht Danubius, sondern Ister.

[1] Nur die Waaren gehen durch den schon erwähnten La Chine-Kanal.

Die Loch= Busch= und Cedersprünge haben lange genug die Schifffahrt völlig unterbrochen und haben nur den Transport kleiner Ruderboote möglich gemacht. Bei der Auffahrt muß man sie noch jetzt in künstlichen Kanälen umgehen. Bei der Abfahrt wagt man sich oft mitten in die Schaum= und Felsenlabyrinthe hinein. Namentlich thun dieß jetzt immer die Dampfschiffe, mit denen wir viel leichter, als mit irgend einer andern schiffbewegenden Kraft vor= und rückschreitende sowohl als Seitenbewegungen ausführen können. — Aber selbst den Dampfern ist diese Passage erst seit einigen Jahren möglich geworden. Jedes Jahr nimmt wohl einige Felsköpfe weg und erweitert einige Thore. Und wir hörten auch jetzt bei unserer Reise es überall aus den Gebüschen und von den Flußufern her schießen und donnern, zum Zeichen, daß die Steinmetzen und Ingenieure nicht aufhören, der eigensinnigen Natur hier eine langjährige Schlacht zu liefern, die sie aber am Ende doch noch gewinnen werden.

Die Auffahrt durch die Kanäle ist bei den Reisenden als etwas langweilig verschrieen. Der Dampfer wird dabei fast ein Dutzendmal in Schleusen eingekerkert, und erhebt sich dann nach der Füllung seines Gefängnisses allmählig wieder auf eine freie Höhe, wo er aber bis zum nächsten Gefängniß nur eine kurze Strecke zu laufen hat. Ich fand aber diese Operationen an sich interessant. Es schien mir, als würden sie verhältnißmäßig mit bewunderns= werther Schnelle ausgeführt, besonders wenn ich die Menge von Schiffen bedachte, die hin und her passirten und denen wir auf unserer Fahrt begegneten. Freilich erlaubt es die Wasserfülle in dem St. Lorenz, daß diese Kanäle stets reichlich gespeist werden können. Man kann, so oft ein Schiff kommt, ohne Erschöpfung zu fürchten, gleich die ganze Reihe von Kastenschleusen wieder voll machen. Auch haben diese St. Lorenzokanäle und Schleusen den Vortheil, daß sie nie gereinigt zu werden brauchen. Das Wasser

des Flusses ist in den Seen so abgeklärt, daß es fast gar keinen Schmutz und Schlamm hinterläßt.

Wenn die Distanz zwischen zwei Schleusen nicht sehr groß war, hatten wir Passagiere zuweilen Zeit, die Strecke zur Abwechselung zu Fuß zu machen. Wir sahen dann oft ganz in unserer Nähe Abschnitte des alten wilden, breiten und waldigen Flußkanals, in dem die Natur ihre tausendjährige Arbeit noch nicht beendet hat.

Man sagte mir, daß diese Kanäle jetzt Schiffe von 10 Fuß Tiefe zuließen, und daß mithin ziemlich große Seenschiffe und auch Seeschiffe jetzt hier durchpassiren könnten. Da ähnlich tiefe Kanäle auch weiter oberhalb die Wasserfälle von Niagara und St. Marie umgehen, so können jetzt Seenschiffe von nicht allzumassenhafter Größe und Ladung von Chicago und von den entlegensten Punkten des Lake Superior nach Montreal und Quebec zum atlantischen Ocean herabkommen. Man hat seit einiger Zeit Schiffe in Montreal ankommen sehen, die einen Binnenlandwasserweg von 1400 Meilen zurücklegten. Man hat am Ontario Schiffe für Australien gebaut und sie direkt aus den innern Häfen dieses Sees um die Welt segeln lassen.

Dieß alles ist schon außerordentlich, wenn wir es mit dem vergleichen, was nur noch vor einigen Jahren hier möglich war. Aber man denkt schon auf neue und noch großartigere Erweiterungen. Die Kinder in Amerika wachsen außerordentlich schnell, und kaum hat man ihnen einen Rock machen lassen, so wird er schon zu eng gefunden und man muß wieder auf ein größeres Kleid denken. Der Eriekanal war kaum fertig, so fing man schon an, seine Erweiterung und die Beseitigung seiner alten engen Schleusen zu betreiben. Eben so geht es hier. Man will die Lorenzokanäle auf 14 Fuß Tiefe und doppelte Breite erheben, und hofft dieß in Kurzem auszuführen. Dann können auch die größeren Seeschiffe, was die kleinen schon jetzt thun, in Liverpool oder andern noch entfernteren Häfen ihre

Ladung einnehmen und sie den Indianern und den westlichsten Backwoodsmen so zu sagen vor die Thür bringen.

Wie zu einer Unterbrechung des Handels, so gaben diese Rapiden und Kataraken auch zu einem Abschnitt in der Colonisirung und politischen Abtheilung des Landes Veranlassung. Es endigt mit und bei ihnen das alte französische Canada, die jetzige Provinz Niedercanada. Die letzten Seigneurien und französischen Dörfer liegen längs dieser Katarakten und längs unseres Kanales. Die Gegend ist durchaus nicht unfruchtbar. Vielmehr sahen wir oft Meilen weit einen Acker sich an den andern reihen. Auf der Nordseite des Flusses hört die alte französische Wirthschaft ein wenig früher auf. Auf der Südseite erstreckt sie sich noch etwas weiter aufwärts. Coteau du Lac und Longreuil sind die letzten französischen Dörfer. Darauf fangen die brittischen Colonien und mit ihnen Obercanada an.

Die Franzosen hatten freilich in Canada noch viele kleine Forts und damit verbundene Ansiedlungen viele hundert Meilen tief im Innern, und es mochten auch noch hie und da Aecker von ihnen bestellt werden. Aber das eigentlich zusammenhängende, beackerte und bewohnte Canada der französischen Bauern hörte immer hier in der Nähe von Montreal und bei diesen Rapiden auf. Weiter hinten war das Canada der Militärs und Voyageurs.

Gegen Abend kamen wir in den See St. Francis hinaus. Es ist ein ähnliches breites Gewässer, halb Fluß, halb See, wie ich deren beim Ottawa näher beschrieb. Die Nacht fügte diesem imposanten Stromsee noch manche Reize hinzu. Sein dunkles Gewässer lag langgestreckt vor uns. Seine Uferlinie war in der Ferne durch Leuchtthurm und andere Lichter bezeichnet. Manchmal irrte ein hochschwebendes Licht, als wäre es ein Irrlicht, aus der Wolfsschlucht neben uns vorüber. Es hing in dem Tauwerke eines Schiffes, vor dessen Rumpfe wir in der rabenschwarzen Finsterniß nichts sahen.

In der Ferne hatte der Horizont einige helle weitleuchtende Flecke. Man sagte mir, es seyen Brände in Wäldern, 30 Meilen entfernt. Wir mußten um Mitternacht noch einmal wieder in einen Kanal einschlüpfen. Ich werde diese interessante Mitternachtskanalscene nicht so leicht vergessen. Die Schleusen waren hell wie am Tage erleuchtet, und auf den Quais, so wie im Wasser ein solches Getreibe, ein solches Hin- und Herfahren, wie in einem Elbehafen kaum am Tage.

Der Mund des Kanals steckte voll Schiffe. Einige drängten sich mit uns in die Schleusen hinein. Ein Paar Dampfer schossen eben daraus hervor, und suchten das dunkle Weite auf dem Lake St. Francis. Trotzdem daß wir alle mit gelben, blauen und rothen Lampen illuminirt waren, wären wir doch bald gegen einander gefahren. Aber es ging gut, und da wir endlich sahen, daß die langwierige, aber gefahrlose Kanalfahrt und das Auf- und Abtanzen in den Schleusen wieder anfing, so wurden wir endlich müde und zogen uns in unsere Schlafcajüten, oder wie die Amerikaner sagen, in unsere Staterooms zurück.

Warum diese kleinen, meistens zweischläfrigen, nett eingerichteten Cajüten „Staatszimmer“ heißen, das weiß ich nicht. Es ist aber ein allgemein adoptirter Amerikanismus, den man sogar in Bartletts Dictionary of Americanism's aufgenommen und behandelt findet.

„Da hatten wir eben einen rechten „narrow escape,“ sagte ich beim Eintreten in mein Stateroom zu meinem Schlafkameraden, den ich in einem der beiden Betten vorfand. „Wir wären bald mit einem andern Dampfer Kopf gegen Kopf zusammengerannt, und es ist ein wahres Wunder, daß wir entschlüpften.“

„O yes, Sir, ja wohl, ja wohl,“ sagte er gähnend. „Das ist nichts Seltenes hier zu Lande. Die Schiffe rennen sich gegenseitig in den Grund, oder sie sprengen sich selbst in die Luft. So geht es hier her. Bin schon gewöhnt daran!“

„Ich kann mich gar nicht recht daran gewöhnen,“ bemerkte ich, indem ich in meine Koje kroch, zu meinem Reisegefährten, der ein blühender langgewachsener junger Amerikaner war.

„Ach, lieber Himmel,“ sagte er von oben herab, denn er hatte die obere Koje. „Trösten Sie sich. Hier in Canada geht alles noch so ziemlich vorsichtig und schrecklich langsam. Ich kann dieß Land nicht ausstehen. Sie gehen mir hier gar nicht über Kopf genug (they do not go a'head enough). Da kommen Sie erst einmal nach dem Mississippi. Da geht es ganz anders her. Da liegt man keinen Augenblick in seiner Koje sicher. Die Schiffe sind sehr flach und dünn gebaut, und solche alte Baumäste oder Snags, wie es deren so viele im Mississippi gibt, gehen oft geradewegs durch den Körper des Schiffes und erdolchen einen mitten im Bette. Dann ereignet es sich, daß so ein Schiff Feuer fängt, besonders im heißen Sommer, wo alles Holzwerk so trocken wie Zunder ist, oder in der Zeit des Baumwollentransports, wo alle Schiffe mit diesem entzündbaren Stoffe überladen sind. So kommt es alle Tage vor, daß so ein Schiff in wenig Augenblicken mit allem Lebendigen und Todten, was es enthält, bis auf den Rand des Wassers herabbrennt. Oft bei kurzen Wendungen oder sonst läuft das Wasser aus dem einen Boiler in den andern über. Dieser wird leer und berstet dann, „and up you go in the air!“ — Das schlimmste Uebel aber ist auf dem Mississippi das „racing,“ diese krankhafte und unwiderstehliche Leidenschaft, von der die Kapitäne und Schiffsmannschaften sowohl als auch das ganze Publikum inficirt sind. So wie ein paar Schiffe, die den gleichen Cours halten, sich begegnen, ist es als wenn sie von der Mastspitze bis zum Kiel von Eifersucht und Kampflust, gleich zwei Puterhähnen, ergriffen würden. Sie drängen sich nahe an einander, sie schneiden sich einander den Weg ab und schieben den Gegner wo möglich aus dem Fahrwasser hinaus. Das Publikum hilft den Kapitänen, regt sie noch mehr auf und

applaudirt ihnen. Selbst der ängstlichste fühlt sich excited, und wenn er auch den Tod vor sich sieht, kann er doch nicht umhin, Partei zu nehmen. Bei diesem Unfug gehen die meisten Schiffe zu Grund, sinken, fliegen auf, verbrennen oder kommen sonst wie um."

„Ach, mein Gott, Sie entwerfen ja eine entsetzliche Schilderung. Ich werde in meinem Leben keine Mississippireise machen."

„Je nun, ist man dort, so vergißt man es wohl, wenn man sich hütet, daran zu denken und seine Phantasie fieberhaft aufzuregen (except your imagination works yourself up to a fever), und Sie schlafen dann selbst an Bord eines solchen Mississippi-Steamers „first rate."

Hier auf den Kanälen des St. Lorenzo schliefen wir dießmal wirklich so. Und als ich am andern Morgen zufällig nach dem Namen unseres Schiffes fragte, vernahm ich, daß es Phönix hieß. In der Mitte des Schiffs, vor dem Eingange der Damencajüte, hing auch ein großes Bild des Vogels Phönix, wie er in Flammen aufgeht, und daneben das Portrait des Dampfschiffs. Es war als hätten der Maler und Schiffsbaumeister den in Flammen und Wellen untergehenden Passagieren zurufen wollen: „Tröstet euch. Wie der Vogel Phönix sein Nest, so bauen wir schnell ein neues Dampfschiff wieder, und ihr selber transformirt euch ja in der andern Welt auch phönixartig!"

XXVII. Die Geschichte eines Stückes Land.

Am andern Morgen schwammen wir nun immer mitten zwischen Canada und den Vereinigten Staaten dahin. Wir hatten während der Nacht die äußerste Gränze von Canada überschritten, die gerade längs des 45. Breitegrades läuft. Dieser

grad scheidet die Staaten von Newyork, Vermont, Newhampshire auf der einen Seite und Untercanada auf der andern. Man kann diesen Parallelkreis gewissermaßen mit den Händen greifen und mit den Augen sehen. Denn es sind hie und da zur Bezeichnung der Grenze die Wälder strichweise ausgehauen. Auch hatte mir mitten in der Nacht ein Herr, indem er mir einige Lichter und Ortschaften bezeichnete, die auf ihr lagen, diese Linie so zu sagen wirklich gezeigt.

Dieser ganze Landstrich vom See Ontario längs des St. Lorenzo bis zu jenem 45. Grade wurde einmal im vorigen Jahrhundert an ein einziges Individuum verkauft und bildete einen zusammenhängenden Ländereibesitz von drei Millionen Acres, d. h. beinahe 5000 englischen Quadratmeilen Landes. Da man in Deutschland die Geschichte der Ausparcellirung und allmähligen Behandlung großer amerikanischer Ländereien selten vernimmt, so wird es vielleicht manchem Leser interessant seyn, wenn ich ihm hier beispielsweise eine solche Geschichte erzähle, deren Details mir durch den Nachkommen jenes ersten Besitzersf elbst mitgetheilt wurden.

Ein gewisser Hr. Macomb machte mit noch ein paar andern Gefährten kurz vor oder kurz nach der Zeit der amerikanischen Revolution — ich weiß nicht mehr genau das Jahr — eine Jagd- und Canoereise auf dem Lorenzo oder vielmehr Cataragui. Er lernte dabei auch namentlich diese großen Landstriche, die uns jetzt vor Augen lagen, die nördlichen Partien des Staates Newyork, näher kennen. Dieselben standen nicht eben im besten Rufe. Früher bildeten sie einen Theil des Landes der sechs Nationen oder Irokesen. Sie waren daher weder von Franzosen, noch von Engländern je recht unterjocht worden. Sie stellten, wie das übrige Irokesenland, so zu sagen ein wüstes Schlachtfeld zwischen Engländern und Franzosen vor.

Auch zur Zeit der Jagdreise des besagten Macomb lebten dort

bloß Indianer, freilich jetzt nur noch kümmerliche Ueberreste der alten tapferen Irokesen. Auf den Landkarten jener Zeit ist diese ganze Gegend ein völlig weißer Fleck. Der Hudsonfluß wurde mit seiner unbekannten Quelle zuweilen auf sehr verschiedene Weise hineingemalt. Ich habe schon oben gesagt, daß es hier, selbst jetzt noch namentlich in den östlichen Theilen, Gegenden gibt, die noch keineswegs gut bekannt sind, obgleich man sagt, daß der Staat Newyork hier seine wahre, seen- und bergereiche Newyorker Schweiz besitze.

Jener jagende Hr. Macomb nun, sage ich, entdeckte und erblickte schon um das Jahr 1796 herum ganz andere Dinge. Er sah schöne Wälder, nutzbare Bäume und fruchtbare Aecker, und spürte manche schöne Localitäten zu Bauplätzen für künftige Städte und Dörfer aus. Er associirte sich mit einem andern Mann und beide brachten ein Capital von circa 200,000 Dollars zusammen, von dem sie glaubten, daß sie damit etwas ausrichten könnten.

Die finanziellen Zustände des Staates Newyork, sowie die aller Unionsstaaten waren in dem ersten Jahrzehent der Revolution deplorabel. Die Summe, welche Hr. Macomb und sein Genosse baar darbieten konnten, war daher den Leitern des Staates sehr willkommen, und sie gaben dafür gern eine ganze Partie ihrer nutzlosen Ländereien, wie gesagt, nicht weniger als drei Millionen Acres hin, jeden Acres zu 8½ Cent, d. h. eine Quadratmeile zu circa 50 Dollars. Es wurde darüber ein Contrakt aufgesetzt, und ich habe das Original dieses merkwürdigen Contraktes selber gesehen.

Da das weite Land noch unberührt und völlig unvermessen dalag und niemand wußte, wie weit ein oder zwei oder drei Millionen Acres gehen würden, so war vor allen Dingen eine Vermessung des Landes nöthig. So wie man die erste Million Acres richtig herausgemessen hatte, wurde den Käufern ein Grant gegeben, und sie damit durch den Staat Newyork belehnt. Dasselbe geschah bei der Vermessung der zweiten und dritten Million.

Diese Grants erschienen mir wieder als sehr interessante Dokumente in diesem dokumentenarmen Lande. Sie waren auf Pergament geschrieben, und ein großes wächsernes Wappen des Staats Newyork angehängt. Es zeigte dasselbe auf der einen Seite eine zwischen Bergen aufgehende Sonne, und auf der andern einen Felsen in der Meeresbrandung, mit dem Motto „Frustra!“ Dieß erste Wappenbild des Staates Newyork ist längst durch ein anderes ersetzt worden.

Mit diesem so gewonnenen Territorium zwischen Ontariosee und Montreal fingen die Käufer nun einen Ländereienausverkauf en gros an, wie er selbst in den Vereinigten Staaten nur selten vorgekommen seyn mag. Sie ließen natürlich ihren Landstrich auf alle Weise beschreiben und bekannt machen. Sie reisten nach Europa, um Mitarbeiter, Abnehmer und Colonisten zu finden. In Holland, in England und Frankreich bildeten sich kleine Compagnien, denen sie einzelne Striche verkauften; z. B. eine holländische Compagnie nahm allein eine halbe Million Acres auf eigene Rechnung, eine französische, glaube ich, auch ein paarmal hundert tausend. Kleine Parzellen von mannigfaltiger Größe wurden von einzelnen Individuen gekauft.

Der ursprüngliche Anreger des ganzen Projektes gerieth, während diese Operationen fortgingen, ich weiß nicht wie, in Schwierigkeiten, und da er vom Schauplatze abtrat, so wurde sein Compagnon, der Vorfahr einer geachteten Familie in Newyork, alleiniger Eigenthümer und Disponent des ganzen nicht ausparcellirten Restes, der sich noch auf eine Million Acres belief. Er widmete sich selbst dem Geschäfte, diese Ländereien zu bevölkern und durch Farmers anzubauen. Da diese von ihm berufenen Farmers allmählig selbst Eigenthümer wurden, so hat sich denn im Laufe der Jahre jene eine Million Acres wieder vermindert, und jetzt sind im Besitze seiner Nachkommen nur noch 200,000. Nur — d. h. immer noch 300

Quadratmeilen, d. h. immer noch so viel als das Territorium des Großherzogthums Weimar.

Ich denke mir, es müßte unsern großen Gutsherren in Europa recht intressant seyn, zu wissen, wie und nach welchen Principien ein amerikanischer großer Ländereienbesitzer bei der Verwaltung seines immobilen Vermögens verfährt. Ich hörte ihn darüber ungefähr so sprechen: „Ich gebe meine Aecker an die Liebhaber im Ganzen unter sehr leichten und einladenden Bedingungen ab. Ich sehe nicht darauf, ob einer Capital hat oder nicht. Ich wünsche nur, daß er kräftig, arbeitsfähig, willig und von unbescholtenem Charakter sey. Und nach diesen Instruktionen haben meine Agenten die sich meldenden Leute abzuweisen oder zuzulassen. Ich lasse den Ansiedlern Zeit, sich in dem Stücke Wildniß, das ihnen gegeben wird, zurechtzufinden und allmählig etwas zu ernten, womit sie zahlen und den bedungenen Kaufpreis allmählig abtragen können. Wann und wie sie dieß thun wollen, lasse ich ganz von ihrem Willen abhängen. Ich verlange auch keine Verzinsung des Capitals und keinerlei Rente für das Land. Die Rente, die sie mir zahlen, ist die Arbeit, durch die sie das Land, das, so lange der Kaufpreis noch nicht bezahlt ist, mein Eigenthum bleibt, verbessern und täglich mehr werth machen. Diese Arbeit wird von meinen Agenten etwas controlirt und geleitet, und wenn sie weder zahlen noch fleißig sind, so verlangen wir z. B. von ihnen, daß sie dieß oder jenes Stück Land vom Walde reinigen, oder daß sie ein paar Brücken oder vielleicht eine neue Scheune bauen. Zuweilen zieht wohl der Ansiedler weg, nachdem er zehn Jahre die Früchte seiner Arbeit genossen hat, ohne mir einen Pfennig bezahlt zu haben. Da er mir aber statt Sümpfe Wiesen, statt Wälder Felder, statt Dickicht Häuser und Stallungen zurückläßt, so finde ich doch noch meine Rechnung dabei und kann nun einen höhern Preis für denselben Acker bekommen."

Ich sah eine höchst merkwürdige Kartensammlung über diese

weitläufigen Ländereien. Jede Township, jede Sektion hatte auf diesen Karten ihre eigene detaillirte Darstellung, und jeder einzelne Ansiedler war mit der Größe und Ausdehnung seines Besitzthums darauf bezeichnet. Beim Durchblättern dieses interessanten Buchs, in dem ein Theil amerikanischer Ansiedlungsgeschichte dargestellt war, fielen mir einige Gegenden auf, in denen die Ansiedlungen sehr gedrängt, die Besitzthümer sehr klein, andere, in denen umgekehrt beide weitläufig und groß waren.

Diese verschiedene Vertheilung, belehrte man mich, beruht auf einem Unterschied der Nationalitäten. Die kleinen dicht gedrängten Besitzthümer sind die deutscher Bauern, die großen und weitläufigen rühren von Amerikanern, von Yankees, her. Der Deutsche tritt in diesem unbekannten Lande etwas schüchtern und bescheiden auf. Auch ist er schon in seinem Vaterlande gar nicht daran gewöhnt, so mit beiden Händen zuzugreifen, wie der Yankee. Endlich hat er immer die Idee, wo er auch sey, ein kleines Deutschland, eine neue Heimath zu stiften. Er wünscht Nachbarn und besonders deutsche Landsleute rings um sich her zu haben. Daher sehen Sie, wie er sich einen solchen kleinen Strich Landes von zwanzig oder dreißig Acres oder etwas mehr aussucht, so viel er glaubt, gewissenhaft bestreiten und auch einmal bezahlen zu können. Bei solchen kleinen Parzellen kann er auch Nachbarn, Umgang und Beihülfe ganz in der Nähe haben. Sie sehen daher hier die Herren Meier, Müller und Comp. und ihre kleinen Aecker alle wie Bienen und Bienenzellen dicht an einander gruppirt.

Der Yankee dagegen, der sich hier und überall zu Hause findet, und der gewohnt ist, alles nach einer langen Elle zu messen, tritt hinaus ins Feld und den Wald, wie der Herr der Schöpfung. Er hat keine Furcht vor Sümpfen und Wäldern, und denkt nach seinem go-a-head-Princip, er werde schon durchkommen. Er nimmt sich daher oft eine ganze Quadratmeile oder, wenn er es haben kann,

lieber drei Meilen lang und zwei in die Quere. Da baut er zunächst für seine Frau und Kinder ein kleines möglichst gemächliches Blockhaus, und hat er diese im warmen Neste, so quält er sich selbst Tag und Nacht draußen ab — erst allein, schreitet er fort, mit Knechten — um einen Acker nach dem andern auszuroden. Um Nachbarn bekümmert er sich gar nicht. Er verläßt sich auf sich selbst, und da er auch nicht social ist, so kann er Jahre lang ganz allein im Walde stecken, ohne, es sey denn „für Business," einmal daraus hervorzukommen. Er haßt vielmehr die Nachbarschaft, und kommen ihm zu viele Nachbarn nahe, so wandert er bald nach dem weiten Westen aus, um den Nachbarn zu entfliehen. „Hills," sagt er, „are the best neighbours" (die wilden Hügel sind die besten Nachbarn). Es ist ein ächtes Yankee-Sprüchwort. Sollten Sie einmal nach dem Westen kommen, so werden Sie selbst in den sparsam bevölkerten Staaten Missouri, Arcansas rc. nicht selten alte Leute finden, selbst siebenzigjährige Greise, die eines Tages plötzlich ihre Habseligkeiten zusammenpacken, ihre Farm verlassen, westwärts ziehen, und die, wenn Sie sie um die Ursache fragen, Ihnen antworten: „Ich gehe fort, weil es mir hier zu geräuschvoll und zu bevölkert wird."

Die deutschen Ansiedler sind mir die willkommensten. Sie sind fleißig und ausharrend, und sie wollen ein Land nicht nur ausbeuten, sondern es zu einer bleibenden Wohnstätte für sich organisiren. Sie sind sparsam und pünktlich. Sie lieben es, einen Zehrpfennig, einen Heckthaler oder ein kleines Kapital baar im Koffer zu haben. Sie hassen aber vor allen Dingen Schulden, und tragen daher ihre Zinsen, Renten oder Kaufpreisraten äußerst pünktlich ab, so eifrig, daß man wohl sieht, wie bei jedem bezahlten Thaler ihnen ein Stein vom Gewissen fällt. Der Yankee empfindet minder zart und kann eine ziemliche Menge Schulden ertragen. Er borgt, er spekulirt auf Credit und steckt, so lange er kann, sein

Geld immer wieder in neue Improvements, bis er am Ende ein reicher Mann wird und dann seine ganze Schuld und seinen Kaufpreis auf einmal abträgt, den der Deutsche Bischen für Bischen tilgte.

XXVIII. Emigranten.

Ich wollte, ich hätte diese Herren und die Geschichte und Verhältnisse des Landstriches, an dem wir vorüberrauschten, schon damals gekannt, denn unser Dampfer war voll von deutschen Auswanderern, die alle dem weiten Westen zuströmten, und die vielleicht auch hier ein noch näheres Unterkommen hätten finden können. Es wimmelte geradezu an Bord von Auswanderern aller Gattung, und man sagte mir, es sey dieß im Laufe dieses Sommers fast mit jedem Lorenzodampfer der Fall gewesen. Die Auswanderung über Quebec und den Lorenzo ist seit einigen Jahren in noch lebhafterem Zunehmen begriffen, als die über Newyork und Philadelphia. Es ist dieß aber für Canada keineswegs eine Einwanderung, sondern nur ein Durchmarsch. Die fruchtbaren Prairienstaaten um den See Michigan und um den oberen Mississippi herum sind jetzt das Hauptziel dieser Völkerfluth. Wie wenig Canada selbst davon profitirt, kann man daraus sehen, daß selbst noch in diesem Jahre (1854) die ganze Summe der deutschen Bevölkerung beider Canada's nicht 20,000 übersteigt.

Die Vermehrung der Transportmittel, der Eisenbahnen, der Dampfschiffe ꝛc. auf der Lorenzolinie ist wohl die Hauptsache jenes Wachsthums. Man beeifert sich jetzt auch in Quebec und Montreal, die canadischen Transportmittel vom Lorenzbusen nach Europa zu vermehren, und eben in diesem Jahre hatte sich wieder eine Gesellschaft begründet, um vier neue Seedampfer zu bauen,

und sie auf der Linie zwischen Quebec und Europa zu stationiren. Die Seefahrt zwischen Quebec und England ist etwas billiger als die Fahrt von Newyork nach Liverpool. Sehr bald werden die Auswandererschiffe alle direkt bis Montreal, ohne auszupacken, hinauffahren können, einige haben dieß schon jetzt ausgeführt; und wenn man will, so kann man auf dem Lorenzostrome ohne Benützung von Eisenbahnen bis Chicago, dem großen Centralhafen des Westens, beständig zu Schiff gelangen. Diese Fluß- und Seefahrt mag auch Vielen weit einladender erscheinen, als die langen Eisenbahnfahrten, die von Philadelphia und Newyork ins Innere auszweigen.

Kurz, der Glaube, daß die Einwanderung über den Lorenzo in den nächsten Jahren noch ganz unerhört zunehmen werde, ist in Canada ganz allgemein-verbreitet, und eben so, daß man nun auch bald nicht nur den bloßen Transitolohn dabei profitiren, sondern auch Arbeitskräfte selbst im Lande zurückbehalten werde.

Die Auswanderer, die wir an Bord hatten, zu beobachten und mit ihnen zu conversiren, war natürlich mein Hauptgeschäft. Ich sage natürlich, denn welch großes Feld für Ausblicke in die Zukunft solche 300 nach Amerika einwandernde Europäer darbieten, wie sie Phantasie, Verstand und Herz mannigfaltig aufregen, brauche ich wohl nicht zu detailliren. Es waren darunter 193 Deutsche, 32 Schweden, 30 Holländer und der Rest waren Britten.

Die armen Leute, von welcher Nationalität sie auch seyn mochten, sahen kümmerlich genug aus, höchst angegriffen und elend von den Reisestrapazen und zum Theil sehr dürftig gekleidet, und ein paar sehr vollständig, sehr warm und ganz geschmackvoll gekleidete Indianerinnen, die wir an Bord hatten, wurden von unsern deutschen Bauernjungen so angeglotzt, daß ich glaube, sie würden diese Personen, wenn sie überhaupt zu ihnen zu sprechen gewagt hätten, „Frau oder Mamsell Indianerin" angeredet haben.

Den Mangel an Kämmen und Haarbürsten in Skandinavien

und Germanien machten die gelben Flachsperrücken auffallend bemerkbar, und die kleinen Babies, die der Mutter im Schoße lagen, werden in Zukunft auch mehr Seife gebrauchen, als bis jetzt an ihnen verwandt wurden. Alle kamen mir in dieser Beziehung ganz gleich vor, Deutsche, Schweden oder Holländer, alle wie Brüder. Doch hatten die Schweden in ihrem Wesen und Angesicht viel mehr Markirtes und Charakteristisches. Einige unter ihnen von kräftiger Physiognomie sah ich besonders gern, denn wenn sie auch etwas dämmerlich dreinschauten, so war doch ein Ausdruck darin, und es sah aus, als könne man aus dem Holze etwas schnitzen. Ich glaube, daß man dieß überhaupt von dem meisten Auswanderer-Holze, das aus Europa kommt, sagen kann. Es wird hier etwas aus diesem Holze gestaltet, es bekommt Form, Schick und Politur. Aber die eigentlichen soliden Grund- und Ureigenschaften muß es doch von dort mit herüberbringen. Eine rechte ernste Emsigkeit, ein Stück natürlicher Ehrlichkeit, eine Wurzel guten Nachdenkens und das Gesäme erfinderischen und originellen Geistes, das kommt doch alles aus Europa nach Amerika, das immer dem old country wie ein nach Milch begieriger Säugling am Busen liegt.

Die Schweden sind jetzt wieder ein ganz neues Element in der Einwanderung. Sie kommen erst seit wenigen Jahren wieder, obgleich schon ihr großer Gustavus Adolphus einmal ihrer viele zur neuen Welt hinüberschickte. Manche von unsern skandinavischen Reisegefährten hatten noch ihr schwedisches Knäkebrod nicht alles verbraucht, und ich sah eine große nornenhafte schwedische Mutter zum Frühstück wie zum Mittagessen jedesmal ein großes Papier mit einer nicht sehr großen Sammlung von Knäkebrodstückchen entfalten und davon spärlich ihren Kindern austheilen Dabei wurden denn jedesmal die trockenen Krümchen sehr sorgfältig wieder zusammengelesen und verpackt. Ich hoffe, sie essen jetzt alle längst gutes amerikanisches Weiß- und Weizenbrod.

Wenn ich dasselbe nur auch von einer guten armen deutschen Familie denken könnte, mit der ich auch hier auf dem Lorenzo reiste! Ich entdeckte sie eines Tages früh nach dem luxuriösen Frühstück, das die ersten Kajütenpassagiere auf den amerikanischen Dampfschiffen Morgens einzunehmen pflegen. Ich hörte, daß noch eine zweite Frühstücksglocke erschallte, und daß dazu ein Diener, der auf dem zweiten Verdeck herumging, laut ausrief: „Welche von den Passagieren aus dem Zwischendeck zu frühstücken wünschen, belieben sich in die Hinterkajüte zu begeben.“ Der Mann schrie dieß einmal nach dem andern aus, und ich folgte ihm, weil ich neugierig war, zu sehen, welchen Effekt eine solche freundliche Einladung auf alle die armen Auswanderer haben würde. Allein zu meiner Verwunderung regte sich fast keiner. Ich hatte einen Augenblick vergessen, daß man der Einladung wohl folgen könne, aber sie theuer bezahlen müsse. Meine Schweden blieben bei ihrem Knäkebrod, das sie in Theewasser anfeuchteten, und meine Holländer bei ihren Käsebrocken. Mitten in dem Gedränge sah ich auf Waarenballen und Kisten eine Familiengruppe, die ich auf den ersten Blick als Landsleute vom Schwarzwald erkannte. Es war eine Mutter mit fünf Kindern.

Sie hatten nichts zum Frühstück als einen Kessel mit Thee und beklagten sich ein wenig, daß sie dieß nüchterne Getränk nun schon so lange ohne Zucker, ohne Milch und Butterbrod trinken müßten. Ich war so glücklich, ihnen, wenn auch nicht alle diese Dinge, doch einige verschaffen zu können, und kam so mit ihnen ins Gespräch. Ich fragte sie nach dem Orte ihrer Bestimmung. „Mutter, wie heißt denn der Ort, wo wir hinziehen?“ fragte darauf eine halberwachsene Tochter, an die ich mich zunächst gewandt hatte. „Ja, i woaß es halt nit! Der Vater wird's wohl wissen. He! Vater! wie heißt denn der Ort, wo wir eigentlich hinziehen?“

Bei diesen Worten trat, in einen langen wollenen kittelartigen Ueberrock gekleidet, ein bereits ältlicher, sehr ernster Mann hervor.



der mir schon vorher auf dem Oberdeck aufgefallen war. Die Frage seiner Frau schien ihn auch etwas in Verlegenheit zu setzen. „Ja! wie heißt der Ort denn gleich? So viel weiß i g'wiß: es wird da im Westen ein Kanal gebaut, und der Herr Agent hat mir gesagt, an dem sollen wir erst arbeiten und so etwas Geld verdienen, bis wir dann weiter schaffen können. Aber, warten Sie nur, mein Herr, ich habe es ja auf einem Zettel geschrieben, auf dem Empfehlungsbriefe, den mir der Herr Agent mitgegeben hat. Sehen Sie, hier steht es: Hamilton heißt der Ort, mein Herr."

Der gute Mann gab mir darauf einen kleinen, aus einem Tagebuche gerissenen Zettel, auf welchem eine kurze Empfehlung der ganzen Familie an einen Bewohner von Hamilton mit Bleistift geschrieben stand. Die Leute schienen große Dinge von diesem bleistiftenen Empfehlungszettel zu erwarten, und das Vertrauen auf dieses Papier allein führte sie nach Hamilton.

„Ja, sehen Sie, mein Herr, eigentlich waren wir von Haus aus nach dem Westen, nach Westconsin (er meinte Wisconsin), bestimmt, und wollten daher zunächst nach Chicago gehen, wo so viele unsrer Landsleute sind. Nun hat uns aber die Seereise weit mehr gekostet, als wir erwarteten. Statt unsere Nahrung, wie uns versprochen war, reichlich und ohne weitere Vergütung zu bekommen, haben wir sie immer theuer bezahlen müssen, und doch kaum so viel erhalten, als zur Lebensfristung nöthig war. Ich habe fast täglich für die bloße Erlaubniß, daß meine Frau uns aus unsern eigenen Vorräthen selbst etwas Warmes kochen dürfe, einen Schilling an den Schiffskoch bezahlen müssen. Die Folge ist gewesen, daß mir nun nicht mehr als fünf Dollars geblieben sind, und leider kostet die Reise nach Chicago für mich und meine Familie noch dreimal so viel." — Er präsentirte mir sein Fünfdollarpapier, das er als seinen einzigen Schatz sorgfältig versteckt hatte. — „Glauben Sie wohl, daß wir hiemit so lange werden haushalten können, bis ich etwas

verdiene? Sehen Sie, ich bin eigentlich ein Arzt, ein Dorfarzt aus dem Schwarzwalde, wo ich dreißig Jahre meines Lebens in einem kleinem Oertchen bei Neustadt prakticirt habe. Es wollte aber zuletzt gar nicht mehr gehen. Meine Familie wurde zahlreicher, meine Praxis geringer. Meine Haare sind, wie Sie sehen, vor der Zeit ergraut. (Er hatte in der That einen langen, schon ziemlich bereiften Bart.) Das allgemeine Elend ist überall im Schwarzwalde seit den letzten Ereignissen sehr groß geworden, und in unserem Dorfe war es gar nicht auszuhalten, da verkümmerte und verhungerte schier alles."

„Ja, wahrlich, mein Herr, es verkümmerte und verhungerte da schier alles, und wer das nicht selbst mit angesehen hat, der würde es wohl kaum glauben wollen, was ich ihm davon erzählen könnte," so betheuerte die Frau.

Dann kramte der Mann eine ganze Tasche voll von Papieren aus, um mir die Wahrheit seiner Aussagen zu dokumentiren. Darunter waren seine dreißig Jahre alten Studienzeugnisse, von dem damaligen Rektor der Universität Freiburg ausgestellt, auch die verschiedenen Zeugnisse seiner Lehrer in der Medicin; der Auswandererschein von den Behörden seines Dorfes, worin diese ihm bezeugten, daß weder Schulden noch andere Pflichten seiner Auswanderung entgegenstünden, und worin sie ihm zugleich ein besseres Loos in der neuen Welt wünschten, und endlich sein Päß, und dann seine Beschreibung von Kopf zu Fuß. Den Paß hatte er noch ganz besonders eingewickelt, und obgleich ihm das Papier seit seiner Einschiffung in Rotterdam ziemlich bedeutungslos geworden war, so schien er doch vor allem große Stücke darauf zu halten. Die europäische Polizei hat uns Deutschen von Kindheit auf einen solchen Respekt vor Päßen eingeflößt, daß wir sie gewissermaßen als Theile unseres Ich schwer loslassen und sie selbst in den Wüsteneien des westlichen Amerika's noch eine Zeit lang mit herumschleppen.

Haarsträubend waren die Schilderungen, welche diese armen Leute mir von ihrer Seereise entwarfen. Sie hatten vom Hafen von Liverpool aus bis Quebec nicht weniger als neun Wochen auf dem Wasser zugebracht und hatten in dieser Zeit unsägliche Noth und Drangsale gelitten. Kaltes Wetter und Stürme brachten sie mehreremal an den Rand des Verderbens. Aber noch weit mehr wurden sie von den Menschen mißhandelt. Die englischen Matrosen und ihr Capitän waren über die Maßen hart, ungerecht, unmenschlich. Contraktmäßig sollte jeder Passagier seine tägliche gute Nahrung erhalten. Allein von vornherein lag man noch vierzehn Tage im Hafen von Liverpool, auf gutes Wetter wartend, und in dieser Zeit, sagte der Kapitän, müsse sich jeder auf seine eigenen Kosten nähren. Seine Verpflichtung zur Beköstigung begann erst auf der hohen See. In den ersten Tagen der Fahrt ging es noch. Man erhielt wohl etwas zur Stillung des Hungers; bald aber gab es bei dem Abholen der Speisen Zänkereien mit den Irländern, und es stellte sich sehr bald die Abneigung und Eifersucht, die von Natur zwischen Irländern und Deutschen zu bestehen scheint, scharf heraus. Die brittischen Matrosen, Köche und Speisevertheiler nahmen dabei natürlich immer die Partei ihrer Landsleute, und die Deutschen kamen schlecht dabei weg. Oft blieb nichts für sie übrig. Am Ende wurde ihnen, so wie sie nur zur Küche kamen, statt des Suppentopfs die Faust gezeigt. Dabei ging es den Schweden, den Norwegern, den Holländern um kein Haar besser als den Deutschen. (Dieß zu hören, war meinem Patriotismus wenigstens ein kleiner Trost.) Einige hatten noch „ein Fäßle Butter“ oder „Schlackwürste,“ Edamer Käse, Knäkebrod und dergleichen bei sich und halfen sich damit etwas durch. Andere, die Geld hatten, sahen sich gezwungen, oft ihren letzten Heller daran zu setzen, um dem Koch oder den Matrosen Nahrungsmittel abzukaufen. Und die endlich, die weder das Eine noch das Andere besaßen, die — starben und wurden über Bord geworfen.

„Ja wohl, mein Herr, die starben! Wir haben unterwegs 27 Leute, Kinder, Frauen, alte und schwache Leute, welche den Mühseligkeiten nicht gewachsen waren, in die Wellen versenkt, und zwar ohne Cholera oder sonst eine Epidemie an Bord zu haben."

„Ja well, myn Heer, dat it ganz wohr; for gebreken, elen, honger un dirst sinner unnerwegs siven un twentig von uns umgekomen!" betheuerte ein Holländer.

„Konnten Sie sich denn nicht mit Klagen an den Kapitän wenden?" — „Ach, der Kapitän, der war eben der schlimmste von allen. Er hatte nicht das geringste Erbarmen mit uns und drohte oft, er wolle uns lebendig über Bord werfen lassen, wenn wir ihm noch einmal mit Klagen kämen. Er und seine Leute behandelten uns wie Sklaven. Er ließ es geschehen oder befahl es, daß wir zuweilen zur Arbeit mit Prügeln gezwungen wurden. Die Matrosen kamen mit Tauenden in unsere Schlafräume und trieben selbst die Kranken zu den Pumpen oder zu andern Arbeiten. Zuweilen überschütteten sie die Halberfrorenen mit kaltem Wasser, um sie, wie sie sagten, auf die Beine zu bringen. Einen von uns, der in der That sehr schwach und elend war, den sie aber für gesund hielten, haben sie, wie wir glauben, geradezu gemordet. Sie schleppten ihn aufs Deck, mißhandelten ihn da, übergossen ihn, obgleich er seufzte und stöhnte, mit Wasser, um ihn, wie sie sagten, arbeitsfähig zu machen. Am Abend blieb er erschöpft auf dem Verdecke liegen und am Morgen war er nicht mehr da. Wir glauben, sie haben ihn über Nacht ins Wasser geworfen, um ihn aus dem Wege zu schaffen. Es ist geradezu ein Wunder, daß wir nicht alle umgekommen sind."

„Haben Sie denn nachher Ihren Kapitän nicht verklagt?"

„Ja allerdings, und die Gesundheitsbehörden, als sie an Bord kamen und unsern Zustand sahen und vernahmen, daß so viele Leute ohne hinreichende Ursache gestorben seyen, haben wohl selbst etwas Arges vermuthet, und haben den Kapitän zur Rechenschaft gezogen.

Er sitzt jetzt in Quebec gefangen, und man hat uns gesagt, daß es ihm sehr schlimm ergehen wird."

„Vielleicht später in der Hölle," flüsterte mir ein Kenner dieser Angelegenheiten ins Ohr, „aber in Quebec schwerlich. Ich glaube, der Mann sitzt gar nicht gefangen; dergleichen wird den armen Leuten nachher vorgespiegelt, damit sie sich etwas beruhigen, und die Kapitäne thun hintendrein wieder, wozu sie Lust haben."

Wenn man denkt, was für vorhergängige langjährige Noth diese armen deutschen Auswanderer in ihren Schwarzwalddörfern durchmachen, durch welches Fegefeuer die Liverpooler Schiffskapitäne sie dann führen, so sollte man wohl wünschen, daß sie in Amerika zur Belohnung sich gleich warm betten könnten; allein hier ist dann noch eine dritte Elend- und Prüfungsperiode in den Backwoods oder bei den Kanalarbeiten oder bei den Wegebauten zu bestehen. Da verkümmern und sterben ihrer dann auch noch viele. Aber freilich, wer diese letzte Prüfung einige Jahre lang besteht, der kann dann, selbst wenn er nichts als eine Axt und eine gute Faust mitbrachte, bald zu etwas gelangen.

„Nur ein klein wenig Geld, ein bischen Landeskenntniß, mein Herr, und ein junger Mensch macht hier ohne Fehl seine Carrière. Ich weiß es jetzt, wie ich es anzufangen habe. Sehen Sie, ich habe hier jetzt eine kleine Anstellung am Dampfschiffe und sechs Jahre bin ich im Lande. Ich kann mir jährlich etwas erübrigen und habe mir schon ein Capital von 5—600 Dollars gebildet. Ich gehe immer b, a, b (peu à peu?) vor. Da im Westen, an dessen Grenzen meine Geschäfte mich zuweilen führen, habe ich schon längst eine kleine, recht gute Farm ausgespürt und habe schon etwas darauf geboten, werde sie auch wohl nächstens so bekommen, wie ich sie haben will. Für 7 oder 800 Dollars kann ich das schönste Stück Land bekommen, das mich und auch meine Familie ernährt. Und dann, wenn ich es nehme, so bezahle ich es nicht einmal

oder nur zum Theil. Mit dem Reste des Capitals richte ich mich ein und wirthschafte weiter. Das erste, was ich thue, ist, ich nehme mir eine Hausfrau, d. h. in dem wahren Sinn, was das Wort eigentlich meint, eine ächte deutsche Hausfrau, d. h. nicht hübsch, aber eine gute Arbeiterin. Dann gehe ich wieder b, a, b weiter, vergrößere die Wirthschaft, kaufe mehr Vieh. Bald bin ich im Stande, meinen Kaufschilling ganz abzutragen, und nach wenigen Jahren, darauf wette ich, bin ich ein geachteter Mann und bin im Stande, meine Söhne in die besten Schulen zu schicken, und meine Töchter, wie Sie es am Ottawa gesehen haben, so zu halten und zu kleiden, daß es ihnen gar nicht an einem Liebhaber fehlen wird. Dann lege ich am Ende mit meiner guten Alten die Hände in den Schooß und lassen die Kinder für uns wirthschaften. Da haben Sie, mein Herr, meine Biographie im voraus; ich bin ganz gewiß, daß ich sie zu einer Wahrheit machen werde."

Ich sammelte mir noch von vielen Deutschen an Bord die Biographien, sowohl die anticipirten als auch die bereits durchgemachten, unter anderem von einem deutschen Handwerker. Es scheint mir, daß diese Leute ihre Wanderlust und ihre Gewohnheit, herumzuziehen, auch noch in Amerika eine Zeit lang fortsetzen. Die deutschen Handwerker sind sehr wißbegierig, und ich sprach viele, die mir sagten, sie wollten, ehe sie sich finaliter festsetzten, noch diesen oder jenen Theil von Amerika besuchen. Mein Mann war ein Töpfer, und wenn auch ohne Felleisen und Wanderbuch, so schien er im Uebrigen doch schon seit Jahren in Amerika, eben so wie einst in Deutschland, gewandert zu haben. In New-Orleans, sagte er, sey er gelandet, doch habe er es der Hitze und des gelben Fiebers wegen vorsichtiger gefunden, diesen Ort bald zu verlassen. Sein Schicksal habe ihn nach Pittsburg am Ohio geführt. Dieß sey aber verhältnißmäßig ein kleiner Ort. Er sey mehr an große Städte gewöhnt. Er habe sich daher bald nach Philadelphia eingeschifft.

„Die Töpfermeister sind in Philadelphia meistens Engländer. Ich vertrage mich besser mit Deutschen, und da ich von einem Landsmann in Newyork eine Aufforderung erhielt, bei ihm zu arbeiten, so ging ich nach Newyork. In dieser großen Handelsstadt, wo alles von Menschen und Geschäften wimmelt, muß man arbeiten wie eine Dampfmaschine, um sich nur über dem Wasser zu halten. Ich ging daher zu meiner Erholung nach Albany, wo man nicht zu übertriebene Ansprüche macht. Doch zahlt man hier einem Töpfer nur sechs Dollars wöchentlich. Dieser erbärmliche Lohn, den meine Tasche auf die Dauer nicht ertragen konnte, bewog mich, Albany mit Quebec zu vertauschen. Im Sommer lebte ich dort auch gerne, aber ich hatte nicht auf einen so unbarmherzigen Winter gerechnet, wie er die Menschheit dort überfällt. Die Kälte war mir unerträglich, und ich reise daher jetzt südwestwärts, um mein Glück in Chicago, wo so viele deutsche Landsleute seyn sollen, zu versuchen; und wenn es mir dort nicht gefällt, so habe ich schon einige vortreffliche Orte am oberen Mississippi im Sinne, wo es ein ausgezeichnetes Leben seyn soll, und die ich der Reihe nach probiren will."

Noch mancher anderer Abenteurer kam zu mir und theilte mir die Erzählung seiner Leiden, oder seine Plane und Hoffnungen mit. Keiner aber beschäftigte mich mehr als jener gute alte Arzt aus dem Schwarzwalde mit seiner zahlreichen Familie, mit seinem Passe, seinem bleistiftenen Empfehlungsschreiben und seiner dürftigen Reisekasse. Leider war unsere deutsche Landsmannschaft in der ersten Kajüte zu schwach vertreten, als daß man ihm gründlich hätte helfen können. Weiß der Himmel, was aus diesen armen Leuten geworden seyn mag!

XXIX. Die Tausend Inseln.

Ungefähr in der Mitte des St. Lorenz-Stückes, das ehemals, wie ich sagte, Cataragui hieß, scheint, ich weiß nicht genau in Folge welcher Verhältnisse, ein Hauptknotenpunkt des Verkehrs entstanden zu seyn. Es liegen sich hier die beiden bedeutendsten Städte der Gegend einander gegenüber, auf der canadischen Seite Prescott, auf der amerikanischen Ogdensburg. Zu beiden Orten kommen Eisenbahnen aus dem Innern, und es ist hier daher besonders viel Leben und Ueberfahrt auf dem Wasser. Der St. Lorenz ist hier etwas verengt, und nirgends liegt ein canadischer Ort einem amerikanischen zu bequemer Vergleichung so nahe. Der Anblick beider ist auffallend verschieden. Prescott hat viel dunklere Farben als Ogdensburg, wo alles weit heller und freundlicher aussieht. In Prescott sind die Häuser auf sehr solide Weise gebaut, von dem grauen Stein, der auch in Montreal als Baumaterial gedient hat. Die Amerikaner haben eine Leidenschaft für weiß angestrichene und grün eingekantete Häuser, und pflanzen gern schlanke Trauerweiden und andere elegante Bäume dazwischen. Es ist schwer und vielleicht überflüssig, dergleichen umständlich zu beschreiben und in die verschiedenen Ursachen einer solchen Erscheinung einzugehen. Aber ein Faktum ist es, daß wer Prescott ansieht und dann schnell auf Ogdensburg hinblickt, glaubt, er habe ein Stück von dem „old country“ und ein Stück ganz jugendlichen Landes vor sich.

Ogdensburg ist die Hauptstadt jenes großen Ländereienstrichs, dessen Geschichte ich oben gab. Einige Meilen unterhalb kommt ein anderer hübscher Flußhafen, Brockville, und dann wieder einige Meilen weiter beginnt der berühmte See der tausend Inseln (Lake of the thousand Islands). Um sich von der Entstehung und

Configuration dieses Sees eine deutliche Vorstellung zu machen, muß man bei dem See Ontario beginnen.

Der Ontario ist in seiner westlichen Hälfte ein sehr regelmäßig gezeichnetes Oval mit glatt herausgeschnittenen Ufern, ohne bedeutende Anhängsel und Inseln. In seinem nordöstlichen Zipfel aber, da wo seine Gewässer sich anschicken, auszubrechen, zerbröckelt sich so zu sagen sein bisher breiter und einiger Wasserspiegel zwischen einer Menge von Inseln und Halbinseln. Zuerst kommt die große Halbinsel Prince Edward, dann Duck-Island und mehrere andere. Mehrere lange Seearme, Baien und Buchten dringen rechts und links ins Land. Dann kommt bei Kingston die große Wolfinsel, Amherst-Island und andere. Es sind lauter mehrfach zerrissene Landabschnitte, die das Wasser nicht hat unterjochen können, oder die als von Haus aus höher wieder über die Oberfläche des Wassers hervorgetaucht sind, nachdem der Ontario sich in seine jetzigen Grenzen zusammengezogen hat. Endlich hinter Wolf-Island zieht sich der See auf eine Breite von sieben bis fünf Meilen zusammen, und hier beginnt dann, was man den „Lake of the thousand Islands" nennt.

Die Inseln werden kleiner, außerordentlich zahlreich, und ebenso wird die Zersplitterung der Wasserarme größer, obwohl sie zusammengenommen in einem schmälern Kanale beisammen sind. Nach und nach entwickelt sich aus diesem Labyrinth der Fluß. Auf einer Strecke von dreißig Meilen, von Kingston an gerechnet, ziehen sich die Gewässer immer mehr zusammen, indem sie ihr Bett tief ausarbeiten und die Inseln mehr und mehr wegschaffen. Diese werden minder zahlreich und hören am Ende einige Meilen oberhalb Brockville ganz auf. Die Bewegung in der Strömung wird größer, man sieht nahe vor sich beide Ufer, der See verschwindet, und es ist das, was man einen Fluß nennen kann, hergestellt.

So gehen die Dinge zu, wenn man vom See aus hinab

kommt. Wir auf unserer Reise verfolgten die Reihe der Erscheinungen von unten aufwärts. Der Name der Lokalität, „Tausend Inseln" „Mille Isles," rührt vermuthlich entweder von den Jesuiten oder von dem berühmten canadischen Reisenden Champlain her. Er war der erste Entdecker des Sees Ontario. Natürlich muß der Name nur in Bausch und Bogen genommen werden. Manche sagen, es seyen viel mehr als tausend Inseln, und behaupten, sie hätten ihrer 1500 oder gar 3000 gezählt. Vielleicht kann man noch mehr herauszählen, wenn man jeden kleinen aus dem Wasser hervorragenden Felsblock mitrechnen will. Manchesmal fällt es schwer zu sagen, ob ein Stück Land eine Insel, oder eine bloße Sandbank, oder ein Riff unter dem Wasser sey.

Ein Theil dieser Tausend Inseln liegt längs der amerikanischen Ufer, die andere Hälfte nähert sich Canada mehr. Man hat die Grenzen beider Länder mitten durch das Labyrinth hindurch gezogen. Die amerikanische bildete auch einen Theil jenes Länderei-Traktes, von dessen Ankauf und Geschichte ich oben etwas erzählte. Das Fahrwasser für die Dampfschiffe geht jetzt ungefähr immer auf den Grenzlinien hin. Die ganze Partie ist in Amerika wie in Canada als ein Naturwunder und als eine pittoreske und interessante Scenerie berühmt. Von Kingston, am Lake Ontario, und von Brockville am Lorenzo, so wie von andern Orten aus machen die wohlhabenden Städter häufig kleine Vergnügungstouren, Pickenickpartien und Jagdausflüge dahin. Sie nehmen eine der eleganten Jachten oder Jollen, die in Kingston so vortrefflich gebaut werden, und segeln mit ihren Freunden von Insel zu Insel herum, diniren, campiren unter den Bäumen, jagen das Wassergeflügel, fischen und vergnügen sich auf mannigfache Weise. Viele bleiben zuweilen wohl Tage lang aus; denn diese Touren zwischen so vielfach gestalteten Inseln haben den Reiz von Entdeckungsreisen. Der eine weiß eine Insel, die noch niemand kennt; der andere verräth der Gesellschaft

einen baumumschatteten Hafen, in dem das Wasser tief, klar und ruhig schlummert, und in welchem noch kein Schiffer vorher zu ankern versuchte.

Wir erreichten die ersten Inseln ein wenig oberhalb Brockville, und bald kamen wir recht in das dichte Gedränge hinein. Zuweilen liegt eine ganze Partie von ihnen in einer Reihe, wie eine Perlenschnur. Dann wieder liegen sie durcheinander gewürfelt, wie Wurzeln und Rüben. Einige sind groß und mit dichten Wäldern bedeckt. Bäume haben sie fast alle, selbst die kleinsten, und es gibt deren, die gerade für einen Baum oder Busch Platz haben. Die Gruppirung dieser Bäume, die sich manchmal als Einsiedler, manchmal in hübscher Gesellschaft auf das Trockene gerettet haben, ist unglaublich mannigfaltig, und stets mit neuen Combinationen überraschend. Zuweilen ist ein Inselchen bloß mit einem Anflug von Vegetation, von Moos oder niedrigen Ranken überzogen. Und wie gesagt, manche kahle Steinköpfe tauchen ganz unter das Wasser hinunter und man sieht den krystallenen Fluß über die durchschimmernde Steinfläche hinwegwirbeln.

Bin ich recht, so ist der Kern dieser Inseln Granit, der gewöhnlich nicht sehr hoch hervorsteht. Doch hie und da gibt es Felsenufer, die einige zwanzig Fuß hoch sind, und die den Bäumen allerlei malerische Postamente unterschieben und sie in mannigfaltigen Attituden zeigen. Die größern Inseln haben auch Hügel und Thäler, und auf ihnen ist auch wohl so viel Ackerraum, daß die Bebauung sich lohnte. Doch sind sie bisher noch nicht auf viel mehr als auf Wild, Fische und Holz ausgebeutet. Dörfer gibt es nicht, wohl hie und da zerstreute Wohnungen (Shanty's) von Jägern, Holzhackern und Lumbermen, und zuweilen sieht man auch, wie am Ottawa, Vorrichtungen zur Beförderung und Ansammlung des gefällten Holzes, Baumrutschen, Holzfänge, Bretterhäfen und dergleichen.

Die Inseln alle haben zwar schon ihre Eigenthümer; dennoch haben sich, wie in Amerika überall, wo noch Land, Wald oder Wasser unbenutzt versteckt liegt, auch in diesen Verstecken „Squatters" eingerichtet, freilich nur spärlich. Wir sahen hie und da ihre Hütten am Ufer zerstreut. Die Eigenthümer der Inseln dulden sie da leicht, nicht selten ohne alles Entgelt, weil sie ihnen die Inseln einwohnen, und dem Boden hie und da einigen Anfang von Kultur geben.

Im Frühling und im Anfang des Sommers ist die wahre Zeit, diese Inseln zu besuchen. Dann duften die Bäume von allen Klippen herab. Die Wälder sind voll von Gevögel und Thieren, und wenn die Luft recht heiß ist, so gibt das frische, klare Wasser, in das man sich mit Begierde hineinstürzt, die schönste Labung. Bei der kaltfeuchten Herbstluft, die wir jetzt hatten, besaß das Wasser weniger Anziehungskraft. Gewiß, nur an einem heißen Sommerabend konnte Goethe's Fischer von der Nixe bezaubert werden.

Aber auch jetzt im Herbste hatten die Tausend Inseln ihre sehr großen Reize. Das Laub war grünlich, gelblich, goldig, röthlich, braun, ja tausendfarbig, und spiegelte sich höchst anmuthig in dem klaren Wasser wieder. Manche Inseln, wenn die Sonnenstrahlen sie von der rechten Seite faßten, sahen aus, als ständen sie in Flammen. Zuweilen gerathen sie wirklich in Brand, und diese Inselwaldbrände sollen dann einen höchst merkwürdigen Anblick gewähren. Wenn man mit den Dampfschiffen in der Nacht hindurchfährt, kann man dieß interessante Schauspiel dann zwischen jenen Inseln bequemer und in größerer Nähe genießen als sonst irgendwo. Das Wasser hält alle Gefahr und Furcht vor dem Feuer ferne. Man fährt dicht vorüber und sieht deutlich die verschiedenen Ereignisse in den brennenden Wäldern, in die man tief und sicher hineinblickt. Ein Herr erzählte mir, daß er diesen Anblick einmal gehabt habe.

Ein anderer Passagier, ein Bürger von Brockville, der mein

Interesse für die Tausend Inseln mit Genugthuung wahrnahm, theilte mir noch interessantere Geschichten mit. In seiner Jugend, sagte er, sey dieß Inselreich noch von Indianern bewohnt gewesen, und zwar von Ueberresten der Irokesen oder Fünf Nationen, denen der ganze Norden des Staates Newyork gehörte. „Massassoga,“ [1] sagte er, so hätte sich dieser Inselstamm der Irokesen genannt. Auf einer der Hauptinseln hatten sie ihren Chief. Sie wohnten auf verschiedenen andern Inseln zerstreut in Hütten oder Zelten, aus breiten Birkenrindenlappen construirt. Ihre Canoes waren aus demselben Materiale. Mit diesen glitten sie sanft und leicht über das Wasser dahin und überlisteten in den Flußarmen und Buchten die Fische, die, damals noch nicht von lärmenden Dampfschiffen gestört, in reichlicher Fülle vorhanden waren. Wie die Fische, so waren auch die Vögel in der Luft und das Wild im Walde noch zahlreicher. Jetzt, nachdem so viele gierige Squatters und mit Pulver bewaffnete Jäger die Gegend ausgebeutet haben, erscheinen die Inseln verhältnißmäßig leblos und öde.

Zu gewissen Zeiten des Jahres verließen die jungen Leute der Massassoga ihre Inseln und unternahmen große Jagdzüge ins Innere des Landes, entweder nordwärts in das Innere von Canada, oder südwärts in das nördliche Newyork. Mein Freund von Brockville besuchte sie einmal in seiner Jugend, und da er gastfreundlich von ihnen aufgenommen wurde, so wiederholte er seine Besuche, gewann Bekannte und Freunde unter ihnen, lebte mit ihnen ganze Wochen lang, und theilte ihre Freuden und Leiden bei Fischfang und Jagd. Als er einmal auf einer Reise zum Westen nach Niagara und weiter längerer Zeit abwesend war, und nach seiner Vaterstadt Brockville zurückkehrend, seine Tausend Inseln passirte, konnte er nicht umhin, im Vorbeifahren seine Massassoga-Freunde zu besuchen. Sie erkannten

[1] Dieser Name kommt noch heute in verschiedenen Lokalitäten des Lorenzostromes vor.

ihn sogleich wieder, nahmen ihn hoch auf, und trugen ihn auf ihren Schultern zum Chief. Dieser gab ihm zu Ehren ein großes Fest, und von allen Inseln schossen sie in Canoes herbei, ihn zu sehen und zu begrüßen. Er mußte bei ihnen übernachten. Die „Sqaws“ (Weiber) bereiteten ihm sein Nachtlager, und zwei von ihnen ließen es sich nicht nehmen, die ganze Nacht hindurch als Ehrenwache vor der Thür seines Zeltes zu campiren und das Wachtfeuer zu schüren. „Oh, mein Herr, auch ich war beim Wiedersehn meiner guten halbwilden Freunde fast zu Thränen gerührt. Believe me, it is a race, very susceptible to kindness, but it is true in the same time very revengeful for injuries. They never forget their friends, but they are terrible and even treacherous against their ennemies. Wir haben sehr verkehrte Vorstellungen von den Indianern. Wir nennen sie arm, miserabel. Sie selbst erscheinen sich ganz anders. They are proud of their prowess and animal daring, and of the performances of their forefathers. In fact they think themselves the first race in creation.“

„Wo sind diese stolzen Leute jetzt geblieben? Gibt es noch einige Ueberreste von ihnen auf den Inseln?“ — „Nein, sie sind alle verflogen und zerstoben, wie Spreu. Ihre Fischereien wurden immer schlechter, die Jagd immer spärlicher. Dörfer und Städte der Weißen wuchsen rings um sie herum auf. Sie fingen an zu darben und zu leiden. Ihr Stamm schmolz zusammen, wie die Fischracen im Wasser. Der kleine Ueberrest von Massassagos war daher endlich gezwungen eine Proposition der Regierung zum Austausch ihrer alten Wohnsitze gegen andere anzunehmen, und sie sind daher seit fünfzehn Jahren in eine entlegenere Gegend versetzt worden; ich weiß selbst nicht recht anzugeben in welche.“

Das einzige lebendige Wesen, das wir jetzt zwischen diesen Inseln recht häufig sahen, war der Vogel, den die Engländer „loon“

nennen. Es ist ein Wassergeflügel, so groß wie eine Gans, äußerst dickköpfig und langschnäblicht, schwarzgefärbt und auf den Flügeln weißgefleckt. Dieses große Thier schwamm überall zerstreut zwischen den Tausend Inseln umher. Es war mir sehr interessant zu sehen, wie gleichförmig die Impulse des Instinkts waren bei allen den verschiedenen Exemplaren dieses Vogels, denen wir im Laufe von dreißig Meilen begegneten, und wie das Benehmen von allen bei unserer Annäherung so genau dasselbe war, als wären sie lauter Zwillingsbrüder. So lange unser Schiff noch ziemlich entfernt war, schwammen sie ruhig auf dem Wasserspiegel umher, mit ihren eigenen Angelegenheiten, mit Insekten- und Fischfangen beschäftigt, und ohne von uns Notiz zu nehmen. Sobald wir uns auf dreihundert Yards näherten, hörten sie mit dieser Beschäftigung auf, schossen mit ihrem langen Halse in die Höhe und warfen ihren noch längeren Kopf und Schnabel hin und her, indem sie uns bald mit dem rechten, bald mit dem linken Auge furchtsam anlugten. Im zweiten Stadium der Furcht theilten sich diese ängstlichen Bewegungen des Kopfes dem ganzen Körper mit, und sie ruderten bald etwas zur Linken, bald zur Rechten heraus. Am Ende machten sie, wenn wir uns noch mehr näherten, völlig Kehrt, und schossen fliehend in gerader Linie vor uns her. Wenn sie aber merkten, daß dieß nicht anschlug, und daß unser von Dampf beflügeltes Riesenmonstrum doch bald auf hundert Yards nahe kam, so gaben sie das Ding auf, hielten einen Augenblick an, warfen noch einmal ihren Kopf hin und her, und tauchten dann husch! unter die Oberfläche und verschwanden plötzlich. Dieser Ideengang, diese Reihe von Stadien der Angst und Furcht, und auch jene Entfernungen von hundert und zweihundert Yards waren, sage ich, bei allen Individuen so genau dieselben, als hätten sie sich darüber verabredet.

Wenn ich außer diesen Loons dann noch des „Wintergreens,“ und endlich der zahlreichen Leuchtthürme zwischen den Inseln

erwähne, so habe ich ungefähr alles genannt, was meine Aufmerksamkeit bei der Passage zwischen den Tausend Inseln fesselte. Das sogenannte „Wintergreen“ (botanisch Pyrola) ist ein niedriges Kraut oder Gebüsch, das zwar diesen Namen hat, jetzt aber im Herbste wenigstens seinem Namen gar nicht entsprach. Es sah blutroth aus und bedeckte den Boden mancher Inseln unter den Bäumen mit einem rothen Teppiche. Zuweilen lief es bloß am Rande einer Insel herum, und es schien dann, als sey die Baumgruppe wie in einem englischen Park mit einem Kranze rother Blumen eingefaßt. Auch die Leuchtthürme trugen viel dazu bei, uns glauben zu machen, daß wir nicht auf dem großen mächtigen Lorenzo, sondern auf reizenden Kunstkanälen zwischen lieblichen Parkanlagen dahinglitten. Es waren weiße zierliche Gebäude, wie Lustpavillons oder Kiosks, halb in den Gebüschen versteckt und auf kleinen Inselvorsprüngen errichtet. Es sind ihrer natürlich viele nöthig, da der kraus geschlängelte Wasserweg in dem großen Inselirrgarten Schritt auf Schritt seine Richtung ändert.

Allmählig, nachdem man einmal gefrühstückt und einmal zu Mittag gegessen hat, nimmt dieser Garten ein Ende, und man kommt wieder ins freie, offene Feld, d. h. hier auf breites Gewässer hinaus. Die Annäherung des Ontario und der Stadt Kingston wird verkündet. Am canadischen Ufer im Norden, längs dem wir ganz dicht hinfahren, werden die Häuser, Farmerwohnungen und Dörfer wieder zahlreicher. Und wenn ich nun diese Wohnungen näher ansehe, was entdecke ich da freudig? — Eine sehr auffallende Aehnlichkeit mit den Wohnungen meiner guten Franzosen in Untercanada. Sie liegen eben so nahe an einander wie dort, eben so längs des Flusses wie dort, und dazwischen eine Kirche, in Gestalt und Form offenbar eine katholische. „Ohne Zweifel, mein Herr, das sind französische Canadier, die dort angesiedelt sind?“ so wandte ich mich an einen der Passagiere, einen ehrlichen Landmann, der auch wie

ich am Geländer des Schiffes stand und aufmerksam auf die Häuser am Ufer hinblickte. „Oui, Monsieur, c'est moi et mes confrères et mes voisins. Nous démeurons là depuis dix, vingt ou trente ans. Nous sommes tous originaires du bas Canada. Mais nous avons suivi le cours de l'émigration anglaise."

Der Mann, mit dem ich sprach, war ein einfacher, sehr nett und reinlich gekleideter Bauer, von sehr ansprechendem und offenem Wesen und bescheidenem, aber ganz unbefangenem Benehmen. Sein Gesicht war ein wahrer Aus- und Abdruck von Gutherzigkeit. Er hatte eine sehr wohlgefällige, abgerundete und blühend gesunde Physiognomie. Obwohl schon vierzig Jahre passirt, hatte er noch sehr viel Jugendliches, und in seiner Weise zu sprechen, so wie in dem Ausdruck der Augen, der sein Gespräch begleitete, lag etwas äußerst Naives, ich möchte sagen Unschuldiges. Zuweilen nahm er Anstand sich über etwas auszusprechen, und manchmal schien es mir, als ob er rasch und leicht erröthete. Ich dachte mir, das wird wohl der letzte französische Canadier seyn, dem du am Lorenzo begegnest. Und so war es auch. Ich habe nachher nie wieder einen gesehen. Ich wollte, ich könnte die ganze Unterhaltung, die ich mit diesem Manne hatte, hierher setzen. Alles, was dieses einzige Individuum äußerte, und mir als die Richtschnur seines Betragens und seiner Lebensansicht gab, war für die ganze Nation äußerst charakteristisch, und ich erkannte darin recht genau den ganzen Typus des canadischen Nationalgenius.

„Das dort ist wohl Ihre katholische Kirche?"

„Oui, Monsieur, c'est notre petite Chapelle française. Elle est assez grande pour nous. Nous ne sommes que vingt familles ici. — Sehen Sie, da gleich hinter der Kapelle zur Rechten, das ist meine bescheidene Wohnung, und alle Felder rückwärts gehören mir. — V'la cette maison là, c'est Monsieur Jacquelin. Il a quarante arpents d'excellentes terres. Et voici au haut

de la colline, c'est Monsieur George. Il possède trente cinq arpents. Jetzt ist das alles hübsch gereinigt und geputzt, steinlose Aecker und die Wälder weit zurückgetrieben. Als wir vor zwanzig Jahren hier ankamen, da waren hier lauter Bäume. Rien, que des bouleaux, bouleaux, bouleaux! Wir hatten anfangs viel zu schaffen. Aber jetzt befinden wir uns alle wohl und mein Wesen ist seitdem fortschreitend gewachsen. Ich habe ein gutes Weib, eine Tochter und zwei Söhne. Mein Mädchen arbeitet schon seit Jahren an ihrem Trousseau, und ich fürchte nicht, daß sie ihren Weg nicht finden wird. Meine beiden Söhne sind auch schon fast erwachsen, und sind jetzt von Haus, beide auf Dampfschiffen employirt."

„Sind sie fleißig und gut?"

„O mein Herr, beide sind excellente Burschen! Alle halbe Jahre bringen sie mir pünktlich, was sie verdient und erübrigt haben. Aber welche gute Erziehung habe ich ihnen auch geben lassen! Moi j'en ai reçu peu! A peine que j'ai appris à lire et à écrire. Ah, das war nicht die Mode damals in Untercanada. Aber hier in Obercanada haben wir sehr gute Schulen, und ich habe besonders darauf gesehen, daß meine Kinder beide Sprachen lernen. L'Anglais et le Français, ces deux langues il faut les savoir. Il n'y a pas de commerce sans ces deux langues. Ich habe mich genugsam über mich geärgert, daß ich weiter nichts als bloß mein canadisch sprechen kann. Verschiedene Sprachen zu lernen, ist in der Welt so schön. Man macht sich den Leuten dadurch angenehm. Sehen Sie doch, welche Freude bereiten Sie mir, indem Sie meine eigene Sprache mit mir so gut und rein reden, als wären Sie in Canada geboren. Et comme je suis honteux, que je ne peux pas vous rendre cette politesse. Das soll meinen Kindern nicht passiren. Darum habe ich ihnen eine gute Erziehung geben lassen."

„Wie verfügen Sie über die Gelder, welche Ihre Söhne Ihnen bringen?"

„Je leur ramasse tout ça dans un coffre bien solide, à poart les goges de l'ainé, et à poart ce que son jeune frère à gogné. Das Capital wächst jedes Jahr, und der ältere hat schon 700 Piaster. Er kann bald aufhören zu reisen, denn er wird bald im Stande seyn, sich anzukaufen und zu verheirathen. Ich habe schon seit langer Zeit eine kleine Farm für ihn im Sinne, das Stück Land dort drüben, ganz dicht bei meinem Hause; 600 Piaster habe ich schon darauf geboten, und wenn wir noch etwas zulegen können, so werden wir es wohl bekommen. Dann wird mein Sohn herumfahren, sich eine Frau nehmen und bei mir wohnen. Und mein zweiter wird es mit der Zeit auch so machen. Kann ich für ihn nichts Passendes kaufen, so theile ich ihm ein Stück von meinem eigenen Lande ab."

„Da sind Ihre Kinder wohl nicht denen der Amerikaner gleich, die ihre Eltern verlassen, sich auf eigene Hand in der Farm etabliren, und jene oft nie wieder sehen." — „Ah, Dieu préserve, Monsieur! Je déteste ce systême là. Non, non Monsieur, j'aime avoir mes enfants autour de moi, tout près de moi, comme une poule ses petits!"

Alles dieß, sage ich, was mein braver Canadier vorbrachte, kann man als generell bedeutungsvoll, als typisch und symbolisch für die ganze canadische Nation annehmen. Sie handeln und fühlen alle wie mein guter Reisegefährte, der uns bis Kingston begleitete und dann von da aus, ein wenig rückwärts reisend, seinem Dorfe zueilte.

XXX. See Ontario.

In Kingston kamen wir gegen Abend an. Es war ein äußerst heller, warmer und farbenreicher Herbstabend, und die stattliche

Stadt mit ihren zahlreichen Kirchen, City-Halls und andern Gebäuden machte im Sonnenuntergange einen recht imposanten Eindruck auf uns. Sie ist der größte und volkreichste Stapelplatz im Ostzipfel des Ontario, wie Toronto und Hamilton dasselbe im Westende des Sees sind. Alle diese drei größten Küstenstädte des Ontario sind canadisch oder brittisch. Die Vereinigten Staaten haben nur zwei große Ontario-Städte: Oswego und Rochester. Auch hat Großbritannien seine Grenze um die größere Hälfte des Sees geschlungen, so daß er mehr in das brittische, als in das amerikanische Gebiet hineintritt. In Folge dessen ist auch die brittische Flagge auf dem Ontario sehr dominirend. Der Ontario ist aber auch der einzige der Lorenzoseen, auf dem England vorwiegt. Gleich auf dem folgenden, dem Eriesee, ist alles so ziemlich umgekehrt. Die Haupthäfen am Erie, Buffalo, Erie, Cleveland, Fort Clinton, Toledo, Landasky, Detroit, sie gehören alle nach Amerika hinüber. England hat zwar beinahe die Hälfte des ganzen Küstenovals des Sees, aber wenige oder keine bedeutende Häfen. Daher prävalirt hier die amerikanische Flagge in außerordentlichem Maße. Der ganze See kann ein amerikanisches Gewässer genannt werden. Ueberhaupt ist der Erie ein so viel befahrenes, so außerordentlich belebtes Gewässer, daß der Ontario und noch mehr die andern St. Lorenzoseen fast todt dagegen erscheinen. Der Erie ist ohne Zweifel schon jetzt der schiffreichste See in der Welt. Die Stadt Buffalo allein, die vor zwanzig Jahren ein kleines Dampfschiff besaß, hat jetzt beinahe hundert große Steamer auf dem Erie. Wenn die Dinge auf diesem merkwürdigen Gewässer noch fernerhin in derselben Proportion wachsen, so werden die Schiffe sich nach hundert Jahren hier drängen und stoßen, wie einst die Häringe in der Bay of Fundy.

In Kingston am Ontario verbrachten wir ein paar Stündchen, die Zwischenzeit zwischen unserer Ankunft und dem Abgang eines

neuen Dampfers, sehr angenehm. Ich hatte gerade Zeit genug, mir von einer Höhe die ganze Situation der Stadt und Umgegend so gut anzusehen, daß ich sie nicht wieder vergessen werde. Es ist jedenfalls die malerischste Ortslage am ganzen Ontario. Weder Toronto noch Hamilton lassen sich in dieser Hinsicht mit Kingston vergleichen. Die Hauptmasse der Stadtgebäude liegt auf einer Halbinsel zwischen dem St. Lorenz und dem Rideaukanale. Diese Halbinsel ist ein wenig gewölbt und die Stadt zieht sich vom Ufer zum Rücken herauf. Auf der andern Seite des Rideaukanals liegt das Fort Henry auf einer sehr dominirenden und steilen Höhe. Es ist eine sehr substantielle und stark armirte Festung, die nächste nach der Festung von Quebec und dem Grade nach die zweite in ganz Canada. Auf andern kleinen Landzungen zwischen Stadt und Festung liegen noch andere Gebäude, die durch lange Brücken mit der Stadt verbunden sind. Inseln zeigen sich in der Nähe und Ferne vor dem Hafen. Auf der einen Seite sieht man zwischen diesen Inseln die sogenannte Bay of Quinté, einen langen und, wie man sagt, äußerst interessanten und malerischen Wasserarm, der sich im Rücken der Halbinsel Prince Edward achtzig Meilen weit im Zickzack hinschlängelt. Nach Süden zeigt sich zwischen andern Inseln in der Entfernung das freie Wasser und der Hauptspiegel des Ontario selbst.

Kingston ist die älteste Stadt am Ontario. Schon die Franzosen hatten hier eine Befestigung und einen kleinen Ort, Fort Frontenac genannt, der in den Irokesenkriegen, so wie in den Angelegenheiten der Pelzhändler und Voyageurs eine große Rolle spielte. Als die Engländer 1759 das Land übernahmen, wurde dieser alte berühmte Name Frontenac in Kingston verwandelt. Die Stadt hat jetzt mehr als 20,000 Einwohner. Von dem Schicksale der wenigen französischen Familien, die hier wohnen mochten, habe ich nichts erfahren können. Aber in andern alten, ehemals

französischen und jetzt zu großen Städten umgewandelten Pelzhändlerforts, z. B. in Detroit, findet man noch die Nachkommen dieser ersten französischen Platzbewohner.

Die meisten Häuser von Kingston sind übrigens größtentheils, wie auch die von Montreal, Quebec, Prescott, von jenem blaugräulichen Kalksteine gebaut, der im Lorenzogebiete so häufig zu seyn scheint, und die Stadt hat daher ebenso wie die andern canadischen Städte einen gewissen Anstrich von ungraziöser und etwas melancholischer Solidität und Alterthümlichkeit. Wenn ich mich so ausdrücke, setze ich natürlich voraus, daß man amerikanische Augen mitbringe. Denn diese gehören allerdings dazu, um den Grad von Melancholie und Alterthümlichkeit, von dem ich in Kingston rede, zu entdecken. Wie die Häuser, so hatten sonst auch die Dampfschiffe der brittischen Canadier auf dem Lake Ontario im Vergleich mit den amerikanischen etwas minder Strahlendes. Ein amerikanisches Fluß- oder Seen-Dampfschiff sieht immer aus wie lauter Lust und Freude, als wären sie alle für die Königin Cleopatra gebaut, um den Nil damit hinaufzufahren. Die englischen waren sonst auswärts alle schwarz gefärbt, und im Innern hatten sie immer, wie die Amerikaner behaupten, etwas Bestäubtes, Alterthümliches, Malpropres. Jetzt haben sie fast alle die schwarze Trauerfarbe abgelegt, das weiße, grünverbrämte, goldige und glitzernde Festtagsgewand der amerikanischen Schiffe angelegt, und sich auch sonst in anderer Hinsicht bedeutend amerikanisirt. Ein Amerikaner selbst rümpft auch hier noch die Nase, wo ein Deutscher beide Augen vor Verwunderung aufthut, und weiß allerlei zu kritisiren. „Auch die Schnelligkeit der brittischen Seen-Dampfer ist noch immer viel geringer, als die der unsrigen,“ bemerkte mir ein Amerikaner, mit dem ich ein Gespräch angeknüpft hatte, während wir in den See hinausfuhren. „Sie haben hier noch gewisse, höchst alterthümliche Instruktionen, nach denen sie eine gewisse Zeit einhalten müssen, und denen zufolge

sie bestraft werden, wenn sie schneller fahren oder früher ankommen, als es gesetzmäßig ist. In unserem Lande, da dürfen die Leute so schnell fahren, als es ihr Dampf erlaubt, und dürfen miteinander um die Wette segeln. Freilich, freilich kostet das manches Schiff und manches Leben. Ach ja, sehen sie nur hier in der Zeitung. Da schreiben sie noch gestern vom Eriesee, daß wieder auf einem Dampfer der Kessel sprang und daß das Schiff in Brand gerieth. Es brannte bis aufs Wasser herab. Nicht weniger als sieben und zwanzig Leben sind dabei verloren, zwei oder drei ganze Familien. Ein Vater mit seiner Tochter ertrank, und viele andere melancholische Vorfälle ereigneten sich dabei. Es ist erschrecklich. Es macht einen förmlich krank, es zu lesen!"

Es schien mir fast, als ob mein Yankee sentimental werden wollte. Er schien, verstummend, sich ganz traurigen und ernsten Betrachtungen hingeben zu wollen. Ein anderer amerikanischer Landsmann, der auch den „entsetzlichen und haarsträubenden" Bericht gelesen hatte, schien auch einen Augenblick geneigt, auf die tollen und gottlosen amerikanischen Capitäne zu schelten, jedoch nur einen Augenblick. Und nach einem Augenblick erholte sich auch der andere aus der tiefen Melancholie, in die er verfallen schien. „Es ist traurig! ja, das ist wahr!" sagte er, indem er das Zeitungspapier bei Seite warf. „However I dislike slow ships. If I travel, I like, that she jumps in the water." — „So am I," sagte der andere. „If I travel, I do not care, how quick she goes."

Wir hatten dießmal wirklich eine äußerst glückliche, muntere und angenehme, ja unvergeßlich schöne Nachtfahrt über den See. Das letzte Abendroth glühte und schimmerte noch über alle Inseln und weit hinaus über dem schrankenlosen Gewässer. Denn so wie ein Meer erscheint einem dieser breite See, wenn man ganz auf seine Höhe hinauskommt. Wir passirten die Wolfsinsel, die Tauben-, die

Enteninsel, und da war es völlige Nacht geworden, so daß wir diese letzte Insel nur noch an einigen Lichtern erkannten, und dann als einen dunkeln Schatten bei uns vorüberschwimmen sahen.

Die Nacht war äußerst lieblich, heiter und sternenhell, und dabei warm, so daß wir fast immer auf dem Verdeck spazieren und alles genießen konnten. Zwischen den Inseln und dann nachher längs der ganzen Küste der großen Peninsula Prince Edward war die ganze Nacht hindurch das regste Leben. Es war gerade die beste Zeit für den Fang der Lachsforellen, an denen der Ontario einen großen Ueberfluß hat. Sie fangen diese Fische in der Nacht beim Schimmer von Kienholzfeuern, die sie, wie dieß auch in andern Weltgegenden geschieht, vorne in ihren kleinen Booten in eisernen Körben befestigen. Wir sahen hunderte von solchen Feuern auf dem weiten Wasser sich hin und her bewegen wie Glühwürmchen. Stellenweise hatten wir fast einen solchen Anblick, wie wenn man in Newyork spät Abends Broadway entlang blickt und noch meilenweit die Wagenlichter eines hinter dem andern hervorflimmern sieht. Unser Capitän hatte ein vortreffliches Fernrohr, und wir konnten uns damit einige Feuer und Schiffe so nahe bringen, daß wir die beleuchteten Figuren der Fischer, ihre Bewegungen und Stellungen deutlich erkannten und uns so aus der Dunkelheit der Nacht gewissermaßen kleine van der Neer'sche Landschaftsbilder herüberholten.

Auch Lachse gibt es noch im Ontario. Es ist dieß aber von allen großen canadischen Seen der erste und letzte, der dieses delikate Seethier in seinem Becken aufnimmt. Die unübersteiglichen Niagara-Wasserfälle zwischen Ontario und Erie machen der Wanderung des Lachses ein Ende, und er erscheint schon im Eriesee nicht mehr, noch viel weniger in den oberen großen Süßwasserbassins. Etwas ganz Besonderes bei der Erscheinung des Lachses in dem Ontario ist aber noch ein Umstand, den mir ein Kenner des Sees

erzählt hat, und an dessen Wahrheit ich nicht zweifle, da man mir später am Niagara die Sache bestätigte. Es ist folgendes. Der Lachs verbreitet sich in dem ganzen Becken des Ontario. Er geht auch in alle Baien und Flüsse, die in diesen See ausmünden, hinein, um dort zu laichen, nur in einen einzigen Fluß, und zwar in den größten, den Niagara nicht. Obgleich man noch ganz bequem 10 bis 12 Meilen in diesem Fluß hinaufschwimmen kann, ehe die Wirbel und Wasserfälle beginnen, und obgleich man glauben sollte, der Lachs müßte dieß als eine sehr bequeme und einladende Fahrt ansehen, bis ihm die unüberwindlichen Wasserfälle auf den Kopf tröpfelten und deutlich die Umkehr anriethen: ich sage, obgleich man denken sollte, daß jeder einzelne Lachs diese Erfahrung machen müßte, so ist dieß doch nicht der Fall. Die wandernden Lachse gehen gar nicht in den Niagara hinein, sie mühen sich bei den Wasserfällen durchaus nicht mit vergeblichen Versuchen, die Katarakten in der Weise durch Sprünge zu überwinden, wie sie dieß wohl bei niedrigen Flußabsätzen thun. Ihre Züge wandern alle bei der Niagaramündung vorüber, als wüßten sie schon, daß da nicht durchzukommen sey. Ja, es scheint beinahe gewiß, daß sie es wissen. Ihre Vorfahren, dieß muß man denken, versuchten es wirklich und rannten sich die Köpfe wund, und durch eine wunderbare, unbegreifliche Tradition erlangten dann die Nachkommen Kunde davon. Es scheint hier etwas Aehnliches unter den Fischen stattzufinden, wie unter den Vögeln bei ihren Durchzügen durch die Gebirgspassagen, z. B. durch die Alpenpässe. Die Zugvögel aus dem Norden haben in den Alpen eben so gut wie die von Menschen geleiteten Maulthiere ihre uralten regelmäßigen Pfade, und wissen sich genau in den Thälerlabyrinthen zurecht zu finden, so daß sie, ohne zu probiren oder ohne sich zu irren, gleich die Gebirgseinschnitte wählen, welche richtig nach Italien führen, und diejenigen vermeiden, die sich in einen cul de sac verlaufen.

Man kann vom Ontario gewissermaßen sagen, daß seine Natur noch eine kleine oceanische Färbung habe. Außer dem Lachs kommen auch noch andere Seethiere zu ihm hinauf, nämlich die Seehunde. Da ich dieß Faktum eben so wenig wie das, was ich von den Lachsen erzählte, in einem Werke über Canada erwähnt fand, sondern nur durch meine Unterredung mit den Leuten davon Kunde erhielt, so will ich hierüber das Nöthige beibringen. Sogar unser Kapitän, ein sehr unterrichteter und aufmerksamer Mann, wußte es nicht, daß Seehunde zuweilen im Ontario erscheinen. Ein Uferbewohner des Sees war der erste, der diese Behauptung in unserer Nachtgesellschaft machte. Wir bezweifelten anfangs die Sache. Allein bald nahm ein anderer Seeanwohner die Partei des ersten, und erzählte uns, daß sie einmal im Winter mehrere Seehunde auf dem Eise erschlagen hätten. Gewöhnlich oder häufig sey dieß Thier freilich keineswegs. Als in dem Dorfe der erste Allarm zur Jagd gegeben worden sey, hätten sie daher auch gar nicht recht gewußt, welchem Geschöpfe es eigentlich gelte. Einige Abergläubische brachten das Gerücht herum, die Seeschlange hätte ihren Kopf aus dem Eise gesteckt, und man bereite sich, sie todtzuschlagen. Genug, sie seyen alle bewaffnet aufs Eis hinausgezogen, hätten geschossen, gedolcht und erschlagen, und am Ende hatte sich herausgestellt, daß die Ausbeute der Jagd einige leibhaftige Meerrobben waren.

Aehnliche Erzählungen wie diese kamen dann im Laufe der Unterhaltung so viele zum Vorschein, daß mein Kapitän und ich am Ende unsern Zweifel aufgaben und das Faktum gelten ließen, daß die Meerrobbe zuweilen sich durch den ganzen Lorenzo, und auch durch die vielen Wassersprünge und Rapiden des Cataragui hinaufarbeitet und dann in dem Süßwasserbassin des Ontario eben so sporadisch erscheint, wie, nach dem was ich oben bemerkte, in dem des Lake Champlain. Es ist sehr wohl möglich, daß dieß in früheren dampfschifflosen Zeiten noch viel häufiger der Fall war, und daß auch schon

Champlain und die ersten Entdecker des Ontario von diesem Faktum Kunde hatten. Und eben dieß mochte denn auch die alte ursprüngliche Idee befördern, daß Lake Ontario nicht ein See, sondern ein Busen des Westmeers, der St. Lorenz nicht ein Fluß, sondern, als ein Meeresrobben- und Wallfischweg, eine fließende Meerenge sey.

Mit der Unterhaltung über diese und ähnliche Gegenstände verbrachten wir so ziemlich die ganze Nacht, die überdieß noch durch eine aurora borealis verherrlicht wurde. Bis Mitternacht beleuchtete ihr schöner, stets blitzender und fackelnder Bogen unsern dunklen Wasserpfad. Fast reizender aber noch als diese hellen Fackeln und Blitze erschienen mir am andern Morgen die äußerst zarten Farben, mit denen die aurora orientalis die ganze Seeatmosphäre erfüllte. Es hatte sich gegen Sonnenaufgang ein zarter Nebel darin verbreitet, und die Sonne benutzte diese duftigen Schleier, um die feinsten Farbenbilder darauf zu sticken. Ich begreife es vollkommen, daß vorzugsweise in einem Nebellande sich ein recht empfindlicher Farbensinn entwickelt. In einem solchen Lande findet man auf der Farbenpalette der Natur eine lange Skala der allerzartesten Nuancen. Da wird das Auge geschärft; in den tropischen Gegenden sind die Hauptfarben zwar ausgeprägter, aber weniger Zwischenstufen; der Sinn wird geblendet.

Als die Sonne allmählig aufging und schon ziemlich hoch stand, bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß die Morgenröthe dennoch nicht vom Horizonte des Sees gewichen war. Die Morgenröthe, die sonst überall der Sonne nur voranläuft, war, so schien es in der That, hinter die Sonne getreten, und blieb als ein sehr entschieden roth gefärbtes Kreissegment am Horizonte hängen. Je höher die Sonne stieg, desto größer wuchs dieses röthliche Kreissegment und nahm gegen 11 Uhr Morgens fast mehr als die Hälfte des Horizonts ein. Die entgegengesetzte Seite des Horizonts war lichter oder graulicher

gefärbt und verlor immer mehr an Terrain. Um Mittag endlich schien die Sonne als strahlender Focus in dem Centrum einer Lichtatmosphäre zu stecken, die mit verschiedenen Umwandlungen und Nuancen sich endlich am Horizonte überall in Roth verlor. Ich sah hier dieß merkwürdige Phänomen zum erstenmal, erblickte es später aber öfter und hörte, daß es hauptsächlich im indianischen Sommer häufig sey, und daß man wohl unter dem Namen „pink haze" („blaßrother Nebelduft") davon spräche.

Bei uns zu Lande haben die Mythendichter nur eine dem Apollowagen voraustanzende und blumenstreuende Aurora erfunden. Hier im amerikanischen Norden müssen sie dem Gesagten nach noch eine Schleppträgerin Apollo's einführen, welche die von ihrer Schwester ausgestreuten Rosen wieder aufliest und sich selber damit schmückt.

Manche Schriftsteller haben den Lake Ontario und die andern Lorenzoseen „Wunder der Natur" genannt. Ja, ein Canadier oder Nordamerikaner spricht selten von diesen großen Bassins, ohne ihnen mit Nachdruck die Attribute von „beautiful, quite admirable sheets of water" zu geben. Und ich, der ich den See die ganze Nacht hindurch in seiner vollsten Pracht gesehen hatte, und dessen Augen er noch jetzt äußerst reizende Gemälde darbot, ein weites, breites Wasserfeld, unter dem Nebeldufte hinweg noch aus großer Ferne mit tausend flimmernden Wellen hindurchblinzelnd, wie das silbergestickte Gewand, das französische Künstler jetzt wohl ihren Darstellungen von Wasserniren zu geben pflegen, dazu die blaßrothe Aurora rings am Rande herum, aus diesem zuweilen plötzlich waldreiche Ufer und Vorgebirge hervortretend, bald hier bald da große und kleine Schiffe, Segel- und Dampfschiffe, die mitunter, wo man das Seewasser nicht sah, in der Luft zu schwimmen schienen, — ich, sage ich, der ich dieß alles mit Aufrichtigkeit bewunderte, war gewiß nicht geneigt, diesem See etwas von seinem

Verdienste, besonders seinem ästhetischen Verdienste, zu schmälern. Wenn aber auch Schiffer, Handelsleute und Nationalökonomen diesen Seen als den wunderbarsten Erfindungen der Natur, als wahren Meisterwerken der Schöpfung und als unschätzbaren Geschenken, die ihrem Lande vom Schöpfer gemacht wurden, nicht Lob genug glauben spenden zu können, so scheint mir dieß unbedacht.

Jemand, der diese Seen zu $^9/_{10}$ mit Erde zuwürfe und vertilgte, könnte dem Lande ein ganz anderes Geschenk machen. Faute de mieux, das gebe ich zu, können diese Seen als ganz nützliche Veranstaltungen betrachtet werden; aber aus nationalökonomischem Gesichtspunkte ist ein See, als eine weite Wüste, als eine ganz überflüssig breite Verkehrsstraße, eine wahrhaft verschwenderische Vorrichtung. Schön und sparsam eingerichtete Systeme von zusammenlaufenden Flüssen sind in dieser Hinsicht unendlich viel bewunderswürdigere Naturprodukte, als solche große, plumpe, ich möchte sagen cyklopisch organisirte Seensysteme, wie das des Lorenzo.

Man denke sich nun einmal den Erie, den Ontario &c. von unübersehbar breiten Bassins zu langen Kanälen von einer mäßigen Breite umgebildet, mit Beibehaltung der Seentiefe. Zu beiden Seiten denke man sich das Land in Aecker verwandelt und nur hie und da, etwa alle 20 Meilen, von dem See ein so großes Stück übrig bleibend, daß es einen rechtwinklich eingefügten Seitenkanal für den Hauptkanal bildet. Hätte die Natur eine solche Vertheilung der Gewässer, oder doch eine diesem Ideale nahe kommende geliefert, so würde ich dieß viel bewunderswürdiger finden, als diese plumpe Bassinform, die wir nach richtigen Ansichten überall zu vernichten oder umzugestalten trachten sollten. In der Schweiz, in Holland, Dänemark und andern Ländern hat man auch schon längst diese Seenbeschränkung angefangen. Freilich wird es hier im Lorenzogebiet wohl stets unmöglich bleiben, den Umwandlungsproceß aus dem rohen plumpen Seensystem zu einem zierlichen, sparsamen,

verständigen Flußsysteme, zu dem alle fließenden Süßgewässer der Welt eine natürliche Tendenz haben, irgendwie auf künstliche Weise durch Menschenhand zu fördern.

XXXI. Toronto.

Wir kamen endlich in der Nähe der Königin des Seenbassins, der weitgepriesenen Hauptstadt von Westcanada an. Man erblickt zunächst eine schmale und langgestreckte Halbinsel, die vom Festlande in den See einige Meilen weit hinausragt. Sie ist mit Bäumen, mit einigen Häusern und einem Leuchtthurme besetzt und sieht aus wie eine in den See hinausgebaute Baumallee. Es ist, was man an der Ostsee eine „Nehrung“ nennen würde, und sie umschließt einen kleinen Hafen, den sogenannten Toronto Harbor, in dessen innerstem Winkel die Stadt liegt. Man schlüpft durch einen nicht sehr weiten und bequemen Eingang hinein.

Schon die Indianer schlüpften hier aus und ein und hatten da, wo jetzt die große Stadt liegt, eines ihrer Hauptdörfer. Sie nannten entweder dieß Dorf oder die Bai, an der es lag, vielleicht beides: Toronto, was so viel bedeuten soll als „ein Ort, wo entwurzelte Baumstämme sich im Wasser herumtreiben.“ Auch die Franzosen hatten hier schon eine kleine Befestigung, in der einige den See bewachende Soldaten und Schiffer mitten unter den Indianern lebten. Diese letzteren waren auch dann noch zahlreich, als die Engländer hier die Stadt York begründeten, und es gibt noch jetzt in Toronto viele Bewohner, die sich sehr wohl der zahlreichen Rindencanoes und kleinen „Skiffs“ (ausgehöhlte Baumstämme) erinnern, mit denen die Indianer aus der Nachbarschaft Fische und andere Dinge für die Bürger zu Markte brachten. Sie kampirten

meistens auf jener langen sandigen Halbinsel. Jetzt sind diese Indianer vollständig wie ein Nebel verschwunden, und nichts ist von ihnen geblieben, oder vielmehr wieder erweckt, als der von ihnen erfundene wohltönende alte Name der Lokalität: Toronto.

Die amerikanischen schnellwachsenden Städte schämen sich zuweilen, wie es scheint, der ersten europäischen Namen, die sie erhielten, da sie noch im Embryo oder in den Windeln lagen, und mit denen sich daher allerlei Associationen und Erinnerungen verknüpfen, die nachher der reich und vornehm gewordenen City nicht mehr angenehm sind. So hieß z. B. York, da es anfänglich äußerst klein und, wie man sagt, auch sehr schmutzig und kothig war, meistens „little York" oder auch wohl gar: „dirty little York." Als die Stadt etwa 10,000 Einwohner und gute ordentliche Straßen erhielt, etwa im Jahre 1837, trug sie auch auf eine Namensveränderung an, und durch eine besondere canadische Parlamentsakte wurde denn der alte, ehrenhafte und wohltönende Name Toronto für den von York substituirt. Ich sage durch eine besondere Parlamensakte, die noch in Toronto aufbewahrt wird, die ich aber dennoch leider nicht zu sehen und zu lesen bekam. Ich weiß nicht, warum man in diesem Falle von Toronto das Parlament zu Hülfe rief. Sonst geschehen die meisten der hier zu Lande so häufigen Umtaufungen oder Wiedertaufen von Orten bloß mit Hülfe und Berathung des Generalpostmeisters. Aber dieser muß in jedem solchen Falle seine Einwilligung geben und kann seine Ausstellungen machen, weil er am besten beurtheilen kann, wie ein neuer Name in die ganze geographische Nomenklatur des Landes paßt.

Vor zwanzig Jahren (1832) sagte Hr. Bouchette in seinem trefflichen Werke über Canada: „Die Stadt York blieb lange Zeit sehr klein, aber seit fünf oder sechs Jahren hat sie begonnen rapid zu wachsen und sich auf ihre jetzige Bedeutung und Höhe zu erheben. Sie enthält nun 4000 Seelen."

Zehn Jahre später (1843) sagte Hr. Buckingham in seinem Werke über Canada: „Die Stadt blieb lange klein, vor zehn Jahren hatte sie erst 4000 Einwohner. Seit sechs Jahren erst hat sie angefangen rapid zuzunehmen, an Umfang wie an Bevölkerung. Sie zählt jetzt nicht weniger als 13,000 Einwohner und mehr als 200 Ziegelsteinhäuser."

Jetzt, zehn Jahre später (1854), kann ein Autor wieder wie seine beiden genannten Vorgänger beginnen: „Bis vor kurzem war die Stadt noch sehr unbedeutend. Sie hatte nur 13,000 Einwohner. Seit fünf Jahren aber hat sie begonnen sich rascher und rascher emporzuschwingen. Sie hat jetzt nahe an 50,000 Einwohner." Der Census (von 1851) gibt ihr zwar nur noch 40,000. „Aber allein im vorigen Jahre, 1853, haben wir um 9000 avancirt," so behauptete man mir in der Stadt selbst von mehreren Seiten.

Toronto ist groß und bevölkert, aber wie fast alle amerikanischen Städte ist es noch viel größer und weitläuftiger gebaut, als es für eine Bevölkerung von 50,000 Seelen nöthig wäre. Man hat bei manchen Besuchen meilenweit zu fahren, und viele städtische Institute liegen weit ins Feld hinaus. Die Bürger sind in einem großen Umkreise zerstreut und ihre Wohnungen oft durch große städtische Wüsten von einander getrennt. Da dieß erstaunlich viel Unbequemlichkeiten im Verkehr hervorbringt und natürlich ihn auch außerordentlich kostspielig macht, weil eine Stadt ja wesentlich auf enges Zusammenhalten der Bürger und auf nahe Hülfeleistung aller Glieder der Commune berechnet ist, so begreift man es nicht recht, warum diese amerikanischen Städte nicht allmähliger und regelmäßiger wachsen, warum sie nicht dicht neben dem ersten Hause das zweite bauen und daneben den dritten Nachbar, und so fort. Es scheint unsinnig, daß sie das ganze städtische Gewebe anlegen, wie eine leichtfertige Arbeiterin wohl ihren Teppich anlegt, indem sie hier ein Stückchen vollendet und dann wieder am andern Ende

eines, daß sie endlose Straßen abstecken, die sie erst vielleicht nach fünfzig Jahren pflastern können, daß die Schule hier im Westen der Stadt ist, und der Schulmeister vielleicht im Osten, daß man eine Meile zum Schneider, zwei zum Schuster und drei zu dem guten Freunde, der dich zur Soirée eingeladen hat, zu laufen oder zu reiten hat. Es müssen aber wohl irgend welche haltbare Gründe dafür existiren, da sich die Erscheinung bei allen amerikanischen Städten wiederholt. Ich habe mir folgende ausgedacht.

Von vornherein werden die Städte gleich mit der Idee angelegt, daß sie sehr schnell wachsen werden. Da müssen denn gleich freie Plätze für die Zukunft offen gelassen und andere für Kirchen und öffentliche Gebäude reservirt werden. Die Straßen müssen breiter werden, als es sonst wohl für die ersten Bedürfnisse eines anfangenden Städtchens nöthig wäre. Da kommen denn die Häuserstellen gleich von Anfang an weiter voneinander, als es bei unsern alten langsam wachsenden Ortschaften der Fall ist. Weiterhin, wenn sich ein Centrum des Verkehrs und Lebens herausgebildet hat, halten die Grundbesitzer vermuthlich die Preise sehr hoch für solche Parzellen, die diesem Centrum nahe sind. Schulen, Collegien und andere solche Institute, die einer großen Area bedürfen, erlangen diese daher zu billigen Preisen in entlegeneren Gegenden. Ebenso wählen sich die Armen oder die, welche ihres Geschäfts wegen nicht gerade nothwendig auf das Centrum der Stadt verwiesen sind, lieber entfernte und billigere Stellen. Sie mögen auch denken, daß die Uebelstände, die mit einer solchen Entfernung verbunden sind, nicht lange dauern, daß die Lücken sich rasch ausfüllen, und daß sich ein inniger Zusammenhang bald herstellen werde. Endlich erscheinen auch in Amerika, wo nur irgendwo eine Stadt aus dem Boden hervorzusprossen anfängt, alsbald Omnibusse und andere Hülfsmittel rascher Bewegung, welche die Entfernungen etwas abkürzen. Ich gebe aber zu, daß dieß alles doch noch nicht genügend erklärt,

warum im Vergleich mit unsern Städten, in denen eine überstarke Centripetalkraft alles dicht aufeinander häufte, die amerikanischen so aussehen, als ob die Centrifugalkraft mehr in ihnen gewirkt hätte und alles auseinanderstäubte.

Obgleich alle Häuser in Toronto ganz jung aussehen, obwohl man überall ganz neue frisch wie Pilze aus dem Boden schießen sieht, so hat man doch die größte Noth, sich unter Dach und Fach zu bringen, und man versicherte mich, die Hausmiethe sey außerordentlich hoch. Ja, oft sey es kaum für schweres Geld möglich, eine gute und ordentliche Familienwohnung zu erhalten. Ein großer Theil der Stadt besteht noch aus einer zahllosen Menge in Reihe und Glied gestellter Bretterschuppen oder hölzernen Hüttchen, in denen Arbeiter, Handwerker und die Armen wohnen. In diesem Quartiere der Stadt sieht man kleine umzimmerte und bedachte Wohnräume bis zu einem oder zwei Fenstern herab. Aber obwohl nur von Brettern, sehen sie doch meistens gefällig aus, und sind im Innern äußerst freundlich eingerichtet und auf überraschend schnelle Weise mit guten Möbeln und mit dem einem Anglosachsen durchaus nöthigen Grade von Comfort erfüllt.

Dieß alles erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung in einem Jahre um 9000 Seelen anschwillt. Aber wunderbarer erscheint, daß auch die Arbeit so schwer zu erlangen, der Taglohn so hoch ist. Einem gewöhnlichen Handarbeiter zahlt man gewöhnlich bis 1½ Dollar per Tag, und oft ist ein Holzhacker nicht für 2 Dollars zu bekommen. Ja, auch über Holztheurung klagte man mir, obwohl gleich hinter der Stadt die endlosen Wälder des Nordens beginnen und in ihnen zuweilen in einer Nacht die Waldbrände mehr Holz verzehren, als die ganze Stadt im Laufe eines Winters in ihren Oefen nöthig hat. Das letztere mag sich übrigens aus dem Preise des Taglohns erklären. Das Holz ist wohl in Fülle da, aber nicht so die Aexte, Sägen und Hände, es

zu fällen, zu zersplittern und zum Ofen zu schaffen. Wären die Holzfäller so billig und willig wie die geduldigen „Wurzelstockklauber" in Sachsen, so könnte Toronto schon allein bei den Baumstumpfen und dicken Wurzelknollen, die noch in einigen seiner Straßen herumstehen und liegen, manchen Suppentopf kochen.

XXXI. Bibliothekenstiftung.

Einige werthe Freunde hatten die Güte, mich durch die Räume ihrer Stadt zu führen und mir einige ihrer merkwürdigen Institute zu zeigen. Von allen gefiel mir keines besser und keines machte auf mich einen bleibenderen Eindruck, als die sogenannte Normalschule mit ihren Baulichkeiten, die so großartig als zweckmäßig erscheinen, und mit ihren Einrichtungen und Tendenzen, die so wohlthätig als eigenthümlich sind.

Es ist ein ganz neues Etablissement, erst im Jahre 1852 vollendet. Die Hauptidee bei seiner Begründung war, in ihm gleichsam den Central- und Herzpunkt der ganzen populären Erziehung und des Volksunterrichts in Obercanada zu gewinnen. Das ganze große Gebäude mit seinen Nebengebäuden, für das vom Provinzialparlamente nicht weniger als 25,000 Pfund Sterling bewilligt wurden, macht ungefähr den Eindruck eines reichen und weitläufigen Klosters. Es ist aber ein Kloster, von einem Ende zum andern dem Lichte und reger Thätigkeit gewidmet.

Zuerst hat daselbst der Hauptsuperintendent der Schulen von Obercanada (Minister der Volksaufklärung) seinen Sitz, und mit ihm seine verschiedenen Officianten und Bureaux. Jetzt ist dieser Posten von einem Manne besetzt, den man auch in andern Weltgegenden besser kennen sollte, von dem ehrwürdigen Dr. Egerton

Ryerson. Dieser hochgebildete und aufgeklärte Mann ist der eigentliche Begründer jenes merkwürdigen Instituts und überhaupt die lebendige Seele der canadischen Volkserziehung. Er wurde in der Mitte der vierziger Jahre an die Spitze dieses canadischen Verwaltungszweiges gestellt, und hielt es für nöthig, ehe er seinen Posten antrat, eine Reise durch die gebildetsten Länder Europa's zu machen, um ihre Schul- und Erziehungssysteme zu untersuchen und darnach sich ein System, das für Canada das passendste und wirksamste seyn möchte, zu bilden. Nach seiner Rückkunft publicirte er einen meisterhaft geschriebenen Bericht über seine Reise. Er ließ darin alle die verschiedenen in Deutschland, Frankreich, Schweden, Schweiz, England rc. adoptirten Systeme und bewunderten Vorrichtungen in kurzer und klarer Uebersicht Revue passiren, und stellte darnach dann am Ende sein eigenes canadisches System hin, das eklektisch das Beste und Passendste aus allem an den Lake Ontario versetzen sollte.

Ich hatte nicht das Glück, diesen trefflichen Mann persönlich an Ort und Stelle zu finden, aber seine Werke rings umher, die ich sah und las, sangen hinreichend sein Lob, und allerdings, man muß dieß hinzusetzen, das Lob der beiden canadischen Generalgouverneure, Lord Metcalfe und Lord Elgin, die das Werk energisch förderten, und der canadischen Parlamente, die es am Gelde nicht fehlen ließen. Die verschiedenen Zimmer und Hallen des Gebäudes fand ich überall mit einer so verschwenderischen Fülle von anziehenden Unterrichtsgegenständen geschmückt, daß mir selbst die Londoner „educational exhibition,“ die ich kürzlich gesehen hatte, dagegen zurückzustehen schien. Man scheint hier alles versammelt zu haben, was in England sowohl als in Canada und den Vereinigten Staaten Lithographen, Kartenmacher, Zeichenlehrer, Kalligraphen für Schulzwecke erfunden, gezeichnet und gemalt haben.

Bilderwerke, geographische und geologische Darstellungen, naturhistorische Gemälde und Schulbücher aller Art fließen hier reichlich

ein, und man bildet daraus ein „öffentliches Schuldepositorium" (public school depository). Ich habe nie eine besser assortirte Sammlung dieser Art gesehen. Die Volksschulen von ganz Obercanada können aus diesem Depositorium ihre Bedürfnisse beziehen. Das Hauptbedürfniß der Schulen sind Lehrer, und dieses Centralerziehungsinstitut ist daher vorzugsweise auf die Erlangung und Ausbildung solcher bedacht. Es sind in seinen Räumen zu diesem Zwecke zwei verschiedene Institute begründet, eine Normalschule und eine sogenannte Musterschule (model school). Nach der ersten Schule, als dem Hauptelemente des ganzen Etablissements, wird dasselbe auch gemeiniglich bloß die „Normalschule von Toronto" genannt, obwohl ein anderer umfassenderer Name für das großartige Bildungsinstitut, wie ich schon angedeutet habe, viel passender seyn würde.

Die Normalschule ist eine Art Seminar, in welchem angehenden Volkslehrern beider Geschlechter Vorlesungen über ihren Beruf gehalten werden, und in der Musterschule beginnen sie ihren Beruf praktisch auszuüben. Ich fand unter den Lehrern sowohl Canadier als auch Amerikaner, und zu meiner Verwunderung auch einige Mulatten und dunkelgefärbte Mädchen. Man sagte mir, daß sich auch einige Indianer darunter befänden.

Andere kleine Institute, die man noch außerdem mit dem Ganzen sehr zweckmäßig verbunden hat, z. B. ein Provinzialmuseum, eine Provinzialbibliothek, kann ich hier nur dem Namen nach erwähnen, obgleich ich glaube, daß jedem gebildeten Leser ein etwas umständlicher Bericht darüber eben so interessant seyn würde, wie mir ihre nähere Beschauung. Aber ein ganz eigenthümlicher und erst kürzlich hier eröffneter Zweig der Volksaufklärung scheint mir ein zu wesentliches Element des ganzen Instituts zu seyn, als daß ich nicht ein paar weitere Worte darüber zu verlieren wünschte. Ich habe die merkwürdige, hier getroffene Veranstaltung zur

Verbreitung von nützlichen Büchern und zur Begründung öffentlicher Bibliotheken im Sinne.

Für dieses Centralbüchervertheilungs- oder Bibliothekenstiftungs-departement hat man zunächst eine große Centralbibliothek oder, wie sie es nennen, „a public library book depository" gebildet. Dieses Depositorium enthält in mehreren großen Räumen circa 100,000 Bände. Es sind lauter als gut und nützlich anerkannte populäre Werke über Astronomie, Erdkunde, Geschichte, Naturgeschichte, alte und neue Literatur, bei denen das utile cum dulci auf zweckmäßigste Weise gemischt wurde. Viele besonders beliebte Werke sind in zehn oder mehreren Exemplaren vorhanden, um sogleich die Wünsche nach verschiedenen Seiten erfüllen zu können.

Wenn nun in einem Dorfe oder in einer Stadt Canada's ein Verlangen nach dem Besitze einer öffentlichen Dorf- oder Stadtbibliothek entsteht, so bietet sich dieses Institut mit seinem reichlich versehenen Depositorium als der billigste und großmüthigste Buchhändler dar, und die Sache tritt gewöhnlich auf folgende Weise ins Leben. Ein Prediger, ein Lehrer, ein Farmer oder sonst ein paar nach Belehrung und Aufklärung verlangende Männer regen die Sache an und bringen unter ihren Freunden eine Subscription zu Wege. Zuweilen sind auch schon Clubs oder sogenannte „Associationen der jungen Männer" (young men's association) vorhanden, die durch Journallektüre oder Vorlesungen unter sich Bildung befördern, und die nun auch noch außerdem schnell zum Besitze einer Bibliothek für ihre Gesellschaft zu gelangen wünschen. Sie bringen dann unter sich eine Subscription von 200 oder 300 Pfund und mehr zu Wege und berathen sich über die Anfertigung einer Liste von Büchern, wie sie ihnen wünschenswerth erscheinen. Sie geben darauf der „normal school" in Toronto Nachricht von dem Geschehenen, schicken ihr die Liste der gewünschten Bücher ein und constatiren den Belang der bei ihnen zu Stande gekommenen Subscription.

Vermöge seiner reichlichen Dotation sieht sich dieses Institut nun im Stande, darauf Folgendes zu thun. Zunächst bringt es die verlangten Bücher aus seinem Depositorium zusammen und gewährt je nach dem Belange der eingesandten Subscription mehr oder weniger. Die Preise der Bücher werden dabei um 25 Procent billiger angerechnet, als sie im Buchhandel zu haben sind. Sodann aber thut das Institut auch noch dieß: es setzt der Subscriptionssumme des Dorfs aus eigenen Mitteln eine gleich hohe Summe entgegen, 200 Pfund, wenn jene 200 Pfund betrug u. s. f., und macht ihm dann ein Geschenk mit den dafür erlangbaren Büchern; doch behält sie dabei die Wahl dieser hinzu geschenkten Bücher ihrem eigenen Ermessen vor. Hiedurch reservirt und erhält sie sich selbst einen Einfluß auf die Bildung des Landes, auf die Läuterung des Geschmacks und auf die Verbreitung derjenigen Kenntnisse und Aufklärung, die ihr als die besten erscheinen. Beide so zusammengebrachten Sammlungen werden in Kisten verpackt und dann dem Dorfe zuspedirt.

Dieses merkwürdige Bibliothekenstiftungsinstitut war erst, wie man mir sagte, seit Ende 1853 in Wirksamkeit und hatte — allerdings bei der Ausübung so liberaler Grundsätze kein Wunder! — einen äußerst raschen Fortgang gehabt. Man hatte von Ende November 1853 bis Ende August 1854 (in neun Monaten) nicht weniger als 62,000 Bände vertheilt, und ungefähr an jedem Tag dieses Zeitraums eine neue kleine Stadt- oder Dorfbibliothek formirt und ins Land hinaus gesandt.

Man hatte die Güte, mir einen gedruckten statistischen Bericht über diese Operationen mitzutheilen, und es mag dem deutschen Leser zur Beurtheilung des in Canada vorwaltenden Geschmacks nicht uninteressant seyn, einige Data aus diesem Berichte in Erfahrung zu bringen. Von der ganzen Summe gewünschter und vertheilter Bände handelten über Geschichte 11,030, über Biographie 7096,

über Reisen 3798. Faßt man diese drei Rubriken unter dem Capitel „Historisch" zusammen, so waren demnach circa 22,000 Bände oder mehr als ein Drittel des Ganzen historischen Inhalts.

Zoologie war mit der Summe von 5232 vertreten, Botanik mit 882, Geologie mit 629, Chemie mit 518, Physik mit 1412 u. s. w. überhaupt alle Naturwissenschaften zusammengenommen mit 11,000 Bänden oder einem Sechstel des Ganzen.

Ueber Manufakturen handelten 2600 Bände, über Agrikultur 3000, über beides zusammen 5600, oder etwa ein Zwölftel des Ganzen.

Folgende Rubriken mochten sich vorzugsweise auf Poesie, Künste und allgemeine Literatur beziehen: „tales and sketches" 16,200 Bände, „modern literature" 5900, „ancient literature" 603. Zusammen also alles, was man schöne und leichte Literatur nennen könnte, 22,000 Bände oder etwas mehr als ein Drittel des Ganzen.

Ich sage, diese Zahlen mögen einigermaßen als Fingerzeige und Maßstäbe bei der Beurtheilung des am Lake Ontario herrschenden Geschmacks dienen. Aber freilich nur einigermaßen, denn um recht dahinter zu kommen, müßte man doch im Innern des Landes selbst einmal wieder nachsehen, in welchem Departement, ob im historischen oder naturhistorischen oder in dem der „tales and sketches," die meisten goldigen und nett gebundenen Bücher unter den Fingern begieriger Leser oder unter dem allmählig ruhig niederschlagenden Bibliothekstaub ergrauten und schmutzig wurden.

Man hatte die Güte, mir die umständlichsten Berichte über den Zustand der Schulen in Obercanada mitzutheilen. Ich werde aber hier aus der außerordentlichen Masse von interessanten Fakten, die darin enthalten waren, nur einige wiedergeben, welche im Stande sind, den raschen Fortschritt des dortigen Schulwesens in helles Licht zu stellen.

Im Jahre 1844 gab es in Canada eine Schulbevölkerung von 183,000 Kindern zwischen 5 bis 16 Jahren, und nur 46,700 darunter genossen Unterricht. Beinahe $^3/_4$ aller Kinder blieben damals also ganz ungeschult.

Im Jahre 1853 dagegen belief sich die Schulbevölkerung auf 282,000, und die der wirklichen Schulbesucher auf 194,000, d. h. mehr als zwei Drittel der schulfähigen Kinder besuchten wirklich die Schulen.

Es hatte sich also in zehn Jahren der Schulbesuch verzehnfacht, während die Schulbevölkerung sich noch nicht einmal verdoppelt hatte.

Man sieht indeß zugleich, daß das Feld für fernere Entwicklung des Schulwesens noch immer groß bleibt, da selbst jetzt noch 79,000 Kinder, oder etwa ein Drittel des Ganzen, der Segnungen einer Schulerziehung nicht theilhaftig werden.

Etwas steht diesen Bestrebungen die Mannigfaltigkeit der Nationalitäten im Wege, mehr aber noch die Verschiedenheiten der Glaubensbekenntnisse. Es gibt Striche in Obercanada, in denen die Grundbevölkerung kein Wort Englisch versteht. In einigen Gegenden haben sich so viele Hochschotten, in einer andern so viele Welsche nachbarlich zusammengethan, daß man dort nur diese keltischen Idiome vernimmt. In einigen Strichen sind auch, von der brittischen Völkerfluth nach Westen mit fortgerissen, so viele canadische Franzosen angehäuft, daß daselbst dann die canadische Sprache vorherrscht. Wiederum gibt es, namentlich im Innern jener großen merkwürdigen Halbinsel zwischen den drei Seen Ontario, Erie und Huron, einige ganz deutsche Striche, namentlich da, wo man auf der Karte die deutschen Städtenamen Berlin, Straßburg, Petersburg erscheinen sieht. Es gibt in diesen übrigens verhältnißmäßig nur kleinen Distrikten überall mehr oder weniger Abneigung und Widerstand gegen das herrschende Erziehungssystem,

in dem doch nun einmal eine Sprache, und zwar keine andere als die englische, vorherrschen muß.[1]

[1] Ich setze hier das Bild der verschiedenen Nationalitäten in den beiden Canada's, wie es in dem Census von 1851 gegeben ist, her. In jenem Jahre waren im alten Untercanada zusammen 880,000 Seelen, im jungen Obercanada 952,000.

Es befanden sich unter der Masse	dort:	hier:
In England Geborne	11,200.	82,000.
In Schottland Geborne	14,500.	75,000.
In Irland Geborne	51,400.	176,000.
Von britischen Eltern in Canada Geborne, oder sogenannte britische Canadier (British Canadians)	125,280.	526,000.
Französische Canadier	669,000.	26,000.
Amerikaner, d. h. aus den Verein. Staaten Eingewanderte	12,480.	43,000.
In Nova-Scotia Geborne	474.	3,700.
In Neu-Braunschweig Geborne	480.	2,600.
In New-Foundland Geborne	51.	79.
In Westindien Geborne	47.	345.
In Deutschland und Holland Geborne	159.	9,957.
In Frankreich Geborne	359.	1,007.
In Italien Geborne	28.	15.
In Spanien Geborne	18.	57.
In Schweden Geborne	12.	29.
In Rußland, Polen und Preußen Geborne	8.	188.
In der Schweiz Geborne	38.	209.
In Oesterreich und Ungarn Geborne	2.	11.
In Guernsey Geborne	118.	11.
In andern Ländern Geborne	830.	1,351.
Geborne Neger	18.	2,095.
Geborne Indianer	4,058.	3,065.
Auf See Geborne	10.	168.

Aus dieser Uebersicht geht hervor, daß in Untercanada die Nationalität der französischen Canadier der Art vorherrscht, daß die aller andern Völker zusammengenommen der Anzahl nach — freilich nicht dem Einflusse nach — fast unbedeutend erscheint. Jene machen fast $^7/_8$ der ganzen Bevölkerung aus, diese nur $^2/_8$.

In Obercanada dagegen herrschen die brittischen Canadier vor, aber nicht in demselben Maße wie die französischen in Untercanada. Sie machen etwas mehr als die Hälfte der ganzen Bevölkerung aus, alle andern Nationalitäten zusammengenommen etwas weniger als die Hälfte.

Wie in Obercanada den ersten Platz, so nehmen die brittischen Canadier in Untercanada den zweiten ein. Sie machen $^1/_7$ des Ganzen aus.

Die im Lande Gebornen — französische wie brittische Canadier — machen ohne

Schlimmer aber wirken gegen den Fortschritt eines gedeihlichen Schul- und Erziehungswesens, wie gesagt, die religiösen Verschieden-

Zweifel den eigentlichen Kern der Bevölkerung aus. Faßt man sie in jeder Provinz zusammen und contrastirt sie mit den in fremden Ländern Gebornen oder den Eingewanderten, so erhält man für Untercanada die runde Summe von 800,000 eingebornen Landeskindern französischer und brittischer Herkunft und dagegen die Summe von 90,000 Eingewanderten, in Obercanada dagegen 550,000 Eingeborne und 400,000 Eingewanderte.

In Untercanada verhält sich demnach die eingeborne zur fremden Bevölkerung wie 8 : 1. In Obercanada halten sich beide beinahe das Gleichgewicht. Alle Einwanderer aus Europa sowohl als auch die aus der amerikanischen Nachbarschaft, aus Neu-Foundland, Neu-Schottland, Neu Braunschweig, den Vereinigten Staaten &c. überhüpfen das kältere, weniger fruchtbare, mehr katholische und französische Untercanada, lassen dort nur wenige Ansiedler zurück und eilen dem westlicheren, milderen, fruchtbareren und mehr brittischen oder germanischen Obercanada zu. Ich ging einmal mit einem brittischen Canadier über eine Brücke, die Ober- und Untercanada verband. Wir lugten nur für einige Augenblicke in Untercanada hinein und kehrten dann nach Obercanada, von wo wir ausgegangen waren, zurück. „Ah, sagte mein Freund, Gott sey Dank, da sind wir wieder in Obercanada. Ich fühle mich nie heimlich drüben in Untercanada. Ich bin nur hier in Obercanada zu Hause. Dieß ist unsere eigentliche brittische Heimath. Drüben ist mir alles so fremd!"

In beiden Canada's zusammengenommen verhält sich das einheimische canadische Provinzialelement gegen das nichtcanadische etwa wie $2^1/_2$ zu 1.

Läßt man die Unterschiede von canadisch oder nichtcanadisch aus dem Spiele und faßt auf der einen Seite alles französische, auf der andern alles brittische, d. h. alle von brittischen Eltern, sey es in Großbritannien, in Canada oder sonst irgendwo Geborenen zusammen, so stellt sich heraus, daß in Untercanada 670,000 Leute französischer Herkunft und dagegen 217,000 Britten leben, in Obercanada 27,000 Franzosen und etwas mehr als 900,000 Britten. Dort verhält sich das französische zum brittischen Elemente wie 3 : 1, hier wie 1 : 30. In beiden Canada's zusammen genommen gibt es 700,000 Franzosen und 1,000,000 Britten, oder beinahe doppelt so viele von diesen als von jenen.

Die Ausländer in beiden Canada's belaufen sich auf ungefähr 500,000. Löst man sie in ihre Elemente auf, so stellt sich zunächst heraus, daß die bei weitem überwiegende Mehrzahl derselben Britten und Anglosachsen sind. Sämmtliche nicht in diese Kategorie gehörige machen nur etwa ein Zehntel der ganzen Einwanderung aus.

Faßt man wiederum die brittische Einwanderung besonders ins Auge und zersetzt sie in ihre Elemente, so zeigen sich die Irländer bedeutend vorwiegend. Sie bilden für sich allein die größere Hälfte der ganzen brittischen Einwanderung, etwa 230,000, und übertreffen überhaupt auch die Einwanderung aus jedem andern

heiten und Zwistigkeiten im Lande, bei denen die gegen einander auftretenden Parteien nahe gleich stark sind. Der Katholicismus ist in

Lande. Wie von allen Einwanderern, so ging auch von den irischen die Mehrzahl nach Obercanada. Doch blieb auch eine verhältnißmäßig sehr bedeutende Anzahl von ihnen in Niedercanada, etwa ein Viertel vom Ganzen. Die ganze Einwanderung in Niedercanada ist der Hauptsache nach irisch. Unter hundert in diese Provinz Eingewanderten waren sechzig aus Irland und vierzig aus England, Schottland, den Vereinigten Staaten und allen andern Ländern der Welt.

Die Einwanderungen aus dem kleinen Schottland und aus dem großen England waren beinahe gleich stark. Die schottische übertraf die letztere um etwas. Auch standen sie sowohl im ganzen Canada, als in beiden Provinzen besonders genommen, in gleichem Verhältniß zu einander und zum Ganzen. Unter den nicht-brittischen Einwanderern sind die Amerikaner aus den Vereinigten Staaten die hervorragendsten. Sie gingen sowohl nach Ober- als nach Untercanada, wie alle übrigen, aber dorthin zahlreicher als hieher. Ihre Anzahl betrug 55,000, d. h. etwas mehr als ein Zehntel der Gesammteinwanderung. Es ist sehr wahrscheinlich, daß d i e s e amerikanische Einwanderung sehr im Zunehmen begriffen ist. Eine sichtbar zunehmende Amerikanisirung Obercanada's in den Sitten, in den Gebräuchen, Einrichtungen, Erfindungen und in dem äußern Anstrich des Landes und der Leute ist eine Folge davon. Daß aber auch die Gesinnung mehr amerikanisch werde, läugnen die meisten Canadier. Sie glauben vielmehr, daß die eingewanderten Amerikaner sehr bald zur canadischen Gesinnung bekehrt werden und sich als besonders gute und eifrige Unterthanen der Königin von England beweisen. Uebrigens ist die Einwanderung aus dem Gebiete der Vereinigten Staaten nach Obercanada die älteste von allen, wenn wir die freilich noch ältere, aber höchst unbedeutende französische ausnehmen. Bekanntlich wurde die Provinz Obercanada so zu sagen geschaffen und ins Leben gerufen durch eine Auswanderung zahlreicher Conservativen und königlich Gesinnten aus den alten brittischen Colonien, als diese sich indepedent erklärt. Es ist wohl möglich, daß diese Gesinnung noch jetzt bei jener Einwanderung fortwirkt und manchen Amerikaner, der mit der Republik nicht zufrieden ist, ins Königreich treibt.

Von allen nichtangelsächsischen Einwanderern in Canada sind, wie in den Vereinigten Staaten, die deutschen die zahlreichsten. Ihre Anzahl beträgt 10,000. Doch wird gewiß jeden Deutschen die Geringfügigkeit dieser Summe überraschen. In Untercanada bleiben fast gar keine Deutschen: 159. Nach dem westlichen Obercanada wanderten fast sechzigmal so viel; und noch viel mehr, wie ich schon sagte, wandern auch hier bloß durch und suchen eine neue Heimath in dem fernen Westen der Vereinigten Staaten.

Vor allen übrigen Nationalitäten will ich mit ein paar Bemerkungen nur noch auf die französische hindeuten. Man wird gewiß erstaunt seyn, zu hören, daß Frankreich in seinen ehemaligen alten noch heutigen Tags in Sitte und Sprache vorwiegenden französischen Colonien nur 359 Repräsentanten hat. Dieß deutet ohne

Obercanada zwar nicht so zahlreich vertreten, wie in Untercanada, aber doch sehr mächtig, da ihm außer den eingewanderten Franzosen

Zweifel auf einen sehr schwachen Zusammenhang der 700,000 französischen Canadier und ihrer Bedürfnisse mit dem alten Mutterlande. Die 1007 Franzosen, die sich in Obercanada befinden sollen, sind wohl nur so genannte Franzosen, vermuthlich eigentlich deutsche Colonisten aus Elsaß.

Eine ganz neue und sehr interessante Einwanderung in Canada ist die der Neger. Sie sind im Census nur zu 2100 Seelen angegeben. Davon sollen acht zehn auf Untercanada kommen. Eine flüchtige Reise durch Canada und eine sehr oberflächliche Beobachtung der Hautfarbe genügt zu der Ueberzeugung, daß diese Zahl zu gering ist. In Montreal sind allein zwei- oder dreimal so viel. Je weiter nach Norden, desto seltener werden sie, und in Quebec ist Afrika vielleicht schwächer vertreten, als in irgend einer andern Stadt des amerikanischen Continents. Das Wahre an jener Censusangabe ist aber, daß die ganze gefärbte Bevölkerung von Untercanada äußerst geringfügig ist.

Die einzige bedeutende Einwanderung von Negern findet nach Obercanada statt; sie ist auf 2095 im Census angegeben. Diese Zahl ist aber ohne allen Zweifel viel zu gering. Der mir unbekannte Berichterstatter über die Censusresultate von 1851 macht dazu in einer Randglosse die Bemerkung: „Dieß Capitel über die Aufnahme der Negerbevölkerung Canada's hat viele Lücken. Es sind jetzt (1851) ungefähr 8000 „gefärbte Personen" (coloured persons) in Obercanada." Da diese Branche der Einwanderung in den letzten Jahren stets in rapider Zunahme begriffen gewesen ist, da in Folge der verschärften und ausgedehnten Flüchtlingsgesetze beständig eine Menge Neger nach dem freien Canada hinüberfliehen, so kann man jetzt (1854) ohne Zweifel wohl die Negerbevölkerung Obercanada's auf 10,000 Seelen ansetzen und demnach annehmen, daß unter zehn Bewohnern ein Schwarzer sey. Obercanada hat darnach schon jetzt eine stärkere Negerbevölkerung als die nördlichen Staaten der Union, namentlich als Neu-England, und es ist merkwürdig, daß demnach durch die Verhältnisse und die Gesetze eine so starke Colonie tropischer Völker so weit nach dem Norden hinauf getrieben wurde.

Von den alten Ureinwohnern des Landes gibt es in West- und in Ostcanada zusammen noch ungefähr 8000 Seelen, und diese Zahl ist zwischen beiden Provinzen so ziemlich gleich vertheilt. Es ist dieß ein größerer Ueberrest indianischen Elements, als wir ihn in irgend einem der benachbarten Nordoststaaten der Union finden. Wenn man mit dem jetzigen Zustande der canadischen Bevölkerung frühere Zeiten vergleicht, so stellen sich viele interessante Resultate heraus, von denen ich nur folgende hervorheben will.

Als Untercanada an England abgetreten wurde, vor etwa hundert Jahren, betrug die ganze Bevölkerung des Landes nur ungefähr 60,000 Seelen. Sie hat sich in einem Jahrhundert auf beinahe 2 Millionen (für 1855 gewiß nicht zu hoch) gehoben, also ungefähr verdreißigfacht.

Am rapidesten ist in dem letzten halben Jahrhundert der Fortschritt von

auch noch die vielen ins Land geströmten Irländer anhängen. Es ist ein sehr bemerkenswerthes Faktum, daß die Anhänger keiner andern Kirche in Obercanada so stark an Zahl zugenommen haben, als die der römischen. Sie nahm in den neun Jahren von 1842 bis 1851 um 114 Procent zu, während keine der protestantischen Denominationen um mehr als 73 Procent stieg. Außer dem Gegensatze zwischen Katholiken und Protestanten existiren noch die zahlreichen Spaltungen unter den letzteren selbst, die mit ihren verschiedenen Religionssystemen und Erziehungsansichten unter einander oft in eben so große Disharmonien treten, als im Verhältniß zu den Katholiken.[1]

Obercanada gewesen. Im Jahre 1811 hatte das Land 77,000 Einwohner, 1824: 151,000, 1832: 261,000, 1840: 427,000, 1851, 952,000. Es hat seine Einwohnerzahl also in vierzig Jahren mehr als verdreizehnfacht, und selbst noch in den letzten zehn Jahren mehr als verdoppelt. Jetzt im Jahre 1855 beträgt dieselbe vermuthlich mehr als 1,200,000.

Ein Ueberblick der letzten sieben Jahre zeigt, daß in Untercanada der Fortschritt der brittisch-canadischen Bevölkerung am stärksten war. Sie vermehrte sich um 46 Procent.

Auch der Fortschritt der französischen Canadier war außerordentlich: 27 Procent. Die Einwanderung der Irländer war nicht nur an sich die stärkste aller Einwanderungen, sondern auch die am meisten zunehmende: 27 Procent. Die Schotten nahmen nur um 8 Procent und die Amerikaner um 4 Procent zu.

Auch in Obercanada schritten die brittischen Canadier und neben ihnen die Irländer am raschesten vor. Beide vermehrten sich in den sieben letzten Jahren um mehr als 100 Procent. Die französischen Canadier, die Schotten, die Engländer vermehrten sich ungefähr in gleicher Proportion, jede Klasse um ungefähr 80 bis 90 Procent. Der Fortschritt der Amerikaner war dagegen verhältnißmäßig unbedeutend: 25 Procent.

[1] Die kirchliche Statistik Canada's gibt der Census von 1851 wie folgt:

	Untercanada.	Obercanada.
Katholiken	746,000.	167,000.
Anglikanische Kirche (Church of England)	45,000.	223,000.
Church of Scotland	4027.	57,000.
Free Church Presbyterians	267.	65,000.
Andere Presbyterianer	29,221.	80,000.
Juden	348.	103.
Mormonen	—	247.

Ein allgemeines alle christlichen Glaubensbekenntnisse umfassendes Schulsystem, sogenannte „mixed schools“ (gemischte Schulen), mußte demnach auf große Schwierigkeiten stoßen.

Eine lange Reihe von Jahren stand ein äußerst gemäßigter und verständiger Prälat, der Bischof Power, ein Britte, an der Spitze der römischen Kirche Obercanada's. Und so lange dieser treffliche und vielfach verehrte Mann lebte, traten jene befürchteten Schwierigkeiten nicht hervor. Die katholischen Kinder gingen vereinigt mit den protestantischen in dieselben Schulen, gebrauchten mit ihnen dieselben Schulbücher und Lehrer, und die letzteren waren zuweilen Protestanten, zuweilen Katholiken. Natürlich war der religiöse Unterricht von dem übrigen Unterrichte ganz geschieden, und natürlich wählte man auch für diesen übrigen, sogenannten weltlichen oder wissenschaftlichen Unterricht immer Lehrer und Bücher, die keiner Religionssekte einen Anstoß geben möchten. Auch versäumte man

Hieraus geht hervor, daß in ganz Canada die römische Kirche den größten, zahlreichsten und mächtigsten Körper bildet. Ungefähr die Hälfte der ganzen canadischen Bevölkerung, etwa 1 Million, hängt ihr an. In Untercanada ist sie natürlich ganz überwiegend; aber auch in Obercanada bildet sie eine Masse, die nur von der anglikanischen Kirche übertroffen wird.

Nach ihr hat die Kirche von England die zahlreichsten Anhänger, vorzugsweise in Untercanada, wo sie alle andern protestantischen Sekten zusammengenommen bei weitem überflügelt. In Obercanada ist sie auch bei weitem mächtiger als jede der andern Denominationen für sich einzeln genommen. Zählt man die verschiedenen Gattungen von Presbyterianern zusammen, so kommen sie beinahe der anglikanischen Kirche an Anzahl gleich.

Während die Kirche Roms in Untercanada in sieben Jahren (1844—1851) um 30 Procent wuchs, wuchs ebendaselbst die Kirche von England in demselben Zeitraum um 4 Procent, und die Kirche von Schottland nahm in Folge des Austretens der sogenannten Free Church um 85 Procent ab.

Während die Kirche Roms in Obercanada in den 9 Jahren von 1842—1851 um 114 Procent zunahm, nahm die Kirche von England ebendaselbst in derselben Zeit nur um 73 Procent zu, und die Kirche von Schottland nahm in Folge des Austretens der Free Church um 38 Procent ab.

Dieß, sage ich, möchten die allgemein wichtigsten und interessantesten Data aus der canadischen Kirchenstatistik seyn. Ich muß aber dabei bemerken, daß diese Statistik ungemein lückenhaft und ungenügend erscheint.

nicht, die Klagen und Einwürfe anzuhören, welche Eltern etwa gegen gewisse Bücher oder Lehrstunden, als mit der Religion zu nahe verwandt und als ihrer Religionsansicht zu sehr zuwider, machten, und erlaubte ihnen in solchen Fällen Ausnahmen, gestattete ihnen, ihre Kinder bei solchen anstößigen Unterrichtsgegenständen nicht erscheinen zu lassen. Endlich erlaubte man auch in solchen Orten, wo Katholiken die Mehrzahl bildeten, die Einrichtung von besondern katholischen Schulen (separate schools).

So lange der besagte treffliche Bischof Power lebte, ging auch alles sehr gut, und das System der gemischten Schulen schien wohl zu gedeihen. Es kamen äußerst selten Klagen vor, und die Anzahl der separirten katholischen Schulen verminderte sich jährlich, indem sich immer mehrere dem allgemeinen Schulsysteme anschlossen, um auch von den für dasselbe vom Parlament bewilligten Geldern und andern großartigen Hülfsmitteln zu vortheilen. Im Jahre 1847 gab es 41 separirte katholische Schulen, 1848 32, 1849 31, 1850 21, 1851 16.

Der Bischof Power starb, und es kam nun vor zwei Jahren ein anderer eifrigerer Prälat, ein Franzose, Dr. de Charbonnel, an die Spitze der katholischen Kirche Obercanada's. Sein Amtsantritt fiel ungefähr in dieselbe Zeit, in welcher überall in Nordamerika sich in den katholischen Gemeinden eine besondere Aufregung bemerkbar machte, eine Aufregung, die durch einen damals in Amerika reisenden päpstlichen Abgesandten angefacht oder gefördert wurde. Auch war mittlerweile, wie ich oben sagte, die Zahl der Katholiken in Obercanada beständig gewachsen. Jener Bischof machte in seiner Diöcese eine Rundreise und sandte dann eine Beschwerdeschrift an das Schuldepartement, in welcher er eine Reihe von Klagen über verschiedene Punkte erhob. Er denuncirte ein Buch: „Goldsmiths Geschichte von England," das in allen gemischten Schulen adoptirt sey, und das die katholischen Kinder zu lesen gezwungen würden,

obwohl es ganz antikatholisch und gottlos sey. Er bezeichnete eine Ortschaft in Canada, in welcher die Neger besser behandelt würden, als die Katholiken, da man jene aus dem allgemeinen Schulfonds zur Errichtung einer besonderen Schule reichlich dotirt habe, während man diesen für denselben Zweck so gut wie nichts habe zugestehen wollen. Er verlangte, oder wenn er es nicht ausdrücklich verlangte, so zielte er doch mit seinen Beschwerdeerhebungen darauf hin, daß alle katholischen Kinder den gemischten Schulen entnommen, und daß für sie separirte Schulen aus dem allgemeinen Schulfonds, d. h. mit andern Worten auf Staatskosten errichtet würden.

Es entspann sich daraus zwischen dem katholischen Bischofe und dem Rev. Dr. Ryerson, dem Hauptsuperintendenten der Schulen Obercanada's, eine merkwürdige Correspondenz, die nachher auch gesammelt und gedruckt worden ist, und die als ein sehr offener Ideenaustausch zwischen einem höchst gebildeten, freisinnigen, vielerfahrenen und wohlwollenden Manne von äußerst vorurtheilslosem und tolerantem Geist auf der einen Seite, und einem römischen Prälaten von ächtem Schrot und Korn auf der andern Seite eine höchst merkwürdige und interessante Dokumentensammlung bildet. Wer sich die Mühe gibt, diese interessanten Briefe durchzulesen, wird, selbst wenn er im Allgemeinen für den Katholicismus und gegen den Protestantismus disponirt ist, sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß sie ganz in derselben Weise, wie einst vor dreihundert Jahren Rom und Luther mit einander fochten. Der Prälat zeigt sich von Anfang hier in hohem Grade gereizt, aufgeregt und streitet wie ein Jesuit. Er ruft die Freiheit des Gewissens und der religiösen Ueberzeugung an, er beschwört, da er doch selbst der Aufreger zur Zwietracht ist, seinen Gegner, „in Gottes Namen“ zum Heil des Landes alle Kräfte in Harmonie und Freundschaft zu vereinen.. Er beklagt sich über Unterdrückung seiner Glaubensgenossen. Er denuncirt die jetzt existirenden

Schulen, in denen Goldsmiths Geschichte von England adoptirt sey, als „Pflanzschulen aller Sünden und Verbrechen," und das ganze canadische Schulsystem als „den Ruin aller Religion und als eine gemeinsame hypokritische und versteckte Verfolgung der Katholiken." Ja er behauptet, daß Christus und seine Lehre in Canada so wenig gekannt sey, als einst in Athen. Er bricht endlich, nachdem man allen seinen Einwürfen auf das behutsamste begegnet ist, nachdem man sich die Mühe gegeben hat, ihn durch umständliche Entwicklung des Buchstaben und Sinnes der Gesetze und durch eine ruhige Darstellung dessen, was Billigkeit und Berücksichtigung der Umstände verlangt, zu beruhigen, die ganze Correspondenz damit ab, daß er sagt, seine und seiner Gegner Meinungen über separirte und gemischte Schulen seyen und bleiben verschieden, indem er die umständlichen Darstellungen seines Gegners, ohne sie einer Antwort zu würdigen, „23 Folioseiten voll Invektiven, persönlichen Beleidigungen und Insinuationen, die sowohl des Verfassers als auch des Empfängers der Briefe unwürdig wären," nennt. Zugleich droht er, „er werde in Zukunft von allen constitutionellen Mitteln Gebrauch machen, um der katholischen Kirche „„ihr Recht"" zu verschaffen, ohne dadurch das Gouvernement von Canada und seine Institutionen umzustürzen."

Man sieht hieraus wieder und weiß es längst, wie schwer es hält, eifernde Priester zu einer andern, auch noch so vernünftigen Meinung zu bekehren, und wir werden daher in Zukunft leider wohl noch mehr über den von dieser Seite angeregten Zwiespalt zu vernehmen haben.

Uebrigens habe ich in Canada keineswegs die Ueberzeugung gewonnen, daß der Geist und die Stimmung der Protestanten dort so versöhnlich, so aufgeklärt, so nachgiebig und tolerant sey, wie sie es seyn sollten. Auch ihnen gegenüber hat, glaube ich, das wohlwollende, mitten zwischen den Parteien stehende allgemeine Landesschulen- und Erziehungsdepartement manche Schwierigkeiten

zu bekämpfen. Der Geist der Puritaner ist sehr stark in Obercanada, und „popery“ mit seinen oft imaginären Gespenstern spukt dort in vielen Köpfen. Die sehr zahlreichen Presbyterianer haben eine unüberlegte Abneigung, fast eine natürliche Abscheu gegen alle Katholiken. Auch sind sie keineswegs wieder unter einander so einig, wie man wünschen sollte, oft vielmehr so feindselig, daß sie zuweilen wohl von dem „gemischten Schulsystem,“ das alle vereinigen soll, Gedanken haben mögen, wie jener oben genannte katholische Bischof, wenn er in einem seiner Briefe sagt: „Was soll ich von euren gemischten Schulen halten, in denen eben so wie die antikatholische Geschichte Englands von Goldsmith auch ein Quäkerbuch, das die Grundsätze der Baptisten bespöttelt, ein Baptistenbuch, das die Kindertaufe bespöttelt, ein Methodistenbuch, das die Hochkirche herabsetzt, ein Presbyterianerbuch, das die bischöfliche Kirche verachten lehrt, ein Unitarierbuch, das die Trinität läugnet, ein Socinianerbuch, das alle Mysterien lächerlich macht ꝛc., gelesen werden kann.“

Es haben sich daher auch in der letzten Zeit in Bezug auf Erziehung und Unterricht unter den Protestanten selbst Spaltungen hervorgethan. Seit 1850 haben sich mehrere separirte protestantische Schulen gebildet, und seit ein paar Jahren hat sich leider auch die protestantische Universität von Toronto gespalten. Wie in den allgemeinen Volksschulen alle christlichen Glaubensbekenntnisse, so waren auch an dieser Hochschule bisher wenigstens alle protestantischen Confessionen zugelassen und vereinigt. Seit ein paar Jahren aber nahm die Hochkirche ein Aergerniß daran. Ein einflußreiches Mitglied derselben faßte den Plan, für die Mitglieder und Kinder dieser Kirche eine eigene Hochschule zu stiften, und suchte die Gemüther dafür anzuregen. Es wurden Gelder dafür gesammelt, namentlich auch in England, wo jenes Mitglied Reisen machte und die Herzen und Börsen einiger reichen „High-church-men“ erweichte und in Fluß brachte. Es kam eine Summe, ich glaube von 20,000 oder

30,000 Pfund Sterling, zusammen, und die Hochkirche feierte den Triumph, nun eine eigene Universität für sich errichten zu können. Sie stifteten dieselbe nach dem Modell der alten strengen Orforder Grundsätze unter dem Namen von Trinity-College, schufen dafür ein eigenes weitläufiges Gebäude, ein besonderes Corps von Professoren, einen besondern Coder von Grundsätzen über die Lehrgegenstände, das Glaubensbekenntniß, Disciplin und Uniform der Studenten und setzten dieses engherzige Institut der älteren, liberalen, allen offenen Universität, die noch unter dem Namen King's-College fort eristirt, gegenüber. Ein Fremder, der in Toronto anlangt, und der, um sich über die öffentlichen Institute dieser Stadt zu unterrichten, in ihren „Schematismus" blickt, findet darin zu seinem Erstaunen ein ganzes Capitel „Universitäten" (universities), neben den beiden genannten auch noch drei theologische Institute der Katholiken, der Congregationalisten und der unirten presbyterianischen Kirchen (united presbyterian bodies). Daß eine solche Zersplitterung der Kräfte auf die Tüchtigkeit des Unterrichts, auf die Vollständigkeit der vielen ihm so nöthigen Sammlungen und Anstalten, auf den für die Wissenschaften so förderlichen Geist des Wetteifers der Zöglinge nicht heilsam einwirken möge, ist sehr zu fürchten. Ist es nicht sehr merkwürdig oder vielmehr traurig, daß, während in England in der letzten Zeit große wissenschaftliche Anstalten — Universitäten — zu Stande kamen, in Folge des Verlangens nach liberalen Institutionen, und während dort eben jetzt selbst die altmodischen strengen Universitäten Orford und Cambridge ihre Thore immer etwas weiter öffnen, in der entlegenen Provinz Obercanada gerade die entgegengesetzte Tendenz neue Anstalten ins Leben gerufen zu haben scheint, und daß hier aus dem Schooße liberaler Institute engherzige Collegien hervorgingen? Und dergleichen nennt man universitas literarum!

XXXIII. Seen und Wälder.

Alle Leser des interessanten Berichts, den der englische Geolog Lyell über diese Gegenden veröffentlichte, wissen, daß sich im Norden von Toronto das Land allmählig in mehreren terrassenartigen Absätzen erhebt, und daß Lyell und mit ihm andere Geologen glauben, diese verschiedenen Terrassen und ihre schroffen Abhänge bezeichnen eben so viele ehemalige alte Ufer des Sees Ontario, der zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Ausdehnung gehabt und sich erst allmählig und so zu sagen ruckweise in seine jetzigen Ufer zurückgezogen haben soll.

Die ganze Masse dieser Absätze, von denen der höchste ungefähr 700 Fuß über dem jetzigen Spiegel des Sees erhaben seyn soll, erblickte man schon vom Dampfschiffe aus, als man sich der Stadt näherte. Sie erscheint im Hintergrunde derselben als ein hohes waldbedecktes und hie und da zerrissenes Plateau. Wenn man von der Stadt aus landeinwärts reist, erkennt man die einzelnen Theile und Stufen dieses Plateau's und die Art seiner Bearbeitung und Umgestaltung durch den Regen und die Flüsse. Die erste Stufe, ich glaube etwas mehr als 100 Fuß über dem See erhaben, ist schon von den äußersten Vorstadthäusern Toronto's erreicht, und es war mein angenehmes Loos, in einem dieser hübschen Häuser, die auf dem Rande des Plateau's an der Grenze des Waldlandes hingereiht liegen, einige schöne und unvergeßliche Tage zu verleben und daselbst einige anmuthige Spaziergänge zu unternehmen.

Die Wälder auf jenen Terrassen sind, wie auch anderswo in Canada, aus den verschiedenartigsten Laub- und Nadelbäumen zuzusammengefaßt. Buchen, Eichen, Ulmen, Birken, mannigfaltige Nußbäume, wilde Kirschen, Cedern, Fichten und Tannen von allerlei Gattungen sind in den gefälligsten Gruppen durch einander gewürfelt. Hie und da scheint strichweise eine Gattung zu dominiren.

Auf der obersten, weiter ins Innere zurückliegenden Terrassenstufe herrscht z. B. die Eiche vor; und diese Stufe, die eben jene höchste Höhe von 700 Fuß erreichen soll, wird daher auch vorzugsweise die „Eichenfirste" (the oak ridge) genannt, obwohl man auch wohl allgemein alle jene Stufen, alle jene sogenannten alten verlassenen Seeküsten „the oak ridges" nennt.

Die Bäume standen hier zum Theil noch in schönster Fülle und Farbe des Laubes, da ich doch schon vor zwei Wochen in Quebec die Vegetation völlig kahl und winterlich verlassen hatte. Wie überall in Canada, machte sich vor allem der elegante Ahorn, der vielgepriesene Maple-Tree bemerklich. Seine Blätter zeigten so viele Nüancen von goldgelb und purpurroth, wie ein Pastellmaler sie kaum in seinem bestversehenen Kasten findet. Selbst wenn man an dunkeln neblichten Tagen in diesen Wäldern spaziert, glaubt man, es sey klarer Sonnenschein, so helle Farben streuen diese freundlichen Bäume umher. Es kommt einem vor, als wenn man so recht mitten in der wundervollen Abendröthe des Abschied nehmenden Jahres lustwandelte. Aber die Canadier thun dafür auch ihrem „maple leaf," ihrem so zierlich zugeschnittenen, so farbenbegabten Ahornblatt viel Ehre an, fast so viel, wie die Irländer ihrem berühmten „three leaf." Sie werden gesammelt, gepreßt und aufbewahrt. Die Damen suchen sich die schönsten aus und winden sie sich beim Tanze als eine natürliche Guirlande um ihre Ballkleider. Zuweilen sieht man Tische und andere Möbeln in Canada, die mit Bouquets und Gewinden von gefirnißten Ahornblättern eingelegt sind. Man begegnet Dampfschiffen, denen als ihr Taufname das Wort „the maple leaf" groß auf den Rumpf gemalt ist. Zuweilen, wenn die Canadier in ihren herrlichen Wäldern mich fragten, ob ich je etwas Aehnliches gesehen hätte, ob es in Europa irgend etwas so Prachtvolles gäbe, und wenn ich dann antwortete: ich fände ihre Wälder ausgezeichnet, aber ich hätte auch wohl anderswo gelbe und

rothe Herbstblätter gesehen, und wenn sie dann zweifelnd den Kopf schüttelten, dann, sage ich, schien es mir zuweilen, als schlügen sie den Werth ihrer mable leaf fast so hoch an, wie die welken Blätter, die Rübezahl in Gold verwandelte, und als wollten sie mir zu verstehen geben, daß ein Fremder gar nicht im Stande sey, die Schönheit eines in goldenen Farbenflammen dahinsterbenden canadischen Waldes zu ermessen, eben so wie die in den Schweizer Alpen Gebornen und Erzogenen auch wohl auf den Enthusiasmus der Fremden für ihre Gebirgsreize lächelnd hinblicken, als auf einen wahren Strohfeuerenthusiasmus, und im Grunde genommen meinen, daß nur sie die ganze Tiefe des Naturgeistes ihres Landes fühlen und seine versteckten Reize völlig würdigen könnten.

Am schönsten ist die Farbenpracht auf den Bäumen, bei welchen die Vergoldung erst eben begonnen hat. Grün, gelb und roth mischen sich da oft in den zartesten Uebergängen. Zuweilen ist es, als ob die Natur sich an graciösen Spielereien ergötze. Man sieht grüne Bäume, die mit einer geschlängelten Guirlande von feuerrothen Blättern wie mit einem Rosengewinde umkränzt sind. Man sieht auch rothe Bäume, bei denen das Grüne in einem solchen Kranze unverletzt geblieben ist. Aber ich verfolgte auch mit nicht geringerem Entzücken die ganzen Farbenabwandlungen vom Purpur zum dunkelsten Ponceauroth, zum kraftvollsten Rothbraun und bis zum letzten verglimmenden Farbenschimmer, bis er endlich in dem fahlen Grau des Wintergewandes unterging. Es scheint mir klar, daß, wie der Sonne dieses Himmelsstrichs ein strahlender effektvoller Glanz eigenthümlich ist, so auch die schwächste Farbennüance des Herbstlaubes noch eine Intensität und Lazur hat, wie man sie bei uns nicht wahrnimmt. Vielleicht sehen wir in diesen hellen Herbstlaubfarben Canada's eine Abspiegelung der Klima- und Landesnatur. Die heftige Abwechslung der Hitze und der zwischendurch rasch einfallenden Kälte bringt hier vielleicht solche grellen Contraste hervor.

Der Frost, der am Ende des Jahrs zuweilen plötzlich mitten zwischen den heißen Tagen einfällt, soll der vornehmste Farbenkünstler in den amerikanischen Wäldern seyn. Wo er die Bäume plötzlich streift und zupft, da erröthen sie auf einmal. Man warnte mich aber, nicht dasjenige, was ich dieses Jahr vor mir sähe, als das non plus ultra von dem zu betrachten, was dieser Maler überhaupt leisten könne. Der Frost war dieses Jahr sehr allmählig gekommen. Die Sommerhitze hatte sehr lange gedauert. Die Trockniß war außerordentlich gewesen. Das Laub sey dadurch, so sagte man mir, vor der Zeit zum Theil verwelkt und dürre geworden, und der Frost habe die Blätter nicht in der Fülle ihres Saftes getroffen, wie dieß zu einer brillanten Farbenerzeugung nöthig sey.

Jenseits der höchsten First, jenseits der sogenannten Eichenfirst setzt sich das Plateau im Norden des Ontario noch eine Zeit lang fort, und mitten auf diesem Plateau, mitten in der kolossalen Waldmasse, ungefähr 60 Meilen vom Ufer des Ontario, eröffnet sich das Bassin eines andern kleineren Sees, der nach einem canadischen Generalgouverneur Lake Simcoe genannt wurde. Dieser See ist dem östlichen Zipfel des Huronsees, der sogenannten Georgianbai, ganz nahe, und von dieser, so wie vom Lake Simcoe führte schon in frühesten Zeiten quer über den zwischenliegenden Länderisthmus ein alter Indianerweg zum Ontario, zum Hafen von Toronto hinüber. Es mußte ein Hauptverbindungsweg zwischen den drei Wasserbassins seyn. Als die Europäer kamen, veränderte sich wohl die Beschaffenheit, aber nicht die Richtung dieser Verbindungswege, welche letztere von der unveränderlichen Natur und Configuration der Seen- und Länderabschnitte vorgezeichnet war.

Ein Europäer Namens Yong arbeitete in derselben Richtung des alten Indianerpfades eine Fahrstraße nach Norden zum Lake Simcoe und zur Georgianbai aus. Sie hieß nach ihm „Yong street,“ und jetzt führt eben wieder in dieser selben Richtung eine

seit einigen Jahren zu Stande gebrachte Eisenbahn. Da trotz dieser Eisenbahn Lake Simcoe noch ziemlich tief in den Wäldern steckt, und — mit dem einen Ende wenigstens — noch etwas ins Indianerland hinein- und aus den Grenzen europäischer Cultur und Bevölkerung hinausragt, so dachte ich mir einen kleinen Ausflug dahin recht interessant und schiffte mich demnach auf der jetzt mit glatten Schienen belegten Linie des alten Indianerpfades ein. Im Zickzack hoben wir uns von einer „Eichenfirst" zur andern und sehr bald hatten uns die dichten Wälder verschlungen, die noch mit wenigen Unterbrechungen durch eingestreute Colonien den ganzen Raum zwischen Georgianbai und Ontariosee bedecken. Auf den Bildern von Canada, welche Landkartenmaler entworfen haben, ist zwar dieser Strich, so wie auch die ganze Umgegend des Sees Simcoe mit Namen, mit Grafschafts-, Townships- und Sektionsgrenzen und mit solchen mannigfaltigen Farben bedeckt, mit denen sie bewohntes und unter den Pflug gebrachtes Land anzeigen. Allein auf amerikanischen Landkarten bedeuten viele solche politische Abgrenzungen nicht viel mehr, als daß einmal die Meßkette des Landvermessers durch den Wald geführt wurde, und daß dabei das von ihr umschlungene Stück Wüste einen Namen bekam. Diese Grafschaftsbilder haben, eben so wie die weitläufigen Plane amerikanischer Städte mit langen Straßen ohne Häuser und mit öffentlichen Plätzen ohne Kirchen, nur eine Bedeutung für die Zukunft.

Als wir von Toronto ausfuhren und so lange wir in der Nachbarschaft des Sees blieben, deckte ein dichter Nebel die Landschaft, und als ich einige Tage später hieher zurückkam, vernahm ich, daß dieser Nebel die ganze Zeit über nicht gewichen war, während ich indessen oben auf dem Plateau des Lake Simcoe das herrlichste Wetter genossen hatte. Ich erlebte hier dasselbe Wetterphänomen, wie ich es auch zuweilen im Spätherbste in der Schweiz gefunden hatte, wo auch nicht selten wochenlang in den Niederungen

und Thälern finstere und kalte Nebel herrschen, während auf den Höhen der wärmste und heiterste Sonnenschein den Sommer verlängert. Freilich geschieht dieß nur ausnahmsweise, denn im Ganzen genommen ist während des Laufs des Jahres das Klima am niedrigen Ontario viel gelinder, als am hochgelegenen Simcoe, wo noch Schnee und tiefer Winter herrscht, wenn an jenem sich schon Frühlingsleben schaffend regt.

Das Nebelmeer bezeichnete die alten Grenzen, die Lyell dem Wasser des vorhistorischen Ontario gibt. Es ging bis an die letzte Eichenfirst hinauf. Hier, wo die dichtere Bevölkerung und zahlreichen freundlichen Farmen aufhören, brach die Sonne durch und schien hell in die schwarzen Fichten- und Tannenforsten hinein, die nur spärlich mit Laubholz und freien Plätzen untermischt auf dem Plateau selber beginnen. Es waren wunderbar wilde und oft äußerst malerische Waldscenen, die sie beschien. Die erst kürzlich hindurchgebrochene Eisenbahn hatte die Pflanzenriesen zu Tausenden vor sich hingemäht, und ihre faulenden Leichname und Gliederrümpfe lagen zu beiden Seiten des Weges aufgehäuft. Stellenweise erschien der Urwald rechts und links wie ein vollkommen finsteres Kellergewölbe, und war mitunter so dicht durchwachsen mit Gestrüpp, Wurzelwerk und Stumpfen, daß selbst ein Bär seine Reise daselbst vermuthlich sehr mühselig finden müßte. Wir empfanden, indem wir so leicht auf den glatten Schienen durch alle diese Wildniß dahin glitten, den willkommenen Contrast auf sehr angenehme Weise.

Ueberall war das Feuer thätig gewesen und ganze Striche der Waldungen waren zu beiden Seiten niedergebrannt. Manche dieser Waldbrände waren vielleicht zufällig gewesen; zuweilen aber liefen sie wohl eine Meile weit ganz regelmäßig mit der Eisenbahn parallel und bleiben in gleicher Entfernung zu beiden Seiten des Weges, so daß es offenbar war, daß man sie absichtlich für den Weg veranstaltet und in ihrer Ausdehnung begrenzt, geleitet und beaufsichtigt

hatte. Die Axt arbeitet diesen amerikanischen Eisenbahnbauern zu langsam, sie brennen ihre Linien durch, und um zwei, drei Zoll breite Metallstreifen neben einander zu legen, zerstören sie die langsam gebildeten Werke der Natur en gros auf unabsehbar langen und breiten Strichen. Für unsere Maler, die zuweilen wohl amerikanische Waldbrände malen, ohne sie und ihre Effekte gesehen zu haben, machte ich die Beobachtung, daß die verschiedenen Bäume auf sehr verschiedene Weise im Feuer untergehen und nachher im ausgebrannten und abgestorbenen Zustande sehr verschiedene Figuren bilden. Bei den Fichten und Tannen sah ich zum Beispiel, daß sie oft nicht von außen einwärts, sondern von innen heraus gebrannt waren. Das innere Holz war verzehrt und der Bast mit der Rinde stand als ein halb geöffneter und freilich mehrfach lückenhaft zerrissener Tubus da. Dieß war so häufig, daß ich es fast gewöhnlich nennen möchte. Hunderte von solchen ausgebrannten Baumröhren standen wie lange Schornsteine da. In den meisten Fällen schien die Aushöhlung des Gewächses geradezu von der Wurzel angefangen zu haben. Hätte dieß bloß bei den schon vorher durch Alter und Krankheit hohlen Bäumen stattgefunden, so wäre die Sache sehr begreiflich; bei der Häufigkeit der Erscheinung mußte man aber glauben, daß auch ganz gesunde Bäume diesen wunderlichen Ausbrennungsproceß erlitten hatten. Die Ursache mußte wohl seyn, daß in der Rinde und dem Baste immer mehr Saft und grünes Holz als in der Mitte war. Zuweilen waren die Bäume alle bloß von einer und derselben Seite vom Feuer geöffnet und auf der andern Seite hoch hinauf unzerstört. Da mochten Wind und Regen die Seite, an die sie anschlugen, geschützt haben. Ich glaube nicht, daß ein Künstler alle diese Dinge richtig und auch wild, reich und phantastisch genug darstellen kann, wenn er nicht selbst einmal in eine solche unglaublich bunte amerikanische Waldwirthschaft einen Blick geworfen hat.

Von Thieren gewahrten wir leider überall äußerst wenig, nur zuweilen das schöne, große und in dieser Jahreszeit recht fette amerikanische Eichhörnchen mit glänzendem und dichtem schwarzem Pelze, an den Bäumen. Sonst sind zu Zeiten diese Waldungen mit Thieren und namentlich mit Vögeln überfüllt. Die Zeit war leider vorüber, aber im September ist eben hier in diesen obercanadischen Wäldern einer der Hauptschauplätze für die Wanderungen jener unermeßlichen Taubenschaaren, die im Herbste aus dem Norden aufbrechen und dann südwärts ziehen. Sie finden gerade hier in den Wäldern zwischen Ontario, Erie und Huron eine Menge wilder Kirschen, Beeren und Gesäme mannigfaltigster Art, die weiter westlich an den oberen Seen und dann weiter in den Prairien des Mississippi nicht mehr zu finden sind. Ein Jäger erzählte mir unterwegs, daß er hier einmal an einer freien Waldstelle von einem Taubenschwarm zu seinem nicht geringen Schrecken überrascht worden sey. Die Thierwolke hing in unermeßlicher Fülle bis dicht über dem Boden herab. Die Atmosphäre war von ihnen vollständig verfinstert, und es wimmelte von heranflatternden achtlosen Vögeln wie in einem Heuschreckenheer. Der Jäger bückte sich, um seine Augen zu retten, er schoß rechts und links herum, um sich Luft zu verschaffen. Aber obwohl todte Körper niederfielen, so hielt dieß doch die tausend nachfolgenden nicht ab, den Raum augenblicklich wieder zu füllen. Er kauerte am Boden, vermeinend, die matt auf ihn niederfallenden Vögel würden ihn erdrücken und ersticken, und er athmete erst wieder freier, als er die Sonne allmählig durchdringen und den Nachtrab des glücklich vorübergezogenen Heeres beleuchten sah.

Ich war begierig zu wissen, welche Politik die Taubenschwärme verfolgen, wenn sie am Ufer des Ontario anlangen, ob sie quer hinüber fliegen oder ob sie den Weg über den Isthmus, der wie eine lange Brücke zwischen Ontario und Erie liegt, wählen. Die Eingeborenen, die ich befragte, entschieden sich für das letztere.

Sie glaubten, die Tauben flögen alle über jene Länderbrücke nach Süden. Auch, sagten sie mir, empfingen sie im Frühlinge alle ihre kleinen Wandervögel vom Niagara-Isthmus her. Dieselben zögen rings um das Westende des Seebeckens herum und kämen so nach Toronto und weiterhin.

Hie und da in diesen Wäldern haben auch die Flüsse, die dem See Simcoe zufließen, aufgeräumt, und haben, indem sie die Bäume entweder vernichteten oder von Anfang herein nicht zuließen, weite Durchschnitte geschaffen. Es sind meistens flache, marschige Gründe, die mit Gräsern und Kräutern bestanden sind und den Wald zu beiden Seiten haben. Wir passirten eine dieser Marschen, in der ich auch zum erstenmale die merkwürdige Pflanze sah, die so oft in den ältesten Berichten der französischen Missionäre und Entdecker des Huronenlandes unter dem Namen folle avoine (toller oder wilder Hafer) erwähnt ist. Die Engländer nennen sie „wild rice" (wilden Reis). Ich war sehr überrascht, diese Pflanze schon hier im Norden des Ontario in großer Profusion zu finden.

Am Lake Ontario selbst, so sagte man mir, käme der wilde Reis noch nicht vor. Der Ontario hat mehr hohe und scharf abgeschnittene Küsten. Am Erie dagegen, der viele niedere Ufer und marschige Gründe hat, ist sie schon sehr häufig, und je weiter man nach Westen geht, desto häufiger findet man sie. Die Franzosen, als sie zuerst ins Land kamen, fanden diesen wilden Reis schon bei den wilden Eingeborenen bekannt und seiner nahrhaften Körner wegen geschätzt. Die Jesuiten beobachteten, wie in gewissen Jahreszeiten die Indianer in ihren Canoes zu den Gegenden, in welchen der wilde Reis wuchs, zahlreich herankamen, um ihre Ernte zu halten. Da die Pflanze sehr tief im Sumpfe oder im Wasser an den Ufern der Seen wurzelt, — man sagte mir, oft 6 bis 7 Fuß tief — so kann man sie nicht wohl wie unser Getreide schneiden oder mähen. Ich hatte mir gedacht, man könnte damit wohl bis

zum Winter warten, wenn das Wasser überfroren ist, und dann die reifen Aehren auf dem Eise abschneiden, wie dieß die Leute wohl auf einigen Alpenseen bei uns mit mehreren Schilfarten thun, die ihnen nützlich sind und die sie bequem im Winter auf dem überfrorenen Sumpfe oder See abernten. Allein auch dieß ist bei diesem Reis nicht anwendbar. Seine Körner, sobald sie reifen, werden sehr lose und fallen, indem die Hülsen aufspringen, ins Wasser, wo sie vermöge ihrer Schwere zu Boden gehen. Dieß geschieht schon lange bevor das Eis sich festsetzt. Ja die ganze Pflanze verwittert und löst sich noch vor dem Winter auf, so daß dann nichts mehr von ihr aus der Eisdecke hervorragt. Sie ist nicht perennirend und schießt im Frühling aus dem verstreuten Samen ganz von neuem wieder hervor.

Die alten Indianer, welche die Jesuiten entdeckten, hatten daher eine Aberntungsweise dieses Getreides erfunden, bei der sie sozusagen gleich mit dem Dreschen auf dem Wasser selbst die Ernte begannen. Sie fuhren mit ihren Canoes in die Reisfelder hinein, bogen die vollen und lockeren Aehren über den Rand des Boots herüber und schlugen mit Hölzern oder Schlegeln den Körnersegen heraus, der gleich genießbar ins Schiffchen fiel. Noch heutiges Tages kann der Reis auf keine andere Weise geerntet werden.

Die Jesuiten fanden den Haushalt einzelner Indianerstämme so wesentlich auf diese Nährpflanze begründet, daß sie ihnen darnach den Namen gaben. So hieß z. B. lange Zeit das Volk, das man im Westen des Michigans entdeckte: „les folles avoines“ (die Wildehafermänner). Auch haben die Engländer später eine Menge von kleinen Seen so häufig mit dieser Pflanze erfüllt gefunden, daß sie ihnen den Namen „rice-lake“ (Reissee) gaben. Auch hier in Obercanada, nördlich vom Ontario, östlich vom Simcoe, gibt es einen solchen „rice-lake.“

Die Engländer nennen eine mit Reis bestandene Wasserpartie

„a wild rice bed“ (ein wildes Reisbett). An der Georgianbai und am Lake Huron sind diese Reisbetten außerordentlich groß und ziehen sich oft viele Meilen weit am Ufer hin. Aber auch hier schon gewahrten wir ziemlich ausgedehnte und schöne Schilfungen dieser Art. Die Körner dieses Reises sind auswendig schwärzlich, innen weiß. Man lobte mir außerordentlich ihre Nahrhaftigkeit und behauptete, er stünde in dieser Beziehung weit über dem cultivirten ostindischen Reis. Auch behaupteten Einige, er sey schmackhafter als dieser, und wer einmal sich an seinen Genuß gewöhnt, habe ihn lieber als alles andere Getreide. Die umständliche und mühevolle Art der Aberntung bewirkt aber wohl, daß so viele Betten bloß von Thieren benutzt werden, oder ganz ungenutzt im Wasser sich selbst überlassen bleiben. Ich habe nicht davon gehört, daß der Mensch es hier irgendwo versucht hätte, sich der Fortpflanzung und Cultur dieses Gewächses zu bemächtigen, obwohl man denken sollte, daß der Mensch ihn ebensogut wie die Natur im Wasser ausstreuen und noch besser als die Natur sein Terrain ausdehnen könnte. Vielleicht mag es schwer seyn, den ihm zuträglichen Boden vom untauglichen zu unterscheiden, da beide in gleicher Weise mit Wasser bedeckt sind. Indeß kommt auch jetzt schon dieser wilde Reis in den Handel und hat seine Marktpreise. Man verkaufte ihn eben jetzt zu 1½ bis 2 Dollar den Scheffel (bushel).

So wie die Sachen indessen noch jetzt stehen, hat einstweilen das wilde Leben mehr Vortheile von dem Reis, als die Civilisation: außer den wilden Indianern vorzugsweise die Vögel, die auf ihren Wanderungen zahlreich und begierig in die „Reisbetten“ hineinfallen, ihren Hunger zu stillen. Doch auch selbst diesen ist die Ernte nicht leicht. Die schwanken Reishalme tragen keine schweren Vogelkörper und im Fluge läßt sich die Sache nicht gut abmachen. Was kein Schwimmvogel ist, leidet selbst mitten in diesem Reichthum Tantalusqualen. Am meisten von allen vortheilen die Enten von diesem

Naturprodukte. Man sieht sie beständig in den Reisbetten beschäftigt, doch halten auch sie ihre Hauptmahlzeiten nur, wenn die Körner schon ins Wasser gefallen sind und auf dem Boden liegen, wo sie dann darnach tauchen müssen. Viele dieser Reisenten können unglaublich lange unter dem Wasser bleiben und laufen streckenweit auf dem Seegrunde hin, indem sie die Körner auflesen.

Hie und da sahen wir auch auf gelichteten Waldstellen, ich kann nicht sagen die Thürme, aber doch die Baumstumpfen von einigen sogenannten canadischen Städten, z. B. von Bradford, das keine andern hochragenden Thurmspitzen und Zinnen hat, als einige ausgebrannte Baumruinen, die mitten zwischen den zerstreuten Häusern stehen geblieben sind und die zuweilen als Flaggenstäbe, als Hochwarten und zu andern Zwecken, für welche sonst Thürme errichtet werden, dienen. Und endlich kamen wir denn zur Stadt „Bell-Ewart“ an der südlichsten Spitze des Sees Simcoe.

„Diese Stadt Bell-Ewart ist ein außerordentlich blühender und vorschreitender Ort. Sie ist die Hauptstation am See Simcoe und wird sich bald als ein Markt erster Größe darstellen. Das Grundeigenthum ist dort schon sehr werthvoll und steigt tagtäglich im Preise. Jeder Baulustige sollte sich beeilen, sich dort einige Bauplätze, die bald sehr rar seyn werden, zu verschaffen.“ So hatte ich eben in einer Zeitung gelesen, als der Wald sich öffnete, eine schöne Seenbai sich zeigte und unser Bahnzug anhielt, um uns für die Weiterfahrt einem kleinen Dampfschiffe zu übergeben. In dem ganzen engen, kleinen Loche, das man in dem hohen Urwalde ausgelichtet hatte, sah ich nichts als Baumstumpf bei Baumstumpf. Hie und da war die Lichtung offenbar durch kaum erloschenes Feuer erweitert, und zahllose angebrannte Aeste und halbzerstörte Bäume ragten aus der hohen Mauer des Urwaldes hervor. In der Nähe unserer Station entdeckte ich ein kleines niedriges Blockhaus, recht mitten im Walde wie ein Lerchennest gelegen. Das Sonnenlicht fiel nur

dürftig durch ein hohes Waldloch auf die Hütte herab und beleuchtete sie sehr malerisch, wie wenn es durch einen langen Schornstein fiele. Das waldige kühle Halbdunkel war aber doch licht genug, um mich ein paar Männer erkennen zu lassen, die auf ihre Aerte gelehnt vor der niedrigen Thüre standen. Ich wandte mich an sie und fragte, wo denn die Stadt Bell-Ewart sey. „Hier ist Bell Ewart, mein Herr," antworteten sie freundlich. „Sie stehen ja mitten drin!" Ein hübsches Städtchen das, für schwarze Eichhörnchen und Bären, so dachte ich, indem ich über Wurzelwerk und Baumstümpfe weiterstolperte, um mir die Merkwürdigkeiten dieser Lake Simcoe-Metropole anzusehen.

„Wo wollen Sie sich ankaufen, mein Herr?" fragte mich einer der Passagiere, der auch wie ich dem Wasser zustolperte und sich an mich anschloß. „Hier in Bell-Ewart oder am andern Ende des Sees?" „Ich habe keinerlei Absicht auf Landankäufe." „Do you want to do in liquor?" (Handeln Sie mit Spirituosen?) „Nein, mein Herr, ich handle auch nicht mit Spirituosen." „Womit handeln Sie denn, darf ich fragen?" „Ich bin bloß gekommen, um Land und Gegend mir anzuschauen." „Aha, ja, nun, ich verstehe, Sie sind mit sich selbst noch nicht einig. Nun, wir fahren noch ein Stück zusammen, und ich kann Ihnen gelegentlich manche gute Winke über Bodenpreise und dergleichen geben."

Nach den Baumstümpfen und der ganzen wilden Scenerie umher war die größte Merkwürdigkeit in Bell-Ewart eine Sägemühle oder vielmehr ein eben so großes und großartiges Holzsäge-Etablissement, wie ich es in Bytown gesehen hatte. Es war auch wie dort von Amerikanern aus den Vereinigten Staaten begründet. Diese regsamen und spekulativen Amerikaner aus den nördlichen Staaten (Yankees) trifft man auch in Canada überall da, wo sich etwas in der Wildniß gestaltet, zuerst auf dem Platze. Sie bilden auch hier den Vortrab der Civilisation. Sie sind gleich bei der Hand,

wo irgendwo eine neue Geburt, eine Stadt, ein Weg, ein Kanal ins Leben treten will. Sie wissen das nöthige Kapital, die Menschen, die Pferde, das Vieh, und alles was sonst erforderlich ist, am schnellsten zusammen zu bringen. Als Dirigenten der Arbeit, als Contraktoren, als Lieferanten sind sie überall auf dem Platze. Haben sie ihren Dienst gethan, so verschwinden sie wieder und ziehen, nachdem sie die Schienen festnageln, den Boden aufreißen, den Wald wegbrennen, die Stadt abstecken und mit den unentbehrlichsten Uretablissements versehen lassen, anderswohin, um dort dasselbe zu thun. So waren es auch Amerikaner, die diese Eisenbahn zum See Simcoe durch den Wald führten. Nach ihrer Vollendung, sagte man mir, seyen dieselben amerikanischen Contraktoren, Ingenieure und Kapitalisten weiter nach dem Westen gezogen und hätten dort den Contrakt für eine ähnliche Arbeit am See Michigan übernommen. Ihre große Sägemühle, von der ich sprach, hatten sie in wenigen Monaten zu Stande gebracht, und während in der größeren Hälfte des Gebäudes noch die Hämmer und Aerte der Zimmerleute ertönten, waren schon in der andern Hälfte zwei Sägen thätig, um die für das übrige Gebäude noch nöthigen Bretter zu schneiden. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Amerikaner, daß sie ihre Unternehmungen immer so einzurichten wissen, daß sie sich so zu sagen in sich selbst vollenden, und daß der erste Anfang jedes Etablissements gleich den Fortschritt sichert. Sie bewirken daher meistens mit kleinen Kapitalien große Dinge. So wie hier ein kleiner schon in Gang gebrachter Theil der Sägemühle die Bretter für die Vollendung des Restes zuschneiden mußte, so ist es bei allen ihren Etablissements. Uebrigens darf man aus dem Umstande, daß die Neuengländer wie in ihrem eigenen Lande so auch in Canada die leichte Avantgarde der Kultur bilden, nicht folgern, daß die Obercanadier im Allgemeinen von ihnen überflügelt werden. Im Gegentheil haben die Canadier in neuerer Zeit vielfach die Amerikaner

überflügelt, wenn auch nicht an Rührigkeit, doch in der Solidität ihrer Unternehmungen. Obercanada ist ein noch jüngeres Land als die beiden ihm benachbarten amerikanischen Staaten Pennsylvanien und Newyork, und natürlich war es zuerst (noch vor zehn Jahren) in vieler Hinsicht von diesen älteren Staaten abhängig. In den letzten Jahren hat sich dieß sehr geändert. So, um nur Eines, das man mir oft als ein Beispiel gab, anzuführen, wurden noch bis vor kurzem in Toronto und auch in andern obercanadischen Häfen die Waaren meistens bei Assecuranzcompagnien in den Vereinigten Staaten versichert. Seit kurzem aber haben sich so tüchtige Handelsanstalten dieser Art herausgebildet, daß man nun in Canada selbst den ganzen Mississippi bis nach Neworleans herab Versicherungen übernimmt. Und diese jungen canadischen Anstalten haben einen so guten Credit, daß jetzt umgekehrt oft Amerikaner ihre Waaren dort versichern lassen. Es ist vielleicht mit Rücksicht hierauf und auf andere ähnliche Erscheinungen, daß die Canadier zuweilen sagen: „Es ist zwar ohne Zweifel, daß unsere Interessen täglich mehr und mehr mit denen der Vereinigten Staaten verwachsen. Allein wenn die Amerikaner darnach glauben, daß ein Anschluß unseres Landes an das ihre bald statthaben müsse, so denken wir dagegen ganz verschieden. Der Zusammenfall Canada's mit seinen Nachbarstaaten wird zwar, so glauben auch wir, früher oder später einmal eintreten. Er reift täglich. Aber die Amerikaner werden nicht uns, sondern wir werden sie bekommen. Bei einer Theilung der nördlichen und südlichen Staaten werden die ersteren sich uns und unserem großen Lorenzoreiche anschließen."

XXXIV. Der Simcoe-See. Westufer.

Der hübsche Dampfer „Morning" (der Morgen), der uns in Bell-Ewart aufnahm, athmete selbst in seinen Einrichtungen und Proportionen ein wenig Wald- und Forstwirthschaft. Er war klein genug, um leicht in die Waldbuchten und über die Reisfelder hinwegzuschlüpfen. Er hatte auf seinem Vorderende ein großes Hirschgeweih aufgenagelt, wie eine deutsche Försterwohnung. Unsere Mahlzeiten waren stets mit dem schönsten canadischen Rehwilde versehen. Ein großer Theil unserer Passagiere war mit Flinten bewaffnet, und es wurden unterwegs eine ziemliche Menge vergeblicher Schüsse auf scheue Enten und andere Wasservögel abgefeuert. Anstatt der Stühle und Bänke dienten uns auf dem Decke große Haufen von Pflanzen und Fruchtbaumballen, die ein Gärtner zum Norden hinaufführte, um sie dort an einigen Plätzen, wo der Wald gelichtet war, zu verhandeln, und sie in die Asche der Fichten und Föhren zu versetzen.

Der Tag war sonnig und warm und der ganze See lag bald wie ein unermeßlicher ruhiger Wasserspiegel vor uns. Er hat ungefähr 70 Meilen im Umfang, ist ganz von Waldland umgeben, und birgt in seinem Becken einige dicht bewaldete Inseln. Wir gingen längs seines Westufers hinab und besuchten hier der Reihe nach eine Menge kleiner Stationen. Das erste, was uns auf dem Wasser begegnete, war ein indianisches Birkenrindencanoe mit Körben beladen und von einigen indianischen Weibern nach ihrer eigenthümlichen Weise gerudert. Es war zum erstenmale, daß ich Indianer in ihrem — was ich wenigstens halb und halb so nennen konnte — eigenen Vaterlande sah. Ich blickte daher alles recht genau mit großen Perspektivaugen an. Sie kamen von der „Schlangeninsel" (Snake Island), wo sie die Körbe verfertigt hatten, um sie auf der Eisenbahnstation zu verkaufen.

Wie die Schlangeninsel, so hat man auch alle die andern Inseln des Sees Simcoe den alten Eignern des Landes, den Indianern reservirt. Wir kamen bei einer ihrer Ansiedlungen auf Snake Island so nahe vorüber, daß wir deutlich in ihre kleinen Häuser und Wirthschaften hineinblicken konnten. Das Dorf lag auf dem hohen Ufer des Südendes der Insel. Der Wald war rund umher ein wenig bei Seite geschafft, aber gleich dahinter bedeckte er wieder das ganze Eiland. Die Föhren, Eichen und andern Bäume schienen hier so eifrig zu wuchern, wie anderswo die Heide- und andere gesellige Kräuter. Gierig haben sie von jeder Insel und von jedem Fleckchen Landes Besitz ergriffen und drängen sich in so dichten Massen darauf, wie die Passagiere eines gestrandeten Schiffs auf einem Floße, das sie zu ihrer Rettung zusammenfügten. Sie haben auch jedes Vorgebirge, jede kleine Landspitze erklommen und stehen, ihre Lanzen schulternd, in Myriaden gleich Regimentern Soldaten längs der Ufer. Ueberall ragen sie hundertarmig weit über den Rand des Wassers hinaus, und zuweilen scheint es, als drängten und stießen sie sich, um Raum zu gewinnen, von ihren Postamenten herunter; denn mitunter waren ganze Partien, vermuthlich vom Winde gebeugt, schräg über das Wasser gelehnt und hingen darüber gleich übergestülpten Felsenmassen, bloß mit einigen halbgelockerten Wurzeln an den Boden geknüpft.

Die Indianer des Sees Simcoe gehören dem weit verbreiteten Volke der Chippeways (oder Ojibbeway) an. Es sind jetzt nur noch wenige Hundert. Aber auch diese schmelzen rasch dahin. Sie sterben, wie man mir sagte, vorzugsweise an der Auszehrung (consumption). Die Indianer selbst haben den Glauben, daß das Wohnen in den guten soliden Häusern, welche die Regierung für sie bauen ließ, ihnen diese verderbliche Krankheit zuwege bringe. Und ein bloßer, völlig unbegründeter Aberglaube mag dieß allerdings nicht seyn. Könnten sie ganz und ausschließlich in

den warmen Häusern wohnen, so möchte dieß wohl unschädlich seyn. Allein ihre Geschäfte und vielleicht auch ihre alten Gewohnheiten führen sie oft Monate lang zu ihrem alten wilden Zeltleben in freier Natur zurück. Sie ziehen weit hinaus auf den Fischfang und die Jagd, zuweilen selbst mitten in der schlechtesten Jahreszeit. Und da mag es denn allerdings sehr übel auf ihre Gesundheit wirken, wenn sie eine Hälfte des Jahres wie civilisirte Leute beim Ofen liegen und die andere Hälfte nach alter Weise die Füße im Sumpfe oder Schnee begraben.

Das Gouvernement — oder sind es die rund umher zunehmenden Ansiedler? — möchte sie gern ganz aus dem Simcoesee fort haben und sie am nördlichen Ufer des Huronensees etabliren, wo es noch viele andere Indianerstämme und viele unbesetzte Ländereien gibt. Aber „diese faulen eigensinnigen Leute wollen nicht,“ sie bestehen auf ihren alten Traktaten, die ihnen den Besitz der Inseln als ihr Eigenthum reserviren, und haben eine wahre Scheu vor jeder Veränderung. Ich finde dieß ganz natürlich. Diese guten Menschen haben eben ein so warmes Gefühl der Anhänglichkeit an das Stück Land, wo sie das Licht der Welt erblickten, wie andere ehrliche Leute. Sie kennen das, was sie haben, aber wissen nicht, was sie wieder bekommen. Wie wenig haben sie auch bisher bei jeder Veränderung gewonnen, wie viel verloren! Es ist ihnen auch in ihrer Weise bei einer Versetzung eben so unbequem wie uns, in einer ganz neuen Gegend sich zurecht zu finden. Hier in ihrer alten Heimath kennen sie jede Insel, jede Bucht, jeden Jagdstrich, jeden Weg und Steg. Dort müßten sie das alles wieder mit großen Opfern und Mühen erlernen. Es ist bemerkenswerth und rührend, daß diese sogenannten „nomadischen schweifenden Jagdvölker“ jetzt überall von ihrem alten Lande so schwer lassen, während der Europäer in dieser neuen Welt die Sitten mit ihnen ausgetauscht zu haben scheint, so beweglich, so „shifting“, wie die Amerikaner sich

ausdrücken, geworden ist, und sich so leicht entschließt Gewohntes zu verlassen und immer weiter und weiter in die Wüsten und Wildnisse vorzudringen.

Die Inseln und Wälder, welche ihnen reservirt sind, gehören den Indianern als Communalgrundstücke gemeinschaftlich. Sie dürfen sie nicht an Privatleute verkaufen. Ohne diese Vorschrift, die zu ihren Gunsten gemacht wurde, würden sie sich bald ohne allen Besitz sehen. Schlaue Weiße würden ihnen ihre Ländereien um ein Billiges abkaufen, und die leichtsinnigen Indianer würden den Kaufpreis bald verzehren. Es ist aber dennoch nicht ganz leicht, sie vor Verarmung zu schützen. Die Benutzung der Wälder, die Ausbeutung und den Vertrieb des Holzes mußte man ihnen doch gestatten, wenn man überhaupt wollte, daß sie Vortheile davon ziehen sollten. Und ebenso mußte man ihnen erlauben, durch Pachtverträge jene Benutzung Andern zeitweise abzutreten. Die Indianer selbst verstehen mit dem schweren canadischen Beile und mit der Behandlung des Holzes nicht umzugehen. Auch sind ihre Rindencanoes nicht zum Transporte der Bäume geeignet. Sie schließen daher Verträge mit den weißen Lumbermen ab und gestatten ihnen gegen Vergütung eine gewisse Quantität Holz, so und so viele Cubikfuß, in einer bestimmten Zeit herauszuschaffen. Für die Abschließung eines solchen Vertrages wird ein allgemeiner Rath aller Männer des Dorfes Snake-Island zusammenberufen, bei welchem ihr „Chief" — „the Snake Chief" (der Schlangenchef) oder Yellow Head (der gelbe Kopf) genannt — präsidirt. Die Reden, die bei dieser Gelegenheit für und wider gehalten werden, sollen oft äußerst verständig und umsichtig seyn. Der Pachtschilling wird unter allen zu gleichen Theilen vertheilt. Nur der „Gelbe Kopf" bekommt das Doppelte. Man kann sich denken, wie schnell die Weißen bei dieser Gelegenheit die besten Bäume aus den indianischen Wäldern herauszuschaffen wissen, und wie schnell auch das gewonnene Geld in den

Händen der armen Chippeway's zerrinnt. Ehemals bekamen sie auch von der Regierung noch jährlich gewisse Geschenke. Jetzt hat dieß aufgehört, und die jährlichen Geschenke sind in eine jährliche Rente von 700 Pfund Sterling verwandelt, vermuthlich nicht zum Vortheil der Wirthschaft der Indianer, bei denen Naturallieferungen, so sollte ich meinen, doch immer noch etwas länger dauerten, als das rundliche Geld.

Längs der dichten und finstern Waldmauer des Ufers dahin zu fahren, gewährte uns einen stets reizenden Genuß, dessen wir den ganzen Tag über nicht überdrüssig wurden. Nach Norden hin zeigten sich zahllose Vorsprünge dieser Mauer, einer über den andern herausragend, und die letzten allmählig ganz im Nebel des Horizontes verschwimmend. Aus manchen Baien scheuchten wir Hunderte von Enten vor uns her, in andern entdeckten wir einen einsamen Fischer, einen armen Indianer, der mit seinem Canoe am Ufer umherruderte, um „die Brut der Nixe" in seine Fallen zu locken. Einmal entdeckten wir eine lange dunkle Wolke, die wie ein Nebel in der Ferne dicht über dem Wasser sich hinschwenkte. Es war eine weitgedehnte Schaar wilder Vögel. Die meisten glaubten, es seyen Enten. Wir konnten die Wahrheit nicht ausmachen, denn obwohl unser kleiner Hirschgeweihdampfer ihnen rasch nacheilte, so waren sie doch, als wir auf dem Platze ankamen, wie Rauch verschwunden.

Als wir noch eine Waldzunge herumschifften, hatte ich die Freude, ein mir ganz neues amerikanisches Bild zu sehen. Es war das Etablissement eines einsam lebenden indianischen Jägers. So viel ich auch schon von jenen einzeln in den Wäldern hausenden Indianern, die ganz auf ihre eigenen Hände und Kräfte angewiesen sind, wie sie unter andern auch überall in den weiten Ländern der Hudsonsbai vorkommen, gelesen hatte, so reizte mich doch die Scene selbst als etwas ganz Neues. Der Mann hatte sich im Innern eines

kleinen Hafens etablirt, von wo aus er seine Jagdprodukte leicht verschiffen konnte. An den Wurzeln einiger thurmhohen Fichten war seine niedere Strauchhütte angelehnt. Licht kam bloß vom See her hinein. Hinten war alles nie erleuchtete Urforstfinsterniß. Nicht weit vom Ufer hatte er ein Geländer errichtet, an dem er seine Thierhäute, ein Bärenfell, viele Rehfelle und auch eine Menge kleiner Thierpelze wie Wäsche aufgehangen hatte. Wir sahen auch seine braune Figur sich unter den Bäumen geschäftig bewegen. Leider aber trieben unsere Räderflügel die ganze Scene zu schnell an uns vorüber, um uns die Auffassung mehrerer Einzelheiten zu gestatten.

Wir hatten wieder, wie auf dem Ontario, jenen morgenroth-artigen Schimmer rings um den ganzen See am Horizonte herum. Um Mittag steckte die Sonne mitten darin, wie in dem Kelche einer gigantischen mattgefärbten Rose. Es war noch wunderschön warm. Aber in wenigen Wochen, so sagte man mir, würde das Alles gewaltig verändert seyn. Schnee fällt auf dieses Plateau schon sehr frühzeitig, und im December friert auch fast jedes Jahr der ganze See, der doch immer beinahe 400 englische Quadrat-meilen enthält, unter einer dichten Eisrinde zu. Um Neujahr soll diese Eisrinde schon 1 Fuß bis 18 Zoll betragen, und man fährt dann, statt mit Dampfschiffen, mit Wagen und Schlitten hinüber. Man sagte mir, daß die Eisdecke gemeiniglich bis Ende April dauere. (Der See liegt zwischen dem 44. und 45. Grade der Breite.) Zum Theil erklärt sich eine so starke Wintereisbildung hier wohl aus der hohen Lage der Gegend. Ich sagte schon, daß das Simcoebecken in einer Art Plateau ausgebildet sey. Ich weiß nicht genau die Höhe dieses Plateau's. Allein, da die Gewässer des Lake Simcoe nach Norden dem Huronsee, und zwar über verschiedene Absätze hinweg mit Bildung mehrerer Cascaden zufließen, die zusammen wohl 100 Fuß betragen mögen, da der Huronsee fast

100 Fuß über dem Erie und dieser mehr als 300 Fuß über dem Ontario erhoben ist, so muß die Höhe des Simcoesee-Niveaus wenigstens 500 Fuß betragen, und dieß mag in einer im Ganzen so berg- und schutzlosen Gegend schon bedeutenden Einfluß auf das Klima haben, und jedenfalls einen ziemlich großen Contrast mit den benachbarten Ontario-Uferlanden hervorbringen. Seine entlegensten Quellen hat der Simcoe ganz nahe bei Toronto, nur drei oder vier deutsche Meilen vom Ontario, und diese Gewässer haben nun durch den Simcoe, den Huron, den Erie, den Ontario, einen Weg von mehr als 800 Meilen zurückzulegen, bis sie wieder bei Toronto, in der Nachbarschaft ihrer Geburtsstätte vorbeikommen.

Wie hier im Norden des Ontario, so entspringen aber auch im Süden, ganz nahe bei seinen Ufern Gewässer, die sogleich den See fliehen und in abgewandten Richtungen hinabeilen. Dort sind es die Zuflüsse des Susquehanna und Hudson. Ganz dasselbe findet beim Eriesee statt. Die Ohioquellen liegen längs seines ganzen Südufers in einer Entfernung von wenigen Meilen, und eilen sogleich südwärts hinab. In gleicher Weise haben eine Menge Zuflüsse des Mississippi ihre Quellen ganz nahe bei den Westküsten des Michigan und des oberen Sees. Hieraus ist ersichtlich, daß diese großen amerikanischen Wassertümpel nicht als die tiefsten Stellen weiter Oberflächenabschnitte zu betrachten sind. Es ist vielmehr klar, daß sie alle miteinander gewissermaßen aufgerichtete Becken oder Bassins, — Tröge darstellen, mit mehr oder weniger hoher Eindammung, an deren äußeren Wänden das Wasser nicht ins Innere der Bassins, sondern auswärts wegfließt.

XXXV. Der See Kutschitsching.

In seiner Nordspitze zieht sich der See Simcoe allgemach immer enger zusammen. Das Wasser, das in der Mitte wohl zwanzig Faden tief ist, wird immer flacher. Am Ende scheint Alles in einer schmalen, untiefen und mit Schilf und wildem Reis verwachsenen, marschigen Seeenge aufhören zu sollen. Man muß vorsichtig fahren, Schritt vor Schritt sondiren. Endlich regen die Räder ganze Wolken von trübem Schlamm auf, und das Schiff schleift zuletzt auf dem Sumpfe und Sande dahin. Bald erweitert sich aber der Wasserumfang wieder, und es stellt sich ein neuer See, der Kutschitsching dar, der mit dem Simcoe durch jene schmale Enge verbunden ist.

An diesem kleinen See lag unsere äußerste Dampfschiffstation, Orillia, zugleich das letzte und nördlichste Oertchen Canada's und Amerika's in der Richtung von Toronto. „Von Orillia bis zum Nordpol," so wiederholte man mir oft, „gibt es keine Stadt und kein europäisches Dorf mehr." Dieser Gedanke und diese Aeußerung dringt sich, wie es scheint, den Leuten hier überall an den Grenzen des bewohnten Canada's auf. Auch am Ottawa, auch am Saquenay bezeichnete man mir oft das letzte Dorf, „von dem aus es keine Ansiedlung mehr bis zum Nordpol gäbe."

„Orillia" klingt so italienisch, obwohl es bloß indianisch ist. Die Indianer in Amerika haben aber überall in ihren Ortsnamen ebensoviel Harmonie und Wohlklang, wie die Italiener. Oefter noch jedoch, als an das weiche Italienische, erinnern ihre Namen an das reich- und vollklingende Griechische: Saratoga! Ticonderoga! Aderondag!

Orillia besteht aus einer lockern Gruppe kleiner niedriger Häuser, die wiederum wie bei Bell-Ewart mitten in einer Aushöhlung oder Auslichtung des Hochwaldes liegen. Die Baummassen

stehen ganz nahe im Kreise umher, wie bei unsern Gebirgsortschaften die Felsen und Berge. Nicht wenig aber verwunderte ich mich, in dieser ultima Thule Canada's noch von einer „Nobility" reden zu hören, die rings umher im Walde, und jenseits des Waldes auf angebauten Landstrichen wohne. Die englische Regierung machte einmal, ich weiß nicht wann, einer Anzahl entlassener Officiere eine Ländereienschenkung an den Seen Simcoe und Kutschitsching. Es wurden weitläufige Grundstücke an sie vertheilt. Sie aber mußten dafür auf ihre Pensionen, oder wenigstens einen Theil derselben verzichten. Viele dieser Herren konnten sich in dem Walde nicht zurechtfinden. Manche fanden die Arbeit der Ausrodung und ersten Urbarmachung so mühselig, daß sie froh waren, wieder zu ihrem half pay zurückkehren zu können. Manche ruinirten dabei ihren Beutel und ihre Gesundheit. Viele aber brachten sich hindurch und standen sich, glaube ich, gut dabei, indem sie Häuser und Familien und Erbgrundstücke in den Wäldern schufen. „Mehrere von ihnen," so sagte man mir, „sind Neffen und Vettern von Herzogen und Earls in England, und wir nennen sie daher unsere Nobility."

Mit den Hotels in Orillia ist es noch nicht besonders bestellt, und ich pries mich daher zwiefach glücklich, in dem kleinen freundlichen und äußerst comfortabeln Holzhäuschen eines trefflichen Mannes Dach und Fach und die liebenswürdigste Gastfreundschaft genießen zu können. Ich hatte hier Gelegenheit, eine jener kleinen Dorfbibliotheken zu besehen, wie man sie, nach dem was ich oben erzählte, von Toronto durch alle Theile Canada's aussendet. Es war die erste Bibliothek dieser Art, die am Lake Kutschitsching angekommen war. Die Bücher waren noch nicht ausgepackt. Wir öffneten aber die Kiste und fanden lauter frische, hübsch gebundene, in Gold und verschiedenen Farben strahlende Bücher, deren vielverheißende Titel und nützlicher Inhalt in keinem Widerspruche zu

dem lockenden Aeußern zu stehen schienen. Es war wie eine kleine Weihnachtsbescherung. Aber selbst diese kleine Bescherung hatte nicht geringe Schwierigkeiten gehabt, bis sie nach Orillia durchdringen konnte. Selbst hier in diesem nagelneuen Lande hatte man eine Partei zu bekämpfen gehabt, die gegen die Anschaffung einer Bibliothek Opposition gemacht hatte. Die uralte Frage, ob es gut sey, dem Volke die Aufklärung so allgemein zugänglich zu machen, war dabei wie im alten Europa aufgetaucht und eifrig diskutirt worden. Endlich war die Lichtpartei durchgedrungen und die Bücherkiste glücklich über den See geschafft.

Ich werde stets mit dankbarster Erinnerung an den angenehmen Abend zurückdenken, den ich dort in einer stillen, frommen Familie verbrachte. Doch setzt der reisende Autor solchen Reminiscenzen keine öffentlichen Monumente, sondern bewahrt sie im verborgenen Schreine seines Herzens. Am andern Morgen früh bei Sonnenaufgang erreichten wir eine kleine Höhe am Rande des Wassers und Waldes, und überblickten dort die ganze Breite des Sees. Er ist mit waldigen Inseln angefüllt. Es war wieder ein schöner indianischer Sommertag[1] in der Gestaltung begriffen. Auch der zarte

[1] Hier wenigstens nahm man das herrliche Wetter, das wir in dieser späten Oktoberzeit genossen, für „Indian Summer." Im Ganzen aber waren darüber die Meinungen gar nicht einig. Auf meiner ganzen Reise fragte ich immer, wenn ein paar sonnige Tage erschienen, nach dem „Indian Summer;" aber immer waren einige Stimmen, welche dieß noch nicht für den „Indian Summer" gelten lassen wollten. Der wahre indianische Sommer, sagten sie, käme erst später im November. Zuweilen aber, sagten andere, käme er auch schon im Oktober. Mitunter dauere er nur wenige Tage, dann auch wohl Wochen lang. Er mag daher schwer zu erkennen seyn. Ich bin wenigstens im Oktober und November durch Amerika gereist, habe schlechtes und gutes Wetter erlebt, habe aber nicht erfahren können, ob ich den wirklichen „Indian Summer" gesehen habe oder nicht. Warum das, was wir „Altweiber Sommer" nennen, in Amerika „indianischer Sommer" heißt, darüber sind die Meinungen auch sehr verschieden. Manche sagen, er habe diesen Namen von dem ihn begleitenden nebelartigen Luftdufte, der, wie unser norddeutscher Höhenrauch vom Haidenbrennen, von den großen Grasbränden in den Prairien, welche die Indianer in gewissen Herbstzeiten anzünden, herrühre. Viele

Nebel oder vielmehr Duft, war wieder da, der von solchen Tagen unzertrennlich ist. Die Sonne, indem sie zwischen den Inseln hervorstieg und sich aus den Wäldern und Nebeln hervorarbeitete, zauberte wirklich so reizende Bilder hervor, wie sie ein Malerauge zu erblicken sich nur wünschen möchte. Bei der Ankunft auf unserem Standpunkte sahen wir z. B. folgendes: auf dem glatten See lag ein Nebelschleier, der die etwas entfernteren Inseln und Wälder nur graulich durchschimmern ließ, der blanke See aber blitzte hindurch, wie das Silberkleid einer Grazie durch den darüber ausgebreiteten Schleier. An einer Stelle, wo der Nebel durchbrochen war, stand die aufgehende Sonne hell und klar in der Lücke, und da ragten auch die rothbelaubten Gipfel mehrerer Bäume einer Insel goldig und feurig in die klare Luft hinaus. Die Sonnenstrahlen schienen sie förmlich in Brand zu setzen, und da die unteren Partien durch den Nebel verdeckt waren, so schienen die schönen Bilder der Baumgruppe fast frei am Himmel zu schweben. Wie einige Laubpartien scharf gezeichnet dastanden, wie andere mehr oder weniger beduftet erschienen, oder am Ende ganz mit äußerst leisem Farbenschimmer im Dampfe erstickten, und wie dieß Alles das Auge entzückte und reizte, das ist unbeschreiblich.

Es soll aber wenige Meilen von Orillia noch eine andere größere, freiere Anhöhe existiren, von der aus man eine sehr großartige, sechzig Meilen weite Aussicht nach Norden genießt, über ein ganzes Meer von unermeßlichen Wäldern. Es soll dieß eine der merkwürdigsten Aussichten in Canada seyn. Leider war es mir nicht beschieden, sie zu genießen. Doch sah ich etwas Aehnliches später bei Niagara.

äußerten mir auch die Ansicht, daß ehemals der indianische Sommer nicht nur länger gewesen, sondern auch viel bestimmter hervorgetreten sey. Mit dem Vorschreiten der Kultur würden aber alle alten Jahreszeiten und Jahresabschnitte vermischt und verwischt, und flößen mehr in einander über. Auch die Umrisse des Winters und des Frühlings seyen jetzt minder scharf als ehemals.

Auf dem entgegengesetzten Ufer des Sees, vier Meilen von Orillia, lag wieder ein kleines Indianerdorf von Chippewayern, Namens Mara. Ich wünschte es zu besuchen, und wir überredeten daher zwei indianische Mädchen, die am Morgen nach Orillia hinübergekommen waren, uns ihr Birkencanoe zu leihen und ihr Verweilen unterdessen bis zum Abend zu verlängern. Ihr Bruder, mit seinem europäischen Namen „John St. Germain“ genannt, entschloß sich, uns hinüber zu führen. Das Canoe war nicht viel größer als ein Waschtrog, und konnte gerade, wenn wir unsere Beine in einander schoben, uns drei halten, mich, meinen werthen Gastfreund und unsern Chippeway John St. Germain, der das Ruder führte. Damit das kleine Ding nicht umschlägt, müssen die Passagiere sich auf den Boden des Boots niederlegen, und durften nun eben mit dem Kopf über den Rand hinauslugen. Der Unterkörper selbst und die verschränkten Beine dienen so als Ballast. Dieser Ballast muß auch ruhig so liegen bleiben, wie er einmal gelegt ist. Auch muß man nicht mit der Stiefelhacke zu fest auftreten, und darf nur die etwas festeren Schiffsrippen berühren, weil man sonst leicht durch die Bootrinde, wenn sie schadhafte Stellen haben sollte, hindurchtritt. Kaum waren wir ganz vorsichtig eingeschifft, so erklärte unser Ruderer, daß das Boot nicht richtig balancirt sey, es ginge hinten zu tief und stünde vorne aus dem Wasser. Wir mußten daher an einer kleinen Insel landen, um unsern Ballast, d. h. uns selbst einzupacken. Eine solche Landung ist nicht ganz leicht; denn die Inseln sind alle mit einem wahren Stachelpanzer von Steinblöcken, umgefallenen Baumstämmen, Strünken und faulenden Wurzeln umgeben. Doch John St. Germain hatte bald ein paar lange Bäume entdeckt, die zwischen sich einen Kanal und eine Art Hafen bildeten, und wir stiegen dort aus, um uns anders zu legen.

John aber war zu gleicher Zeit der Meinung, daß das Boot

etwas alt und nicht ganz wasserdicht sey, daß es daher auch gut seyn möchte, die Lecke zu stopfen. Es wurde daher vorsichtig aus dem Wasser gezogen und am Ufer umgestülpt. John suchte ein paar Feuerbrände zusammen, um eine Fackel zu gestalten, und damit das Pechpflaster an einigen Punkten zu schmelzen und die wunden Stellen zu überpflastern. Wir konnten damit aber nicht zu Stande kommen, weil die wenigen Schwefelhölzchen, die wir vorräthig hätten, versagten, und das Boot wurde daher unverpicht wieder ins Wasser gelassen, und brachte uns am Ende auch in diesem Zustande glücklich durch.

Die Indianer scheuen sich nicht, mit dieser kleinen Nußschaale auch mitten in das vom Winde bewegte Wasser hinauszufahren, sie balanciren darin auch auf Wasserfällen hinab. Bei gar schlechtem Wetter fahren sie von einer Insel zur andern herum, um vom Windschutze der Bäume zu vortheilen und auch Häfen und Land im Nothfalle nahe zu haben. Dieß ist ihnen wohl zur Gewohnheit geworden. Denn auch unser Chippewayer fuhr mit Umwegen von einer Insel zur andern hinüber, obwohl das Wetter schön und die Gefahr gering war. Wir ließen es uns gern gefallen, da wir so Gelegenheit fanden, hie und da Einblicke in die tiefen Wälder zu thun und herrliche Baumgruppenansichten zu gewinnen. Eine nicht ganz geringe Merkwürdigkeit bei diesen Inseln war mir jener Felsenblockpanzer an ihrem Uferrande. Da die Inseln mit so dichtem Walde bedeckt sind, daß kaum eine Flintenkugel, geschweige ein Felsblock frei hindurchrollen kann, da sie überdem ganz flach und ohne Abhänge sind, so konnten diese Blöcke aus dem Innern der Inseln nicht kommen. Es machte uns eben so viel Kopfbrechens, wie wir es anfangen sollten, sie aus dem Wasser hervorsteigen zu lassen. Es wurde die Hypothese probirt, ob das Eis sie herbeigeschafft und hier am Ufer wie ein Steinpflaster festgeschlagen haben könne. Das Merkwürdigste ist, daß diese Blockufer so äußerst

regelmäßig gebildet, fast wie ein Mauerbasament im cyclopischen Baustyle gestaltet sind. Jede Insel, nicht nur im Lake Kutschitsching, sondern auch alle Inseln im Lake Simcoe haben einen solchen Kranz von dicht zusammengelegten Steinblöcken rings herum. Aus einiger Entfernung sieht dieser Blockkranz so regelmäßig aus, wie eine Perlenschnur. Die Gebüsche und Bäume der Inseln stehen gleich dahinter, wie Pflanzen hinter einer Gartenmauer. Daß die Entstehung dieses Walles etwas mit dem Wasser zu thun habe, schien mir daraus gewiß, daß ihre weiße Farbe sich immer rings herum gleich hoch und stets etwa so hoch zeigte, als wohl die Wellen und Eisschollen sich hinaufschieben mochten. Daß die gesammten Inseln, wie ich anfänglich dachte, aus lauter solchem Steingeröll bestehen möchten, und daß nur der Rand vom Wasser kahl und weiß abgewaschen sey, schien sich auch nicht zu bestätigen. Denn auf einigen dieser Inseln, die ich später betrat, fand ich ebenen Boden, Sumpf, Erde ꝛc. und diese Steine zeigten sich nur am Rande.

Alle diese Inseln, so klein auch einige waren, haben Namen bei den Indianern. John St. Germain nannte uns einige und diktirte sie mir. „Shiggenackminisha“ hieß die eine. Das Wort bedeutet so viel, als: „Black birds little island,“ Schwarzvogels kleine Insel. „Kauskaminissing“ (der Fische kleine Insel), hieß eine andere. Minis heißt so viel als Insel. Minissa oder Minissing ist das Diminutivum davon. „Odschimma minis“ hieß eine dritte, d. h. „chiefs island,“ die „Hauptmanns-“ oder „Kapitänsinsel.“ Diese letztere war ziemlich groß und lag uns in der Ferne. John deutete auf eine Baumpartie derselben und sagte, daß dort der Beerdigungsplatz für die Chippewayer vom See Kutschitsching sey. Ich war neugierig zu wissen, ob auch die Indianer selbst wohl einen Ausdruck für den indianischen Sonnenduft erfunden hätten. John sagte, sie nennten ihn „Pedschikkanaari.“ Ich konnte ihm aber bei der Entwickelung der eigentlich wörtlichen

Bedeutung und der Zerlegung dieses Ausdrucks, die er in schlechtem Französisch versuchte, nicht gut folgen. — „Da habt ihr doch ein schönes Besitzthum, John," sagten wir. „Alle diese Inseln sind eure Reserve? Sie gehören alle euch?" — „So they say!" sagte John kurz, und mit einem seufzerhaften Nachdrucke, der mir anzudeuten schien, daß sie sich nicht allzuviel aus diesem Inselbesitzthum machten, und ihre Rechte vielleicht allzustark bevormundet glaubten.

Wir zogen endlich unsere Nußschaale ans Land und erstiegen das hohe Ufer, auf dem die zerstreuten Wohnungen unseres Indianerdorfes umher lagen. Wir pochten bei einigen an und traten ein. Wir fanden, daß wir zu glücklicher Zeit gekommen waren. Denn die jungen Männer waren eben von einem mehrwöchentlichen Fischfange mit reicher Beute aus entfernten Gegenden zurückgekehrt. Alle Häuser waren iñwendig beim Herde herum reichlich mit Fischen behangen. Auch hingen hie und da die kleinen Körper von schwarzen Eichhörnchen und großen Moschuskatzen (muskrat) dazwischen herum. Die Moschuskatzen, versicherten uns die Leute, wären das delikateste und feinste Wild im ganzen Walde. Die schwarzen Eichhörnchen, wenn sie so zart und fett sind, wie jetzt im Herbste, werden auch von den weißen Jägern zuweilen gern gegessen. — Mein werther Begleiter kaufte sich hier einen großen schönen „maskinonge." Es war das erstemal, daß ich diesen hier weit und breit berühmten Fisch zu sehen bekam. Es ist ein Raubfisch, der im Lake Ontario, im Erie, und überhaupt in allen benachbarten Seen Canada's lebt. Der Maskinonge gehört zum Hechtgeschlecht, und hat auch mit unserem gemeinen Hechte die meiste Aehnlichkeit. Wie dieser, hat er ein furchtbar scharfes Gebiß. Nur ist seine Beschuppung anders, und sein Unterkiefer ragt mehr hervor. Auch ist seine Muskelfaser ganz anders gewebt, mich däucht, etwas weicher und nicht so bröcklich, wie bei unserem Hechte, wenn er gebraten auf dem Tisch erscheint. Er wird hier

aber von den indianischen und europäischen Feinschmeckern noch höher geschätzt, als der Hecht bei uns. Man sagte mir, er dürfe nicht gleich frisch gefangen genossen werden. Der Name Maskinonge soll eine englische Corrumpirung des ursprünglich französischen Namens: Masque longe (Langschnabel) seyn.

Obwohl man mir sagte, daß das Blut dieser Indianer, wie das der meisten canadischen Indianer, nicht mehr ganz rein amerikanisch sey, und obwohl ich mich nach dem Ausdrucke eines Bekannten, von dem ich oben erzählte, unter den Outlaws oder der Canaille der Indianer befand, so waren doch alle Physiognomien um uns her so fremdartig wie möglich. Am besten konnte ich mir vorstellen, ich sey unter mongolischen oder chinesischen Bauern.[1] Die rabenschwarzen Haare selbst der kleinsten Kinder, die dicken, breit gezogenen fleischigen Gesichter, mit röthlicher oder vielmehr entschieden gelbbrauner Farbe, die eckigen Kinnladen, die niedrigen Stirnknochen und Vorderköpfe, dieß Alles erinnerte mich an die Menschenangesichter, von denen ich wohl hie und da einige aus Sibirien nach Rußland hatte hervortauchen sehen. Wir fanden in einigen Hütten selbst ganz kleine Säuglinge, deren Farbe mir in nichts von der Hautfarbe der Größeren verschieden schien. Ich begriff es hier daher nicht, wie einige selbst ausgezeichnete Forscher sich der Idee hingeben konnten, daß die braunrothe Farbe dem amerikanischen Indianer nicht angeboren sey, daß seine Kinder vielmehr eben so weiß, wie die der Europäer auf die Welt kämen, und dann nachher erst durch Schmutz und rothe Schminke so baumrindenfarbig würden. Ich mag hiebei bemerken, daß die Kinderchen, die wir hier sahen, auch eben so gut gewaschen waren, wie die Kinder bei uns. Wir fanden die Leute freundlich und ohne Scheu, und sie gaben uns über Alles

[1] Ich besuchte einmal mit ein paar Damen aus Neu-Schottland in New York einen von Chinesen gehaltenen Theeladen. Sie waren erstaunt über die Aehnlichkeit dieser Chinesen mit ihren neuschottischen Indianern, den Micmacs.

gern Auskunft, wobei denn freilich, um uns verständlich zu werden, bald der Eine, bald der Andere mit einem Brocken Französisch oder Englisch einhelfen mußte.

Man führte uns zu einer Hütte des Dorfs oder vielmehr einem ganz netten und geräumigen Hause, denn man muß es der canadischen Regierung lassen, daß sie den Indianern solche gut beschaffene Häuser wirklich gebaut hat, um uns den sogenannten „Capitain James,“ den ältesten Mann des Stammes, zu zeigen. Er sey, sagte man, 105 Jahre alt. Wir fanden denn auch ein armes, mit Haut bedecktes Gerippe, das unter einer wollenen Bettdecke verborgen, mitten im Hausraume lag. Das Angesicht des alten Capitän James war auch sehr mager, und die Haut zog sich überall sehr knapp um die Knochenecken des alten mongolischen Schädels herum. Sein Haupt war kahl und nur hie und da mit einigen weißen Haarresten besetzt. Seine Physiognomie war starr und unveränderlich, und er erwiederte unsern Gruß und unsere Frage über sein Befinden kaum mit einem Blick. Auch schien ihm weder Französisch noch Englisch einigermaßen verständlich zu seyn. Glücklicherweise fiel mir noch zu rechter Zeit ein, daß wir uns mit einem, allen Indianern verständlichen Alphabet, mit einer Auswahl von kleinen Tabakspäckchen versehen hatten, wie man sie in Canada so sauber und bequem für Indianer und Europäer anzufertigen pflegt. Wir legten ihm einige dieser kleinen blanken Paketchen aufs Kissen, und nachdem er den Werth erkannt hatte, verzog sich plötzlich seine ganze faltenreiche Physiognomie zum freundlichsten Lächeln. Er blickte uns mit Dankbarkeit an, hieß uns nun willkommen, und die Freundschaft war geschlossen. Es hatte aber weiter keine Folgen. Denn die Erinnerungen und Gedächtnißschätze, die in dem alten ehrwürdigen Haupte in 105 Jahren sich angehäuft haben mußten, blieben uns verborgen.

Der Methodistenmissionär, der unter diesen Leuten wohnte,

erzählte uns, daß vor einigen Jahren drei solche alte Männer im Dorfe existirt hätten, „Abraham" und „Schilling," die jetzt gestorben seyen, und dieser alte Kapitän James, der noch athme. Abraham und Schilling hätten immer behauptet, Kapitän James sey unter ihnen bei weitem der älteste, sie aber wüßten sich noch sehr gut die Einnahme Quebecs durch die Engländer, und die erste Nachricht, welche sie darüber durch flüchtende Franzosen erhielten, zu erinnern. Dieß Ereigniß fand im Jahre 1759 statt. Um sich so etwas im späten Alter erinnern zu können, müßten die beiden Indianer damals doch wenigstens 10 Jahre alt gewesen seyn. Wenn sie noch lebten, so würden sie demnach jetzt (1854) 105 Jahre alt seyn. Und wenn nun anerkanntermaßen der noch lebende Kapitän James der älteste unter ihnen war, so müßte er doch wenigstens mehr als 105 Jahre alt seyn. Ein hübsches Alter für ein Mitglied eines „rasch dahin schwindenden" Volksstammes. Es umfaßte die gesammte Periode der canadischen Civilisationsgeschichte.

Einen Theil unseres Abends brachten wir bei dem Methodistenmissionär zu, der das Seelenheil dieser Indianer von Mara pflegte. Er wohnte mit seiner Frau neben dem Dorf in einem tannenen, von Wachholdersträuchen umrankten Häuschen am hohen Seeufer. Die Methodistenmissionäre sind, so scheint es, die Franciskaner der protestantischen Kirche. Sie sind in Canada häufig in die Fußstapfen der alten katholischen Kirchen- und Taufboten getreten. Man findet sie häufiger als alle andern katholischen oder protestantischen Missionäre unter den entfernten Indianern. Meistens sind diese guten Leute ziemlich unwissend. Sie können oft leider zu den Indianern nur durch einen Dolmetscher reden und predigen, und lernen ihre Sprache kaum, wenn sie auch Jahre lang unter ihnen wohnen. „Wir Engländer haben nun einmal kein Talent, fremde Sprachen zu lernen. Ja den Deutschen, den Polen und Russen ist das Talent angeboren." Der unsrige war aber über die Verhältnisse

seiner Chippewayer recht gut unterrichtet, und er theilte uns viel Interessantes mit. Am meisten interessirte mich, was er uns über die auch unter ihnen herrschende Furcht vor den Mohawks erzählte. Zuweilen, sagte er, verbreite sich ein allarmirendes Gerücht über die Annäherung feindlicher Mohawks ganz plötzlich im Dorf und setze alles in Furcht und Bewegung, so daß er oft Noth habe, sie zusammenzuhalten. In einer gewissen Zeit des Jahres, wenn ich nicht irre, in einem Frühlingsmonate, kehre diese Aufregung regelmäßig wieder. Dann — an bestimmten Tagen — bemerke er ein geschäftiges Hin- und Herrennen im Dorfe. Die Weiber und Kinder verschlössen sich in den Häusern; die Männer versammelten sich bewaffnet auf dem Platze, und Boten würden ausgesandt und Schildwachen in der Nachbarschaft aufgestellt. Er vermuthe, daß diese regelmäßig wiederkehrende Aufregung seiner Leute auf eine Erinnerung aus der alten Zeit der Freiheit deute, daß darunter entweder die Feier eines frühern Sieges versteckt liege, oder daß dadurch die Zeit bezeichnet würde, in welcher sonst die Mohawks oder andere Feinde die Chippewayer zu bedrohen oder anzufallen pflegten.

Ein sehr gebildeter, gelehrter und junger Geistlicher aus Orillia, der unter uns war, erzählte mir, daß die Umgegend von Lake Kutschitsching von uralten Zeiten her ein großes Schlachtfeld der Indianer und aller Urbewohner der Gegend gewesen seyn müsse, weil man rings umher eine Menge von Gräbern entdecke. Dieser treffliche Mann hatte jenen Gräbern seit länger eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, viele von ihnen geöffnet und die in ihnen enthaltenen Sachen gesammelt. — Er sagte, die Gräber seyen offenbar aus sehr verschiedener Zeit, und die größten und besten von ihnen, die sogenannten „mounds“ (Tumuli) stammten aus der frühesten Epoche und von einem Volke her, das eine viel höhere Stufe der Bildung gehabt haben müsse, als diejenigen

Indianer, welche später die Europäer hier vorfanden. Namentlich bezeuge dieß die „Poterie" (die Töpferwaare), die sich in und bei jenen Mounds finde. Er habe kürzlich auch in einem Walde einen sehr wunderlich gestalteten Ofen gefunden, der vermuthlich zum Brennen jener Töpferwaaren gedient habe, und der so künstlich construirt gewesen sey, wie die späteren Indianer ihn nicht construiren konnten. — Diese Theorie von vorhistorischen, gebildeteren und weitverbreiteten amerikanischen Völkern und von einem späteren Rückfalle der Cultur war mir im Allgemeinen zwar nicht neu. Man hat sie bekanntlich im ganzen Mississippithale bewährt gefunden. Wohl aber war es mir neu, zu vernehmen, daß dasselbe sich auch hier in der Nachbarschaft des Huron in so nördlichen Strichen Canada's bestätige.

Die Chippewayer sollen noch viele sehr interessante und wenig bekannte Traditionen und Mythen haben. Ein Herr in den Vereinigten Staaten hat mir später einmal den Mund sehr wäßrig gemacht nach einem verloren gegangenen Manuscripte, das eine Menge dieser Traditionen entfalte, die einmal ein wohlerzogener und geschulter Indianer im fernen Westen gesammelt und niedergeschrieben habe. Dieß merkwürdige Manuscript sey ihm nach New-york zugesandt worden. Er habe darin mit großer Befriedigung gelesen. Viele der Mythen seyen eben so bedeutungsvoll wie die griechischen oder germanischen gewesen. Eine kleine indianische Geschichte oder Tradition, die er sehr hübsch gefunden, habe er einmal einem gelehrten Philologen vorerzählt, und dieser habe ihm dann einen griechischen Autor gebracht, in welchem er ganz dieselbe Geschichte griechisch gelesen. Beide Erzählungen wären so gleich gewesen, als hätte sie derselbe inspirirende Geist diktirt. — Leider sey aber das Manuscript nicht zum Druck gelangt und nachher verschwunden, weil der Buchhandel das Orakel von sich gegeben habe: es herrsche jetzt im Publikum kein Geschmack mehr für solche

indianische Poesien, wie damals, als Chateaubriand seine „Attala,“ oder Cooper seine „letzten der Mohikaner“ schrieb, und solche Bücher reussirten jetzt nicht mehr.

Je mehr ich von den Indianern selber sehe, und an Ort und Stelle höre, desto näher treten sie mir. So lange ich sie in Europa nur noch aus den Büchern kannte, erschienen sie mir als ziemlich uninteressante, rohe und nur lauwarmblütige Wesen. Jetzt, nachdem ich mit ihnen zuweilen die Hand geschüttelt habe, sind sie mir so zu sagen erst als meine menschlichen Mitbrüder aufgegangen. Ich glaube schon zu sehen, daß sie eine ganz gute Portion warmen Blutes und gesunden Menschenverstandes haben, und ich finde ihr Studium so interessant, wie das aller übrigen menschlichen Creaturen.

Die im Simcoe und Kutschitsching gesammelten Wasser fließen westwärts im Flusse Severn zu der großen Abtheilung des Huronsees, die man die Georgische Bay oder den Manitouliesee nennt. Der Severn bildet mehrere Caskaden und Stromschnellen und soll auch sonst von äußerst romantischer Scenerie umgeben seyn. Ein Herr, ein französischer Canadier, der dort eine Sägmühle, die nördlichste der zahlreichen canadischen Sägmühlen, besitzt, erzählte mir, daß seine Leute in der Nähe jenes Etablissements dieß Jahr nicht weniger als dreißig Bären erlegt hätten, während sonst gewöhnlich nur zwei oder drei im Jahre in seiner Nachbarschaft getödtet würden. Ich hätte längst bemerken können, daß mir Aehnliches auf meiner ganzen Reise in Canada mitgetheilt wurde. Ueberall hörte oder las ich von Bären, die diesen Sommer in Dörfer eingebrochen oder in der Nähe der menschlichen Wohnstätten erlegt worden. Ueberall erzählte man mir, daß so viele Bären in keinem Jahre zuvor aus ihren Revieren in die der Menschen hervorgekommen seyen. Und so wie mit den Bären, so war es auch mit den Eichhörnchen, den Rehen und andern Kindern des Waldes gewesen. Sie hatten dieß Jahr überall mehr als sonst gegen die Dörfer, Gärten und

Aecker Sturm gelaufen. Wenn ich nach der Ursache dieser Erscheinung fragte, so meinten Einige, es sey nichts Besonderes dabei, erklären ließe sich das nicht. Wie man ein regnigtes und trockenes Jahr hätte, wie man zuweilen viele Fische finge, während mitunter keiner anbeißen wollte, wie man dieß Jahr 20 Scheffel Kartoffel ernte, wo im vorigen nur zwei wuchsen, so gäbe es auch Bärenjahre und Eichhörnchenjahre, in welchem die Thiere der Wildniß in Bewegung geriethen und überflutheten. Viele erklärten aber die Erscheinung aus der großen und fast allgemeinen Trockniß, die diesen Sommer geherrscht hatte. Die Sonne habe die Beeren und Nüsse und andere wilde Früchte, so wie auch die Wurzelgewächse, von denen Bären, Eichhörnchen ꝛc. sich nähren, vertrocknet, und so die Thiere gezwungen, beim Menschen betteln zu gehen, der solche Bettler aber freilich nur mit Pulver begrüßt und nachher skalpirt.

Die See Kutschitsching und mehr noch sein Ausfluß, der Severn, sind als Wohnplätze eines andern Thieres, als eine Heimath vieler Klapperschlangen berüchtigt. Dieses unschuldige und schüchterne Thierchen — wohl mit eben so großem Recht nennt man sie so, wie die Taube, die, wenn sie auf dem Neste sitzt, auch bitterböse um sich beißt, und die, wenn sie hungrig ist, eben so Mücken und andere lebendige Wesen verschlingt, wie jedes andere Raubthier — die schüchterne Klapperschlange, sage ich, die, wenn sie vor jedermann ausweicht und Platz macht, und die nur in ihrer Herzensangst um sich schnappt, wenn der ungeschickte Fußtritt eines Menschen oder Thieres sie zum Tode verletzte, ist auch äußerst gesellig, und thut sich gewöhnlich mit ihres Gleichen in gewissen Lokalitäten zahlreich zusammen. Sie kommen fast immer haufenweise und colonienweise vor; wovon die Wahl dieser Localitäten abhängt, weiß ich nicht. Aber am Lake Simcoe z. B. gibt es gar keine Klapperschlangen, während sie an dem Severn in außerordentlicher

Fülle seyn sollen. Unser Indianer John sagte, zwischen hier und den Rocky Mountains gäbe es keine so berühmte und reichverschrieene Klapperschlangenstelle mehr, als der See Kutschitsching und der Fluß Severn, wobei der Ausdruck „zwischen hier und den Rocky Mountains" vielleicht nur eine Phrase ist. — Wie die Klapperschlange selbst nicht so bösartig ist, wie Unbedachtsame sie verschrieen haben, so ist auch ihr Biß nicht so entschieden tödtlich, wie man gewöhnlich meint. Es hängt dabei vieles von Umständen ab: von dem Alter der Schlange, von ihrer eigenen Stärke, Disposition und Gesundheit, eben so natürlich von der Constitution und Nervenstimmung des Menschen, der den Biß empfing, und selbst von dem Wetter und der Jahreszeit, in welcher er ertheilt wurde. Und selbst dann, wenn alle Verhältnisse zur Herbeiführung des Todes günstig waren, kann noch das Verderben vermieden und der Biß durch schnelle Kur geheilt werden. Freilich ist diese Kur, um die die Indianer am besten Bescheid wissen, nicht immer sicher. Zuweilen wird die Wirksamkeit des Giftes nur zeitweise unterdrückt, und oft glimmt es, so zu sagen, unter der Asche fort. So erzählte uns John die Geschichte eines Mannes, der von einer Klapperschlange gebissen, dann schnell und anscheinend gründlich geheilt wurde, ein ganzes Jahr lang gesund und munter lebte, bis auf einmal in einem Fieber, das ihn aufs Bett warf, ein Rest des Gifts ihn tödtete.

Es gibt hier aber noch manche andere giftige und fast mehr als die Klapperschlangen gefürchtete Amphibien, und dabei ist es bemerkenswerth, daß die in diese Wildnisse vordringende Bodencultur und Bevölkerung — wenigstens anfangs — diese Amphibienanzahl keineswegs vermindert, sondern im Gegentheil sie noch vermehrt. Man will dieß überall beobachtet haben, wo neue Ansiedler erscheinen, und erklärt es vermuthlich sehr richtig aus dem Umstande, daß diese neuen Ansiedler zuerst die Kraniche und andere Sumpfvögel verscheuchen und ausrotten, und dadurch die Schlangen von ihren

natürlichen Tyrannen und Gewalthabern befreien. Später wird dann freilich ihr Hauptverderber, der Mensch, doch ihr Herr. Wenn die sich mehrenden Colonisten sie überall unbarmherzig verfolgen, und namentlich, wenn die Anzahl der Schweine, die große Liebhaber der Schlangen sind und am wirksamsten gegen sie agiren, sich mehrt, dann muß zuletzt dieß Gezüchte völlig weichen.

Unter diesen und anderen Gesprächen fuhren wir spät Abends in einer wunderschönen Mondscheinnacht wieder über unsern See von Insel zu Insel nach Orillia hinüber. Der See Kutschitsching wie die ganze Natur war äußerst still und ruhig, und wir vernahmen nichts als das Gemurmel unseres sanft durch das Wasser streifenden Canoe. Nur einmal hörten wir ein entferntes lautes Geschrei, wie Brüllen oder ein lautes Seufzen. „Was ist das?" fragte ich John. „Das ist," antwortete er lauschend, „entweder ein Ochse oder ein Frosch; ich kann es nicht recht unterscheiden." Dieß „entweder" „oder" überraschte mich einen Augenblick; doch entsann ich mich bald, gehört zu haben, daß auch hier noch in diesen nördlichen Gewässern der berühmte „Bullfrog" (Ochsenfrosch), ein kleines Wesen mit einer Bärenstimme, lebe. Im Frühling ist er hier außerordentlich zahlreich, und ganze Schaaren brüllen dann aus allen Sümpfen, wie das fröhliche Vieh bei uns auf den Weiden. Dem hiesigen Frosch ist also doch, ohne zu platzen, wenigstens in Bezug auf die Stimme gelungen, was der Frosch in der Fabel nicht erreichen konnte.

XXXVI. See Simcoe. Ostufer.

Reichlich und ganz nach meinem Geschmacke von meinen werthen Gastfreunden beschenkt, verließ ich am folgenden Tage das

anmuthige Orillia und den waldigen See. Ich darf hier meine Geschenke wohl aufführen, da sie Eigenthümlichkeiten des Landes waren. Sie bestanden zuerst in einer Fülle von Büscheln einer gewissen kleinen canadischen Beere, auf Englisch „Bittersweet“ genannt. Dieß Gewächs ist zwar nicht eßbar, dagegen aber äußerst zierlich und lieblich anzuschauen. Es besteht in einer Verkreuzung zahlreicher feinen Zweiglein. An dem Ende eines jeden sitzt eine hochrothe kugelrunde Beere, die in unreifem Zustande in einer orangengelben Kapsel eingehüllt ist. Bei der Reife springt die Kapsel in vier Theile auf, die wie Blätter an dem Style geheftet bleiben, und das Kügelchen dann wie einen blutroth gefärbten Kelch im Munde tragen. Ein ganzer Strauch solcher Beeren bildet das hübscheste Blumenbouquet, mit dem man die Zimmer für den Winter schmücken kann. Ich trug es nachher auf dem Dampfschiffe und auf der Eisenbahn in der Hand, und da so viele herankamen und es bewunderten und Pröbchen verlangten, so war ich am Ende froh genug, doch noch einen Rest nach Toronto herabzubringen, wo ich ihn einer Freundin bestimmt hatte. Oft zweifle ich, ob die Natur in diesen canadischen oder in den so viel gepriesenen brasilianischen und sonstigen tropischen Wäldern mehr Veranstaltungen getroffen hat, das Auge des menschlichen Beschauens zu entzücken.

Mein zweites Geschenk war ein merkwürdiges Kunstprodukt, ein altes verrostetes indianisches Skalpirmesser von Eisen. Der Stoff, aus dem es gemacht war, bewies, daß es nicht aus indianischer, sondern vielmehr aus europäischer und zwar aus französischer Werkstätte kam. Es war außerordentlich gut auf seinen grausamen Zweck berechnet, ungefähr wie ein Rasirmesser gestaltet, vorne mit der Schärfe, wie dieses, rund umgebogen, dabei jedoch zugespitzt. Die Franzosen vervollkommneten noch, wie man sieht, das schreckliche Instrument der Indianer und erleichterten ihnen das scheußliche Abhäuten ihrer Mitmenschen. Sie versahen damit die ihnen

befreundeten Stämme und stärkten sie gegen ihre gemeinsamen Feinde. Sie konnten ihren Freunden keine angenehmern Geschenke machen, als Tabak, Rum und Skalpirmesser. Haarschöpfe zu erlangen, war dem Indianer nicht nur in Kriegszeiten eine Nothwendigkeit. Es erwuchs in ihm auch eine unwiderstehliche Begierde nach diesem Besitze, die ihn zuweilen selbst mitten im Frieden blutige Thaten verüben ließ. Diese Leidenschaft für Haarschöpfe soll selbst jetzt noch zuweilen in dem gutmüthigsten Indianer plötzlich und schrecklich erwachen. Man erzählte mir von einem englischen Officiere, der allein mit einem indianischen Führer, ich weiß nicht in welchen amerikanischen Wildnissen, reiste. Da sein Indianer sich bisher als ein sehr fügsamer und williger Mensch bewährt hatte, so überließ der Europäer sich ihm ganz sorgenlos. Eines Morgens erwachte er aber plötzlich aus sanftem Schlummer, und wahrlich gerade zur rechten Zeit; denn er fand zu seinem Schrecken seinen Indianer in höchst drohender Stellung neben sich stehend. Derselbe hatte ihm seine Doppelflinte von der Seite genommen und stand in furchtbar aufgeregter Stimmung da, das Gewehr auf die Brust seines Herrn angeschlagen. Dieser entwaffnete den Zitternden prompt, und nachdem er ihn zum Gefangenen gemacht, erlangte er das Geständniß: es sey wahr, er, der Herr habe ihm gar keine Ursache zu Unzufriedenheit und Rache gegeben, er habe ihn immer gut behandelt. Aber er habe einen gar zu schönen Haarschopf. Er, der Indianer, da er ihn so schlafend habe liegen sehen, habe angefangen, seine schönen seidenartigen und reichen Flachslocken durch seine Finger spielen zu lassen, und da habe ihn dann eine ganz unwiderstehliche Begierde ergriffen, seinen Skalp zu besitzen, und ihn seinem Gürtel als stolz schmückende Trophäe anzufügen. Er habe lange mit sich gekämpft, sey aber in eine furchtbare Aufregung gerathen, und wenn der Herr ihn nicht noch zu rechter Zeit verscheucht hätte, so würde der Skalpteufel in ihm die Oberhand

behalten haben. Dann fiel er auf die Kniee und bat seinen zürnenden Herrn und Richter um Vergebung. Die Phrenologen haben bisher die Skalpirmanie noch nicht unter ihre Uranlagen und Triebe aufgenommen; aber die Richter hier zu Lande sind wohl vermuthlich zuweilen gezwungen, dieser wie andern Manien gegenüber Gnade für Recht ergehen zu lassen. Man erinnert sich bei dieser Lockengeschichte wohl jenes an Hinrichtungen gewöhnten Tyrannen, der auch keinen schönen schlanken Mädchennacken sehen konnte, ohne dabei zu denken, wie schön er zum Köpfen sey.

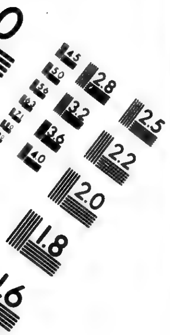
Ein Skalpirmesser im Gürtel, liebliche Bittersweets am Busen, so kam ich an Bord unseres Dampfers, um nun wieder durch einen andern Strich Landes und Wassers längs des östlichen Ufers des Simcoe zu den bewohnten Strichen zurückzukehren.

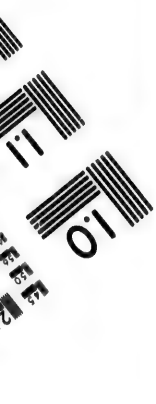
„You come from the old country, Sir? — Are you long out in this country? — How do you like it? — Oh it will be a fine country by and by? will it not? — Where will you settle, Sir?“ — Wie Moskitos hatte mich den Tag zuvor diese und die andere regelmäßige Frage, die ein Jeder hier zu Lande der Reihe nach an jeden Fremdling richtet, geplagt. Ich finde diese Fragen zwar ganz natürlich, sie liegen in der Natur des Landes, und es gibt auch in jedem Lande solche stehende Fragen, die aus natürlichen Verhältnissen hervorwachsen, wie z. B. in dem bodenlosen Polen die Frage: „Wie haben Sie die Wege gefunden?“ wie in dem aristokratischen Rußland die Frage: „Was wissen Sie vom Kaiser?“ — wie überall in der temperirten Zone die Frage nach dem Wetter. — Aber es ist doch überaus lästig, so ein dreißig oder vierzigmal an einem Tage denselben Katechismus sich wieder und wieder überhören lassen zu müssen. Ich war daher dießmal herzlich froh, als ich bemerkte, daß viele unserer rückkehrenden Mitpassagiere dieselben waren, die wir schon auf der Herfahrt über jeden Punkt befriedigt hatten. Nur wenige Neulinge waren



IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"





darunter, und wo ich einen entdeckte, der Miene machte, zu mir heranzumanövriren, um mir die gewissen Fragen wie Harpune zuzuwerfen, da kam ich ihm gleich entgegen, fing die Harpune auf, und sagte mein Thema, das in einer kleinen, von mir selbst verfertigten Biographie über mein Geburtsland, meine Herkunft, meine Zwecke und Nichtzwecke bestand, so schnell als möglich auf. Ich gerieth in eine Art Fieber und fiel am Ende selbst die Leute an, die mich noch nicht kannten, und zwang sie unaufgefordert jene kleine Biographie hinunter zu schlucken. Es gelang mir allmählig völlig aufzuräumen und mit Allen Frieden zu schließen, und da sie nun wußten, was und wer ich war, so war das Interesse gesunken und sie behandelten mich wie einen gewöhnlichen Menschen. Ich konnte mich nun wieder ganz ruhig und ungestört dem Genusse der vor uns sich wieder entfaltenden reizenden Natur hingeben.

Der reisende Autor, der sich die Aufgabe gesetzt hat, seine Leser alle Erlebnisse der Reise mit genießen zu lassen, ist wirklich mitten in seinem Reichthum oft in großer Verlegenheit, wie er dieß anfangen soll. Wiederholung derselben stets etwas anders nüancirten Dinge ist in der Natur nichts weniger als langweilig. Und doch warnt man einen Autor mit Recht so sehr vor der Repetition, die dennoch aber auch wieder die Mutter aller Studien ist.

Heute fiel es mir besonders auf, welch schöne Farbennüancen die canadischen Herbstbäume nicht nur einzeln darbieten, sondern wie reizend sich diese Farben auch bei ganzen Massen und bei kleinerer und größerer Entfernung modificiren. Es gewährte mir eine wahre Augenweide, die Blicke längs einem meilenlangen Waldauferstrich hinschweifen zu lassen. Man hatte dann vom nahen Anfang bis zum fernen Ende eine wundervolle Skala von Farbennüancen, die ich in hundert ganz distinkt verschiedene Grade und Abschnitte hätte abtheilen können. Vorne nahe zur Hand ganz mit Rosenfarbe übergossene, oder ganz orangefarbige, oder ganz hellgelbe Bäume, jedes

Blatt ein Stück schimmerndes Gold. Jeder Baum in seinem eigenen Gewande, und alle Farben scharf von einander unterschieden; obwohl nur Blätter und Herbstfarben, doch fast nicht minder prachtvoll als die Frühlingsblüthenfülle eines tropischen Gehölzes. Weiterhin alle Farben mehr zu einem gemeinsamen Hellroth verschmolzen. Noch weiterhin mischt sich immer mehr und mehr blau ein, und es entstehen die sanftesten Lilatöne. Zuweilen, je nach den Umständen und Verhältnissen der Atmosphäre, schimmert der ferne Wald tief indigoblau. Liegt vor diesem fernen tiefen Blau eine nähere Insel, so setzt diese sich als ein rothglühender Fleck auf azurnem Hintergrunde ab. Verfolgt man die Farbenscala noch weiter bis ans Ende, so verschwimmen die Farben, wie die Bäume selbst verschrumpfen, und zuletzt hält man einen großen Eichen-, Ulmen- und Ahornforst nur noch für ein kleines Heidefeld voll niedriger, noch etwas röthlich schimmernder Heidekräuter.

Die Ländereien am Ostufer des Sees, so sagte man mir, seyen fruchtbarer als die an der Westküste. Dieß sey zwar erst eine neuere Entdeckung, die Besiedlung dort aber jetzt in rapidem Fortschritte: „Beavertown specially will be by ad by a very fine place, and a great, busy, comfortable and homelike city.“ Einstweilen sahen wir noch wenig davon. Diese Anfänge zu Städten, dieser first openings of the pioneer und diese half cultivated promising clearances mußten wohl etwas weiter vom Uferrande entfernt liegen. Denn wir liefen fast überall bloß in äußerst reizenden kleinen Naturhäfen ein, die einstweilen noch ohne alle Verkehrsvorrichtungen waren. Aufgehäufte Baumstämme oder kleine von den Wellen zusammengeführte und mit Bäumen bestandene Sandgänge bildeten unsere Peers oder Quais, rohe Felsblöcke die Treppenstufen, zu denen die Passagiere vom Dampfer hinübersprangen. Unser großes Schiff mußte oft so vorsichtig wie ein Canoe zwischen allem dem Waldauswurfe zum Ufer heranfahren.

In dergleichen Häfen, sage ich, streuten wir den Samen zukünftiger großer Städte und freundlicher Wohnplätze aus. Zuweilen auch versorgten wir auf einer Insel eine einsame Lumbermen-Colonie, ein sogenanntes Shanty, mit frischer Zufuhr von Lebensmitteln, Werk- oder Arbeitskräften. So auf der größten Insel des Sees, dem sogenannten „Georgian Island." Dieß waren solche Weiße, von denen ich oben sprach, wie sie in das Eigenthum der Indianer einbrechen, um es unter dem Schutze eines mit ihnen abgeschlossenen Contraktes nach besten Kräften auszubeuten. Die große Insel gehörte den Indianern von Snake-Island, und die Weißen hatten sie von ihnen unter der Bedingung gepachtet, daß sie fünf englische Schilling für 100 Kubikfuß Holz bezahlten. Sie hatten sich, ein Dutzend an der Zahl, ein kleines Shanty am Ufer des Sees gebaut, und waren nun dabei, die schönsten Eichengruppen auf der Insel zu entdecken und die alten Baumriesen unter ihren Eisen fallen zu lassen. Wir bemerkten den Anfang einiger Fußsteige, die sie im Forste auszubilden begonnen hatten.

„Man sollte diese Indianer ganz aus dem See herauswerfen." Sie sind ein faules Geschlecht und hindern nur den Fortschritt unserer Unternehmungen. Sie sind zu träge und ungeschickt, die Wälder selber im Schweiße ihres Angesichts auszubeuten, und lassen sich von uns wie große Herren Taxen bezahlen, die sie nachher auf ihren Inseln verjubeln. Auf diesen Inseln wächst das schönste Holz und man kann vom Wasser aus überall am besten dazu gelangen. Unsere Regierung macht mit diesen Leuten viel zu viel Umstände, und läßt ihnen in ihrem sogenannten Eigenthumsrechte viel zu viel Schutz angedeihen. Was kann der Indianer für ein Eigenthum haben, außer etwa seinem Bogen und Pfeil und seinem fighting tackle. Diese Idee indianischen Grundeigenthums ist eine ganz neue Erfindung." So ungefähr äußerte sich einer der Simcoefarmer, die wir an Bord hatten und dem ich meine

Ansicht von dem alten indianischen Eigenthumsrechte vergebens deutlich zu machen suchte.

Es ist übrigens allerdings merkwürdig genug, wie diese amerikanischen Indianer, obwohl dem Weißen an Erscheinung und Farbe ähnlicher als der Afrikaner, sich ihm doch so viel weniger hülfreich angeschlossen haben, als dieser. Neger findet man überall in Canada als Handlanger des Besiedlungs- und Cultivirungswerks, auf den Dampfschiffen als Diener, in den Hotels als Aufwärter, in den Städten mit mancherlei kleinen Gewerben beschäftigt. Sie stehen dem Weißen in ihrer Weise ganz ordentlich bei. Indianische Handlanger, indianische Diener und Aufwärter, indianische Vorstadtbewohner findet man aber nirgends in den Ortschaften oder auf den Schiffen. Mir ist nicht *ein einziges* Beispiel davon vorgekommen. „It is their roving nature, Sir. They never will be steady at one work. Roving in the bush, that alone is their delight." Es ist zum Theil auch ihr tiefwurzelndes Unabhängigkeitsgefühl, ihr uneroberliches Gemüth. Nirgends hat der Weiße sie wie die Neger zu Arbeitern auf den Aeckern oder in seinem Hause machen können. Sie sind ihm bei allen Versuchen dazu unter den Händen weggeschmolzen und zerronnen. Nur wenn man ihnen ihre Unabhängigkeit ließ und sie unter einander wohnen durften, bequemten sie sich zum Ackerbau. Auch bequemten sie sich nur zu solchen kleinen gewinnbringenden Gewerben, die ihrem Geschmack am freien Wandern keinen Abbruch thaten, und bei denen sie nicht zur Ansiedlung in den Städten der Weißen genöthigt waren, wie z. B. zum Korbflechten in den Wäldern und zu jenen hübschen Stickereien und Perlenarbeiten, die sie in ihren Hütten betreiben, und die sie dann als freizügige Krämer von Ort zu Ort wandernd an die Weißen verhandeln. Der schwarze Neger zeigt immer unter den Weißen ein recht heiteres Gesicht und fühlt sich zu Hause. Der Indianer aber wandert wie ein Fremdling scheu

und ernst im Lande der Weißen einher, und man findet sie nur fröhlich und unbefangen, wenn man zu ihnen auf ihre Prairien kommt.

XXXVII. Ein Neger-Flüchtling.

Als ich bei meiner Rückkehr nach Toronto von meinem alten hundertjährigen Indianer erzählte, machte man mich auf einen eben so alten Neger, der sich in der Stadt befinde, aufmerksam. Wie jener Indianer die Eroberung Canadas durch die Engländer, so hatte dieser alte Neger die Befreiung der Vereinigten Staaten vom Joche derselben Engländer erlebt. Lebten in dem dunklen Kopfe jenes schwache Erinnerungen an Wolfe und seine Britten, so bewahrte dieser in seinem noch schwärzeren Haupt Reminiscenzen an Washington und seine revolutionären Officiere.

Ich dachte mir eine Vergleichung der Temperamente und ein Studium des Charakters der beiden so verschiedenen Racen an zwei so alten Individuen recht interessant, und man hatte daher die Güte, mich zum schwarzen James Robertson, so hieß der Altersgenosse des rothen Kapitäns James, zu führen.

Unsere erste Visite war erfolglos. Wir fanden den alten schwarzen Herrn nicht zu Hause. Er war „Holz hacken" gegangen, wie uns eine andere schwarze Landsmännin sagte, bei der er wohnte und die uns die Thür des Hauses öffnete. „Holzhacker, in seinem hundert und so vielten Lebensjahre?" — „Ja wohl, mein Herr, Onkel Robertson ist noch recht rüstig. Er arbeitet gern und fleißig, und einige Damen der Stadt, die ihm wohlwollen, begünstigen ihn mit Aufträgen zum Holzhacken, wenn er die Arbeit auch vielleicht etwas langsamer macht als andere jüngere Leute." Welche eigenthümliche Gunstbezeugungen doch ein armes Menschenkind, selbst nachdem es ein ganzes Jahrhundert schon das Joch des Lebens getragen hat, noch

annehmen muß! Eine Begünstigung mit Aufträgen zum Holzhacken! — „Können wir morgen wieder kommen?“ — „Morgen, mein Herr, ists zwar Sonntag, und dann geht Onkel Robertson regelmäßig in die Kirche; aber wenn Sie eine Stunde außer der Kirchenzeit bestimmen wollen, so wird er Sie gewiß gern empfangen.“ Wir versprachen, vor der Kirche kommen und dann mit dem Alten zum Gottesdienste gehen zu wollen.

Für heute begnügten wir uns einstweilen bloß die Umgegend des Stadtquartiers anzusehen, in dem der alte Robertson wohnte. Es war jene Gegend von Toronto, von der ich schon oben sagte, daß darin so viele kleine ein- und zweifensterige comfortable Hütten von Holz zu finden seyen. Wir fanden mehrere Negerwohnungen, und sehr häufig empfahlen sich auf den Hausschilden ihre Bewohner als „whitewashers“ (Weißwascher, d. h. Kalkanstreicher), wenn es Männer waren, oder als „Waschfrauen,“ wenn sie dem weiblichen Geschlechte angehörten. „Kalkanstreichen, Linnenwäschen und Hemdennähen sind hier und auch anderswo,“ so bemerkte man mir, „die Lieblingsbeschäftigungen der Neger.“ Ich weiß nicht, ob diese Leidenschaft etwas mit der schwarzen Farbe der Afrikaner zu thun hat; am liebsten, glaube ich, wüschen sich diese armen, ihrer Farbe wegen gedrückten Leute selbst weiß. Da sie dieß aber so wenig können, wie auf dem berühmten Bilde das Kind mit dem Schwamm, so finden sie vielleicht einige Genugthuung darin, wenigstens die Kalkwände und die schmutzige Wäsche der Europäer weiß zu machen. Sie sind ja auch in ganz Amerika passionirte Einseifer und Barbierer, die nicht einmal die kleine Schattirung von grau dulden, welche die Bartstoppeln auf unserer Haut zu bewirken pflegen.

Wir fanden überhaupt in Toronto Neger in Fülle, und seit dem unleidlichen „fugitive law,“ das sich die nördlichen Staaten wie ein Netz haben über den Kopf ziehen lassen, hat die Negerfrage für ganz Canada eine viel größere Bedeutung gewonnen.

Ich sage das unleidliche „fugitive law," vermöge dessen dem armen geplagten Neger alle seine Asyle, die er sonst in den nördlichen Staaten hatte, abgeschnitten und verstopft sind, und in Folge dessen die nördlichen Saaten der Union sich gegen ihre Ueberzeugung und gegen ihre natürliche Herzensneigung bloß ihres Interesses wegen verpflichtet haben, den Sklavenbesitzern dazu zu verhelfen, daß sie ihre armen gequälten Leute wieder in die Gewalt bekommen. Nicht nur alle Bürger der Union, sondern auch sogar bloße bystanders (Beisteher) sollen vermöge jenes Gesetzes verpflichtet seyn, bei der Verhaftung eines Negers behülflich zu seyn. „Bystanders," also auch wir Durchreisenden, wir Fremden, also auch ich. Gott bewahre mich! Ist es nicht, als ob diese Sklavenbesitzer nicht nur ihre republikanischen Mitbrüder, sondern auch überhaupt alle Welt verpflichten wollten zur Aufrechthaltung ihrer unnatürlichen Rechte! Auch die bloßen Beisteher sollen mit zugreifen, den armen Neger zu binden, ihn seinem Tyrannen zu überliefern, und sollen, wenn sie es nicht thun, bestraft werden. Hat man denn irgendwo in der Welt eine schmählichere Strafe angedroht, hat ein Gesetz irgendwo völlig unschuldige Menschen so zu strafbaren gestempelt?

Ich gestehe, ich bin kein Anhänger der Abolitionisten. Ich glaube im Gegentheil, die Erfahrungen in St. Domingo, in Jamaica ꝛc. machen mich dieß glauben, daß die Abolitionisten, so edel auch ihre Absichten seyn mochten, selbst den armen Negern, denen sie doch vor Allen wohlthun wollten, nur größeres Unglück gebracht haben. Ich glaube, daß die Abolitionisten, wenn sie mit ihren Umstürzungsprincipien durchdrängen, Weiße und Schwarze in ein gleiches Verderben senden würden. Ebenso aber gestehe ich, — ein Geständniß, das übrigens beinahe überflüssig ist — daß ich noch weniger geneigt bin, mit den Sklavenbesitzern in dasselbe Horn zu blasen. Welche Ansicht und welche Partei ich mir über die Sklavenfrage bilden soll und will, das weiß ich noch nicht, ich will darüber

nachdenken, wenn ich nach dem Süden komme. Ich will mich hier darüber gar nicht weiter auslassen. Es mag damit seyn, wie es will. So viel ist nun aber klar, daß dieß fugitive law ein hassenswürdiges Monstrum sonder gleichen ist. So lange die nördlichen Nachbarstaaten den armen Sklaven ein freies Asyl waren, lebte doch noch Hoffnung in ihnen. Sie trugen vielleicht ihre Ketten geduldiger, da sie immer, wenn es zu arg wurde, die Aussicht auf Freiheit zur Hand hatten. Nachdem man dieses Asylrecht des Nordens vernichtet hat, ist es, als ob man dem armen Sklaven Thüren und Fenster seines Gefängnisses geschlossen hätte. Wie Luft und Licht, so hat man dem Sklaven dadurch auch einen wohlthuenden Schutz gegen die Härte seines Herrn entzogen. So lange der Herr noch zu fürchten hatte, daß die allzu geplagten aus jenen Fenstern entschlüpfen möchten, unterblieb vielleicht manche Strafe und Härte. Jetzt, wo nirgends umher Freiheit winkt, mögen sie viel ungescheuter geplagt werden. Mir ist überhaupt das ganze fugitive law ein Räthsel. Ich begreife weder, wie man es auf der einen Seite zulassen, noch wie man es auf der andern so eifrig verlangen konnte. Selbst die Sklavenbesitzer, däucht mich, sollten ihrer selbst wegen Sicherheitsventile bei der Sklaverei wünschen, und sollten den Neger, der entweder zu viel Geist und Freiheitsliebe oder zu viel Widerspenstigkeit und Schlauheit besitzt, wenn er nicht selbst ginge, freiwillig aus ihrem Dienste entlassen. Fast alle nach dem Norden Entspringenden sind solche schlaue und starrsinnige, oder talentvolle und geistreiche, incorrigible Neger. Die Herren sollten froh seyn, daß sie dieß Element auf ihren Zuckerfeldern los würden. Viele der Gegner der Abolitionisten geben zu, daß die Sklaverei zwar nicht sogleich mit einem Schlage niedergeworfen und vernichtet werden kann, daß sie aber dennoch ein Uebel ist, das man versuchen muß, wo möglich nach und nach hinwegschmelzen zu lassen. Das Asylrecht der nördlichen Staaten war doch wenigstens ein kleiner

Beginn zu einer solchen Hinwegschmelzung. Statt diesen Proceß völlig zu unterbrechen, hätte man lieber wünschen müssen, die Gelegenheit dazu noch zu vermehren, die Anzahl der Sicherheitsventile, die Fenster und Thüren noch zu vergrößern. Es wäre dann doch einige Hoffnung da, daß wenigstens im Laufe der Jahrhunderte die Last, ohne daß die Eigenthümer es sehr schmerzlich empfänden, nach und nach vermindert würde.

Canada ist jetzt noch das einzige Asyl, das dem armen Neger offen steht, und sie eilen jetzt zu Hunderten dahin. Wenn dieß in demselben Grade eine Zeit lang fortgeht, so wird Canada eine sehr bedeutende Negerbevölkerung bekommen und tief in die amerikanische Sklavenfrage verwickelt werden. Ich bin überzeugt, die südlichen Sklavenbesitzer haben schon jetzt auf Canada im Norden eben so wie auf Cuba im Süden ihr Auge gerichtet, und sie denken gewiß ihrer Neger wegen schon auf seine Eroberung, damit sie die Fangnetze ihres abscheulichen fugitive law auch hier hinaus und bis zum Nordpol hinauf ausspannen mögen.

Bei unserem zweiten Besuche fanden wir den alten Robertson zu Hause. Er hatte sich ganz zu unserem Empfange in Bereitschaft gesetzt. Wir fanden ihn in kleinen, aber ganz netten, reinlichen und keineswegs comfortlosen Räumen. Er saß in einem bequemen Sessel und konnte auch uns solche anbieten. Er drückte uns seine Freude über unseren Besuch aus, sprach dabei recht gut und deutlich und faßte auch schnell alles, was wir erwiderten. Obgleich er ein halbes Jahrhundert Sklave gewesen war, hatte er doch anscheinend nicht das Betragen und die Manieren eines solchen. Ich gedachte ähnlicher Besuche, die ich wohl in Polen, in Rußland bei alten und jüngeren Leibeigenen gemacht hatte, und erinnerte mich der vielen Rückenbeugungen, der Fuß- und Handküsse, der Knie- und Ellbogenumarmungen, und dann des eigenthümlichen, wimmernden, hochgestimmten Klagetons, in dem jene Leibeigenen immer mit

Höherstehenden zu reden pflegen. Von allem dem fand ich hier keine Spur. Unser alter Neger sprach zu uns wie ein Gentleman zu Gentlemen. Welch merkwürdigen Contrast bemerkte ich auch zwischen ihm und jenem indianischen hundertjährigen Kapitän James! Sollten solche Contraste zwischen alten Negern und alten Indianern häufiger seyn, so müßte man glauben, daß das Lebenstemperament des Negers sich länger flüssig erhalte, und daß die Indianerseele sich schneller und dichter verpuppe.

Das Gespräch aber, das darnach der alte Mann mit uns anknüpfte, schien mir noch viel merkwürdiger als seine Persönlichkeit, und ich wollte, ich wäre nur im Stande, dieß Gespräch oder vielmehr diese seine Reden, denn er sprach immer weit länger zu uns als wir zu ihm, wie ein Daguerreotyp wiederzugeben. Es erinnerte mich vielfach an Miß Beecher Stowes treffliche Schilderungen. Er erzählte uns, er sey in Maryland als freier Schwarzer geboren und habe dort auf verschiedenen Plantagen seine Jugend verlebt. Während des Revolutionskrieges habe er einem amerikanischen Officiere als Swordwiper gedient. Dieser Officier sey aber gestorben, und er selber sey darnach von Sklavenjägern gekidnappt und ungefähr um dieselbe Zeit, wo alle Amerikaner ihre Freiheit von England erlangten, in die Sklaverei nach dem Süden entführt worden. Dort habe man ihn von einem Lande zum andern geschleppt, von Carolina nach Georgia, von Georgia nach Florida, und endlich nach Neworleans verkauft. „Zuweilen hatte ich gute, zuweilen schlimme Herren. Dem bösesten aber, einem rechten Tyrannen, wurde ich am Ende in Neworleans verhandelt, und obwohl darüber, daß man mich von einer Sklaverei in die andere brachte, beinahe 30 Jahre vergingen, so konnte ich es doch nie vergessen, daß man mir doppelt Unrecht that, erst als einem Menschen, und dann als einem freigeborenen Menschen, und ich dachte daher immer auf Flucht, das einzige Mittel, um zu meinem Rechte zu gelangen. Aber

mein Herr in Neworleans hielt mich fest, und viele Jahre lang mußte ich bei ihm aushalten. Ein großes Gut habe ich aber doch aus dieser langen Gefangenschaft mitgenommen. Ich habe dort das Beten gelernt. Obgleich ich auch schon früher wohl betete, so war doch bis dahin mein Herz im ganzen genommen ein Stein und ich kannte die eigentliche Kraft des Gebetes nicht. Jetzt kenne ich sie. Ich weiß es jetzt ganz gewiß, daß es einen Gott gibt. Ich habe ihn erkannt, ich habe ihn und seine Engel selbst gesehen. Er hat selbst mein hartes Steinherz in die Hand genommen und hat es in ein weiches und menschliches Herz verwandelt. Er drückte mein Herz, und da sprang eine Fontäne in mir auf und rieselte plötzlich empor und ließ Blumen und Kräuter umher erwachsen, und der Garten in meinem Innern wurde immer lieblicher. Jetzt daher, obwohl ich mit Holzhacken und Sägen mein Brod verdienen muß, bin ich auch ganz glücklich. Ich habe Gott. Ich weiß es gewiß, er kennt mich, seinen alten Knecht Robertson. Er weiß von mir und von meiner Seele. Oh! mein Herr, Gott ist gut, wenn du gesund bist, er ist besser, wenn du krank bist, und am allerbesten ist er, wenn du auf dem Todtenbette liegst, oder was einerlei ist, unter den blutigen Peitschenhieben eines harten Herrn seufzest. Da ist er dein einziger Trost, da hast du nur ihn, zu dem du schreien kannst."

Ich war ganz erstaunt über unsern Alten. Er schien sich ganz zu vergessen. Er fing förmlich an zu predigen wie ein Methodistenprediger. Und mein Freund und Begleiter glaubte auch, daß wohl hie und da einige Reminiscenzen von der Kanzel aus ihm hervorbrächen. Da er aber oft auf jene Verwandlung seines Innern,[1] auf jenes in sein Herz herabgestiegene Paradies zurückkam, so fragten wir ihn, um ihn zugleich wieder zu seiner Biographie

[1] Bekanntlich halten die Methodisten solche plötzliche Umwandlungen unseres Innern, solche Wiederbelebungen (revivals), wie sie es nennen, für unsere Seelenrettung unumgänglich nöthig.

zurückzuführen, bei welcher Gelegenheit diese plötzliche Umwandlung eingetreten sey.

„Ja," sagte er, „das will ich Ihnen sagen. Sehen Sie, wenn Sie in der Fremde sind, und ohne Freunde und Bekannte umhergehen, das ist ein harter Fall. Auf der andern Seite der Berge, in Carolina, in Georgia, da war ich zwar auch in der Sklaverei, aber ich hatte doch noch viele gute Freunde und Verwandte. Ich war dort verheirathet und hatte Kinder, die nicht so weit von mir getrennt waren. Als man mich aber an den Mississippi zu dem harten Herrn in Neu-Orleans hinüberführte, da hatte ich keine Kinder, keine Schwester, keine Brüder, gar keinen einzigen Bekannten und Freund, als über mir meinen harten Herrn und hinter mir seinen härteren Overseer. Und was siehst du zu deiner Linken und was zu deiner Rechten? — eine Menge armer schwarzer Menschen, Mitbrüder, die unter der Peitsche des Drivers stöhnen und die nicht nur im Schweiße sondern auch im Blute ihres Angesichts des Herrn Arbeit thun. — Da denkst du dann wohl: nun kommt auch bald die Reihe an dich. Und da fängst du in deiner Herzensangst dann an zu beten zu Gott, als zu deiner einzigen Zuflucht. O, ich sage dir, da wird dein Gebet innig, da siehst du, daß das Gebet der Schlüssel ist zum Paradiese. Und da erschien mir Gott und seine Engel selber und haben mir ihren Schutz verheißen. Und das habe ich seit dem nie wieder vergessen können und bin seitdem immer fromm gewesen. Auch habe ich seitdem immer mit voller Zuversicht gehofft, daß mich Gott noch einmal aus der Sklaverei erretten würde, und das hat er denn auch in Erfüllung gebracht. Er hat mir die Wege geebnet, er hat mich mitten durch die Nächte und die Wälder geführt, und hat mich hinübergeleitet über das Wasser nach Canada, dem freien Lande, dem Lande, das wir Neger jetzt unsern Fels und das Land der Verheißung nennen."

Der deutsche Leser kann sich denken, wie lebhaft mir bei allen

diesen Aeußerungen, die aber, wie gesagt, viel farbenreicher und auch viel besser vorgebracht wurden, als ich sie hier wiedergeben kann, die Verzückung des alten Onkel Tom und das Gesicht, das ihm mitten in seinem höchsten Jammer erschien, vor Augen kam. Vielleicht, so mußte ich wohl denken, sind solche Verzückungen der Neger unter der Peitsche nichts so Seltenes, vielleicht neigt auch ihre Natur dahin, wie die der alten Märtyrer der Christenheit, die nicht selten mitten unter den ärgsten Foltern solche Verzückungen und solche Berührungen mit dem Himmlischen hatten. — Wir baten unsern Alten, uns einige Details über die Ereignisse, die seine Befreiung und seine Flucht begleiteten, zu geben. Da kamen wir aber auf einen Punkt, über den jeder flüchtige Neger äußerst wortkarg und schweigsam, meistens still wie das Grab ist. Er bemerkte bloß: „Ja, meine Flucht, ja sehen Sie, mein Herr, das will ich Ihnen sagen. Sehen Sie, gesetzt, du bist ein Quäker, und ich komme zu dir in der Nacht, ganz außer mir, mit Schweiß und Blut bedeckt, auf dem ganzen Rücken zerschlagen und auch das Angesicht aufgerissen von blutigen Wunden" — Robertson brachte, indem er dieß sagte, seine alte welke Hand mit langen zitternden Fingern an seine Schläfe und Backenknochen, und ich bemerkte nun, was ich früher nicht gesehen hatte, daß sich hier lange halb weiße Streifen und Narben, die aus den Haaren und hinter den Ohren hervorkamen über seine Wangen und bis zu den Lippen erstreckten, auch sah ich nun, daß er auf dem einen Auge blind war. „Was?" sagte ich, „sind das Narben und Spuren von der Peitsche?"

„Ja wohl, mein Herr, ganz ohne Zweifel, mein Herr, das ist der Lasso, der da herum flog. Sehen Sie nicht (don't you see?), der Lasso besteht aus Buckskin, und darin ist dann ein dünner Draht (wire), der bei der Spitze herausguckt. Dieser Draht fliegt verwünscht weit herum und schneidet alles weiche Fleisch wie mit Messern auf. — Sehen Sie, ich sage, wenn du nun ein Quäker

bist, und ich komme in der Nacht in so erbärmlichem Zustande zu dir, dann hast du Barmherzigkeit mit mir. Du nimmst mich auf, du pflegst mich, und sendest mich nachher auf Wegen, die dir bekannt sind, weiter. Du hast einen guten Freund, der ist auch ein Quäker, dein Bruder, zu dem schickst du mich mit einem Briefe. Der nimmt mich auch auf, wie ein Bruder, birgt mich den Tag, und in der Nacht setzt er mich auf einen Wagen und führt mich selbst eine Strecke weit bis zum Walde, und da helfe ich mir dann selber schon weiter. Sehen Sie, mein Herr, auf diese Weise kam ich über die Grenze von Virginien nach Ohio. Das war damals noch — es ist jetzt schon vierzig Jahre her — ein ganz freies und sicheres Land. Ich konnte mich da niederlassen und arbeiten. Ich verheirathete mich zum zweitenmale, und Gott schenkte mir wieder einige Kinder. Es gelang mir Alles ganz gut, bis sie vor ein Paar Jahren das böse Flüchtlingsgesetz durchsetzten. Da mußte ich abermals weiter ziehen."

„Ist es wahr, was man uns erzählt hat, daß damals, als Ihr nach Ohio floht, Eure Herren Euch mit Bluthunden verfolgten?" — „Gewiß, mein Herr, haben sie mich mit Bluthunden verfolgt. Meine Reise gieng natürlich etwas langsam von Statten und sie hatten Zeit genug dazu. Die Hunde waren auch auf meiner Spur; aber mir hat Jemand eine Salbe gegeben, mit der ich meine Füße rieb. Die guten Quäker, unsere Freunde, wissen dort eine solche starke Salbe zu bereiten. Sie setzen sie aus asa foetida, Zwiebeln und Fett zusammen, und dazu kommt dann Schießpulver, damit es die Farbe unserer Haut bekomme, und damit man nicht so leicht entdecken kann, daß unsere Füße mit etwas geschmiert sind. Diese Mischung zerstört den Geruch der Bluthunde völlig, und bewirkt, daß sie irre werden und die Spur verlieren."

„Welcher Ehrenmann hat dir denn diese gute Salbe gegeben?" — „Mein Herr," sagte der alte Robertson, indem er unwillkürlich eine Bewegung mit dem Kopfe machte, als wolle er hinter sich

blicken. „Mein Herr, es war ein sehr guter Mann! Ich weiß auch seinen Namen recht wohl. Aber wenn ich ihn Ihnen nennte, so könnten Sie vielleicht seinen Namen zufällig, ohne alle böse Absicht, wieder einmal anderswo nennen. Und so könnte dieß meinem alten guten Beschützer und Freunde schaden. Es ist freilich schon vierzig Jahre her, und er mag wohl schon todt seyn. Aber sehen Sie nicht? er könnte hier einen Sohn haben. Sehen Sie die Gefahr nicht? Es könnten ja Kinder von ihm leben!"

„Wie! um des Himmels willen, Robertson, Ihr glaubt, daß Euer alter Herr, oder da der vielleicht auch schon todt ist, seine Erben und Kinder es den Kindern Eures Wohlthäters entgelten lassen könnten, daß er Eure Flucht vor vierzig Jahren einmal mit Salbe beförderte?"

„Ja, ja, mein Herr, Ihnen mag dieß fremd erscheinen. Aber sehen Sie nicht? ich habe immer einen kleinen Verdacht, daß es besser ist, wenn ich den Namen für mich behalte. O glauben Sie mir, die Herren da im Süden vergessen nichts. Sie haben ein Buch, wo sie alles hinein schreiben. Wir nennen es das „Cottonbook." Da stehen alle ihre Sklaven darin, und was sie gearbeitet haben, und was sie arbeiten können, für wie viel sie gekauft sind, und was sie jetzt werth sind. Ich bin auch immer noch in ihrem Cottonbook einregistrirt. Nur wenn sie sicher wissen, daß man todt ist, löschen sie die Nummer in diesem Buche aus. Von mir wissen sie das noch nicht. Sie werden es zwar wohl bald hören. Aber jetzt, so lange ich lebe, haben sie noch immer so oder so (some how or other) ihre Augen auf mich. Sie wissen zwar nicht genau den Fleck, wo ich bin; aber sie sehen in ihrem Cottonbook, daß ich einmal da war, daß ich einmal ihrem Großvater gehörte, daß ich in der Richtung nach dem Norden geflohen bin, und daß ich noch immer nicht zuverläßig todt gemeldet bin. Sie haben daher immer noch den Gedanken, daß sie mich doch noch einmal bekommen können.

Diese Furcht nun, sehen Sie, ist es auch, die mich wieder aus Ohio vertrieben hat, als sie dort das Flüchtlingsgesetz gaben. Und von dort bin ich dann jetzt seit zwei Jahren mit einem Sohne, den Gott mir in Ohio schenkte, nach Canada gekommen."

Der Alte stellte uns diesen seinen Sohn, einen gesunden, hübschen jungen Menschen vor, und wir fragten ihn dann, ob er von seinen andern Kindern in Carolina noch etwas wisse. „Nichts, mein Herr, als daß ich glaube, daß sie noch alle in der Sklaverei stecken. Ich habe aber ihre Namen hier alle in meiner Bibel stehen." Er zeigte uns seine Bibel, und wir fanden darin die Namen aller seiner Kinder ordentlich und vollständig verzeichnet, hinter denen, von welchen er wußte, daß sie gestorben seyen, ein Kreuz. „Ich habe sie in der Bibel," sagte Robertson. „Ihre Herren werden sie wohl in ihren Cottonbooks haben. Aber am besten sind sie da oben im Himmel verzeichnet."

„Habt Ihr denn nie an Eure Kinder geschrieben?" — „Gott bewahre, bester Herr. Das geht ja wieder nicht. Sehen Sie denn nicht, daß das gefährlich ist? Sehen Sie, hier z. B. steht mein ältester Sohn geschrieben: Abraham Robertson. Ich weiß seinen Namen und auch seine Adresse, seine Poststation oder wenigstens weiß ich die, die er vor vierzig Jahren hatte. Aber wenn ich nun „an Abraham Robertson" in N. N. Virginia einen Brief schreiben wollte, so würde dieß ja gleich dem Postmeister auf der Poststation in N. N. Virginia auffallen, und nicht mein Sohn, sondern meines Sohnes Herr würde den Brief bekommen, erbrechen und lesen. „Aha, Abraham, was ist das?" würde dann der Herr gleich zu meinem Sohne sprechen. „Was ist das? Du hast einen Vater? und zwar in Canada? Und der schreibt Briefe an Dich? Du correspondirst wohl schon länger mit ihm? Sprich die Wahrheit! Er hat dich wohl eingeladen, auch nach Canada zu kommen? He? Du conspirirst wohl mit ihm? Gestehe auf der Stelle alles!

oder — — „Ach, nein, nein, nein, mein lieber Herr, Gott behüte, an meine Kinder dürfte ich ja nicht schreiben. Sie haben schon viel auf ihren Schultern, und ich möchte ihnen nicht noch mehr zu tragen geben. That would bring down the lash upon her back. — Ich muß mich nun schon hier mit diesem meinen kleinen Jüngsten begnügen. Er muß mir helfen und beistehen, so lange ich noch lebe, und wir sorgen gegenseitig für einander. Dann muß er mir die Augen zudrücken, und späterhin wird er dann als ein freier Mann wohl sein Brod in diesem fremden Lande finden. Gott segne Canada!"

Wir bewunderten unseres alten Mannes ausdauernde Diskretion und Vorsicht, der noch nach vierzig Jahren den Namen seiner Wohlthäter nicht nennen und auch überhaupt in gar keine nähere Schilderung seiner Flucht eingehen wollte. Ich habe aber schon angedeutet, daß diese Diskretion, wenn man es so nennen will, allen Negerflüchtlingen eigen seyn soll. Mehrere canadische Hausfrauen, die Negerflüchtlinge als Diener im Hause hatten, haben mir dasselbe versichert, daß ihre Schwarzen allerdings zugäben, daß sie geflohen seyen, daß sie aber jedesmal verstummten, wenn man nach den nähern Umständen der Flucht fragte. Wir spielten dann beim alten Robertson darauf an, ob er nicht bei seinen schwarzen Landsleuten hier in Canada eine gute Aufnahme und Unterstützung gefunden habe. „Ja, sehen Sie, sagte er, da spielen Sie auf einen Punkt an, der ein sehr schwarzer Punkt ist. Ich muß Ihnen im voraus sagen, daß ich schon hundert Jahre alt bin, und daß ich einige Erfahrung habe. Sie mögen wohl denken, daß ich auch den Willen habe, die Wahrheit zu sagen. Aber sehen Sie, mit meiner eigenen Farbe, das ist etwas Kurioses. Ich muß es sagen: my own colour is bad. Es gibt Ausnahmen, das ist wahr. Es sind immer einige Neger, die einem andern armen Neger auf die Flucht und sonst wie durchhelfen. Auch gibt es hier unter den

wohlhabenden Negern — und es sind ihrer in Toronto nicht wenige — unter ihnen sind einige, sage ich, die wirklich etwas für die Armen und Bedrängten thun. Aber im Allgemeinen, habe ich immer gefunden, sympathisirt der weiße Mann mehr mit mir als der Schwarze selbst. Wenn der weiße Mann mir etwas gibt, um mein Fleisch zu bedecken, so geht meine eigene Farbe vorbei (my own colour passes by). Auch im Süden selbst ist der schwarze Driver oder Overseer schlimmer als der weiße Herr. Wenn dieser wohl zu dir sagt: Thue es in Zukunft nicht wieder, gehe hin und bessere dich, da gibt dir der schwarze Driver auf der Stelle hundert Peitschenhiebe ohne Barmherzigkeit, und völlig begnadigt er dich auch selbst dann noch nicht. Er tritt dich in den Staub, wo der Weiße dich erhebt. Es thut mir leid es zu sagen, aber es ist wahr, die gefärbten Leute sind noch mehr Tyrannen, noch mehr blutige Wölfe als ihr."

Bei der Kritik seiner eigenen Farbe war der arme Robertson besonders erregt und fast heftig. So lange er von den Weißen sprach, mischte sich mehr Furcht oder Klage in seinen Ausdruck und seine Stimme, als er seine eigenen schwarzen Brüder schilderte, mehr Verachtung und Bitterkeit, und seine Stimme wurde viel lauter. Dieß war das Einzige, was uns an ihm nicht recht gefallen wollte, sonst hatten uns die Reden des alten Mannes, der viele gute Freunde unter den Christen Toronto's besitzt, wohl eben so erbaut, wie die Predigt des Methodisten, zu dem wir mit ihm zu gehen die Absicht gehabt hatten und den wir nun darüber vergaßen.

XXXVIII. Der untere Niagarafluß.

Es war wieder ein neblichter Morgen, als wir auf dem Dampfer Peerleß abermals auf den See Ontario hinausfuhren,

dießmal nach Süden zum amerikanischen Ufer hinüber. Wir sahen kaum hundert Schritte vor uns, und alle fünf Secunden ertönte an unserem Bord die Nebelglocke, um andern Schiffen unsere Annäherung zu verkünden. Zuweilen hörten wir auch eine eben solche Glocke uns antworten und nicht weit von uns vorüber klingeln. Wir bekamen aber so wenig von einander zu sehen, wie zwei Eber, die im Schilfwalde neben einander vorbeisegeln. An Vorsichtsmaßregeln aller Art fehlt es überhaupt auf diesen amerikanischen Seenschiffen, die doch so häufig ins Verderben rennen, nicht. Kränze von hübschbemalten Wassereimern, bis an den Rand gefüllt, stehen immer vorschriftsmäßig vorne beim Bugspriet des Schiffes und an andern bezeichneten Plätzen; ebenso lange Kisten mit Gürteln, Jacken, Brustlätzen und Halsbinden, die alle auf Schiffbruch und Lebensrettung berechnet sind. Diese Kisten sind gewöhnlich reichlich versehen, stehen auf dem Verdeck zur Hand, sind immer offen, und haben das Wort „life-preservers“ groß genug auf ihrem Deckel geschrieben. Auch die kleinen Boote, die den großen Schiffen angehängt sind, sind erpreß für die Erhaltung deines kostbaren Lebens erfunden und construirt. Sie sind aus Metall, hohl, mit doppelten Wänden, und können selbst mit Wasser gefüllt nicht untergehen. Zwei große aufgeheftete Metallblasen bringen immer wieder das rechte Ende nach oben. Wenn du auch längst hinabgespült bist, das kleine Boot, das ist sicher, taucht immer wieder wie eine Ente herauf. Auch des Abends, wenn du dich in dein Schlafzimmerchen zur Ruhe legst, bist du von lauter Gegenständen, mit denen man liebevoll für dein Leben sorgt, umgeben. Selbst der Stuhl, auf dem du dich zum Auskleiden setzest, ist ein life-preserver. Er ist wie aus zwei altmodischen Stundengläsern oder Sanduhren gestaltet, mit zwei hohlen Enden, die für gewöhnlich als Kopf und Fuß dienen, in der Stunde der Gefahr aber als Luftblase. Man setzt sich rittlings auf den engen Hals mitten zwischen ihnen. Ja

in neuester Zeit hat man sogar versucht, die ganz kleinen Schlafzimmer der Passagiere als wasserdichte life-preservers zu construiren, so daß man sie in der Gefahr leicht abheben und für sich als Boote auf dem Wasser weiter schwimmen lassen könne. Man hat mir gesagt, daß es auf den Flüssen Amerika's viele Menschen gibt, die aus Geschmack und Vorliebe für die schwimmenden und dampfenden Paläste geradezu einen großen Theil des Jahres auf ihnen zubringen. Sie miethen sich auf ihnen förmlich für Monate ein, schaukeln sich auf ihnen den halben Sommer auf dem Wasser hin und her, und gehen nur gelegentlich einmal ans feste Land. Ich begreife dieß vollkommen. Für das Festland hat man noch nicht einen einzigen life-preserver erfunden, während man auf dem Wasser auf Schritt und Tritt davon umgeben ist, und sich so sicher wie in der Mutter Schooße glaubt. Und außerdem hat man hier alle Bequemlichkeiten, Gesellschaftszimmer, Speisesäle, Tabagien, Badezimmer, Parfümerieläden, Barbierstuben &c., alles, wonach man in einer Stadt von einer Straße zur andern laufen muß, in der Nußschaale des Schiffs so compendios und bequem bei einander. Es gibt in der Welt keine angenehmere und vollständigere Combinirung von Lokomotion mit dem Comfort des Hauses. Auch kann man dieß alles und noch dazu Bedienung vermuthlich nirgends so billig haben, als auf diesen amerikanischen Dampfern. Man zahlt z. B. 3 Dollars, fährt dafür über den ganzen See Ontario der Länge nach, 50 deutsche Meilen weit, findet zur bestimmten Stunde Frühstück, Mittags- und Abendessen servirt, und für die Nacht sein Bett bereit. Man begreift, daß dieß am Ende wohl eine stehende Dampfschiffbevölkerung auf das Wasser locken muß. Geht das mit der Vermehrung des Wassercomforts und Wasserluxus so fort, so werden am Ende in Amerika noch ganze Bevölkerungen sich aufs Wasser verlegen, wie in China, nur mit dem Unterschiede, daß es dort die reicheren Klassen seyn werden, wie es hier die ärmeren

sind, und daß dort dem beweglichen Charakter der Landeskinder gemäß diese Wassercolonien die Fluß- und Seearme auf und ab treiben werden, während sie in China vor Anker liegen.

Den Reichthum und die Produktionsfülle der Kunstanstalten von Paris und London lernte ich hier in den entfernten Gegenden Amerika's oft in der kleinsten Stadt, oder auch an Bord der Dampfschiffe recht schätzen und erkennen. Man muß erstaunen über die Masse von Lithographien, Kupfer- und Stahlstichen, gefälligen Gemälden und andern ähnlichen Dingen, welche jene Anstalten in die Welt hinaussenden, und mich deucht, es gibt keine Weltgegend, wo sie sich in solcher Auswahl darbieten, wie im Osten, Westen und Norden Amerika's. Ich begegnete auf Schritt und Tritt, selbst in den kleinsten Ortschaften Kunstleistungen, die mir zum Theil ganz neu waren, und die entweder in der alten Welt gar nicht so allgemein begehrt, oder vielleicht bloß für die neue Welt producirt werden, und expreß für ihren Geschmack berechnet sind. So sah ich auch an Bord meines Steamers Peerleß an den Wänden der Kajüten und Gesellschaftszimmer eine Sammlung von den besten Kupferstichen, von Porträts von Wellington, Tell rc., wie ich sie in England selten so beisammen sah; den Prinzen Albert, die Königin Victoria, den ganzen königlichen Familiencirkel, Scenen aus den schottischen Hochlanden, die Hirten, ihre Schafe und Ponys von Landseer u. s. w. Ich sah mir heute alle diese hübschen britischen Reminiscenzen, an die ich mich auf meiner Reise in Canada so gewöhnt hatte, mit besonderer Theilnahme an, da ich sie jetzt vielleicht für lange Zeit zum letztenmale um mich versammelt sehen sollte. Indem ich mit ihnen so an der Grenze der Vereinigten Staaten hinruderte, kam es mir vor, als ob mir diese guten Menschen und Dinge aus dem „alten Lande" noch einmal ins Auge blickten und mir zuriefen: vergiß uns nicht.

Unsere Nebelglockentöne schlugen in immer größeren Intervallen

an und hörten am Ende ganz auf, da sich der Nebel mit Begleitung höchst anziehender Phänomena allmählig völlig verzog. Zuerst tauchten weiße Segel mit schwachen Umrissen in unserer Nähe auf. Dann, als die Dünste sich mehr verdünnten, erschienen in der Ferne auch ganz deutliche Schiffskörper. Der blanke See wuchs immer weiter hinaus, und endlich war alles fertig und abgeklärt, als wir vor der Ausmündung des breiten und herrlichen Niagarastromes ankamen.

Hier bot sich uns der Anblick von zwei Festungen und Ansiedlungen dar; im Westen ein brittisches, im Osten ein amerikanisches Fort, und mitten zwischen beiden der breite, klare, tiefe und in scharfgeschnittenem Bette zusammengehaltene Strom. Nirgends, glaube ich, sind brittische und amerikanische Kanonen so nahe einander gegenüber postirt. Sie blicken sich geradezu gegenseitig tief in die schwarzen Schlünde. Möchte es für immer bei dem bloßen Anblicken sein Bewenden haben!

In den kleinen Ortschaften neben den Forts, wo wir anlandeten, fanden wir die hier überall gewöhnliche Fülle von Menschen, Arbeitern, Passagieren, müssigen Spaziergängern, Damen und Herren. Waaren aller Art lagen in Masse aufgehäuft. Große und kleine Ballen wurden von den Negern mit eiligster Geschäftigkeit vom Schiff ans Ufer hinausgeworfen, und andere mit eben solcher Begierde vom Schiffe, als wäre es hungrig nach neuer Last, aufgenommen. Zwischen all dem Gewirre hindurch brausen die Lokomotiven herbei und hinweg. Kurz es war hier ein Bienenschwärmen, wie überall in dem geschäftsvollen Amerika. Man begreift es nicht, woher alles kommt, und wohin alles will.

Die Auffahrt auf dem Strom Niagara sollte sich kein Reisender, der Vernunft hat, entgehen lassen. Sie ist reizend, und die Zeit, die man daran wendet, wahrlich nicht verloren. Freilich blieb ich mit dem Kapitän so ziemlich allein am Bord des Dampfers,

denn die meisten Passagiere glauben nicht schnell genug zu den berühmten Kataraften gelangen zu können, und eilen ihnen vermittelst jener Lokomotiven zu.

Der Strom bis zu den Wirbeln und Fällen hinauf ist ungefähr 15 Meilen lang, und er fließt auf dieser Strecke, als wolle er sich nach so leidenschaftlicher Aufregung ausruhen, außerordentlich ruhig, ist fast so regungslos wie ein See. Die Ufer zu beiden Seiten sind ungefähr 30 bis 40 Fuß hoch, und mit mancherlei hübschen Laubbäumen, hie und da mit anmuthigen villenartigen Farmhäusern geschmückt. Das Herbstlaub war hier noch frischer, oder, um mich so auszudrücken, blühender als um Toronto, und die goldenen Bäume spiegelten ihr Bildniß in dem klaren Strome reizend wieder. Man sieht unter den Menschen zuweilen kräftige Greise, denen noch kein Haar fehlt, obwohl die reichen Locken ihres Hauptes und ihres Bartes schon schneeweiß gefärbt sind. An sie dachte ich bei diesen canadischen Herbstbäumen, bei denen die ganze Laubfülle, obwohl verfärbt, noch vollständig vorhanden war. Unsere Herbstbäume in Europa, die mehr allmählig verkümmern und Stück für Stück zerzaust werden, gleichen mehr jenen minder ehrwürdigen Menschenhäuptern, auf denen man kahle Stellen mit behaarten, bräunlichen und weißlichen Lockenresten abwechseln sieht.

Der Niagarastrom unterhalb der Fälle hat keine Inseln, er ist ohne alle Spaltungen und Nebenarme, das ganze Wasser wie in einem Kanale beisammen. Dazu ist dieser Kanal, wie gesagt, ungemein tief, meistens 40 Faden tief, und bei dieser Tiefe bleibt er, als flöße er in einer vulkanischen Erdspalte bis hart ans scharf abgeschnittene Ufer heran. Dabei ist er auch von dem Wasserwirbel oder von den Fällen an fast so gerade gestreckt, wie ein holländischer Kunstkanal. Er läuft direkt von Süden nach Norden. Auch vor seiner Ausmündung in den Ontariosee hat sich keine Insel,

nicht einmal eine Sandbank abgelagert. Auch der See ist dort weit hinaus sehr tief, wie der Fluß selbst, ohne Barre. Nur eine ganz leise Bodenanschwellung zeigen die Sondirungen, einen jungen Ansatz zu einer solchen Barre. Ich muß gestehen, ich hätte beinahe von allem diesem ungefähr das Umgekehrte erwartet, und fast machte dieß meinen Glauben an die allgemein angenommene Theorie, daß der Strom hier nicht in einer für ihn hergestellten vulkanischen Spalte fließe, sondern daß er sich selbst sein Bett durch die Erd- und Steinschichten des Isthmus ausgegraben habe, wanken.

Gerathen nicht diejenigen, die dieß als ganz ausgemacht annehmen, in einige ganz ausgemachte Schwierigkeiten, wenn man ihnen im Hinblick auf die Beschaffenheit des untern Niagara einige Fragen vorlegt? Der ganze Isthmus zwischen Ontario und Erie, den der Niagara durchschnitten haben soll, ist auf der Oberfläche ziemlich vollkommen eben und flach. Die größere Masse desselben ist 300—400 Fuß über dem Niveau des Ontario erhaben, mit der Oberfläche des Erie dagegen in ziemlich gleichem Niveau. In einer Entfernung von ungefähr 8—10 Meilen vom Ontario endigt dieses Hochplateau mit einem ziemlich schroffen Abhange oder Ufer, und an seinem Fuße setzt sich dann jene Ebene an, die verhältnißmäßig eine Niederung zu nennen ist, und durch die der untere Niagara fließt. Sie ist um 30—40 Fuß über dem Spiegel des Ontario erhaben, und der Strom schleicht sich, wie gesagt, mit einer sechsmal so großen Tiefe durch sie hindurch. Vielleicht war sie einst vom See überfluthet und bildete einen Theil seines Grundes oder Bettes. Der Niagara fiel damals in hohen Fällen von jenem hohen, jetzt binnenländischen Ufer herab, unmittelbar in den See hinein und begann dann seine große Arbeit, die Felsenausgrabung. Auf die schmale Ebene selbst, die vom ruhigen Seewasser tief bedeckt war, konnte er dabei natürlich nicht einwirken. Hier konnte eine Ausgrabung erst stattfinden, nachdem der See die Ebene verlassen

und sich in sein jetziges Ufer zurückgezogen hatte. Nun stürzten die Fälle auf die trockene Ebene, und führten zu ihr auch die oben losgegrabene Geröllfülle hinab. Sollte man nun nicht denken, daß sie sich dabei in ähnlicher Weise ausgebreitet haben müßten, wie dieß da gewöhnlich zu geschehen pflegt, wo wildbewegte Ströme auf eine Ebene heraustreten, und sollte man nicht vermuthen, daß der Effekt ein insel= und bänkereiches Deltaland mit vielen flachen und irrenden Flußarmen gewesen seyn müßte, und nicht, wie wir es jetzt sehen, ein tiefer, einförmiger Spalt, in dem alle Gewässer wie in einem See concentrirt sind? Woher rührt diese außerordentliche und gleichmäßige Tiefe im Unterlande, wo das Wasser, wenn es überhaupt je fiel, doch immer nur von einer sehr geringen Höhe stürzte, und bei weitem keine so bedeutende Ausgrabungskraft haben konnte, wie oben, wo allerdings von jenem 300 Fuß hohen Absatze an die Tiefe natürlich ist, und wo wir sie wirklich auch bis an den Fuß der heutigen Katarakte ausdauern sehen? Dort oben am Fuße der Katarakte, und auch an den Rändern des ganzen tiefen Thales hin, bis an jenen Punkt des Uebergangs zur Niederung sieht man auch die Steintrümmer, die gelockert wurden und herabfallen, reichlich aufgehäuft. Aber weiter hinab in der Niederung sucht man nach ihnen vergebens. Die Ufer sind schlicht, wie mit dem Grabscheit gemacht, und der Kanal bis weit in den See hinaus ist, wie ich sagte, durch nichts obstruirt. Sollte man hier nicht, wie bei dem Hervorbrechen wilder Bergströme in flache Thäler, eine unermeßliche Moräne von Trümmern zu finden erwarten? Ist hier aber auch nur eine Spur von einer solchen Moräne? Man fragt sich vergebens, wo denn alle diese Trümmer blieben? Viele Theile derselben, ich will es glauben, mögen zwar geradezu in Staub aufgelöst seyn, und dieser Staub mag im Wasser schwimmend allmählig in den Ontario hinausgeführt seyn. Freilich merkt man jetzt im unteren Niagara sehr wenig von solchen schwimmenden

Staubpartikelchen; denn sein Wasser scheint nicht getrübt, vielmehr äußerst klar. Ich will auch zugeben, daß hier eine chemische Auflösung und Zersetzung der Steine mithalf. Das Wasser der Seen enthält manche Salze und diese mochten die Steine inmitten der schäumenden Katarakte angreifen, zersetzen, in Flüssigkeit verwandeln und geradezu, so zu sagen, die Felsen als Wasser wegschwemmen. Kann man alles aus einem solchen chemischen Zersetzungs- und Wegschmelzungsprocesse erklären, und die Ausgrabung dabei völlig aufgeben? Wäre dieß möglich, so wäre dann freilich die Abwesenheit von allen Trümmern, Moränen, Sand- und Schlammbänken, Inseln und Deltabildungen im unteren Niagara und der angrenzenden Partie des Ontario erklärt. Aber auch so bliebe noch die außerordentliche Tiefe der untern Flußabtheilung ein Wunder, und dann ebenso ihre Gradlinigkeit. Bei dem mühseligen Durchgraben durch Felsen- und Erdschichten sieht man sonst die Flüsse fast immer sich hin- und herwerfen in zahlreichen Krümmungen, weil die Schichtungen nicht überall von gleicher Dichtigkeit sind, weil sie bald in dieser, bald in jener Richtung leichter durchkommen konnten, und weil — besonders hier in einer Ebene — sie das geringste Hinderniß bald so, bald anders herumzuwerfen im Stande waren. Der Niagara dagegegen schneidet, wie gesagt, wie ein Pfeil hindurch.

Leider dauert die schöne ruhige Flußfahrt nicht lange, nur bis an den Rand jenes Plateau's, an dessen Fuß zwei hübsche Orte, das amerikanische Lewiston und das brittische Queenston, einander gegenüber liegen. Hier wird der Strom bewegter und unschiffbar. Er fließt unruhig und zum Theil schon schäumend in einem tiefen Bergthale. Indem wir von Lewiston aus uns allmählig von Absatz zu Absatz auf das Hochplateau erhoben, boten sich von unserem scheußlichen, schlammigen, löcherigen Urwaldwurzelwege die herrlichsten Ausblicke auf den in der Tiefe wandelnden

Strom dar. Der Plateauabsatz, obwohl, wie gesagt, im Ganzen und von der Ferne gesehen abrupt und scharf geschnitten, bietet dann doch in der Nähe viele Mannigfaltigkeiten, einzelne Höhenpartien und Zerklüftungen dar. Von einzelnen freien Punkten aus erlangten wir weite Ausblicke in die Ferne und konnten den Höhenrücken meilenweit hinaus verfolgen, wie er sich im Parallelismus mit dem Ufer des Sees binnenländisch hinzieht, und sich am Ende an seiner westlichen Spitze herumschwingt. Es ist ohne Zweifel dasselbe sogenannte uralte Seeufer, das im Norden von Toronto die höchste First jener canadischen Oak-Ridges bildet. Alles rings umher war herrlich bewaldet, und man sieht noch aus entlegenster Ferne waldige Vorgebirge in den lieblichen Garten der ortschaftenreichen Ebene hinausspringen.

Ich sage, unser Fahrweg war scheußlich, wir fielen aus einem Schmutzloche in das andere, und wo es sehr gut war, da war es, was man bei uns einen Knüppeldamm nennt oder was in Canada ein plank-road heißt. Diese in Canada und auch in den nördlichen Staaten der Union so beliebten Plankroads bestehen aus einer Menge neben einander gelegten Planken, die weiter nicht befestigt sind, als der Schlamm oder die Erde, in die sie sich eingraben, sie einklemmen und befestigen können. So lange sie neu sind, rollt man zwar herrlich, wie auf einem Tanzboden darüber hin. Aber dieß dauert nur kurze Zeit. Die Bretter faulen natürlich bald an, oder werden von Pferd und Wagen angegriffen und zersplittert. Bei manchen sogenannten Plankroads muß man tief in den Koth sondiren, bis man die festen Planken findet. Auch in den Städten hat sich dieß Plankroad-System, das keineswegs sehr alten Ursprungs ist, ausgedehnt. Viele Städte haben keine andere Straßenpflasterung als die mit Planken, und überall in den kleineren Städten, so wie auch in den größeren, Montreal und Toronto, sind namentlich die Trottoirs für den Fußgänger solche Plankroads in kleinerem

Maßstabe. Man hat mir gesagt, daß diese Holzwege nicht gut auf die Gesundheit der Städte einwirkten. Unter den Planken solle sich Schlamm und Feuchtigkeit lange erhalten und schlechte Luft erzeugen, und das viele faulende und zersetzte Holz soll die Disposition zu Fiebern vermehren.

„Eure Wege sind aber hier zu Lande zum Erstaunen schlecht,“ bemerkte ich dem Kutscher der Stagecoach, neben dem ich Platz genommen hatte. „Ich vermuthete nicht, daß ich noch im Jahre 1854 auf solchen Bahnen zu den Grotten der Niagara-Katarakten einziehen sollte. — „Ja, mein Herr,“ sagte er, „sie sind schlecht. Aber sehen Sie da unten“ — er zeigte mit der Peitsche hin — „da unten im Thale den Streifen, das ist die neue Eisenbahn, die man nach Niagara gebaut hat. Sie wird übermorgen eröffnet.“ — „Brav,“ sagte ich, „da erkenne ich Euer Land, kaum hat man sich über einen Uebelstand beklagt, so zeigt man auch schon ein Mittel dafür, das morgen oder übermorgen abhelfen soll. Sie sind doch selbst ein Amerikaner?“ „Yes, Sir, I pretend to be an American!“ — „Aus welchem Staate sind Sie?“ — „I am what is called a Yankee, I was born and brought up in Vermont.“

Es war ein junger Mensch von etwa zwanzig Jahren, von sehr intelligentem Blicke und recht ordentlichem Benehmen. Er handhabte seine vier Pferde vortrefflich mit Peitsche und Zügeln und mit den kurzen in den nördlichen Staaten üblichen Kutscherphrasen: go läng! go läng! (go along — vorwärts) und go läng with you! — oder frageweise: whareyebout? (what are you about? — wo wollt ihr denn hin?) Jedes Loch, jeder Baumstumpf und Block wurde vorsichtig vermieden, und doch kamen wir kaum aus dem muntern Trabe heraus.

„Sie fahren ausgezeichnet! Sie haben diesen mörderischen Weg wohl schon seit lange Loch für Loch studirt?“ — „Nein, mein Herr, ich fahre hier erst seit drei Wochen. Es ist nicht so wichtig den

Weg zu kennen, wichtiger ist es, daß man die Pferde zu zügeln wisse. Ich fuhr bisher in einer Gegend im Osten des Sees. Da ich das Ding aber überdrüssig war, so faßte ich den Entschluß, einen Bruder, den ich in Toronto habe, zu besuchen und zu sehen, was ich bei ihm unternehmen könnte. Ich nahm mir in Rochester ein Dampfbootbillet für Toronto und fand auf dem Wege dahin, da ich in Niagara-Fort ausstieg, dieß Geschäftchen hier."

„Wie, Sie sind hier nur so Passagier?"

„Ganz recht, ich bin noch immer ein Dampfboot-Passagier. Sehen Sie, hier ist mein Billet von Rochester, das ich noch aufbewahrt habe, und das ich nach einigen Tagen zur Weiterfahrt nach Toronto zu meinem Bruder noch zu benutzen denke." Er zeigte mir das Billet.

„So verdienen Sie sich also auf der Reise selbst Ihr Reisegeld und fördern sich von Station zu Station weiter?"

„Ja, ich hörte, als ich am Niagara-Fort ans Land stieg, zufällig, daß man für diese Strecke einen Kutscher suche, und da das Engagement nur auf vier Wochen war, nämlich bis zur Eröffnung der Eisenbahn da unten, so dachte ich, ich wollte das gleich mitnehmen und mir einen Reisepfennig verdienen."

„Sie sind von Gewerbe ein Kutscher?"

„Gott bewahre, mein Herr, ich bin eigentlich von Geburt eines Farmers Sohn in Vermont, und ich habe meinem Vater „a copple of years" auf seinem Acker geholfen. But I got tired of it. And then I worked a copple of years as joiner and carpenter. But I did not like my employer."

„So verstehen Sie sich auch auf das Zimmermanns- und Tischlerhandwerk?"

„O yes, Sir. I can do almost any thing, I can do as a farmer, I can do as carpenter and joiner, and as a triver too. I pledge myself, to do any thing, what you like."

„War Ihr Meister ein so schlimmer Mann?“

„Ob er gerade ein sehr schlimmer Mann war, das weiß ich nicht. Aber ich bin gewiß, ich mochte ihn nicht. Und sehen Sie, ich mache meinen Contrakt immer so: If you do not like me, or if I do not like you, stop! quit! There is an end to it! Dann setze ich ihm den Stuhl vors Haus und gehe meiner Wege.“

„Habt Ihr noch Verwandte in Vermont?“

„Yes, Sir, lats (lots) of them! Ja ich habe sie haufenweise. Meine Mutter und Vater leben auch noch.“

„Hätte Euer Vater nicht gerne gesehen, daß Ihr bei ihm in der Heimath geblieben wäret, und mit ihm zusammen im Hause und auf dem Acker gewirthschaftet hättet?“

„I guess, he would it. Ich vermuthe wohl. But I did not care for it. Ich wollte nun einmal für mich selbst seyn. Darum brach ich auf. Wenn übermorgen die Eisenbahn eröffnet wird, so ist mein Vertrag zu Ende, und dann gehe ich wieder nach Toronto, wo mein Bruder wohl irgend ein kleines Geschäft auf ein oder zwei Monate (some job or other for a couple of months) für mich finden wird.“

„Wollen Sie nicht schließlich nach dem Westen gehen?“

„Yes, I do not care for it, any where, where I can get the highest wages. (Es ist mir einerlei, woher es auch sey — wo ich den höchsten Lohn erhalten kann.) Ich glaube, der Westen ist gut, und um Ihnen die Wahrheit zu sagen, im Grunde genommen gehen meine Gedanken dahin. But I pick up on the road, what I can. (Aber ich raffe möglichst alles, was ich am Wege finde, auf.) Wenn ich mir etwas zusammengespart habe, so kaufe ich mich im Westen an. Ich bin genugsam vorbereitet, um alle die verschiedenen Geschäfte, die ein neuer Colonist dort verstehen muß, betreiben zu können.“

Alles, was er sagte, brachte mein Reisegefährte in einem dem

Yankee eigenthümlich näselnden Tone vor, indem er dazu ein wenig lächelte und zu Zeiten die Rede mit seinen „Go längs und Wharyebouts!" unterbrach. Ich dachte bei mir, wenn der nicht genau das ist, was man einen Yankee nennt, so muß man mich sehr falsch berichtet haben. Sehr wohl möglich, daß ich diesen jungen Mann, sollte ich nach zehn Jahren einmal am Missouri reisen, in einem neugebackenen Staate als einen wohlhäbigen Farmer finde. Und sollte ich abermals nach zehn Jahren nach Washington zurückkehren, so ist es auch nicht unmöglich, daß ich ihn dort im Congreß als einen Redner sehe und höre. Daß er nach vierzig Jahren vielleicht noch einmal dem Präsidenten der Vereinigten Staaten so zur Seite sitzt, wie jetzt mir hier auf dem Kutscherbocke, und daß dann einmal ein Sparks oder sonst ein amerikanischer Biograph das alte Buch eines Touristen von 1854 aufschlägt und citirt, um zu zeigen, welche Nachrichten über den ehemaligen driver, farmer, carpenter, joiner, jetzigen Honourable so und so zu finden sind, das ist auch nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, wie es denn freilich auch recht gut sein kann, daß bis dahin ein so hoffnungsvolles Individuum längst von Indianern scalpirt, oder von dem „grauen Bären" der rocky mountains gefressen, oder von Dampfmaschinen in die Luft gesprengt, oder von den Wellen eines der großen Seen verschlungen wurde oder sonst einen plötzlichen und traurigen Tod erlitt. Denn welche verschiedenartige Möglichkeiten, Chancen und Aussichten bietet nicht das vielbewegte Leben eines Yankee dar!

XXXIX. Die Niagara-Fälle.

Der erste Mensch (d. h. weiße Mensch), der die Wasserfälle des Niagara entdeckte, soll nach den gewöhnlichen Angaben ein Franzose, der reisende Vater Hennepin, einer der Mississippi-Entdecker,

gewesen seyn. Diese Angabe findet man fast in allen Werken über diese Katarakten wiederholt, und einer schreibt sie vom andern ab. Hennepin reiste und schrieb in den siebenziger Jahren des 17. Jahrhunderts, um 1678. Es ist aber gar kein Zweifel, daß dieses große Naturwunder den Europäern wenigstens ein halbes Jahrhundert früher bekannt war. Schon um die Mitte des besagten Jahrhunderts sieht man die „großen Fälle“ auf den französischen Karten des Lorenzogebiets und Canada's ganz deutlich angegeben. Ja es ist mir sehr wahrscheinlich, daß schon um das Jahr 1615 der berühmte Gouverneur von Canada, Champlain, Kenntniß von den Niagarawasserfällen hatte, wenngleich er sie in seinen Schriften nicht erwähnt. Er entdeckte von Ottawa kommend die Nordküste des Ontariosees. Er hielt sich dort längere Zeit auf, setzte von da aus auch auf das Südufer des Sees hinüber und führte längs desselben lange Exkursionen aus. An diesem Südufer mündet der große Niagarastrom aus, die Fälle sind nur eine halbe Tagereise weit davon entfernt. Champlain fand hier am Südufer freundlich gesinnte Indianer, „une nation neutre.“ Er verkehrte längere Zeit mit ihnen. Es wäre fast unbegreiflich, wenn er von jenen Wasserfällen nicht gehört haben sollte.

Die wilden und feindseligen Irokesen machten zwar in der Folgezeit die Schifffahrt auf den Seen Ontario und Erie so unsicher, daß allerdings im ganzen genommen die Franzosen besser mit den Nordufern dieser Seen und des Huron als mit ihren südlichen Partien, und besser mit dem Ottawa als mit der oberen Hauptader des Lorenzosystems bekannt waren. Allein einzelne ihrer kühnen Voyageurs drangen bald nach Champlain schon in sehr weit entlegene Striche, selbst mitten in Feindes Land vor, und es wäre wieder sehr wunderlich, wenn nicht schon Manche von ihnen auch zu dem großen Strome Niagara gekommen und gelegentlich seine Wunder erblickt haben sollten.

Zwischen die Jahre 1634 und 1647 fallen nicht weniger als achtzehn berühmte Reisen von Jesuiten, die bereits damals bis zum Obern See vordrangen, und 1640 wurden zwei derselben, die Väter Brévoeuf und Chaumonot, mit dem ausdrücklichen Auftrage abgeschickt, um die Südufer des Ontario und Erie und die Umgegend des jetzigen Buffalo, das ganz nahe bei Niagara liegt, besser zu untersuchen. Sie thaten dieß und vervollständigten durch ihre Entdeckungen die Kenntniß des ganzen Lorenzobassins bis zum Oberen See hinauf. Jedenfalls sollte man wenigstens einen dieser beiden Väter eher als den viel späteren Hennepin als den Entdecker des Niagara betrachten. Weiterhin machte der berühmte Robert de la Salle im Anfange der siebenziger Jahre Reisen am Ontario und Erie, und auch auf dem Niagaraisthmus zwischen beiden Seen, und recognoscirte die ganze Gegend in der Absicht, die besten Punkte für die Erbauung großer Schiffe auszumachen. Im Jahre 1678 bereits, in demselben Jahre, in welchem nach der gemeinen irrigen Meinung Vater Hennepin die großen Fälle zuerst entdeckt haben soll, segelte er mit seinem Ontarioschiffe in die Niagaramündung ein, und baute in demselben Jahre oberhalb der Katarakten seinen berühmten „Griffon," das erste große europäische Erieschiff. Man kann sich denken, wie gut dem Herrn de la Salle und seinen Leuten, selbst ohne Beihülfe des besagten Hennepin, diese alle Schifffahrt unterbrechenden Katarakten bekannt seyn mußten.

Dieser alte Franziskaner — nicht Jesuit, wie die meisten Niagarahistoriker sagen — war ein großer Schwätzer, der dicke Bücher über Reisen schrieb, die er zum Theil gar nicht gemacht hatte, und der diese Bücher in Frankreich, in Belgien, in England in wiederholten Ausgaben drucken ließ. Und wahrscheinlich haben wir es diesem Umstande, so wie der verhältnißmäßig großen Schweigsamkeit seiner Vorgänger zuzuschreiben, daß er bei der Menge als der erste Mann, der die Niagarafälle sah, gilt. Wenn man aber seine

Beschreibung dieser Naturscene liest, so sollte man wirklich glauben, daß er weder der erste, noch der zweite oder dritte Mann war, und daß er in der That die Wasserfälle nie sah. Er spricht in so wunderbaren Ausdrücken davon, daß es fast scheint, als habe er das Alles nur durch Hörensagen. So z. B. schätzt er die Höhe der Wasserfälle auf 700 Fuß, d. h. er überschätzt sie um das Dreifache. Wie eine solche Ueberschätzung bei einem Augenzeugen von gesundem Blicke und Menschenverstande möglich sey, begreift man an Ort und Stelle nicht.

Wenn daher diesem allen nach Vater Hennepin nicht der Entdecker jenes Naturwunders war, so bleibt allerdings „der erste Mann, der den Niagara sah," in tiefes Dunkel gehüllt. Es ist wahrlich sehr zu bedauern, daß dieser unbekannte „erste Mann" nicht ein wenig neugieriger war, und daß er uns nicht eine genaue Planzeichnung des Katarakts überlieferte, um uns späteren Nachkömmlingen darin einen schätzbaren Beitrag zur Kenntniß der Natur und Geschichte dieses Phänomens zu hinterlassen. Allein wir wollen ihn darum nicht tadeln, denn es dauerte nach ihm noch wohl mehr als ein Jahrhundert, bis die Menschen das „Romantische" und das „schauerlich Schöne" in der Natur entdeckten. Unsere alten Vorväter bekreuzigten sich, indem sie bei solchen Scenen vorübergingen, und ließen sie als den Aufenthalt böser Geister zur Seite. Jetzt berührt selten ein Europäer die Küsten der Neuen Welt, ohne vor allen Dingen diesen Riesenkatarakt in den Plan seiner Reiseroute aufgenommen zu haben, ja man macht Reisen über den Ocean hinüber, um Auge und Seele an dem Anblicke dieses Wunders zu weiden. Es ist merkwürdig zu sehen, wie selten selbst noch bei den Reisenden aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts dieses Wunders Erwähnung geschieht. In vielen andern Richtungen waren schon Wege und Chausseen durchgebrochen. Längs langer Fluß- und Seeuferlinien waren schon Städte gepflanzt, als bei der Ziegen-Insel der Wassergott

noch immer in ungestörter Waldeinsamkeit seine Wellen ausschüttete. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war es ein abenteuerreiches Unternehmen, dieses Waldversteck auf den unwegsamen Pfaden zu erreichen. Unsere Landschaftsmaler, unsere Naturforscher und Geologen, unsere Wassergemurmelpoeten und Naturverehrer haben aber doch die Sache allmählig nun so in Schwung gebracht, daß man jetzt in diesem Wald- und Felsenversteck nichts weniger als Menschenfülle entbehrt. Vielmehr scheint es jetzt, als wolle der geschäftige Strom der Menschenwanderung hier eben so seine Wirbel und Brandungen bilden, wie das tropfbarflüssige Naß.

In der That glaubst du bei der Annäherung zu diesem Erdfleck eher, daß eine große Residenz sich anschicke, dich in ihre Thore aufzunehmen, als daß dir die Nixen und Nymphen dort einen stillen Secessus und ein reizendes Bad bereitet haben. Ehemals mochte es wahr seyn, was man noch jetzt wohl als eine Fabel vernimmt, daß man das Getöse des Falls, ich weiß nicht wie viele Meilen weit durch den Wald wiederhallen hörte. Das Pfeifen und Zischen der Dampfmaschinen, die aus verschiedenen Richtungen zu dem Punkte hin und her rollen, das Halloh der Kutscher und Frachtfuhrleute und das Getreibe der Bauern und Städter, die ringsumher siedeln, ersticken jetzt fast jeden Naturaufruhr und lassen ihn ganz bescheiden und leise erscheinen. Schon drei Meilen vom Falle werden die Häuser zahlreicher und dichter. Hübsche Villen von Landbesitzern wechseln und wetteifern mit großen und gefälligen Gasthöfen; dazwischen eine Menge kleine Farmerwohnungen. Von Schienenwegen, von Tunnels, Viadukten und tiefen Einschnitten für die Eisenbahnen ist der Boden wie ein Acker durchfurcht, prachtvolle Kettenbrückensäulen und andere Kunstwerke ragen über dieß Alles wie Felsen hinaus. Endlich auf dem flachen Hochplateau der Halbinselspitze, die der Niagarastrom, indem er die Fälle bildet, rauschend umschwingt, liegt das sogenannte Dorf „Niagarafall“ (the village of

Niagarafalls). Obgleich ein „Village“ genannt unterscheidet es sich in nichts von dem, was man sonst in Amerika ein „Town“ nennt. Es hat eben so geradwinklige breite und meilenlange Straßen. Es hat lauter neue größere und kleinere sehr gefällige, zum Theil großartige Gebäude, ein halb Dutzend Kirchen und ein Dutzend solcher großartigen Speise-, Trink-, Schlaf- und Nichtsthuanstalten, wie man sie unter dem Namen Hotels in allen amerikanischen Städten findet. Von Urwald und dergleichen ist hier nichts mehr zu spüren. Aller Wald ist zu reizenden Garten- und Parkanlagen umgestaltet und weitläufige Säge-, Papier- und Kornmühlen und andere Werke dieser Art drängen sich bis nahe zu den Fällen heran, von denen hier wenigstens eine Partie, gleich Pegasus im Joche, in einen engen Mühlengraben eingezwängt sind. Geht der Mensch hier noch ein Jahrhundert lang in demselben Maße, wie in den letzten dreißig Jahren, schaffend vor, so wird man die Naturschöpfung ecrasirt haben, wie die Affenmutter ihr geliebtes und zu Tode geküßtes Junge. Man wird nicht mehr der ihrer Reize entkleideten Naturscenen wegen hierher reisen, sondern um die menschlichen Kunstschöpfungen anzustaunen. Manche reiche Newyorker Familien haben Ländereien in der Nähe und haben in dem genannten Dorfe ihre beständigen Wohnungen, welche Palästen gleichen. Andere haben sich dort wenigstens für den Sommeraufenthalt reizende Villen gebaut, wie dieß z. B. Wiener Familien in Ischl gethan haben.

Bevor ich noch so recht in dieses Gewühle hineingerieth, verließ ich, dem Winke eines Freundes folgend, meinen Postwagen, und schlug mich zu Fuße seitwärts dem Flusse zu, um einem kleinen Pfade zu folgen, der sich längs der hohen Kante des Ufers hinschlängelt. Dieser kleine Fußpfad, auf dem ich keinen einzigen Menschen fand, ist etwa eine Meile lang und geht immer auf den flachen Köpfen der Felsen am Rande der Wiesen und Felder hin. Ein Rest des alten Waldes, ein schmaler Saum von Bäumen und

Büschen umschattet ihn noch, und zwischen den Zweigen derselben schimmern zuweilen die weißschäumenden Wogen aus den von Herbstlaubgluth gerötheten Klüften hervor. Es ist wahrscheinlich ein alter Indianerpfad und vermuthlich auch der Weg, auf dem jener „erste weiße Mensch,“ mag er nun Champlain, oder Bréboeuf oder Hennepin geheißen haben, der Katarakten ansichtig wurde. Man umgeht auf diesem Pfade das ganze stattliche Dorf. Man hat lauter gefällige Scenen zur Seite und im Hintergrunde erspäht man schon einige Partien des großartigen Bildes, das am Ende des ganz colossalen Felsencorridors in den Lüften schwebt. Nur in der Ferne hört man zuweilen einen Wagen vorüberrasseln, und selbst die neueste Erfindung des Menschen, die Telegraphenlinie, die mir einmal in den Weg kam, hat so zu sagen etwas Idyllisches und Rustikes von der milden Natur annehmen müssen. Sie schlingt sich wie eine Rebenranke durch das Gezweige der alten Baumstämme hin, um geborstene und zerbrochene Gläser gewickelt, und schwingt sich dann, von dem letzten Zweige absetzend, in fliegendem Bogen über den Strom von den Vereinigten Staaten nach Canada hinüber, wo sie sich abermals an Eichenbäume heftet und hinaufklimmt zu den Höhen, um weiter hinaus auf das städtereiche Plateau der ehemaligen Huronen seine Botschaften rechts und links auszublitzen.

In den canadischen und englischen Werken werden die Niagarafälle als ein canadisches Naturwunder gepriesen, in der amerikanischen Geographie dagegen behandelt man sie als die größte Merkwürdigkeit des Gebiets der Union, und beide Parteien thun so, als gehörten sie ihnen ganz an. Im Grunde genommen haben sie sie aber zu ziemlich gleichen Hälften getheilt. Die Grenzlinie zwischen beiden Ländern folgt immer möglichst der tiefsten Wasserrinne des Flusses. Sie schneidet daher auch gerade mitten durch den Busen des innersten Einschnittes des größeren Wasserfalles, oder des sogenannten Hufeisenfalles. Amerika hat daher erstlich die Hälfte dieses Falles

und dann noch dazu den ganzen kleinen oder sogenannten amerikanischen Fall für sich, während nur die eine Hälfte des größeren Falles canadisch ist. Canada genießt dagegen den bei weitem schön- sten An- und Ueberblick der ganzen Scene. Sein hohes Ufer läuft parallel mit einem großen Theile der ganzen Entwicklungslinie des großartigen Schauspiels. Die sogenannten amerikanischen Fälle machen geradezu Front gegen diese Seite, und Amerika selbst kann seines eigenen Schatzes fast nicht recht ansichtig werden, ohne in die Fremde auszuwandern. Auch der große Hufeisenfall blickt mit vollem Angesichte nach Canada hinüber, und auf seiner Seite liegt der berühmte Tafelfelsen, von dem aus das Ganze auf's schönste überschaut werden kann. Dazu ist auch das canadische Ufer, obwohl keineswegs öde und einsam zu nennen, doch viel weniger städtisch, viel ländlicher und freier als das amerikanische. Außer einer Reihe kleiner anmuthig gebauter Prospekthäuser, Museums und Curiositätenläden liegt hier nur ein großes Hotel, das in Amerika allgemein berühmte Cliftonhouse, das mir schon oft von weitem durch die Bäume herübergewinkt hatte. Ich war sogleich nach diesem Ueberblick der ganzen Situation für die canadische Seite und für Cliftonhouse entschieden und entschlossen, die fünf für Niagara bestimmten Reisetage — denn „so viel," hatte mir ein Freund gesagt, „haben Sie allerwenigstens nöthig, um sich besinnen und um das Ganze gehörig würdigen zu können," — drüben zu verbringen.

Die Felsenweitung, in welche die Katarakten hinabfallen, bildet einen länglichen Kessel oder einen Kasten mit schroffen hohen Wänden, und überall, wo es unten etwas zu sehen oder zu thun gibt, steigt man in diesen Kessel, wie in ein Bergwerk hinab. An manchen Punkten hat man Felsentreppen in jenen Wänden ausgearbeitet. An andern sind hohe Thürme oder senkrechte Tunnel und Schachte errichtet, durch die man auf Wendeltreppen sich in die Tiefe hinabläßt. Bei der Fähre, die zum canadischen Ufer führt, hat man

eine schräge Rutschbahn auf den Abhang gelegt, und man rollt auf einem kleinen Wagen an einer langen Kette in die Tiefe hinab. Unten in einer der Klüfte des hier zusammengeschütteten Felsengerölls erwartete uns ein kleines Ruderboot, auf dem wir durch Wasserstaub und Schaum zur entgegengesetzten Seite hinübertanzten.

Der Wind wehte aber ziemlich heftig das Thal herunter und führte von den Katarakten her eine solche Masse von Wasserstaub herab, daß wir in einen dichten Nebel gehüllt waren und genug zu thun hatten, uns gegen den zwischendurch einfallenden dicken Tropfenregen zu schützen. Die feuchten Wolken zogen das Thal hinunter und einzelne Partien von ihnen wurden gegen das canadische Ufer hinaufgetrieben und streiften dort über die Bäume hinweg auf das hohe Land hinauf. Hier und da sahen wir die Wolken hoch in die Lüfte wirbeln, und obwohl zuweilen einmal eine kleine Abtheilung der Katarakten selbst durchblitzte, so bekamen wir doch bei dieser unserer ersten Probefahrt nicht viel mehr als die weit ausgebreitete Staubmasse zu sehen, mit der Wind, Sonne und Luftdruck ihr beständiges Spiel treiben. Obwohl diese Nebel- und Tropfenmassen, die aus dem Thale wie Dampf aufsteigen, dem Niagarabesucher oft sehr ärgerlich im Wege sind, so geben sie doch auch wieder Veranlassung zu Scenen und Genüssen, die man ohne sie nicht haben würde. Zuweilen bei schwerer Luft schmelzen sie ganz auseinander und verhüllen das Thal der Art, daß man so wenig sehen kann, was darin vorgeht, als blickte man in einen dampfenden Kessel. Fast immer stehen sie hinderlich vor der innersten Partie des Hufeisenfalles und verstecken dieselbe wie ein unnahbares Allerheiligste. Und wenn man mit dem kleinen Dampfer, der alle Tage ein paar mal ausläuft, um dich dem Centrum des Schlachtfeldes so nahe als nur irgend möglich zu bringen, vordringt, so muß man ein Taucherkostüm anlegen und hat mit dem Nebel, dem zischenden Schaum und den aus allen Richtungen aufschießenden Tropfenstrahlen geradezu einen

Kampf zu bestehen, einen Kampf, bei dem du nur zu Zeiten die Augen so lange offen halten kannst, um die blauen Streifen einer benachbarten Wassersäule oder den dunkeln Mund eines Wirbels unter dir zu gewahren. Auf der andern Seite aber bilden auch diese Nebel- und Staubschichten eben die Unterlage, auf welcher die Sonne ihre schönen Farbenbögen entfaltet. Auch der Mond zeichnet auf ihnen um Mitternacht wunderbar zauberische Bilder. Zuweilen bei leichtem und ruhigem Licht concentriren sie sich und wirbeln in hohen Säulen auf. Dieß ist besonders im Winter der Fall, wo an klaren Tagen die Luft am leichtesten ist und die Nebel zu einer außerordentlichen Höhe emporhebt. Man sagte mir in Toronto am Nordufer des Ontario, daß man dort nicht selten die Dampfsäule des Niagara als einen senkrechten weißlichen Streifen am fernen Horizonte recht deutlich wahrnehmen könne. Toronto ist in gerader Linie 45 Meilen entfernt. Man gab mir aber noch viel größere Distanzen an, aus denen man jene luftige Niagarasäule wahrgenommen haben wollte. In Buffalo, das viel näher ist, sagte man mir, daß dort viele Wetterpropheten eben jene Säule, wenn sie sich zeigte, beobachteten, um ihren Wetterkalender für die folgenden Tage darnach zu gestalten. Sie glauben in ihr eine Art Barometer zu besitzen, das den Luftdruck ziemlich deutlich anzeigt. Wenn sie recht klar zu sehen ist, soll dieß — im Sommer wenigstens — auf baldigen Regen deuten, wie auch in unsern Gebirgsländern die recht hell blinkenden Bergumrisse schlechtes Wetter für den nächsten Tag prophezeihen. Viele Leute behaupten, die feinen Staubtheile wirbelten zuweilen bis über 1000 Fuß Höhe hinaus und könnten dann aus einem Umkreise von 100 Meilen gesehen werden. Ich weiß aber nicht, auf welche Messungen ihre Behauptungen gegründet sind. Jedenfalls ist es ohne Zweifel, daß sich die Katarakten für das Auge in viel weiterer Ferne verkünden, als für das Ohr. Was das letztere, das Gehör, betrifft, so überraschte mich die Wirkung eher durch ihre erstaunliche Schwäche, als

daß sie mir durch ihre Stärke, durch das „außerordentliche Donnern und Brausen der stürzenden Massen," von dem man so viel zu erzählen pflegt, imponirt hätte. Ein paar auf der Straße vorüberrollende Wagen machen jedenfalls mehr Lärm als die ganzen Niagarakatarakten in einer Entfernung von ein paar hundert Ellen. Eine Wassermühle im Thale macht oft weithin einen ziemlich starken Lärm, und wenn ich mir denke, daß hier wohl millionenmal größere Massen aus dreißigfach größerer Höhe herabstürzen, so gebe ich mir ganz vergebens Mühe, einen Lärm herauszuhören, dessen Stärke einigermaßen jener Proportion entspräche. Ich unterrede mich mit meinem Fährmann ganz ungenirt, in einer Entfernung von wenigen hundert Ellen. Ja, erst wenn man hinter die stürzenden Wasserwände selber kriecht, wird der Lärm so arg, daß man sich ein bischen ins Ohr schreien muß, wie in dem Geklapper einer Maschinenstube. Der Gesammtton des Falls ist äußerst dumpf. Es ist, als wenn er sich in sich selbst verschlänge.

Als ich oben auf dem canadischen Rande ankam und in das Haus meiner Wahl, in Cliftonhouse eintrat, gewahrte ich sogleich einen andern merkwürdigen Effekt der Wasserfälle, von dem ich bisher nie etwas gehört hatte, obwohl ihn natürlich Tausende tagtäglich wahrnehmen. Ich bemerkte nämlich zu meiner Verwunderung, daß alle Fenster und Thüren dieses Hotels fortwährend zitterten und klirrten. Diese eigenthümliche Erscheinung mit ihren Nebenphänomenen und Abwandlungen beschäftigte mich lange genug, und obwohl ich mir über alle Ursachen nicht klar werden konnte, so habe ich doch einen großen Theil der Fakta ins Auge gefaßt. Daß die Erscheinung von gar nichts anderem als von den Fällen herrührt, das kann man natürlich nicht in Frage stellen. Aber mir schien es nicht gewiß, ob hier ein Zittern des ganzen Hauses und des Felsenbodens selber oder ein bloßes Erbeben der Luft anzunehmen sey. Das Letztere ist die gemeine Meinung. „It is the philosophy of

a cannon ball“ (es ist die Philosophie der Kanonenkugel), sagte mir ein amerikanischer Reisegefährte, mit dem ich zuerst über die Sache sprach. „Wenn die Kugel die Luft durchschneidet, so entsteht hinter ihr ein Vacuum. Die Atmosphäre klappt daher wieder heftig zusammen, zittert und vibrirt dabei. Denselben Effekt haben hier die Wasserergüsse. Sie treiben im Fallen die Luft fortwährend heftig weg, und da sie immer ein klein wenig in ihrer Richtung verirren, so schlägt die Masse der Atmosphäre hinten drein wieder heftig zusammen und geräth in allgemeines Zittern, wie ein Gelée-Pudding, den man schnell mit einem Löffel anschnitt.“

Ich suchte mir vor allen Dingen durch eine Menge kleiner Experimente über die Ausdehnung und den Nachdruck der Erscheinung Licht zu verschaffen. Die Fenster und Thüren klapperten so laut, daß es einen schlafstörenden Lärm gab, und wir verstopften zuweilen alle Ritzen, um Ruhe zu haben. Auch bei den Gasflammen des Hauses gewahrte ich bei längerer Betrachtung ein schwaches Erbeben, zuweilen auch bei einem Glase Wasser. Doch wollte uns letzteres nicht immer gelingen. Unbegreiflich war es mir, daß ich an den Blättern der Bäume nie die leiseste Erregung wahrnehmen konnte. Nicht nur in unserm Cliftonhouse, sondern auch in allen den kleinen Häusern, die von da auf dem hohen Uferrande bis zum Tafelfelsen hinliegen, findet ein ähnlicher innerer Aufruhr statt. So wackeln z. B. in dem Museum für canadische Thiere, die man in einem dieser Häuser zeigt, alle Vögel auf ihren schwanken Beinen und Gestellen, mit einer leisen Bewegung wie Schaukelpferde auf und ab. In den Häusern weiter landeinwärts, und auch in den Häusern auf der amerikanischen Seite nimmt man die Erscheinung nicht wahr. Sie findet bloß, wie gesagt, auf einer Strecke des canadischen Uferrandes im Angesichte der gegenüberstehenden Fälle statt. Das Sonderbarste ist dieß, daß die Bewegung zuweilen für kurze Zeitabschnitte ganz aufzuhören und auszusetzen

scheint. Ich gewahrte in der Nacht, daß meine Thüre mitunter für einige Secunden, mitunter für drei oder vier Minuten oder längere Zeit ganz regungslos war. Ich dachte anfangs, daß vielleicht eine kleine Veränderung der Lage der Thüre, eine unbedeutende und vorübergehende Verschiebung der Thürangeln die Ursache seyn könnte. Wenn ich aber auch die andern Thüren des Hauses belauschte, so fand sich, daß sie alle gleichzeitig zu arbeiten aufhörten und dann wieder in demselben Augenblick, wie die meinige, unisono zu lärmen und zu klappern begannen. Da doch der Wasserfall selbst ohne Unterbrechung fortpoltert, so müßten mithin wohl kleine Abspannungen oder Elasticitätsveränderungen in der Luftmasse die Ursache davon seyn. Auch waren die Vibrirungen mitunter heftiger und in schnellerem Tempo, mitunter leiser und langsamer.

Doch ich glaube, der Leser wird denken, daß ich hier, einer der großartigsten Naturschönheiten gegenüber, mich mit Bagatellen zu beschäftigen anfange, daß ich Strohhälmchen und Körner aufpicke, wie ein Hahn, der sich scheut, seinen Gegnern geradezu auf den Leib zu gehen, und allerlei Seitenschwenkungen macht. Und fast fürchte ich, der Leser, der hier schon längst vor dem Vorhange sitzt, und erwartet, daß sich eine außerordentliche Scene aufthue, hat nicht ganz unrecht. Wirklich wagt der Reisende, wenn er zuerst bei Niagara anlangt, nicht recht hinzublicken. Er muß seine Augen erst an die Vorgänge gewöhnen. Er ist fast wie ein operirter Blinder, dem die Augen zwar geöffnet sind, der aber doch erst studiren und das Sehen lernen muß. „It grows upon you" (es wächst allmählig vor Ihnen heran), hatte mir sehr richtig der Freund gesagt, der mir jenen Rath gab, mindestens 5 Tage lang in der Atmosphäre der Fälle mich zu bewegen. „You can not realize it at one glance" (auf den ersten Blick können Sie es gar nicht umspannen). Und findet man dieß schon bei dem Besucher ganz

hergebracht und natürlich, ja, sagen die Niagarabesucher sogar sehr gewöhnlich, daß sie am ersten Tage ihrer Anwesenheit — was ich freilich durchaus nicht begreife — sehr desappointirt gewesen wären, so wird man es dem Schriftsteller, der einem noch blinderen Menschen, nämlich dem lieben im fernen Deutschland wohnenden Leser, seine Eindrücke und Anschauungen wiedergeben soll, noch eher verzeihen, daß er Federlesens zu machen scheint, und um den wahren Punkt erst ein wenig herumgeht. Im Grunde genommen hatte ich übrigens auch bisher noch nicht viel mehr genossen, als Nebel- und Staubsäulen und die Bootfahrt mit meinem Fährmann, bei der ich ganz gründlich durchnäßt und abgekühlt wurde, und dann hatte mich der Abend sehr bald überrascht und mit ihm die Beobachtung der zitternden Thüren und Gasflammen. Nach der Hauptsache selbst hatte ich nur noch hie und da hinübergeschielt. Aber am andern Morgen allerdings, da die Sonne eine prachtvolle Morgenröthe vorbereitete, da wurde diesem Zauberwesen ein Ende gemacht. Als ich zu einer frühen Stunde zum Fenster hinausblickte, da sah ich über dem Mittelpunkte des Hauptfalls jene aus Wasserstäubchen aufgebaute Säule senkrecht zum Himmel aufragen. Das ganze Thal selbst lag noch im Dunkel, aber jene Säule stand wie eine Feuerflamme da. Zuerst war die oberste Spitze geröthet, aber schnell ergoßen sich die Lichter und Farben über den ganzen Wolkenschaft herab. Jetzt, dachte ich, ist es Zeit, und in wenig Augenblicken stand ich dem Feinde gegenüber und wanderte längs des canadischen Hochgeländes dahin. Es ist am Rande mit wilden Bäumen und Büschen besetzt und auf der rechten Seite des Weges gruppiren sich reizende Gärten und verschiedene kleine Häuser. Zur Zeit der Höhe der Saison sind diese Gärten jeden Abend illuminirt. Jetzt aber ist nur noch „halbe Saison," wenigstens was Lampenlicht betrifft, aber gewiß nicht, wie gesagt, so weit Morgensonnenschein dabei betheiligt war.

Der Contrast zwischen dem dunkeln breiten Schlunde und der

hohen gerötheten Säule war über alle Beschreibung prächtig. Ich glaubte die Göttin der Morgenröthe in Person zu sehen, wie sie über der schon niedergeworfenen Nacht triumphirt. Die Sonne geht im Rücken der Fälle auf und fällt also zuerst auf den langen Rand, auf dem das Wasser abstürzt. Dieser Rand ist auf der ganzen Linie seiner Entwickelung mehr als eine halbe Meile lang, so scharf geschnitten und durchweg in so gleichem Niveau wie das ganze Tafelland umher. Es fallen daher, nachdem die Sonne zuerst diese hohe Falllinie herausgezeichnet und die grünen Fluthen in ihrem Ueberfallen durchleuchtet hat, allmählig sehr lange, geradlinigte und weitreichende Schattenrisse in den Schaum und Staub hinab. Sie reichen wie dieser Staub selbst vom entgegengesetzten Ufer bis zu dir nach Canada hinüber, werden aber bald immer tiefer und tiefer hinabgedrückt, bis dann das schöne Licht endlich auch unten auf der Oberfläche des tiefen Kessels selber sich spiegelt.

„Goat Island“ (die Ziegen-Insel), ein dichtbewaldetes Stück Land, das mehr als eine Meile im Umfang hat, macht den Hauptabschnitt in der ganzen Scene, und theilt die Fälle in jene beiden Partien, die, wie ich schon sagte, „the American Falls“ und „the Horseshoe-Falls“ genannt werden. Eine andere viel kleinere Insel, Luna Island, sondert wieder von dem amerikanischen Falle einen kleineren Arm und Fall ab, und außerdem werden dann die Fälle noch durch andere Unregelmäßigkeiten ihrer Abfallkante, durch Felsenvorsprünge und Felsennischen mehrfach gruppirt und geformt. Doch erkennt man jenen Reichthum an Einzelheiten und mannigfaltigen interessanten kleinen Partien und Zügen erst, wenn man näher tritt und jeden Zug und Fleck für sich studirt. Im Ganzen und aus der Ferne betrachtet imponiren sie, wie alles Große, mehr durch die Einfachheit in den Umrissen.

Alle Fälle zusammen sollen in einer Minute nicht weniger als 500,000 bis 600,000 Cubikyards Wasser ausgießen. Professor

Lyell sagt, es wären fünfzehnhundert Millionen Cubikfuß, und ein Dr. Dwight soll berechnet haben, daß es einhundert Millionen Tons in der Stunde seyen. Ich selbst habe ausgerechnet, daß in jedem gegebenen Momente das Gewicht der in der Luft schwebenden Wasserwand ungefähr 10,000 Tons beträgt. Ich weiß nicht genau, wie viel von dieser Quantität auf jeden der beiden Hauptfälle kommt. Jedenfalls aber ist in dem Hufeisenfall die Wassermasse ganz bedeutend überwiegend. Er ist vielleicht zehn= oder zwölfmal stärker, obwohl nicht in derselben Proportion breiter. Man kann sagen, beinahe der ganze Niagara wirft sich in ihm hinab. Beide verhalten sich, wie Sonne und Mond, wie Mann und Frau, und wenn man sie so ein paar Tage lang zusammen angesehen hat, so findet man auch, daß beide zur Vervollständigung des Bildes zusammen gehören in dieser Wasserwirthschaft, wie Gatte und Gemahlin in der Hauswirthschaft. Man möchte keinen von beiden entbehren. Allein der Herr und Gebieter der ganzen Scene bleibt doch der Hufeisenfall. Er ist so genannt, weil die Felsengehänge, von denen er abstürzt, in der Form eines Halbzirkels gegen einander gestellt sind. Ungefähr in der Mitte dieses Halbzirkels, in dem innersten unnahbarsten Winkel des Ganzen stürzen die Hauptwassermassen zusammen. Man hat berechnet, daß die hochangeschwollene grünliche Wasserader, die hier herabschießt, im Momente des Umschlagens nicht weniger als 30 Fuß dick seyn kann. Da wo sie in ein Loch von unergründeter Tiefe [1] hinabschießt, entwickelt sich eine nie weichende Staubsäule. Hier ist der eigentliche Nabel= oder Herzpunkt dieses ganzen Systems von Wasserarterien, und unwillkürlich sucht das Auge immer in das Innerste dieses Punktes einzudringen, wie beim Montblanc die Blicke stets zum obersten unerreichbaren

[1] Man hat bis zu einer möglichst großen Nähe zu den Fällen den Boden untersucht und sondirt und überall eine Tiefe von mehr als 240 Fuß gefunden. Wie tief der eigentliche Kessel sey, wird wohl immer ein Geheimniß bleiben.

Gipfel hinaufschweifen. Zu beiden Seiten herum in schönem Halbbogen pulsiren, vom Schaum umgeben, zahllose Nebensäulen hinab. Jede von ihnen ist 240 Fuß hoch, voll und reich, und jede für sich würde unsere Bewunderung ernten, wenn sie unsern Blicken in einem einsamen Waldthale begegnete. Es sieht aus, als ruhten hundert riesige Flußgötter auf der Felsenbühne umher und schütteten aus colossalen Füllhörnern ihren krystallenen Ueberfluß in eine gemeinsame Bowle. Unten entsteht ein blendend weißer Schaumsee, der den Anblick eines fleckenlosen Schneefeldes gewährt. Erst 400 Fuß von der Kante des Falls schmilzt dieser Luftblasenschnee wieder zu Wasser zusammen.

Andere Wasserfälle beginnen ihre malerische Arbeit hoch oben in den Gebirgen und den Wolken. Sie gehen lange Zeit auf wilden, für den Menschen kaum gangbaren Wegen, bis sie nach verschiedenen einleitenden Purzelsprüngen ihren Haupt=Saltomortale ausführen. Wie sie bei dem Ansatze zu diesem Sprunge zu Werke gehen, bleibt dem neugierigen Beobachter verborgen. Er kann das Ganze nur am Fuße der Katarakten und aus einer gewissen Entfernung als ein Bild genießen. Hier beim Niagara ist das anders. Er kommt auf einem völlig horizontalen Plateau ziemlich ruhig herangeflossen. Seine Unterlagen sind Tafelfelsen, die ihn bis ans Ende tragen und dann, eine scharfe Kante bildend, ihn auf einmal verrätherisch im Stich lassen. Er schlägt stellenweise so plötzlich über, daß wilde Enten und Gänse schlafend bis an den Rand hinabgleiten, und dann bei dem Ueberkippen erwachend, nicht einmal so viel Zeit haben, die Flügel zu entfalten, um dem Tode zu entrinnen. Diesen Umständen verdankt es auch der Beschauer, daß er überall bis an die Wurzeln der umgestülpten Wasseräste vordringen, daß er seine Hand, seinen Fuß unterschieben und die Niren haufenweise darüber weghüpfen lassen kann. Ja er kann sogar hinter ihren Schleier kriechen und ihnen ganz nahe ins Auge blicken.

Um dieß letztere thun zu können, ich meine, um, wie man sich an Ort und Stelle ausdrückt, behind the sheet (hinter den Vorhang) zu gehen, muß man sich jedoch zuvor eine besondere Toilette zustellen lassen. Man tritt in eines der dazu bestimmten Häuser in der Nähe des Falls, zahlt dort seinen halben Dollar und wird dann von ein paar sechs Schuh hohen Negern vom Kopf zu Fuß in Wachsleinwand, Oeltuch und Gummi elasticum eingeknöpft. Die ganze Gesellschaft sieht darnach wie eine Familie von Eskimaux, Tauchern oder Wasserthieren aus. Einer der großen Neger stellt sich an die Spitze und führt die Procession an die Felsenwände und auf hölzernen Thurmtreppen in die Tiefe hinab. Dort unten schleicht man auf feuchten Felsengeröllen und schlüpfrigen Pfaden bis nahe an den hoch oben über dir abspringenden Strom heran. In einer kleinen Entfernung davon, so lange als der überall zischende Wasserstaub noch nicht überwältigend ist, und so lange die Augen noch klar geöffnet bleiben, ist der Anblick am schönsten. Man sieht in der Höhe eine klafterdicke, flüssige und transparente Masse grünlichen Krystalls von der Wurzel des Tafelfelsens absetzen und frei und frisch in kühnem Bogen in den Luftraum hinaushüpfen. Unterwegs geht der Nixe das Haupthaar in zahllosen Locken und Flocken auf, die goldig glänzend und graciös in die bewegte Luft hinausringeln. Neben dir schlagen und schmettern die gewaltigen Ergüsse auf die dunkeln Felsen hinab, und wie erschreckt von der unerwarteten Begegnung schießen sie in flimmernden Tropfenstrahlen wieder empor, als wollten sie die sonnige Höhe, die sie unvorsichtig verließen, zurückgewinnen. Sie sprühen wie Feuerflammen nach allen Richtungen hinaus, springen vorwärts und seitwärts an den dunkeln Felsenwänden hinauf. Aber der alte schwerfällige Erdriese, der sie gepackt hat, kennt kein Erbarmen. Er fängt überwindend alle die ängstlich ermattenden Tänzer in seinem großen Kessel da unten auf, und bringt sie unter jenem weißen Schneeschaumtuche zur

Ruhe. Wie erbleichte Schatten der Verstorbenen ziehen sie langsam schwebend den breiten kalten Styx abwärts.

Hinter dem Vorhange oder hinter dem, was die Canadier „the sheet" (das Tuch) nennen, bleibt eine finstere Höhle oder Kluft, 20 oder 30 Fuß weit und so hoch wie das ganze Niagaraplateau selbst. Den großen langbeinigen Neger voran, dringt man auch in diese Höhle vor. Der Weg geht auf schlüpfrigem und bedeutend höckrigem Steingerölle hin. Der Aufruhr in diesem Loche ist ziemlich wild. Kleine Windgötter, von dem Aufschlagen der Katarakte wachgerufen, zischen darin hin und her und schlagen den Tropfenschwall, den von unten heraufstürzenden Platzregen dir frei ins Angesicht. Selbst unsere seehundsartige Vermummung schützte uns wenig vor Durchnässung, die in wenigen Augenblicken so vollständig wie in einem Regenbade war. Mitunter verging uns das Athmen, und da die nassen Spuckgeister der Höhle unsere Augen blendeten, so mußten wir uns nicht selten auf unsern Tastsinn verlassen und arbeiteten uns mit den Händen längs der Felsen wieder weiter. Auch das Brausen, Zischen und Wallen ist so arg, daß, wenn Mittheilungen zu machen sind, man sie sich einander in die von der Oeltuchkappe verschlossenen Ohren hineinschreien muß. Ich war den Uebrigen ein wenig voran, und kroch eben noch auf einen letzten Felsen hinauf, da sah ich, wie die Figur unseres Negers sich aus dem Wasserdunste rasch zu mir hinüberneigte, den breiten schwarzen Mund öffnete, und ich vernahm durch meine Oelkappe die geflügelten Worte: „Stop, Sir, here is the termination-rock! If Master goes one step farther, Master fall down fifty feet!" – Ich gab ihm ein Zeichen, daß ich ihn verstanden, und faßte hier eine zeitlang Posto. Ueber diesen termination-rock ist noch niemand hinausgekommen, und wer ihn erreicht hat, bekommt nachher in dem Ankleidungshause ein Testimonium darüber. Es ist eine eigenthümliche Position, ich möchte sagen, fast genau dieselbe, die

Schiller seinem Pesce Cola gab, als er ihn auf seinem Felsen ausruhen ließ, nur mit dem Unterschiede, daß hier weit weniger Mühe und Gefahr dabei ist. Man umklammert den schlüpfrigen Felsen, man wird recht tüchtig von den Wasserstrahlen geohrfeigt und blickt, wenn man zu Zeiten die Augen für einen Moment öffnen kann, in ein chaotisches Halbdunkel, in ein aufrühreriſches Gemisch von Nebeln, Winden und Wasserergüssen hinein. Vor dir eröffnet sich zu Zeiten ein mit Gebrause erfüllter Schlund, und mitunter treten noch schwärzere Felsenköpfe aus der Finsterniß hervor. Besonders gefielen mir die langen Linien der großen Felsenrippen, die hinter dem Wogenvorhange wie riesige Pfeiler stehen. Einmal bekam ich mein Auge so weit auf, daß es mir schien, als entdeckte ich zwei oder drei-solcher Rippen hintereinander. Obgleich die Entfernung nicht groß war, verschwand doch der dritte schon völlig in der Finsterniß und in den Tropfenwolken. Diese unregelmäßig gestalteten und unsicheren Linien der Felsengallerien oder Rippen sind das Aeußerste, was man gewahren kann. Wir ergötzten uns an dem Anblicke aller dieser Dinge so lange, als wie irgend ein Mensch, der nicht ein Pesce Cola ist, in einem kalten Regenbade seines Lebens froh bleiben kann. Aber die Sache ist so reizend, daß wir zurückgekehrt ans Sonnenlicht gern und willig, ja ich möchte sagen, sehnsüchtig „zum zweitenmale“ in die merkwürdige Höhle zurückkehrten, auch ohne daß ein König einen goldenen Becher oder gar seine Prinzessin Tochter ausbot.

Früher, ehe die Spitze der „table-rocks“ vor ein paar Jahren abstürzte, war der Spaziergang hinter dem Vorhange etwas länger, da das Wasser sich in dieser Ecke etwas mehr ausbreitete. Seit jenem Ereignisse hat sich der Vorhang, so sagte man mir wenigstens, etwas zusammengezogen, der feuchte Weg zum termination-rock und das ganze Vergnügen ist daher kürzer geworden. Leider hat der alte Stumpf vom table-rock, der noch steht, schon

wieder einen neuen Riß längs seiner ganzen Basis, und es ist vorauszusehen, daß er in einem sehr feuchten Jahre oder sonst bei einer Gelegenheit sich ebenfalls lösen und der Spitze nachfolgen wird. Leider hat Canada durch diese Zerstörung seines berühmten table-rock ein nicht geringes Capital von Naturgenuß eingebüßt. Diesem canadischen table-rock entspricht auf der amerikanischen Seite am meisten der sogenannte „tower,“ der ihm gerade gegenüber steht, und der einen ähnlichen, jetzt vielleicht noch schöneren Einblick in die Mitte des Hufeisens gewährt.

Es ist eine kleine Reise über Flüsse, Fähren, Brücken und Inseln zu diesem schönen Ziele, und man nimmt unterwegs eine ganze Menge herrlicher Genüsse und Anblicke noch nebenher mit. Zuerst muß man wieder den Fährmann bemühen, den ich freilich während meines Aufenthaltes oft genug in Thätigkeit setzte, und bei dem ich fast jedesmal zum Austausch für mein Fährgeld eine kleine Notiz über von ihm beobachtete Naturverhältnisse der Umgegend erhielt. Er erzählte mir, daß für die Lachse, und auch für die Aale der Wasserfall eine Grenze der geographischen Verbreitung ausmachte. Man fange sie überall im unteren Niagara bis zu dem Schaumkessel hinan, oberhalb aber nirgends. Einmal hatte er einen todten Fisch hier noch aufbewahrt, der von den Katarakten herabgestürzt und unterwegs getödtet worden war. Wir fanden äußerlich keine Wunden an dem Thiere, wohl aber waren seine Kiemen und Athemwerkzeuge zerstört und zerrissen. Dieß, sagte mir mein Mann, sey ein gewöhnlicher Fall bei den herabgekommenen Fischen, und es ist daher wahrscheinlich, daß sie weniger zerschmettert als erstickt werden. Manche größere Fische zeigen sich aber auch äußerlich verwundet und wenige von ihnen, die den Salto mortale überstehen, werden dann lebend mit solchen Wunden gefangen. Sogar große Störe schießen oft unbedachtsam den Wasserfall hinab. Sie kommen beinahe nie mit dem Leben davon, und man findet ihre

Athemorgane immer zerrissen. Die Enten kommen mitunter in ganzen Scharen mit dem Vorhange herunter, so daß man ihre gefiederten Leichname zuweilen zu hunderten aus dem Schaume hervorgefischt hat. Gemeiniglich geschieht dieß jedoch nur in regnigten und stürmischen Nächten, wenn die armen Thierchen keine Gefahr sehen und hören können. Es gibt nur Ein Wasserthier, das sich nie überraschen läßt, und das die Leute sich nicht erinnern je in dem Kessel gefunden zu haben. Das ist die Flußotter. „Oh, Sir, the otter is too wide awake!“ (Die Otter hat die Augen zu weit offen!) Weiter selbst als der Mensch, denn von diesem erzählt man sich bei den Fällen allerlei zum Theil höchst tragische Geschichten. — Noch vor Kurzem wurde ein armer, etwas fahrlässiger Fischer in seinem Boote von den Wirbeln und Stromschnellen, die oben stellenweise dem Falle vorangehen, fortgerissen. Er blieb oberhalb in der Nähe des Randes zwischen zwei Felsen stecken. Man versuchte vergebens ihm Stricke zuzuführen. Einen Tag und eine ganze Nacht hing er hier über dem Abgrunde schwebend, ähnlich wie jener Priester im Gipfel von Notre Dame, dessen Nöthen Victor Hugo schildert. Man sah und hörte ihn vom entgegengesetzten Ufer lange. Er hätte hier wohl erstarren und verhungern müssen, wenn die Wellen ihn nicht doch am Ende noch weggeschwemmt und zu einem leichteren Tode entführt hätten. — Vielfach sind die Geschichten, die man hier erzählt von einem jungen Mädchen, welches der Versuchung nicht widerstehen konnte, eine Blume am Rande der Tafelfelsen zu pflücken, und die diese Freude mit dem Leben büßte; von einer Braut, die, an der Hand ihres Geliebten sich völlig sicher glaubend, auf einen schönen freien, von lockenden Gefahren umgebenen Fleck hinaustrat, abglitschte, und der sich der verzweifelnde Jüngling nachstürzte, um sich im Tode ihr zu vereinen; von einem paar jungen Geschwistern, die sich in einem Schiffchen schaukelten, und die unter Scherzen und Lachen plötzlich am Felsenrande spurlos

verschwanden. Ich sage spurlos, denn die Körper der meisten hier abglitschenden lebenden Wesen sind nicht wiedergefunden worden. Sie werden von der colossalen Gewalt in zu große Tiefen hinabgeschleudert. Es mag unten Felsen oder alte Baumstämme geben, zwischen denen sie stecken bleiben.

Goethe's Fischer- und Wassernire ist hier auch mehr als einmal buchstäblich zur Wahrheit geworden. Man spricht von einem Eremiten, Namens Francis Abbot, der hier vor zwanzig Jahren mitten zwischen den beiden Katarakten auf der Ziegeninsel einsiedlerisch hauste, der Natur am Busen liegend. Es soll ein ernster, gebildeter, und obwohl harmloser, doch menschenscheuer Gentleman gewesen seyn. Bei Tage und bei Nacht wandelte er zwischen den Felsen, Inseln und Wasserfällen einher. Stürme, Donner und Blitze, wenn sie sich mit dem Brausen der Katarakten vermengten, das war das Element, in welchem er zu athmen liebte. Er vertiefte sich zu sehr in den Anblick dieser zauberischen Strudel, und wie eine Mücke in der Punschbowle kam er darin um. Man fand einst seinen Leichnam im Niagaraflusse. Sein geheimnißvolles Leben versiegelte ein zeugenloses Ende.

Alle Beschauer dieser herrlichen Naturscene fühlen sich ein wenig von den Nymphen am Kleide gezupft. Einer der Führer der Gegend erzählte davon folgende psychologisch ganz interessante kleine Geschichte. Er führte eine junge Dame und ihre Mutter zu einer der herrlichen wasserumbrausten Felsenpartien. Das junge romantisch gestimmte Mädchen trat weit auf den äußersten Gipfel des Felsens hinaus, ihre Kleider und Haare flatterten im Winde und sie schien, die Gefahr nicht beachtend, ganz im Anstaunen des wilden Aufruhrs in der Tiefe verloren. Der Mutter und dem Führer wurde angst und bange, und letzterer legte vorsichtig seine Hand auf ihre Schulter, indem er bemerkte: „Sie setzen sich, mein Fräulein, hier ganz unnöthig der Gefahr aus!“ — „O,“ erwiederte sie lächelnd und halb

verklärt, „hier ist keine Gefahr. Ich fühle mich so leicht, ich könnte frei hinabspringen. Glauben Sie, daß es mir schädlich seyn würde? Mich däucht, daß ich wie ein Luftballon ohne Schaden dahin schweben würde. Mutter, ich denke mir, ich könnte fliegen!" Mit vieler Mühe brachten die Bitten des Führers und der zu Tode geängstigten Mutter das junge Fräulein noch von der Stelle herab, und sie sank, wie aus einem halben Rausche erwachend, ihrer Mutter in die Arme.

Wir sind, wie gesagt, auf dem Wege zum „tower," und schweben eben, unsern alten geschichtenreichen Fährmann verlassend, an jener langen oben beschriebenen Kette am amerkanischen Ufer hinauf. Man hat hier, um alles zu fassen, die Augen nicht weniger nöthig als auf der canadischen Seite. Nur zuweilen muß man sie schließen, z. B. um die ärgerlichen Fabrik=, Maschinen= und Räderwerkanstalten zu übersehen, und den nicht nach Naturgenuß, sondern nach Geschäften und Banknoten begierigen Advertissements, wie z. B. „B. Bradley and Com: papermills office and warehouse, 24 et 25 Pearlstreet Buffalo," und ähnlichen mitten in den Aufruhr der Elemente hineingeflickten Ankündigungen aus dem Wege zu gehen.

Die einzigen Geschäfte, die ich mir hier gerne gefallen lasse, sind die kleinen hübschen Lokale mit den zierlichen Handarbeiten der Indianer. Man sieht hier in Niagara das Hübscheste und Reichste, was irgendwo in diesem Genre dargeboten wird. Es herrscht in diesen Indianerarbeiten ein ganz eigenthümlicher Geschmack. Man sieht nichts Aehnliches in Europa, und ich muß daher glauben, was man mich versichert, daß es ihre eigene Erfindung ist. Sie zeigen einen nicht geringen Farbensinn und sogar viel Geschmack und Reichthum der Phantasie. Sie portraitiren die Erdbeeren, die Kirschen und die andern wilden Früchte ihrer Wälder sehr gut, und stellen die wilden Rosenknospen, die Marienblümchen

und zahllose andere hübsche Blümchen der Prairien ganz vortrefflich dar. Die Farben, die sie ihren Produktionen zu geben wissen, sind äußerst lebhaft und so naturgetreu wie die Formen. Sie haben mehrerlei Arten von Arbeit. Theils sticken sie mit gefärbten Elennthierhaaren, theils mit den feingespaltenen Haarpfeilen oder Röhren des Stachelschweins, theils endlich mit kleinen Strickperlen, die sie von den Europäern kaufen. Ihre Elennthierhaar-Blumen und Stachelschweinröhren-Früchte und Guirlanden nähen sie sehr mühsam theils auf den schwarzen Grund von Rennthierleder, theils auf die braune Unterlage der lederartigen Birkenrinde. Die feinen Stickereien auf Lederarbeit sind am meisten geschätzt. Gewöhnlich sind es Cigarrendosen, Mokassins (indianische Pantoffeln) und dergleichen. Man sieht Mokassins, die nicht nur äußerst zierlich eingekantet, sondern auch, was bei Indianern besonders auffallen könnte, durchaus nicht mit Schmuck überladen, vielmehr in einer sehr bescheidenen und zarten Weise mit Guirlanden geziert sind. In ihren Perlenarbeiten entfalten sie den größten Reichthum ihrer Phantasie. Sie haben so mannigfaltige und reiche Muster und Zeichnungen, daß ich glauben möchte, sie hätten ihr eigenes Kaleidoskop erfunden. Sie häufeln die Perlen auf einander und befestigen sie zu Sternen und Trauben in so unterschiedlicher Weise, daß ich sogar sagen möchte, sie hätten eine Art Perlenarchitektur. Auf allen Niagarainseln und längs des amerikanischen, wie längs des canadischen Ufers, findet man eine Fülle dieser reizenden und originellen Artikel in zahllosen hübschen Magazinen ausgebreitet.

Fast überall, wenn ich nach dem Ursprung dieser Industrie fragte, verwies man mich auf die Umgegend von Quebec, Montreal, oder sonst eine indianische Ortschaft Canada's, namentlich auch häufig auf die Seneca-Indianer, die in einigen Dörfern längs des Grandriver, eines der größten in den Erie ausmündenden Flüsse Obercanada's, angesiedelt sind. Ich hörte nie davon, daß die

Indianer in den Vereinigten Staaten Waaren auf diesen kleinen Niagarischen Kunstmarkt liefern. Die in dem ehemals französischen Neu-Schottland dagegen betreiben auch solche Industriezweiglein. Ich bilde mir daher ein, daß der Kunstsinn der Franzosen etwas mit diesen Indianerarbeiten zu thun haben könnte, daß er unter ihrem Einfluß, wo nicht entstand, doch ausgebildet wurde.

Die meisten jener hübschen Kunstprodukte werden von Zwischenhändlern aufgekauft und dem Publikum zu erhöhten Preisen in eleganten Läden dargeboten. Doch fand ich einmal auch ein Kind der Wildniß selbst, die ihre eigene Waare ausbot. Sie saß auf der Ziegeninsel unter einem hohen Baum und hatte ihre reinlichen, netten und fertigen Sächelchen auf einem Tuche über dem Grase ausgebreitet. Wie eine steinerne Statue in ihr schwarzes Blanket gehüllt, saß sie daneben und wartete ruhig ab, ob einer der Vorübergehenden sie um etwas ansprechen würde. Sie forderte Niemanden zum Kaufen auf und blickte still vor sich hin. Als ich ihr für eine Waare einen Kaufpreis bot, der etwas geringer war als der, den sie verlangte, schüttelte sie den Kopf. Da ich aber Miene machte, hinweg zu gehen, sah ich, wie sie ein wenig in Unruhe gerieth. Sie ergriff die Waare und reichte sie mir mit dem lakonischen Worte: „Nimm's" hin. Ich glaube, auf den spartanischen Gemüse- und Schnittwaarenmärkten wird man ungefähr so gehandelt haben. Es fiel mir aber zugleich dabei ein, daß diejenigen Gelehrten, die da steif und fest den Indianer von den Juden abstammen lassen, wohl nie eine solche indianische mit einer jüdischen Markt- und Schacherscene aufmerksam verglichen haben können.

Wenn man die Wälder der Ziegeninsel durchstreift, das ganze Eiland am Ufer umwandelt, die drei Schwesterinseln besucht und auf der Brücke, die über einen Nebenarm der Fälle gebaut ist, zur Lunainsel hinübergeht, so erstaunt man wirklich über den Reichthum von reizenden Situationen, in die man sich hier versetzt fühlt.

Die Inseln sind durch pfeilschnell schießende Kanäle des Niagara von einander getrennt. Manche von ihnen, handgreiflich nahe, sind daher nie von einem Menschenfuß betreten worden. Hie und da sind die Kanäle von gescheiterten alten Baumstämmen verstopft. Wo eine Brücke hinabführt, wie bei dem reizenden kleinen Luna-Eiland, da fühlt man sich, wie an Bord eines Schiffs, das Sicherheit gewährend mitten im Aufruhr der Elemente schwimmt. An vielen Stellen kann man bis hart an den Rand des Verderbens und der in die Tiefe abschießenden Wasserwucht hinangehen und hundertmal wie jenes Mädchen denken: „Oh, wie fühle ich mich leicht! Könnte ich nicht wie ein Ballon gleich diesen Nixen in die Luft hinaushüpfen!"

Goat-Island ist wie eine Schweizer Gebirgsscheune gebaut. Während man auf der einen Seite mit einem Vierspänner auf flachem Boden hineingefahren ist, sieht man sich am andern Ende auf einmal auf dem Dache des Hauses und muß auf Treppen tief zum untersten Fuße, den das Wasser bespült, hinabsteigen. Wir gingen auch hier hinunter und besuchten die sogenannte Höhle der Winde (cave of the winds), zu der ein schlechter und schlüpfriger Felsenpfad führt.

Diese Windhöhle ist etwas ähnliches wie die Partie „hinter dem Tuche" auf der canadischen Seite. Sie wird durch jene von den amerikanischen Fällen abgesonderte kleinere Kaskade gebildet, auf die ich oben hindeutete. Diese wundervolle Kaskade schießt in einem weit ausgreifenden Bogen über eine gigantische und tief ausgehöhlte Nische der Felsenwand Goat-Islands hinweg. Die theilweise zurückrollenden Gewässer erfüllen die Nische mit mächtigen und stürmischen Staubwirbeln. Die eskimoartige Bekleidung in einer benachbarten Hütte, und die Anschauungen und Abenteuer in der Höhle selbst sind denen ähnlich, die ich „hinter dem Vorhange" geschildert habe. Wiederholt kann man so etwas in der Wirklichkeit

mit frischer Freude genießen, nicht aber in der Beschreibung. Mit dieser eile ich nun dem Hauptziele des ganzen amerikanischen Ausfluges, dem berühmten prospect-tower zu, der in der Nähe des Westendes von Goat-Island errichtet ist.

Jedes ordentliche Pferdehufeisen hat bekanntlich an seinen beiden Enden zwei eiserne Pflöcke, um die Thiere vor dem Ausrutschen zu bewahren. Das Niagara-Hufeisen hat auch seine zwei Pflöcke an den Enden. Der eine ist jener table-rock auf der canadischen Seite und der andere auf der amerikanischen ist ein Felsenkopf, auf den man den genannten 50 Fuß hohen Thurm gebaut hat.

Es ist, anders als der table-rock, der bloß vom trockenen Ufer herausspringt, ein halbtrockenes Kap, das schon halb in den Fällen selbst mitten aus dem Wasser aufspringt und von dessen Abhängen dieses nach allen Seiten hin überstürzt. Man hat von Block zu Block eine lange Brücke dahin gebaut und mit ihrer Hülfe erreicht man den Thurm, der ohne Zweifel eine der schönsten Warten der Welt ist.

Auf der Spitze ist eine eiserne Gallerie, und von dieser Gallerie aus, auf welcher man über 250 Fuß hoch über der Oberfläche des Kessels schwebt, gewinnt man noch nähere, tiefere und schönere Einblicke in den ganzen Cirkus. Wir hatten einen herrlichen Morgen, wir bildeten eine kleine angenehme und im Naturenthusiasmus befreundete Gesellschaft und wir genossen die Dinge im vollsten Zügen. Wir sahen deutlicher als sonst irgendwo jenen innersten Nabelpunkt, in dem der ganze Fluß zuerst zusammenknickt, und um den sich alles zu drehen scheint. Wenn man bei diesem Punkte den Strom ruhig und im Alltagsschritt heranfließen und dann jählings einbrechen und in die Tiefe sinken sieht, so hat man das Gefühl wie beim Umschlagen eines großen Baumes, oder wie beim Einsturz eines mächtigen Gebäudes. Man denkt an das große Dampfschiff Arctic, das auch auf einmal mit allem, was es enthielt, so

urplötzlich in die Tiefe sank. Nur ist hier ein Einsturz, bei dem mitten in dem Staub- und Trümmergraus sich erst ein rechtes schönes Gebäude gestaltet. Es ist ein Schiffbruch, bei dem der Sturm erst rechtes Leben und Regen, blähende Segel, krystallene Mastbäume schafft und einen tiefen Schiffsraum von übergewaltigen Dimensionen aushöhlt. Es ist ein gefällter Baum, bei dem die zersplitternden Zweige im Sturze so zu sagen in Millionen Blüthen und frischen Nebenästen ausschlagen. Auch einem langen einförmigen und einfarbigen Gewebe könnte man den Niagara vergleichen, das über die Felsen wild dahin geschleift wird. Es zerreißt in unsäglich viele Fetzen und Fäden, es zerstäubt in Atome. Aber auf der Stelle ist ein ganzes Werkhaus voll von unsichtbaren Arbeitern bei der Hand, welche die Fetzen und Fädchen von Neuem verweben und sie in wenigen Minuten als farbige Flaggen, Schleier und langschleppende Tücher herabwallen lassen, als hätten die Bürger Venedigs bei einer Dogenwahl plötzlich alle ihre bunten Teppiche zu den Fenstern hinausgehangen.

Viel gerühmt sind überall in der Welt die Regenbögen. Aber sie müssen alle die Segel streichen gegen die Iris, die hier im Niagaraschaum sich badet. Zu Zeiten sieht man mehrere Wasserstaubbögen in den verschiedenen Partien des Falles zugleich. Es sind ganze Ringe und auch Trümmer von Ringen. Ja mitunter sind es nicht nur solche dünne, magere Ringe, sondern ganz goldig oder roth gefärbte Massen, die wie Flammen aus dem Wasserkessel emporflackern. Zu einer wundervoll vorbereiteten Grundlage, von der sie sich lebhaft abheben, dient ihnen jene schneeweiße Oberfläche des tiefen Kessels, der wie mit einer dicken Masse der reinsten Milch gefüllt erscheint, und der auch wohl der Milchstrom (the river of milk) genannt wird. Als wir von der Höhe unseres Thurmes einmal zum amerikanischen Falle hinüberblickten, sahen wir auch diesen in Flammen stehen, aber nur an der äußersten Spitze, an

seinem untersten Fuße, wo rothglühende Staubwolken sich aufwälzten, während die übrige Masse des Falls im dunklen Schatten blieb. Ich gedachte des Alpenglühens.

Aber wie die hellen Tage, so produciren hier auch selbst die finstern und wolkigen Regentage ihre eigenen großartigen Effekte. Niagara im Ungewitter ist in seiner Art nicht minder anziehend, als Niagara im Sonnenschein. Natürlich muß aber das schwere, dicke Ungewitter oben auf dem Plateau hinter den Kaskaden aufziehen. Bei unserer mannigfaltig abwechselnden Herbstwitterung hatten wir auch dieses Schauspiel. Der ganze Himmel im Süden war zuweilen in schwarze Wolken gekleidet. Wie ein blendend weißes Schnee- und Eiszapfengehänge stachen dann die Katarakten gegen diesen dunklen Hintergrund ab. Es schien als seyen sie selber der Ausguß des Himmels und als stiegen sie aus jenen unheilschwangern Wolken wie so viele wirbelnde Tromben hernieder. Unsere Ungewitter waren leider nur ungeladene Batterien. Aber im Sommer, wenn Donner und elektrische Entladungen sich dazu gesellen, und wenn die Blitze das ganze gigantische Bild aus der Finsterniß aufleuchten und wieder verschwinden lassen, sollen die Effekte noch unvergleichlich viel zauberischer seyn.

Ein Niagara-Besucher muß nicht erwarten, daß er Alles sehe. Denn diese Wasserfälle, wenn man ihre ganze akustische, optische und artistische Fülle erkennen will, verlangen ein langes Studium. Ich habe daher von ganz besonderem Glück zu sagen, daß ich hier auch ein herrliches Phänomen erblickt habe, dessen Beobachtung, wie ich höre, nicht Vielen zu Theil werden soll. Nur an einigen Tagen in jedem Monate ist der Mond so voll, sein Licht so stark, daß er einen deutlichen Mondbogen im Wasserschaum erzeugt. Und recht oft werden dann diese kurzen Momente, die ohnedieß die meisten verschlafen, noch von ungünstigem Wetter verkümmert. Mir aber wurde, wie gesagt, dieser unvergeßliche Anblick zu Theil. Ich hatte

mich mit einem trefflichen Manne, einem ehrwürdigen Geistlichen aus Canada, zu mehreren Ausflügen von Cliffonhouse associirt. An einem regnigtem Abende, spät, nachdem die gewöhnliche zahlreiche Gesellschaft sich verlaufen hatte, traten wir auf den Balkon des Hauses und sahen zu unserer Verwunderung, daß der Himmel sich völlig wieder abgeklärt hatte und der Vollmond ziemlich hoch am Firmamente stand. Wir vermutheten, daß es unter diesen Umständen vielleicht einen Mondbogen geben könnte, und brachen sogleich zu den Wasserfällen auf. Ungefähr gegen 11 Uhr kamen wir auf dem Tafelfelsen an. Das ganze große Gemälde lag in der schönsten Mondbeleuchtung vor uns; die mächtigen Wasserergüsse von allen Seiten silberig erglänzend, die Festlandpartien und die waldigen Inseln dunkel dazwischen, und dann bei beiden Katarakten ein farbiger Reflex des lichten Gestirns. Beim amerikanischen Falle war folgendes zu bemerken: es stand ein Stück von einem breiten lichten Bogen, etwa ein Sextant, gerade dem Wasserfalle gegenüber, in den aus ihm hervorwallenden Staubwolken aufgebaut, und zwar so, daß der Mondbogen den Halbbogen der Kaskade mit dem Fuße berührte und dann beide in entgegengesetzten Richtungen sich auseinander krümmten. Der Mondbogen war in der Hauptsache ein breiter schöner Lichtstreifen, mit sehr zarten röthlichen und bläulichen Tönen. Er sah, fast möchte ich sagen gespenstisch aus. Es war, als ob die Kaskaden sich in ihrem eigenen glänzenden Staube abspiegelten. Es war wunderschön. Aber noch viel zauberischer waren die Phänomene beim Hufeisenfalle, bei dem man denn seinen Dimensionen gemäß überhaupt alle Erscheinungener vollkommener wahrnimmt. Nicht ein Mondbogen, sondern ein vollständiger Farbenkreis oder Lichtring von ziemlich bedeutendem Umfange schwebte in schräger Lage mitten in jener großen Milchschüssel im Angesichte des Sturzes. Die Farben des Ringes waren zwar nicht scharf ausgeprägt, wir konnten nur einen leisen Schimmer von blau und roth erkennen; die leuchtende Kraft

des Ringes aber war so stark, daß er mit den dunkeln Wänden des Thales in recht glänzenden Contrast trat. Auch war er so vollständig, so rund, so scharf geschnitten, fast wie Silberschmiedarbeit. Wir waren bei diesem wahrhaft zauberischen Anblicke entzückt, und wunderten uns nicht wenig, daß wir bei diesem Entzücken so einsam waren und rund herum kein einziges Menschenkind zu finden war. Ich gedächte bei diesem fliegenden und leuchtenden Ringe an die Kränze, welche die herrlichen Viktorien Rauchs in unserer Walhalla auswerfen, und mir erschien Diana, die holde Mondgöttin, wie sie oben auf der Höhe der Katarakten saß und sich ergötzte, der Welt solche Silberkränze zuzuwerfen.

Der Niagarafluß ist oberhalb der Fälle ungefähr eine Meile breit. Auf der Linie der Katarakten selbst zieht er sich schon etwas zusammen, und unterhalb, wo die Fälle ihre großen Löcher ausgegraben haben, vermindert sich diese Breite plötzlich auf ein Drittel, auf etwa 1500 Fuß. In einer Entfernung von $1^1/_2$ Meilen von den Fällen vermindert sich diese Breite abermals um die Hälfte. Der Fluß ist hier auf einen schmalen Streifen von 700 Fuß Breite zusammengeschnürt. Es ist etwa der achte Theil der gewöhnlichen Breite oberhalb der Katarakten. Diese Zusammenschnürung dauert auf einer Länge von ungefähr 200 Ellen an. Dann breitet sich der Canal wieder aus und behält bis zum Ausfluß in den Ontario so ziemlich dieselbe Breite von durchschnittlich 1600 Fuß bei. Jene Flußenge im Niagara unterhalb der Katarakten ist für Wegebau und Länderverbindung eine der merkwürdigsten Stellen im ganzen Lorenzosysteme. Auf der ganzen tausendmeiligen Linie, auf welcher die Gewässer dieses Systems die Grenze zwischen Canada und den Vereinigten Staaten bilden, kommt keine solche Annäherung der Ufer wieder vor. Es ist die größte Enge, durch welche irgendwo diese großen Wassermassen sich durchdrängen. Es ist daher auch bis jetzt der einzige Punkt in dem ganzen Bassin, an welchem es gelungen

ist, den Süden mit dem Norden auf trockenem Wege zu verbinden. Eben zur Zeit unseres Besuches in diesen Gegenden hatte man jenes bewundernswürdige Kunstwerk, die Niagara-Hängebrücke zu Stande gebracht und beinahe bis zum letzten Hammerschlage vollendet.

Die Geschichte dieser Brücke ist so interessant, wie der Anblick des Werks. Seit zehn oder mehr Jahren haben sie wie die Spinnen an diesem Eisendrahtgewebe zur Verknüpfung Canada's und der Union gesponnen, sich in verschiedenen Versuchen erschöpft, nach Zerstörung des Vollendeten durch Naturgewalten von Neuem begonnen und am Ende über alle Hindernisse triumphirt. Da der Fluß hier beinahe so tief als breit ist, so war eine Errichtung von Pfeilern außer aller Frage. Da er innerhalb der Enge, wenn auch ohne Sturz, doch schwindelnd schnell dahin schießt, so war auch eine Schiffbrücke außer Frage. Ja nicht einmal ein kleines Boot konnte hier durchpassiren, um den ersten Strick zur Anknüpfung der Verbindung hinüberzutragen. Es blieb nichts anderes übrig, als es, etwa in der Weise wie die Spinne ihren Faden von Baum zu Baum schwingt, durch die Luft fliegen zu lassen. Man verfertigte papierne Segel, sogenannte „Drachen" (Kites), paßte den rechten Wind ab, und befrachtete jene Luftboote mit den ersten dünnen Drähten, die auf diese Weise von den Vereinigten Staaten nach Canada hinübergetragen wurden. Als man so nur erst einen kleinen Haltpunkt gewonnen hatte, war es leicht, dickere Stricke längs der dünnen befestigten Drähte hinüberzulootsen, und man verdickte die Stricklinien endlich so, daß am Ende ein Korb und ein Mensch daran hängen und hinüberrollen konnten. Man vermehrte und verstärkte die Stricke wieder, vergrößerte den Korb, errichtete am Ufer Räder- und Maschinenwerke zum Hin- und Herziehen des Korbes. Es kam auf diese Weise eine regelmäßige Brückenverbindung über den Abgrund zu Stande, die wenigstens so viel leistete, wie die alten peruanischen Seil- und Hängemattenbrücken. Wie einzelne Passagiere, so

konnten nun auch Arbeiter und neue Fortifikations-Materialien hin- und hergeschafft werden. Es wurde endlich eine schmale schwebende Kettenbrücke für Fußgänger zu Stande gebracht. Diese zerriß zwar wieder im heftigen Sturm; aber da man einmal die Ausführbarkeit der Sache erkannt hatte, fing man frisch von Neuem an und ist denn nun, wie gesagt, jetzt endlich von jenem ersten dünnen kaum sichtbaren und durch einen Papierdrachen hinübergelootsten Faden zu einem großartigen, schönen Hängebrückenwerke gelangt, das in der Welt seines Gleichen sucht, sowohl in Bezug auf die Solidität als die Eleganz der Ausführung. Die Eisendrahtschnüre, in denen diese Brücke hängt, sind so dick wie Mastbäume. Sie haben dabei eine Länge von mehr als tausend Fuß. Die Thürme, welche sie tragen, sind Meisterstücke der modernen Architektur. Das in einer Höhe von 250 Fuß schwebende Bauwerk besteht aus zwei Etagen. Oben läuft ein Schienenweg hin für die Lokomotiven und Eisenbahnzüge, und unter ihnen hängt ein breiter geräumiger Corridor für Fußgänger, Reiter und mit Pferden bespannte Wagen. Die letzteren passirten bereits frei hinüber und herüber. Die ersteren erwarteten noch das Zeichen zum Anfange. Merkwürdig ist es, daß man diese schweren und schnellen Lokomotiven für die Sicherheit des Baus weniger zu fürchten scheint, als die Fußgänger, gegen welche letztere wir eine strenge Strafandrohung am Eingange der Brücke angeheftet fanden. Das Edikt lief da hinaus, daß alle größeren Gesellschaften, alle Truppenkörper und Processionen sich vor der Brücke aufzulösen und bei scharfer Strafe zu hüten hätten, im Takte über die Brücke zu marschiren. Musikbanden, so hieß es ferner, dürften spielend nicht anders als in einem Wagen die Brücke passiren, um alle Veranlassung zu taktmäßiger Bewegung zu vermeiden. Es scheint also, daß man auch hier von den kleinen, aber wiederholten Einwirkungen schlimmere Effekte erwartet, als von großen vorübergehenden, von den langsamen, aber stets in derselben Weise

wiederholten Tritten einer Musikbande mehr Gefahr, als von den rasch und mit ausdauerndem Druck dahinrollenden Eisenbahnzügen. Vielleicht könnte ein einzelner Mensch, wenn er in der Mitte der Brücke sich acht Tage lang auf und abschaukelte, die Schwingungen allmählig so heftig machen, daß er im Stande wäre, das ganze Werk zu zerreißen. Allerdings will man aber auch gegen die Lokomotiven Vorsichtsmaßregeln ergreifen. Doch sind diese Vorsichtsmaßregeln wunderlicher Natur. Sie bestehen nämlich darin, daß man den Ketten zu der Last, die sie schon zu tragen haben, noch mehr Ladung aufpackt. Man gibt der Brücke einen Ballast von einigen hundert Tonnen, die, wie man mir sagte, in Form von dicken eisernen Blöcken auf dem ganzen Werke vertheilt werden. Es soll dadurch eine konstantere und unverrückbarere Straffung erzielt werden, als man sie bei der ersten Anspannung der Ketten oder Drähte über die Thürme bewirken konnte.

Wenn die ganze Menschen= und Waarenströmung auf dieser Brücke erst in vollem Gange ist, so wird es einer der wirksamsten und folgenreichsten Uebersetzpunkte von der Union nach Canada werden, und beide Länder in noch viel innigere Beziehung als bisher bringen. Es wird darin eine ihrer Hauptklammern geschmiedet seyn. Schon jetzt haben sich in der Nähe der Brücke neue Häuser, ganze Straßen gebildet. Der neue im Entstehen begriffene Ort wird vielleicht einmal mit den Ortschaften bei den Wasserfällen zu einem großstädtischen Marktplatze zusammenwachsen.

Leider, leider habe ich mich auf dieser Brücke vergebens nach einer Bezeichnung der Grenzen zwischen Canada und den Vereinigten Staaten umgesehen. Freilich läuft diese Grenze, da sie, wie schon gesagt, mitten durch den Strom gelegt wurde, auch mitten quer über die Brücke weg. Aber sie sollte doch im Namen der Menschlichkeit ganz haarscharf mit einem weißen Striche bezeichnet werden. „Daran hat man noch nicht gedacht," sagte man mir, als ich mich

wiederholt und eifrig darnach erkundigte. Die Brücke ist durch gemeinsame amerikanische und canadische Anstrengungen zu Stande gekommen und gehört den beiden Ländern auch gemeinschaftlich. Ich wiederhole aber, „im Namen der Menschlichkeit und der Menschenrechte“ sollte man jene Grenze scharf bezeichnen und die Gemeinschaft des Brückeneigenthums aufheben. Denn zwei Staaten, von denen der eine die allgemeinen Menschenrechte anerkennt, der andere aber nicht, vielmehr das abscheulichste Unrecht, nämlich Menschensklaverei beschützt, sollten gar kein Eigenthum, geschweige denn die einzige ihre Territorien verknüpfende Grenzbrücke mit einander gemeinschaftlich haben. Wie wichtig kann der Umstand für die armen geplagten und flüchtenden Neger werden, daß der Anfang der sklavenbesitzenden Union und des freien Canada haarscharf bezeichnet sey. Schon jetzt, da die Brücke kaum eröffnet war, sind Fälle vorgekommen, bei denen vermuthlich jener weiße Streifen gute Dienste geleistet haben würde. Man erzählte mir, daß noch kürzlich ein Negerflüchtling, von seinen Gewalthabern verfolgt, die Brücke eilenden Fußes betreten habe. Er war schon ein Stück weit vorgedrungen, da erreichten ihn seine Verfolger, legten ihre verruchten Hände auf seine nackten Schultern, nahmen ihn gefangen und zerrten ihn zurück. Wo dieß geschehen sey, ob nahe bei Canada oder nahe beim amerikanischen Ufer, wußte man mir nicht anzugeben, eben so wenig auch, ob man die Sache einer genauen Untersuchung gewürdigt habe.

Die Nachbarschaft der Niagarakatarakte ist schon jetzt einer der beiden vornehmsten Punkte, denen die bedauernswerthen Opfer der amerikanischen Sklaverei zur Rettung zueilen, und wird dieß nach vollständiger Eröffnung der Brücke wohl noch in höherem Grade werden. Der andere Hauptpunkt ist in der Nachbarschaft von Detroit bei dem Isthmus zwischen den Seen Erie und Huron. Dort bei Detroit ist die Einwanderung der schwarzen Flüchtlinge noch viel stärker,

als bei Niagara. Detroit liegt etwas südlicher und westlicher, und ist vom Mississippi aus, der großen Hauptader der Sklavenstaaten, viel leichter zu erreichen. Es sind in den letzten Jahren schon Tausende dort herübergekommen. Indeß geschieht die Flucht nicht bloß über jene beiden bezeichneten brückenartigen Länder-Isthmusse, sondern auch längs der ganzen Ufer der Seen Erie und Ontario. Nicht bloß die brittischen, sondern auch die meisten amerikanischen Dampfschiffcapitäne sind menschlich genug, wo sie es nur einigermaßen mit Umgehung des anstößigen „Flüchtlingsgesetzes", das kein Christ als etwas Gesetzmäßiges anerkennen sollte, können, die armen Flüchtlinge, die in den Seenhäfen anlangen, zur gegenüberliegenden Küste hinüberzufördern. Wie bekanntlich in vielen Städten des Innern der Union, so ist es namentlich auch in diesen Grenzorten Niagara und Detroit seit dem Flüchtlingsgesetze zu den außerordentlichsten und skandalösesten Auftritten gekommen. Die Sklavenbesitzer, die Menschenjäger mit ihren Trabanten und verruchten Gesellen sind seitdem hier in diesen Grenzorten ganz öffentlich erschienen und haben ihr Menscheneigenthum auf offener Straße ergriffen, und sie haben hier an der Grenze Canada's dem Volke, das wohl für die Neger Partei nahm, zuweilen förmliche und blutige kleine Gefechte geliefert. Eines dieser monströsen Gefechte entspann sich einmal an offener Tafel in einem der schönen Hotels in der Nähe der Katarakten. Ein aus dem Süden herangereister Naturbewunderer und Sklaventyrann erkannte beim Mittagessen in dem aufwartenden Neger, der ihm die Suppe reichte, einen seiner früheren Sklaven. Der Neger erkannte auch in demselben Augenblick seinen Herrn und machte Miene zur Flucht übers Wasser. Der Tyrann aber versuchte ihn, wie gesagt, an offener Tafel zu packen und fest zu halten. Sie rangen mit einander. Die andern schwarzen Diener suchten ihrem Bruder beizustehen und verwandelten, da sich auch bald eine Partie für den Herrn fand, Teller, Löffel, Gabeln, Stühle

in Waffen und Geschosse. Es entstand ein Gefecht, das sich auch auf die Straße ausbreitete, und in dem am Ende der Arm der Gerechtigkeit (?) dem Unrechte den Sieg verleihen mußte. — Doch, ich will mich hier einstweilen in diese schwarzen Angelegenheiten noch nicht zu sehr vertiefen. Ich will nur noch einmal wiederholen, daß man doch ja jenen weißen scharfen Grenzstrich auf der Brücke nicht vergessen sollte, und wandere einstweilen über dieses Prachtgebäude zurück, um noch einige benachbarte herrliche Naturwunder in Augenschein zu nehmen. Eine halbe Meile unterhalb der Brücke ist der berühmte Wirbel (the whirlpool). Die Scene ist wieder, wie die meisten Einzelheiten an diesem reichen Erdfleck, allein einer Reise werth. Der Niagara, d. h. alles Gewässer, das aus dem riesigen Seebecken des Erie, des Huron, des Michigan rc. ausfließt, rieselt hier pfeilschnell durch jene Brückenenge hindurch und schießt in einen ziemlich cirkelrunden Kessel hinein, der dem Hochplateau des Landes eingesenkt ist. Die hohen, schön bewaldeten und mannigfach abgestuften Wände des Plateau's schwingen sich rund um den Kessel herum und lassen außer dem engen Eingange von Süden noch einen eben solchen Ausgang nach Osten frei. Der Kessel hat ungefähr zweimal die Breite des Flusses. Dieser schießt geradeswegs gegen das gebogene Norduser an, das ihn auffängt und herumwirft. Die ganze colossale Wassermasse wird dadurch in schwingender Bewegung zurückgeführt, schlägt mächtige Kreise und dreht sich um einen einzigen Centralpunkt. Die Gewässer werden freilich gleichzeitig immer unterwärts wieder hinausgeschafft. Aber einzelne Partien von ihnen müssen doch sehr lange, ohne den Ausweg finden zu können, im Kessel bleiben. Denn man hat folgende zwei Beobachtungen gemacht, erstlich daß Holzblöcke wohl zwei, ja drei Monate lang in dem Kessel geduldig mit dem Wasser cirkulirten, ohne weiter geschwemmt zu werden, und zweitens, daß die Gewässer an der canadischen Seite, gegen die sie anstürmen,

bedeutend — Ingenieure sagen 11 Fuß — höher stehen, als an der amerikanischen. Die ganze Theorie dieses Kessels und die darin stattfindenden merkwürdigen Bewegungen und Erscheinungen nach hydrostatischen Gesetzen mathematisch zu erklären, möchte wohl selbst einem Biot noch ebensoviel Kopfrechnens machen, wie dem Aristoteles die Erklärung jenes Wirbels bei Euböa. Böten Scylla und Charybdis bei Messina nur einen halb so großartigen Anblick dar, wie dieser Niagara-Whirlpool, dann würde man es begreifen, warum die Alten so viel Wesens von ihnen machten.

Wer einmal von Geburt an von einem unwiderstehlichen Natursinne und Drange beherrscht wurde, reißt sich schwer von solchen Scenen los, und wer hier eifrig an den Rändern des großen Riesenkessels streifte und forschte, enthält sich schwer, der „lieben," leider so zeitgemäßen Kürze willen, den deutschen Leser nicht noch überall auf Schritt und Tritt mit sich herumzuführen. Indeß, es sey! besteigen wir den Wagen und lassen wir uns zu neuen Anschauungen fahren. Ich sage „fahren;" denn leider ist für den Fußgänger in dieser Gegend noch bei weitem nicht so gut gesorgt, wie bei den meisten der vielbesuchten Naturwunder in Deutschland. Ganz Amerika hat überhaupt mehr Eisenbahnen als Fußpfade, und hier bei Niagara fand ich — wenigstens um diese Jahreszeit — keinen gangbaren, mit einziger Ausnahme jenes Indianer-Felsenpfades, auf dem ich hier ankam.

Parallel mit dem Strome läuft längs des canadischen Ufers ein Landabsatz, den ich freilich nur eine Strecke weit verfolgte. Er zieht sich um einige hundert Ellen vom schroffen Abhange zurück. Vielleicht ist dieß ein Theil des alten Flußufers, das der Fluß bespülte, als er auch hier noch so breit war, wie er nun oberhalb der jetzigen Kataraktenist, und ehe er sich noch in sein jetziges tiefes und enges Bett eingegraben hatte. Erst auf dem Rande dieses Ufers ist man auf der eigentlichen Höhe des Isthmus-Plateaus angelangt. Auf

dieser Höhe zwei Meilen landeinwärts liegt eine Ortschaft, Lundy's Lane, und daneben das in der amerikanischen Geschichte berühmte Schlachtfeld, genannt „Lundy's Lane Battlefield.“ Es wurde hier in dem letzten englisch-amerikanischen Kriege eine der blutigsten Schlachten gefochten, wie denn überhaupt der ganze Niagara-Isthmus und der ganze Niagarastrom von Erinnerungen an die Streitigkeiten und Kriege zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien voll ist. Die Schlacht von Lundy's Lane war, wie unser Kutscher sich ausdrückte, ein „witch and witch game,“ d. h. ein unentschiedenes Spiel, in dem beide Parteien sich den Sieg zuschrieben. Doch ich muß gestehen, ich interessire mich sehr wenig für diese zwischen Britten und Amerikanern gefochtenen Schlachten, und fuhr daher auch einzig und allein der beiden hölzernen Prospektthürme wegen, die man dort errichtet hat, nach Lundy's Lane hinaus.

Auf der Spitze jener Thürme genießt man eines ganz ausgezeichneten Ueberblicks des Landes. Man hat einen ziemlich großen Theil der breiten Länderbrücke zwischen Erie und Ontario in einem weiten Panorama unter sich. Dieser Isthmus ist ungefähr 25 Meilen breit und etwa 60 Meilen lang. Außer dem natürlichen Kanale des Niagaraflusses schneidet auch der Welland-Kanal, ein vielgepriesenes Kunstwerk, von See zu See quer durch ihn hindurch. Auch mündet der Erie-Kanal in einem seiner Winkel aus. Längs des Niagarastroms laufen auch jetzt auf beiden Ufern zwei transversale Eisenbahnen. Der Länge des Isthmus nach gehen zwei Eisenbahnen von den Vereinigten Staaten nach Canada hinüber. Eine folgt der Küste des Erie, die andere dem Ufer des Ontario. Eine dritte geht nun, da die Brücke vollendet ist, gerade durch die Centrallinie des Isthmus, der sich übrigens im Laufe der Zeiten noch mit andern Wegearbeiten und Kunstwerken bedecken wird, da er neben dem Isthmus von Detroit das vornehmste trockene und

continentale Naturband zwischen Obercanada und der Union vorstellt. Der Niagara-Isthmus gehört fast ganz nach Canada und bildet drei canadische Grafschaften, die unter dem Namen: „der Niagaradistrikt“ vereinigt sind. Obwohl eine der bevölkertsten Gegenden Canada's, so ist doch nach unsern deutschen Begriffen die Bevölkerung auch hier noch sehr gering. Es leben etwa 800 Seelen auf einer (deutschen) Quadratmeile. Auch ist noch kaum ein Drittel des Landes unter den Pflug gebracht.[1] Wenn man das Land so von einer Thurmspitze unter einem sehr schrägen Augenwinkel überblickt, so bemerkt man von Cultivirung und Bevölkerung außerordentlich wenig. Man glaubt vielmehr einen, völlig mit endlosen Wäldern erfüllten Landstrich vor sich zu haben. Es ist hier in der That eine der interessantesten Waldaussichten, wie man sie nur in Canada haben kann. Das Plateau schlägt hie und da schwach erhobene Bodenwellen, und dieß bewirkt, daß alle die mit Wald übergossenen Wellen sich eine über der andern hervorheben, und zahlreiche Baummassen hinter einander auftauchen lassen. Man glaubt in einem Meere von Vegetation zu stecken. Selbst wenn man mit dem Perspektive im Dunste des äußersten Horizontes sucht, so zerlegt sich dieser Dunst noch in eine Menge langgestreckter Linien, die alle schwächer und schwächer gefärbte Laub- und Vegetations-Schichten darstellen.

Ich wollte, ich könnte sagen, ich hätte auf dieser Thurmspitze schließlich von Niagara Abschied genommen. Aber der Abschied von diesem Erdflecke wird einem ziemlich schwer gemacht. Ich hatte meinen Rückweg querfeldein über die sogenannte brennende Quelle (the burning spring) genommen, die zwei Meilen oberhalb der Fälle liegt. Und ich gewann auf diesem Wege wieder einige so

[1] Ein canadischer Statistiker sagt (1848) von jenem Isthmus oder von dem Niagaradistrikte, er habe 43,100 Einwohner, 162,000 Acker cultivirten und 324,000 Acker uncultivirten Landes.

total verschiedene Ansichten der großen Naturscene, daß sie mir als eine ganz andere und als eine ganz neue erschien, und daß ich neue Studien beginnen mußte. Höchst überraschend ist z. B. der Anblick, wenn man aus einem der Hohlwege, die jene oberste Plateaustufe, jenes alte Flußufer durchbrechen, hervorkommt, und dann am Ende dieses Hohlweges auf einmal das schöne Bild gewahrt. Es erscheint hier sehr verkürzt und comprimirt. Einige Hauptansichten bieten sich auch von diesem hohen Ufer aus dar, längs dessen man weit fortfahren kann. Es ist hier der höchste Strich, den man in der Nähe gewinnen kann, und man hat daselbst die Katarakte so viel als möglich, d. h. freilich nur etwas weniges unter sich gebracht. Die Ansicht wird besonders eigenthümlich, wenn man auf diesem hohen Ufer allmählig dem Wasserfalle ganz in den Rücken kommt. Man gewinnt hier einen Punkt, wo man in jene oft berührte innerste Abfallsstelle der Gewässer etwas hineinblicken kann, und wo am Ende diese Stelle die Hauptsache zu seyn scheint. Mehrere Maler haben auf ihren Darstellungen besonders diese Seite (es ist die Südwestseite) zu gewinnen gesucht und den Fluß so dargestellt, daß man nur eben jenen Einsenkungswinkel erblickt. Der Strom verschwindet und sieht wie plötzlich abgeschnitten aus. Nur aus einigen wenigen Andeutungen von Staub und Schaum erräth man, was weiter unten geschieht. Diese Bilder des Niagara könnte man mit den Portraits vergleichen, auf denen man einen Menschen von der Rückseite dargestellt sieht, höchstens mit einer leisen Andeutung seiner Nase, die dennoch beinahe die ganze Physiognomie errathen läßt.

Außer jenen reizenden indianischen Magazinen, von denen ich sprach, haben sich auch noch viele andere Nebendinge in der Nachbarschaft der Katarakten angesammelt, zum Beispiel kleine Museen, unter denen eines eine ganz vortreffliche, vollständige und gut geordnete Sammlung von allen canadischen Thieren enthält. Man

kann manche auszufüllende Zwischenstunden trefflich und nützlich darin verbringen. Auch findest du nach dem Geschmacke des Landes hie und da wilde Thiere lebend an deinem Wege. Vor dem einen Häuschen spielt jeden Morgen ein allerliebster kleiner Waschbär, der dankbar und höchst appetitlich jedes Stückchen Zwieback, das du ihm darbietest, verzehrt. Auf einem andern Hofe sind ein halbes Dutzend Wölfe verschiedener Farbe und Gattung an Blöcke gekettet. Wiederum in einem andern Verschlage findest du ein Paar Büffel aus dem Westen, so nahe deiner Beobachtung dargeboten, wie es in den Prairien selber wohl selten möglich seyn möchte. Sie sind unbändig und wild, haben kürzlich sogar ihren Führer und Fütterer auf die Hörner genommen, und scheinen beständig zu zürnen und zu grollen. An Kaffeehäusern und Restaurants nach Pariser Weise fehlt es namentlich auf der amerikanischen Seite nicht, und längs des canadischen Ufers sind wieder die kleinen Gärten sehr beachtungswerth. Sie sind zwischen dem jetzigen schroffen Stromufer und dem ehemaligen alten, jetzt bewachsenen eingekastet. Sie blicken wie die ganze canadische Uferseite des Niagarastromes nach Osten, und haben daher von den kalten und zerstörenden Nordwestwinden, welche in Amerika ungefähr dasselbe sind, was bei uns in Europa die Nordostwinde, mehr Schutz als die amerikanischen Seite. Das ganze canadische Niagaraufer hat daher nicht nur in ganz Canada selbst das mildeste Klima, sondern ist auch vor dem ihm gegenüberliegenden Saumrande des Staates Newyork bevorzugt. Am 24. October, als schon die Nachtfröste alle Blumen auf dem Isthmus-Plateau zerstört hatten, und auch auf der amerikanischen Seite nichts mehr blühte, fand ich einen jener canadischen Gärten voll der schönsten blühenden Georginen und anderer Blumen, und den Rasen vom frischesten Grün. Es war damals vielleicht der einzige Garten in Canada, der noch eine sommerliche Farbenfülle zeigte. Man sagte uns, die Wasserfälle hätten auch einiges Verdienst dabei,

indem sie das ganze Thal beständig mit erfrischender Feuchte erfüllten und alle Vegetation an den Abhängen selbst mitten in der Sonnenhitze bei Kraft erhielten. Ein Neger, der uns in dem Gärtchen von Busch zu Busch herumführte, pflückte uns unaufgefordert einen kleinen Blumenstrauß und überreichte ihn uns beim Thore mit der den Negern eigenthümlichen Verbindlichkeit. „Der Neger ist noch nicht lange im Lande," bemerkte ein Kenner unter uns; „solche artige Einfälle haben bloß die Sklaven im Sünden; hier im Norden verlieren sie dergleichen sehr bald, werden plumper und gröber." — Diese Blumen, die ein armer Flüchtling uns reichte, waren der letzte Gewinn, den Niagara uns verschaffte. Mit ihnen im Knopfloche und mit unvergleichlich schönen Erinnerungen im Herzen, eilten wir wenige Stunden später auf einer canadischen Eisenbahn davon und langten auf geneigter Fläche, von eigener Schwerkraft gefördert, in dem kleinen Hafen Chippewa an.

XL. Der obere Niagarafluß.

Chippewa ist ein junges Oertchen am Chippewa Creek, der sich aus Canada in den oberen Niagara-River ergießt. Obwohl Eisenbahngelegenheiten nach Buffalo sich in Fülle darboten, zog ich es natürlich vor, mich in Chippewa auf einem Dampfer einzuschiffen, um auch den oberen Niagara noch kennen zu lernen. Wir steuerten bald an Bord eines der schönen, geräumigen, eleganten Dampfer, die hier in ungezählter Menge auf allen Flüssen, Seen und Creeks schwimmen, wie auf den Gewässern in Südamerika die Victoria Reginas, in den breiten Strom hinaus.

Es gibt kein unteres Flußstück in der Welt, das einem oberen unähnlicher ist, als der untere Niagara dem oberhalb der Fälle.

Während jener eine tiefe und geradlinigte Furche bildet, ist dieser eine breite, flache und ruhige Wassermasse. Dort nicht eine einzige Insel in dem engen Graben, hier eine Menge von großen und kleinen Inseln und mehrfachen Armen und Flußspaltungen. Dort sind die Ufer hoch, felsig, malerisch, mit Gärten, Villen und hübsch wechselnden Scenen behangen. Hier sind sie niedrig, einförmig, ziemlich unbewohnt und meistens bewaldet. Es wird lange dauern, bis sie auch malerisch und „romantisch“ werden werden, einige tausend Jahre, nämlich bis die Fälle erst bis Navy-Island oder bis Grand-Island zurückgeschritten seyn werden. Ein sehr merkwürdiger und mir unerklärlicher Unterschied zwischen dem unteren und oberen Niagara ist auch folgender, daß in jenen auf seiner ganzen Strecke nicht ein einziger Nebenfluß, nicht ein einziger kleiner Creek einfällt, während deren bei diesem eine Menge sind; gleich unmittelbar oberhalb der Fälle der schon genannten Chippeway, und dann auf beiden Seiten des Flusses noch viele andere kleinere. Ich habe noch nie ein Werk gefunden, in welchem auf diesen Umstand aufmerksam gemacht wäre, und doch scheint er mir einer Beachtung der Geographen wie der Geologen gleich werth. Hatte der untere Niagara nie Seitenzuflüsse? Und wenn nicht, woher kommt es, daß er in dieser Beziehung in einem so auffallenden Verhältnisse zur oberen Hälfte steht, wie ein astloser Baum zu einem vieläſtigen? Hatte er aber früher Seitenzuflüsse, so fragt man, wo blieben sie bei der supponirten Ausgrabung seines Bettes? Die natürlichste Folge einer solchen Ausgrabung müßte, so sollte man denken, gewesen seyn, daß alle Seitenbäche sich gleichfalls in hohen Kaskaden in den Hauptkanal hinab ergössen. Konnten sie alle auslaufen, versiegen und ihre Thäler sich verwischen? In der That, auch bei diesem Phänomen weiß ich keine Lösung zu finden.

Es war ein ziemlich rauher und kalter Tag, und die Amerikaner an Bord unseres Schiffes lagen alle weitbeinig und

langarmig ausgestreckt auf den Stühlen und Sophas der Kajüte rund um das Feuer herum. „Wenn sie nicht Geschäfte machen, diese Yankees, so schlafen sie, wie die Murmelthiere, wenn sie nicht gerade einheimsen. Auf den Märkten, in der Luft der Börsen und Banken, da flattern sie wie die Schmetterlinge im Sommer. Außerdem aber spinnen sie sich gleich ein, wie die Chrysaliden.“ So sprach zu mir ein Reverend aus Canada, der sich schon auf der Eisenbahn mir angeschlossen hatte. „Glauben Sie,“ erwiederte ich, „daß, wenn wir hier etwas Erkleckliches von Dollar und Cents zu reden anfingen, wir sie wach bringen würden?“ — „Wenn wir ein rechtes Dollar= und Cents=Gespräch aufbringen könnten, so würden Sie bald bemerken, wie erst dieser, dann jener mit den Augen blinzelte und die Ohren spitzte, um zu hören, was es gäbe. Wenn sie sich auch aus Vorsicht nicht gleich in unser Gespräch mengten, so würden sie innerlich sehr bald „wide awake“ (völlig wach) seyn. Besonders wach zeigen sie sich immer, wenn sie durch unsere schöne, fruchtbare obercanadische Halbinsel reisen. Da wittern sie so etwas von einem guten Geschäftchen. „It is a fine country, sprechen sie, we will soon get it.“

Ich ging mit meinen canadischen Bekannten auf dem Verdeck spazieren, und da wir beständig zwischen den beiden Ländern hinfuhren, so war ihre Vergleichung natürlich das beständige Thema unserer Unterhaltung. Mein Freund wiederholte mir dabei nur, was mir schon in Canada selbst als canadische Ansichten ein vielfaches Echo wiederholt hatte. Er meinte auch, wie alle Canadier, daß in Canada weit mehr wahre Freiheit zu finden sey, als in den Vereinigten Staaten. In Canada spreche man sich über alle Angelegenheiten viel unbefangener aus. In den Vereinigten Staaten wage man dieß nicht. Man habe eine gewisse Scheu vor der Majorität, vor dem Mob, vor seiner eigenen Partei, der man sich mit Haut und Haaren hingeben müsse, und von deren Ansicht man

um kein Jota abweichen dürfe, um nicht bei ihr in Mißkredit zu fallen. Viele wahrhaft aufgeklärte und gebildete Amerikaner fühlten sich auch, wenn sie nach Canada hinüber kämen, viel unbefangener und freier, so wie denn auch diese gebildeten Amerikaner und sehr viele der besten und weisesten amerikanischen Staatsmänner keineswegs — und zwar hauptsächlich im Namen der Freiheit — wünschten, daß Canada den Vereinigten Staaten einverleibt würde. Canada wirkt in vieler Hinsicht auf die amerikanischen Parteien als ein wohlthätiger „Check." Seine Forteristenz fördert auch einen nicht geringen Wetteifer zwischen beiden Nachbarn, der sogleich verschwinden würde, wenn die Amerikaner die Eroberung machten, und wenn Yankee-Gewohnheiten und Yankee-Notions bis an den Nordpol allein herrschend würden. Keine Nachbarn zu haben, ist für jedes Volk mehr oder weniger ein Unglück. Die Vereinigten Staaten haben jetzt außer Canada auf dem ganzen Continente nur noch Einen Nachbar, Mexiko. Solche rare Leute sollte man sich möglichst conserviren. Roms Sitten fingen schon an auszuarten, als es aus seinen alten Stadtmauern erobernd hervortrat. Wie wollen die Amerikaner sich vor Entartung schützen, wenn sie sich frei und unbegrenzt über den ganzen Continent ergießen! „Wir Britten," sagte mein Freund, „erachten sie schon jetzt in mancher Hinsicht — wenn ich auch nicht sagen will — als entartete Kinder, doch als aus der Art geschlagen. Wir Britten sind langsamer gewachsen, wie Eichen. Sie sind aufgeschossen wie Pappelbäume. Wir Britten sind den alten Römern zu vergleichen. Amerika ist Neurom, und verhält sich zu uns in vieler Hinsicht, wie das spätere Griechenland zum alten Italien."

Mein Freund stieg mir in seiner Unterredung ein wenig in zu hohe Regionen, und da ich ihn gerne wieder auf einen näher liegenden, faßbareren Gegenstand bringen wollte, unterbrach ich ihn mit einer Querfrage über den sogenannten „nasal-twang" in der Aussprache des

englischen, der den Britten bei den Amerikanern so sehr auffällt, und von dem ich in England bereits so viel gehört hatte. Ich hatte mich selbst schon seit länger ein wenig eingeübt auf das Herauslauschen dieses amerikanischen nasal-twang, d. h. dieses eingenthümlich zischelnden undeutlichen Tones, mit dem sie die englischen Worte durch die Nase stoßen, oder — wie soll ich sagen? — schnattern. Ich hatte auch am Ende wirklich heraus gebracht, was die Engländer darunter verstehen, obwohl ich es dennoch hier nicht deutlich beschreiben kann. Ich fragte meinen Gefährten namentlich, ob dieser sogenannte amerikanische nasal-twang auch in Canada herrsche. Er war der Ansicht, daß der eingeborene brittische Canadier ihn fast eben so stark hätte, wie die Neuengländer. Er selbst, sagte er, habe mehrere in Canada geborene Kinder, und alle seine Kinder, so viel er auch dagegen erzogen und gepredigt hätte, sprächen, wenn sie heranwüchsen, zu seinem Leidwesen das Englische mit dem gewissen amerikanischen nasal-twang, der dem Engländer ebenso unangenehm ist, wie der irische Brogue. Er glaubte daher auch, daß die Natur des Landes etwas damit zu thun haben müsse. Vielleicht afficire das Klima die Sprachorgane, und namentlich auch die Nase der im Lande geborenen auf eigenthümliche Weise. Er glaubte eine Bestätigung dieser seiner Ansicht in dem Umstande zu finden, daß der nasal-twang unter den amerikanischen Landbewohnern, den Farmern und Bauern, noch viel stärker und entschiedener ausgeprägt sey, als bei den Städtern, bei den gebildetsten und besterzogenen natürlich am allerwenigsten.

Unter diesen Gesprächen waren wir endlich den ziemlich langweiligen Ober-Niagara ganz hinaufgeschifft, und sahen nun auf einmal wieder Städte zu beiden Seiten vor uns. Zur Rechten der letzte canadische Ort, Fort Erie, und in der Ferne zur Linken die Thürme und Häusergiebel der zweiten Handelsstadt des Staates Newyork, die Zinnen von Buffalo. Zwischen beiden in der Mitte

hindurch eröffnete sich eine weite Aussicht auf den breiten See Erie. Um den Hafen von Buffalo zu erreichen, mußten wir ein Stück weit auf den See hinausfahren, und ich werde den merkwürdigen Anblick, den er uns darbot, um so weniger vergessen, da er für mich nur für wenige Augenblicke dauerte, und da es mir seitdem nicht gelungen ist, dieses berühmten Gewässers wieder ansichtig zu werden. Das rauhe Wetter, das uns auf dem oberen Niagara begleitet hatte, erwies sich hier auf dem Erie als ein völlig stürmisches. Die Wellen gingen hoch, und unser großer Dampfer, als er aus dem Fluß hervorlief, wurde hin und her geschleudert, wie auf dem Meere. Die uns nahen Wolken flogen eilenden Fußes über das schmale Ostende des Sees, und hinten in der Ferne im Westen thürmten sie sich zu dunkelschwarzen Massen auf. Der See, im Süden von hohem Hügellande eingefaßt, erstreckte sich unabsehbar weit unter dem schwer herabhängenden Vorhange fort. Hie und da fiel ein Dämmerschein des Sonnenlichts auf seine trübe und wild aufgeregte Oberfläche hinab, und bezeichnete sein Vorhandenseyn noch in einer Entfernung von vielen Meilen. Viele Schiffe kreuzten hin und her und schienen, wie wir, mit rascher Bewegung den Hafen zu suchen. Als hätte ich einmal eine Apparition gehabt, so ist mir, sage ich, dieses Bild des Erie, das ich leider so rasch im Hafen von Buffalo wieder aus den Augen verlor, im Gedächtniß geblieben.

XLI. In Buffalo.

Es hat, wie es scheint, die Menschen von jeher, obgleich es doch ganz natürlich dabei zugeht, ein wenig verwundert, daß so ein bloßer Binnensee auch so gewaltig zürnen und fast ganz und

gar eine oceanische Physiognomie annehmen kann, daß Aeolus und Neptun mit ihren Blasebälgen und Dreizacken auf ihm eine Aufregung hervorbringen können, die den Menschen eben so imponiren und eben so viel Gefahr bringen kann, wie die Bewegungen der großen See. Hunderte von Schiffen verschlingen diese Seen alljährlich mit Mann und Maus. „Und doch ist es nur süßes Wasser,“ sagt man. Ein „mare dulcium aquarum“ (ein Meer von süßen Gewässern) nannten die früheren Geographen diesen canadischen Seencomplex auf ihren ältesten Karten, und schienen damit auf etwas besonders Wunderbares hindeuten zu wollen. Wahrscheinlich findet man das Wunderbare nur in der Vorstellung, daß hier so große Wassermassen durch so kleine Ursachen zusammengekommen sind. Alle diese unabsehbaren Seen sind nichts als im Laufe der Jahre zusammengetröpfeltes Regen- und Brunnenwasser, lauter Wolkenniederschlag und Quellenausbruch. Freilich ist im Grunde genommen dasselbe auch beim Ocean der Fall. Auch die weiten Salzmeere sind aus Flüssen zusammengeronnen. Auch sie dampfen in Wolken auf und tröpfeln wieder herunter. Auch da ist kein Tropfen, der nicht das Produkt eines großen Destillationsprocesses wäre. Allein beim ewigen, majestätischen Ocean vergißt man dieß eher. In solchen Fluß- und Seensystemen dagegen hat man jenen Destillationsproceß mehr vor Augen. Man sieht alles deutlicher, ich möchte sa,,.n, wie in einer großen Bierbrauerei, wie die Wassermassen aus allen Röhren zusammenrinnen, wie sie aus einem Faß oder Becken ins andere hinübergezapft werden. Da wundert man sich dann über die colossalen Süßwasserkübel, obgleich es allerdings noch viele größere Gefässe in der Natur gibt, als solche Süßwasserkübel.

Der Erie ist von allen canadisch-amerikanischen Seen der südlichste, und doch ist er keineswegs der am meisten vor Schnee und Eis geschützte. Vielmehr ist er der Eisbedeckung weit mehr ausgesetzt,

als z. B. sein nordöstlicher Nachbar der Ontario. Am Ontario frieren selbst in strengen Wintern nur einige Nebenbaien und Häfen zu, der ganze See bedeckt sich nie auf weiten Strecken, und in milden Jahren geht die Schifffahrt ungehindert den ganzen Winter fort. Er ist durchweg bedeutend viel tiefer als der Erie, der im Ganzen ein sehr flaches Becken bildet, und dessen Ufer oft viele Meilen weit seicht unter der Wasseroberfläche fortlaufen. Er leidet daher in höherem Grade als der Ontario an allerlei Winterübeln, namentlich sein östliches Ende bei Buffalo. Hier bildet der See einen kleinen zehn Meilen breiten Sack, und dieser Sack bedeckt sich beinahe alle Winter der Art mit Eis, daß man sehr häufig mit Wagen und Pferden von Buffalo nach Canada hinüber fahren kann. Selbst wenn die Eisdecke in andern Gegenden des Sees schon gebrochen ist, bleibt doch dieser Sack oft noch lange mit Schollen und Blöcken verstopft. Der Erie erstreckt sich mit seiner Hauptausdehnung von Osten nach Westen, und die kalten Westwinde fegen aus allen Häfen und Buchten das Eis hervor, und blasen es in diesen östlichen Sack hinein. Dahin wird es auch durch die ebenfalls nach Osten gerichtete Strömung der Gewässer getrieben. Der Niagara kann es nur allmählig abführen, und oft treiben sich bei Buffalo noch drei oder vier Wochen Eismassen umher, nachdem alle übrigen Häfen des Sees längst frei geworden. Daher ist denn auch der große amerikanische Eriekanal, der bei Buffalo ausmündet, nicht unbedeutend länger verstopft, als der canadische Wellandkanal, der den Niagara-Isthmus durchschneidet, und dessen Mündung die Engländer außerhalb jenes östlichen Eissacks etwas weiter westwärts hinaus verlegt haben. Manche haben mir gesagt, der daraus für Buffalo erwachsende Uebelstand wäre nicht sehr hoch anzuschlagen. Andere waren aber der Meinung, der Schaden wäre sehr bedeutend. Man hätte es auch längst eingesehen, daß Buffalo eigentlich etwas weiter westwärts liegen solle. Man hätte

auch vorgeschlagen, den Eriekanal eben so wie den Wellandkanal zu verlängern und weiter westwärts ausmünden zu lassen. Dieß sey aber dem Interesse von Buffalo zuwider, und der Einfluß dieser großen City und Corporation habe die Ausführung bisher hintertrieben.

Wie Kingston und Toronto am Ontario, so liegen Buffalo und Detroit am Erie an den beiden Seeertremen. Sie beherrschen die Schifffahrt ihrer Seen, und haben sich alle in kürzester Zeit zu bedeutenden Plätzen erhoben. Buffalo läuft aber allen den Rang ab. Noch in unserer Jugend kannten wir den Ort kaum dem Namen nach, und jetzt ist es eine schon theilweise prächtig gebaute Stadt von nahe an 100,000 Einwohnern. Wahrscheinlich ist es die Annäherung dieser geographischen Position zu der Newyorker Verkehrslinie, die Buffalo den Vorzug gibt. Es beherrscht nicht nur die ganze Länge des Eriesees, es vermittelt nicht nur über den Niagara-Isthmus hinweg den Verkehr zwischen Erie und Ontario, sondern es tritt auch von allen Binnenseeplätzen dem Meereshafen von Newyork am nächsten. Der Hudson bricht durch die Alleganygebirge und verknüpft durch einen wundervollen Naturkanal, welcher fast weniger einem Flusse, als einem Meeresarme gleicht, die Ebenen in der Nachbarschaft der Seen mit den Küsten des Oceans. Er kommt bis Albany hinauf, er reicht mit seinem Nebenarme Mohawk westwärts herum bis in die Nähe der Seen. Das Land ist überall eben und an vollen Wasserbassins reich. Chausseen, Kanäle, Eisenbahnen waren hier leichter ausführbar, als irgendwo sonst südwärts, wo zwischen der Meeresküste und dem flachen Innern die Alleganygebirgsmassen undurchbrochen sich entgegenstellen. Verstopften die Niagarafälle den Ontario nicht im Westen, wären Erie und Ontario eins, so würden jene Chausseen, Kanäle und Eisenbahnen wohl alle irgend einem Punkte des Ontario, z. B. der Stadt Oswego zugeeilt seyn. So aber, wie die Sachen standen,

umgingen sie jene hinderlichen Katarakte und strömten dem Ostende des Erie, der Stadt Buffalo zu, hinter der die Binnenseefahrt ohne weitere Niagarakatarakten tausend Meilen ins Innere fortgeht. Daß der Eriekanal, dieß großartigste Werk amerikanischer Wassercommunikation, nur in dieser Richtung ausführbar war, hat hauptsächlich den Ausschlag gegeben und hat es bewirkt, daß der große Wanderweg für Menschen und Waaren von Osten nach Westen, von der atlantischen Küste zu den canadischen Seen, und zu den großen Mississippimarschen, in Buffalo eine seiner Hauptstationen fand.

Wir erstaunten nicht wenig über die Handelsbewegung, über die Güter- und Menschenfluth, die wir selbst bei einem nur flüchtigen Durchfluge in diesem Orte fanden. Die Häfen, alle kleine Baien und Kanalbranchen sind mit Barken, Booten und Schiffen aller Art vollgestopft, Waaren aller Gattungen auf allen Straßen, an den Ufern und auf allen Kais in Haufen aufgestapelt. Kaufleute, Schreiber, Schiffer, Fuhrleute, Packer dazwischen, wie in dem Gewimmel eines Ameisenhaufens, die Ballen hin- und herschaffend. Ich weiß nicht, ob die Leute das ganze Jahr hindurch so athemlos schaffen, oder ob wir gerade eben eine besonders eilige Zeitperiode trafen. Vielleicht trieb sie schon der nicht mehr ganz ferne drohende Schluß der Schifffahrt durch das Eis.

Tritt man aus dem chaotischen Wasser- und Geschäftsquartiere hervor, so entdeckt man eine weit ausgebreitete Stadt, in der sich die Straßen wie in allen amerikanischen in regelmäßigem Winkel theilen und die Häusermassen in rechtwinkliche Quadrate, sogenannte „Blocks“ zerschneiden. Diese amerikanischen Städtepläne sind ursprünglich nach einem völlig republikanischen und gleichmacherischen Principe angelegt. Alle Straßen sind fast gleich lang, gleich breit, gleich central oder nicht central. Es ist da nichts zu merken von dem Plane, nach welchem Karlsruhe oder sonst eine von einem

Fürsten gegründete Stadt angelegt ist, nichts von Straßen, die zu einem Schlosse oder einem Centralplatze hinstrahlen, nichts von einer Haupt-, Pracht- und Schloßgasse. Ohne alle innere Organisation wurden die Städtepläne dem Verkehre und der Einwanderung übergeben. Ich sage „ursprünglich," denn nachher, so wie die Einwohner kommen, stellen sich die Sachen gleich ganz anders heraus. Der Verkehr organisirt den Stadtplan alsbald auf seine Weise und gibt auf der Stelle den verschiedenen langgestreckten Kanälen eine ganz verschiedene Bedeutung. Er findet eine Hauptstraße und Nebenstraße heraus. Er füllt jene mit den Prachtgebäuden, den Wohnhäusern der Reichen, den Kirchen u. s. w. und schiebt das minder Bedeutsame in die Nebenstraße. Andere jener einander ursprünglich so gleichen Gassen degradirt er zu Quer- und Nebengäßchen. Er findet aus allen jenen so ähnlichen Quadraten die Geschäfslokalitäten die Vorstädte und die Armenquartiere heraus. Ja, mir will es scheinen, daß jene ursprünglich so republikanischen Städtepläne am Ende in Amerika einen in viel höherem Grade monarchischen Anstrich annehmen, als es in unserem Europa der Fall ist. In dem großen Newyork dominirt die große Central- und Hauptstraße in so überwiegender Weise, daß man sie fast die Straße von Newyork nennen könnte. Man findet dort alles, was Herz und Auge verlangen kann. Man kann Monate lang in Newyork leben und sich hin und her bewegen, hundert Besuche machen, und doch dabei fast nie aus Broadway hinauskommen. Nur zuweilen weicht man einmal rechts und links ein wenig ab, muß aber dann wieder nach Broadway zurück. Ich dachte anfangs, es wäre dieß eine Eigenthümlichkeit von Newyork, und sey durch die geographische Configuration des Bauplatzes dieser Stadt bedingt. Allein auch in Buffalo fand ich eine eben so prädominirende, eine eben so unvergleichlich großartige und prachtvolle, eine in eben so hohem Grade fashionable und exclusive Straße. Und wie in Newyork und Buffalo,

so ist es auch in Philadelphia, in Boston und überall. Jede amerikanische Stadt schafft sich sogleich ihren Broadway, wie jeder Thierembryo seinen Rückgrat oder Darmkanal. Wir in Deutschland haben zwar hie und da etwas Aehnliches, wie zum Beispiel „unter den Linden" in Berlin Aber im Ganzen scheint es mir doch, daß weder in den deutschen, noch auch in den englischen. französischen &c. Städten alle Nummern und Prämien in so hohem Grade auf Eine Straße gefallen sind, wie hier in den amerikanischen durchweg. In Hamburg, in Dresden, in Wien, auch in Paris, in London suche ich vergebens nach einer Straße, die so sehr das Uebergewicht über alle übrigen hätte, wie die amerikanischen Broadway's. — Was ist die Ursache davon? Ich möchte es wissen. Ist es eine gewisse außerordentliche „exclusiveness" in den amerikanischen Sitten? Ist es ein ungewöhnliches Uebergewicht der Mode? Ist es, daß sie es alle einander gleich thun wollen und nicht dulden können, daß ein Reicher anderswo wohne, oder anderswo seine Handschuh kaufe? Man könnte über diese Sache, wenn sie in dem Grade wahr ist, wie es mir scheint, tiefer führende Spekulationen anstellen.

Wie seinen ausgezeichneten Broadway, so fand ich in Buffalo zu meiner Verwunderung auch eben solche palastartige Monster-Hotels und eben den Styl des Lebens in ihnen, wie in den großen Städten des Ostens. Es gibt deren selbst in dieser jungen Stadt schon wenigstens ein halbes Dutzend. Auch hier herrscht in diesen Hotels das Unwesen, daß viele junge Ehepaare ihre Hochzeit, ihre Brautnacht und ihre sogenannten Honigmonate in Hotels verleben. Auch hier verlegen viele Familien ihre perpetuirliche Residenz in die Wirthshäuser. Hier, wie in andern Orten Amerika's, werden die Kinder in diesen Wirthshäusern geboren, erzogen, geschult und sterben auch darin, ohne daß sie je im Stande gewesen wären, von dem, was wir das väterliche Haus oder den mütterlichen Heerd

nennen, zu sprechen. Ganz angesehene Familien der Stadt, Richter, hohe Beamten ꝛc. sieht man so nach nomadischer Weise ihre Wohnung bald in diesem, bald in jenem Hotel aufschlagen. Zuweilen versuchen sie es wohl einmal das, was wir „Häuslichkeit" nennen, zu begründen. Bald aber wird es die bequeme junge Dame überdrüssig (gets tired of it), sie kann den „trouble" mit den Domestiken nicht ertragen, sie liebt Bequemlichkeit, und ihr Mann, der findet, daß seine Dame auch nicht zu wirthschaften versteht, und daß das Leben in einem Wirthshause am Ende viel billiger ist, wird auch leicht dazu überredet, „to break up housekeeping" (den Haushalt aufzugeben) und sich mit seiner ganzen Familie einer solchen Wirthshauscolonie, die höchstens so viel Gemüthlichkeit hat, wie ein fourieristisches Socialisten-Etablissement, anzuschließen. Wo bleiben da, möchte man fragen, die heiligen Penaten, und alle Associationen, die dieser Namen in sich schließt?

Wie gewöhnlich in allen amerikanischen Monster-Hotels fanden wir auch in Buffalo in dem luxuriös und theatralisch geschmückten Gesellschaftszimmer einen Cirkel sehr bunt gemischter Gäste, um das Kaminfeuer herum einen Kreis junger, recht hübscher, aber recht bequemlicher Damen in „rocking-chairs" (Schaukelstühlen) sich wiegend. Weiterhin ein Reverend aus Canada mit seiner Lady, und dann rings im Zimmer herum eine Menge „Gentlemen" und „Ladies" von sehr verschiedenem Korne. Sie saßen alle wie eine Familie da, obwohl sie erst so eben durch verschiedene Eisenbahnzüge und Dampfschiffe zusammengewürfelt waren. Ich glaubte, es wären lauter Bekannte; aber ich wurde bald enttäuscht, da ich keinen mit seinen Nachbarn reden sah. Sie blickten, horchten und lauschten alle nach demselben Stubenwinkel hin, nach einem großen goldgeschmückten Flügel, an dem eine junge Amerikanerin zu Spiel und Gesang Platz genommen hatte. Neben ihr saß ein junger Mann, der ihr die Noten wendete, ihr das Schnupftuch aufhob,

und ihr Beifall zuklatschte, wenn sie nach seiner Meinung eine Strophe gut ausgeführt hatte. Ich fragte meinen Nachbar, wer die junge Künstlerin sey. Er wußte es nicht. Niemand wußte es, niemand kannte sie. Natürlich, wir waren ja, wie gesagt, eben erst so familienhaft zusammengefügt. Der junge Mann neben der Schönen benahm sich wie ihr Bräutigam, wie ihr Ehemann. Er schäkerte und scherzte laut mit ihr. Er sagte ihr Artigkeiten, die er selbst vermuthlich für ausgezeichnet chevaleresk hielt. Wir saßen alle ganz still da und blickten ernsthaft darein, indem wir dem mehr oder weniger lauten, dem zuweilen taktmäßigen, dem mitunter nicht detonirenden Vortrage der Sängerin lauschten. Der junge Mann warf zuweilen Witze dazwischen, von denen wir wenigstens so viel verstanden, um zu begreifen, daß sie höchst albern waren. Doch nannten sie hier diese Albernheiten small talk, flirtation. Courmachen. Dabei nahm er sich auch so viele Freiheiten, daß ich mich nachher nicht wenig wunderte, zu hören, er sey ihr durch Herzensbande weiter gar nicht nahe verbunden. Endlich fühlte auch er sich von musikalischer Begeisterung ergriffen und trug uns auf dem Piano eine Sonate von „Bizowen" vor, die eben so andächtig wie die Gesangergüsse angehört wurde, obwohl wir dabei dachten, daß, wenn auch die Strafe, die Marsyas litt, sehr hart schien, hier doch ein wenig Skalpiren ganz an der Stelle gewesen wäre. Wir hatten einen jungen, sehr liebenswürdigen französischen Canadier, einen ganz ausgezeichneten Pianospieler bei uns. Den stachelten wir auf, uns von dem uns tyrannisirenden Ungeschmack zu befreien. Er wurde zum Piano hingeschmuggelt, er griff in einem gelegentlichen Zwischenraum in die Saiten, und spielte so vortrefflich, so voll Feuer, so rauschend, so energisch, daß allmählig alle die zärtlichen Gesangbewunderer in die Flucht geschlagen waren, und mit fast erschreckten Gesichtern das Zimmer verließen. Denn die Amerikaner wie die Engländer lieben in der Musik nicht das energische

und laute, weit mehr das zarte und stille — wenn auch falsche Genre. Mit dem kleinen Reste der Musikfreunde verbrachten wir dann einen genußvollen Abend.

Den andern Tag erlebte ich in Buffalo nichts, was mich mehr interessirt hätte, als eine Bücherauktion, wie ich noch nie eine gesehen hatte. Man kennt die Bücherauktionen bei uns im alten Europa, bei denen die schweinsledernen oder grau in grau gebundenen, bestäubten Werke eines verstorbenen Gelehrten an Bücherliebhaber vergeben werden, die auch mehr oder weniger bestäubt aussehen, und die entweder der Klasse der Gelehrten angehören, oder aus Leihbibliothekaren, Unterverkäufern ꝛc. bestehen. Für andere Menschen gibt es wohl selten bei uns Auktionen von literarischer Waare. Wie ganz anders fand Ich alles hier in Buffalo, als ich zufällig vor einer offenen Thüre stehen blieb und eintretend wahrnahm, mit welchen mich sehr nahe angehenden Angelegenheiten die versammelten Menschen beschäftigt waren. Die zur Schau gestellten Bücher waren ziemlich zahlreich. Hunderte von Werken paradirten an den langen Wänden des Ladens hin. Es waren lauter ungebrauchte, frisch gebundene Bände. Solche alte zerlesene Werke, wie wir sie in Deutschland manchmal auf Auktionen kaufen, würden hier in Amerika gar keine Abnehmer finden. Die Einbände waren sehr gefällig, meistens mit Schmuck, Gold und Farben überladen. Hier in Amerika müssen die Bücher, wie die französischen Pflaumenkisten, wie die Medicinflaschen, wie die Weinbouteillen, eine ganz lachende, schön geschmückte, reich verzierte Physiognomie annehmen, wenn sie sich insinuiren wollen. Selbst so ehrwürdige Herren, wie Thucydides und Tacitus, sah ich hier in papageigrünem Papiergewande und auch mit Vergoldung verbrämt. Einer unserer alten Göttinger Philologen hätte bei dem Anblick gewiß eben so gelacht, als wäre ihm Tacitus selber in einem neumodischen Schlafrock im Traum erschienen.

Außer den genannten Alten fand ich, die Büchertitel durchlaufend, auch noch Cäsars Commentarien, Livius und viele andere Schriften alter und neuer Zeit, im Ganzen aber lauter ernste Werke astronomischen, naturgeschichtlichen, geographischen ꝛc. Inhalts. Ich dachte natürlich, daß hier wie bei uns eine Gesellschaft von Studenten, Gelehrten und Professoren der Collegien und Hochschulen von Buffalo zum Kaufen versammelt seyen. Da ich aber dem Auktionator etwas genauer zuhörte, vernahm ich sehr wunderbare Dinge von ihm: „Here is Tite Live for you, translated from the original latin, a most interessing book to read.“ (Hier habt ihr Titus Livius, aus dem lateinischen Original übersetzt, ein sehr interessantes Buch zu lesen.) Und dann wieder: „Hier habe ich Cäsars Commentarien. Es ist ein vortreffliches Buch, handelt über Frankreich und das alte Paris. Seht an, wie schön ist das Werk conservirt! Ihr könnt euren Frauen kein hübscheres Buch auf den Tisch legen. Einen halben Dollar für Cäsars Commentarien! Wer bietet mehr?“ — Ich blickte mich nun rasch nach dem Publikum um und sah mir die Leute etwas näher an. Ich konnte mich nicht gleich entschließen zu glauben, daß es theils kleine Bürger aus der Stadt, Krämer und Handwerker, theils Farmer und Farmerssöhne, oder was wir Bauern nennen, seyen, — Bauern, die ihre Sachen zu Markte gebracht hatten und sich für den Erlös nun Bücher mit hinaus nehmen wollten. Die Sache fing aber an mich zu interessiren, ich ließ mich in Unterhaltung ein mit den Leuten, und fand, daß sie wirklich jenen Ständen angehörten. Ich ließ mich unter ihnen nieder und verbrachte mit ihnen einige für mich sehr interessante Stunden.

Titus Livius wurde in zwei Copien verkauft. Mit der einen rannte ein Bursche fort und schwang sich mit ihm auf sein Pferd, das draußen angebunden war, und mit dem er vermuthlich seinen Livius in eine der Ufermarschgegenden des Eriesees entführen wollte.

Cäsars Commentarien wurden dreimal verkauft. — „Tiusseidides“ wollte nicht recht gehen. An Anpreisung des Auktionators und an gleißend brillantem Einbande fehlte es nicht. Ich glaube, das schwere Nomen proprium war schuld daran. „Tit Livy,“ das ist ein viel coulanterer Name. Zum Theil aber ist auch der Name erst so coulant gemacht, weil der Autor bei den Anglosachsen so beliebt ist. Eine ganze Reihe von Exemplaren kamen von dem Werke des Josephus über die Geschichte der Juden zum Verkauf. Es wurden $1\frac{1}{2}$ und 2 Dollars für die Copie bezahlt. Ein Freund hat mir gesagt, daß Josephus auch bei den Ansiedlern am Missouri und Mississippi sehr beliebt und gelesen sey. Ich mußte mir zu meiner Beschämung ganz leise gestehen, daß ich dieß Werk nie gelesen hatte. Für Josephus, für Tit Livy, für Tiusseidides ꝛc. geht hier am Erie und Mississippi eine ganz neue Aera auf. Diese bewunderungswürdigen alten Autoren und ihre Schriften — wahrlich aere perennius! — marschiren mit den Amerikanern um die Welt; sie werden in dieser Republik wieder so populär, wie sie einst in Italien und Griechenland waren. Ich weiß nicht, ob man — ausgenommen in Rom zu Cicero's Zeiten — sonst in Europa je oft gesehen hat, daß die „Coloni“ ihren Titus Livius bei den „Sosiern“ kaufen und auf der Rückkehr aufs Land ihrem Marktpferde an den Sattel binden.

„Hier ist Bailey's Architektur!“ rief der Auktionator wieder. „Bailey ist der erste Schriftsteller seiner Zeit über alle Sorten von Gebäuden. Habt ihr dieses Werk, so ist nichts leichter, als daß ihr eure eigenen Calkulationen darnach anstellt. Es ist das erste Exemplar, das hier in Buffalo je auf den Markt gebracht ist. Ich verkaufe es zu 2 Dollars — 10 Cents geboten. Wer bietet mehr?“ — Er gab es für einen Dollar hin.

„Hier ist Bancrofts Geschichte der Vereinigten Staaten. Es ist das letzte Exemplar, das ich euch anbieten kann. Ihr könnt

eure Kinder nicht gut erziehen ohne dieses Buch. Die Geschichte des eigenen Landes sollte jeder Bürger vor allen Dingen kennen. Keiner von euch ist im Stande, auch nur den geringsten Speech zu machen, ohne eine Kenntniß dieses Buchs. Und wie wollt ihr votiren, elektioniren, und eure politische Meinung abgeben, wenn ihr die Geschichte der Vereinigten Staaten von Bancroft nicht gelesen habt. Wer kauft dieß Buch?"

„Hier ist ein astronomisches Werk! Die Astronomie von ???. Der ganze gestirnte Himmel und das ganze wundervolle Planetensystem in einem Bande, geschmückt mit 2000 Lithographien und Kupferstichen, die euch alles so klar machen wie Sonnenschein. 2000 Gestirne, Sonnen-, Mond-, Planeten-, Kometen- und Fixsternbilder für einen Dollar! Wer gibt mehr? Ich versichere euch, ihr könnt kein schöneres Buch auf euern Familientisch niederlegen. Und wenn ihr des Abends beim Feuer sitzt, könnt ihr kein besseres Werk zur Hand nehmen, es euren Söhnen zu zeigen."

Die Leute boten recht rührig, erlangten aber dennoch die Bücher meistens zu äußerst billigem Preise, wickelten sie sorgfältig in Papier und trugen sie davon. Solche Werke, wie Scotts Geschichte Napoleons, oder noch mehr Chambers Family-Library wurden besonders begierig und in vielen Exemplaren verkauft. Dann kam auch noch eine Reihe von großen Prachtbibeln in Quart vor. Von Novelien, von bloßer Unterhaltungslektüre, geschweige denn von Gespenster-, Spuck- und Räubergeschichten, oder gar von anzüglichen und obscönen Werken fand ich gar keine Spur. Ich war ganz erstaunt, und ich glaube, der deutsche Leser wird mein Erstaunen mit mir theilen, ohne von mir eine Specifikation meiner Gründe zu verlangen. Auch der Umstand der außerordentlichen Billigkeit der auf den Markt gebrachten Werke erregte mir nicht geringe Verwunderung. Sogenannte antiquarische Waare war gar nicht darunter, lauter frische neue Artikel, einige so eben, in diesem

Jahre, vor wenigen Wochen gedruckt, und doch viel billiger, als man Bücher bei unsern Antiquitätenkrämern kauft. Und doch versicherte mich jemand, der Auktionator, der seit zehn Jahren nichts weiter in Buffalo gethan habe, als solche Bücher in Masse zu verschreiben und sie so rasch als möglich wieder loszuschlagen, habe dabei bereits ein Vermögen von 60,000 Dollars gemacht. Es schien mir dieß alles auf einige ganz besondere Eigenthümlichkeiten des hiesigen Buchhandels zu deuten, und ich verstand es doch noch nicht recht, wenn man mir auch sagte, daß die großen Drucker und Verleger in den östlichen Städten die Werke in äußerst massenhaften Auflagen producirten, und daß dann bei Stockungen ganze Partien solcher Auflagen zu äußerst billigen Preisen an die auktionirenden Händler des Innern abgetreten würden. Man trifft diese Auktionäre, wie ich später entdeckte, überall, und ich werde sie in Zukunft auf meiner Reise noch mehr aufsuchen, um noch eine vollständigere Idee von dem Geschmacke und der Lektüre dieser merkwürdigen Leute, der amerikanischen Farmer und Städtebewohner zu erhalten.

Ich wäre auch dießmal gern noch ein wenig länger bei den Büchern geblieben, wenn nicht ein gewaltiger Straßenlärm der Auktion ein Ende gemacht hätte. Wir wurden mit einigen Neugierigen auf die Gasse hinausgeführt. Wir fanden eine Menge Menschen überall zerstreut. Ein Juchhe und Hallo ohne Ende. Viele uniformirte junge Leute liefen hin und her, und sahen so munter und frisch aus, wie an einem Festtage. Ich glaubte, es würde etwas Großes und Freudiges gefeiert, und wurde in dieser Idee bestätigt, als verschiedene sehr phantastisch construirte und elegant gebaute Wagen oder Maschinen, nicht von Pferden, sondern von jungen Leuten gezogen, vorübergeführt wurden. Diese Wagenmaschinen waren mit Lack, Farben, Glöckchen, Blumen, Bildern und Inschriften verziert, wie chinesische Pagoden. Ich dachte mir, es

seyen Triumphwagen für irgend einen Helden, oder es seyen solche „carrozzi“ en miniature, wie die mailändischen Republikaner sie bei gewissen festlichen Gelegenheiten in ihren Straßen herumzogen. Und was hörte ich am Ende, als ich nachfragte? Der benachbarte Ort, Lockport, eine Stadt von 10,000 Einwohnern, brenne. Es sey eine furchtbare Feuersbrunst, wie der Telegraph melde und der zur Hälfte geröthete Himmel zeige. „Unsere Feuercompagnie und unsere Löschmaschinen (das waren jene geschmückten Triumphwagen) sind requirirt worden, und unsere jungen Leute wetteifern untereinander, wer zuerst auf dem Bahnhof ankommt, um sofort mit der Eisenbahn transportirt zu werden. Ja, auf die Feuersbrünste sind unsere jungen Leute außerordentlich erpicht. Sie haben in der Nacht immer ein Auge offen und einen Fuß aus dem Bette, und so wie die Feuerglocke schreit, sind sie in Stiefeln und Sporen, mit Helm und Schild in ihren verschiedenen Uniformen auf der Straße und machen sich munter daran.“ — Ich verstand dießmal noch wenig davon. Nachher hörte ich mehr von dem eigenthümlichen Corporationsgeiste, der die Feuercompagnien der amerikanischen Städte beseelt. Es sind freiwillig zusammengetretene Gesellschaften, die gewisse Rechte, Privilegien und Freiheiten von andern öffentlichen Dienstleistungen genießen. Da sie zuweilen aus Angehörigen verschiedener Nationalitäten gebildet werden, und da sie bei den so häufigen Feuersbrünsten beinahe alltäglich und allnächtlich Gefahren mit einander theilen, so entsteht eine gewisse innige Verbrüderung unter den Mitgliedern jedes Corps, und eine große Eifersucht unter den verschiedenen Corps. Jedes Corps hat seine Uniform. Sie wetteifern miteinander, wer die hübschesten und elegantesten Feuerspritzen baut. Jedes Corps hat seine Stiftungs- und andere Festtage, die sie mit Processionen, Musik und auf andere Weise feiern. Sie geben dann auch Bälle, bei denen ihre Löschmaschinen, mit Kränzen und Blumen geschmückt, paradiren. Haben

sie eine neue Maschine gebaut, so schicken sie gedruckte Karten umher, um ihre Freunde zur Inspektion der Maschine und zu einer bei dieser Gelegenheit veranstalteten Soirée einzuladen. Die kühnen im Feuer umgekommenen Feuermänner — solche Opfer sind nicht selten — werden von den Feuerbrüdern feierlich, wie Helden, mit militärischem Pompe begraben. Und bekanntlich geht dieser militärische corps d'esprit, diese Eifersucht unter der amerikanischen Feuercompagnien so weit, daß sie sich zuweilen untereinander feindlich begegnen, und daß sie mitunter selbst im Angesichte brennender Städte sich scharfe, blutige Gefechte mit Knüppeln, Säbeln und Pulver und Blei geliefert haben.

Was an jenem Abende das Schicksal der Stadt Lockport gewesen sey, habe ich nie erfahren; denn am andern Morgen früh war ich bald wieder hundert Meilen von diesem Platze entfernt. In Amerika, wo tagtäglich so viel Neues geschaffen wird, geht auch tagtäglich so viel Altes wieder unter, daß man nicht Zeit hat, den Trauerschicksalen jedes Städtchens nachzuforschen.

XLII. Von Buffalo nach Scranton.

Späte Jahreszeit, Herbstwetter und andere Umstände bestimmten mich für diesesmal meine Reisesaison und meinen Ausflug nach dem Nordwesten als beendigt zu betrachten und den Rückzug zur Ostküste anzutreten. Ich hatte, einem alten Verlangen nachgebend, längst bei mir beschlossen, diesen Rückzug durch Pennsylvanien anzutreten, um die dortigen schönen und so vielfach in Amerika besprochenen Gegenden, welche unsere lieben deutschen Landsleute angebaut haben, zu durchkreuzen, um das pennsylvanische Herrnhut, das friedliche Bethlehem, dessen merkwürdige Colonisations- und





Missionsgeschichte mir durch Heckewälders und anderer trefflichen Männer Schriften so interessant geworden war, zu besuchen, und endlich, um nebenbei die drei berühmten pennsylvanischen Kohlendistrikte, die auf meinem Wege lagen, kennen zu lernen.

Den nördlichsten dieser drei merkwürdigen Distrikte konnte ich, so viel war mir bekannt, zunächst bei dem in den Gebirgen versteckten Städtchen Scranton erreichen; und dahin ging zunächst mein Streben. Aber wie sollte ich zu diesem Orte gelangen? Zu meiner großen Verwunderung war es mir nicht ganz leicht, in Buffalo eine genügende Antwort auf diese Frage zu finden. Das Wege- und Eisenbahnennetz in diesen Gegenden ist jetzt so groß, wie es scheint, daß die Leute sich selbst nicht recht mehr durchfinden können. Obwohl ich mich überall an die besten Autoritäten wandte, nämlich an die Officianten und Büreauchefs der verschiedenen Eisenbahn-Compagnien selbst, so stand doch jedem der Verstand bei der Frage still, wie ich nach Scranton kommen sollte. Jeder kannte genau seinen „Newyork-City-Railroad," seinen „Buffalo- und Erie-," oder seinen „Central-Railroad," aber über die Auszweigungen zu den kleineren Plätzen, und über die Nebenverbindungen von der einen zur andern Linie wußten sie nichts. Alle vereinigten sich am Ende dahin, daß ich zunächst den Ort Elmira ins Auge fassen, und dahin mit dem Newyork-City-Railroad fahren solle; dann würde ich unterwegs wohl Leute finden, die das Land weiterhin kennten, und die mir sagen könnten, ob Scranton schon dem Bahnnetze eingefügt sey oder nicht. Diesem nach verfuhr ich und fragte mich ziemlich richtig durch, indem ich bald einer Newyorker Hauptbahn folgte, bald mit Hülfe einer der Nebenbahnen, die wie die Sprossen einer Leiter zwischen der Hauptlinie hin und hergehen, mich mehr und mehr süd- und ostwärts weiter förderte. Zuerst passirte ich ungefähr 250 Meilen weit durch den ganzen westlichen Theil des Staates Newyork; dann ging es südwärts in Pennsylvanien hinein.

Im Frühling muß diese Reise wahrhaft reizend seyn. Aber auch jetzt im Herbste gewährte sie uns vielfachen Genuß. Mehr oder weniger gelichtete Wälder, hübsche Thäler und freundliche Ortschaften wechselten auf unserer ganzen Fahrt in dem bezeichneten Theile Newyorks mit einander ab. Die kleinen Städte, durch die wir kamen, waren alle in dem Style gebaut, welcher in allen kleinen Städten des Staates herrscht. Das heißt, die Häuser waren äußerlich mit Brettern benagelt, und mit außerordentlich vielen leichten hölzernen Säulen, Balkonen und Portikos versehen. Das ganze Holzwerk ist weiß angestrichen, bloß die Fensterrahmen und Jalousien hellgrün. Man findet auch noch in den Vorstädten von Newyork und Brooklyn solche Häuserchen, die einen äußerst freundlichen Anblick gewähren. Vermuthlich sind diese so hell weiß angestrichenen Häuser eine Erfindung der ersten Ansiedler in den dunklen Wäldern, die dadurch den irrenden Europäern das Zurechtfinden von einer entlegenen Wohnung zur andern erleichtern wollten. Mitunter sieht man auch eine ziegelrothe Grundfärbung der Holzhäuser mit weißer Einfassung. In den Wäldern war zu meinem Erstaunen die Entlaubung schon viel weiter fortgeschritten, als in dem nördlicheren Niagarathale. In der That, die Bäume waren bereits vollkommen winterlich, und von Blumen, wie dort, nirgends eine Spur. Das Niagarathal, ich erkannte es nun noch deutlicher, ist in dieser Jahreszeit eine wahre Oasis in der Wüste. Mich wunderte es sehr, durch wie viel „neues Land" ich auch noch in diesem alten Staate Newyork passirte. „That is a new country," hieß es an vielen Stellen. Da sind die Eisenbahnen erst so eben hingelangt und haben es eröffnet, und so zu sagen erst ins Leben gerufen.

An einzelnen interessanten Naturscenen fehlte es uns auch nicht auf unserer Route. Bei Portage machten wir für eine halbe Stunde Station am Flusse Genessee, der hier auf seinem Wege

zum Ontario durch ein enges Felsenthal bricht und einige sehr schöne Schleierfälle bildet. Achtzig Meilen weiter kamen wir in das hübsche Thal des Tiogaflusses, der in den Susquehanna mündet, und dann gelangten wir in das noch schönere Thal dieses großen Flusses selbst. Wir fuhren längs seines Ostarmes (Eastbranch-Susquehanna) hinauf, und kamen dann auch bald an der Grenze Pennsylvaniens in Great-Bend an. In dem Susquehannathale faßten wir wieder den südwärts ziehenden Sommer beim Schlepp. Wir sahen hier zuerst wieder einigen Herbstlaubschimmer auf den Bäumen, die in dem südlicheren Pennsylvanien dann wieder ganz merklich belaubter erschienen, als in dem schon völlig kahlen Newyork.

Hinter Great-Bend rollten wir durch eine sehr enge und dicht bewaldete Gebirgspassage, Martin-Creeks-Valley genannt. Stundenlang ging es zwischen lauter Felsen, dichtem Gebüsch und dunkler Waldung, mit der das enge Thal vollgestopft ist, fort. Die Berge wurden höher, und als wir in das Thal bei Scranton hinauskamen, hatten wir zwei ganz regelmäßige, ziemlich hohe und langgezogene Gebirgsrücken vor uns. Wir hatten zwar auch schon große Berge genug gesehen; denn der ganze Strich zwischen dem Erie und atlantischen Ocean ist mit Zweigen, oder, wie die Amerikaner sagen, mit Sporen (spurs) der Alleghany's angefüllt. Den Namen Alleghany kennt hier aber noch niemand. Sie lassen ihn für diese Gegend gar nicht gelten und zeigen nach dem Südwesten Pennsylvaniens, wo eine einzelne Gebirgsreihe, die sich quer durch das südöstliche Quellengebiet des Ohio hinzieht, die „Alleghany Mountains“ genannt wird. Auch von dem Namen Berg (mountains) wollen sie hier nichts wissen. Sie sprechen nur von „hills“ (Hügeln), so wie sie auch die kleinen Seen auf den Bergen bloß „ponds“ (Teiche) nennen. — In der Abenddämmerung schlüpften wir in das breite Thal von Scranton hinab, das noch vor zehn Jahren

nur von einigen deutschen Bauernfamilien bewohnt war, in dem sich jetzt aber, nach Entdeckung reicher Kohlengruben, ziemlich schnell ein kleiner Bienenschwarm von 6 bis 7000 Seelen angesammelt hat. Wie auf allen amerikanischen Nachtquartieren, verschluckte uns auch hier in dieser neuesten der Städte ein kleines Monster-Hotel, in welchem es von Passagieren, eingenisteten Familien, und hier „bordenden" Kohlenminenbeamten und Spekulanten wimmelte.

XLIII. Das Lackawannathal.

Der eigentliche alte, und auch noch jetzt im Leben, wie auf Landkarten geltende Name des Scrantonthales ist Lackawanna. Er ist, wie man sieht, indianischen Ursprungs, und gleitet wie Wasser über die Zunge, während der englische Name den ganzen Gaumen bürstet. Es ist ein kleines Nebenthal des Susquehanna, zwischen zwei 50 Meilen langen „spurs" der Alleghany's eingefaßt. Indianer (die Lackawanna's?) haben es zuerst bewohnt. Deutsche Bauern haben es zuerst für europäische Bodenkultur entdeckt und zugänglich gemacht, und ein Amerikaner, Hr. Scranton, hat am Ende der Sache den Stempel aufgedrückt, indem er für die Ausbeutung der von den Deutschen nicht benutzten Kohlenminen eine Compagnie mit einem soliden Kapital zusammenbrachte, und die nach ihm jetzt Scranton genannte Stadt im Thale stiftete.

Bei uns in Europa ist das Städtestiften ein Geschäft und Privilegium der Könige und Souveräne. Unser Karlsruhe, Friedrichsstadt, Ludwigsburg, Petersburg &c. deuten immer auf einen Kaiser oder Herzog hin, auf dessen Befehl der Sumpf und Wald gelichtet wurde. Die Martins-Creeks, die Harrisburgs, die

Shermanns-Valleys, und die Scrantons hier in den Alleghany-gegenden deuten dagegen immer entweder auf einen armen Ansiedler, der zuerst in das Thal eindrang und die indianischen Jäger aus der Umgegend hinausackerte, oder auf einen solchen „selfmade man,“ der irgendwo eine wundervolle Stadtlokalität entdeckte, dort mit eigener Hand die erste Kohle, die erste Silber- oder Goldstufe, das erste Eisenerz, oder was nun eben die Gegend darbot, losbrach, dann einen billigen und klugen Kauf machte, und so viele frische Kapitalien und Menschenkräfte zusammenbrachte, daß sich unter seinen Händen rasch eine Stadt entwickelte.

Ich habe oft amerikanische Bücher gelesen, in denen die einheimischen Autoren aus ihren reich gewordenen „selfmade men“ so viel Wesens machen, und denen sie so entsetzlich viel Weihrauch streuen, wie in Europa kaum den Prinzen und Grafen gestreut wird. Man lese zum Beispiel die Beschreibung, die ein amerikanischer Reverend von der merkwürdigen Vergnügungsfahrt des Kaufmanns van der Bitt nach Europa gemacht hat. Wie hoch erhebt er diesen seinen Helden, seinen „prince merchant“ in den Himmel! Von den „princes merchants“ in Newyork hört man zum Ueberdruß reden. Man möchte fragen, wollen denn selbst diese Republikaner durchaus ihre Prinzen haben? Sogar aus den „Hotel-keepers“ (Gasthofbesitzern) machen sie „Citizen-Princes“ (Bürgerprinzen) und eine Art von Noblemen. Ich könnte ein Buch citiren, das ich oft zu meiner Verwunderung in die Hand genommen habe, und in dem von ungeheuer reich gewordenen Gastwirthen gesagt wurde, daß sie in diesem oder jenem Hotel so und so lange an viele tausend Reisende und Wanderer eine „most noble hospitality“ gespendet hätten. Natürlich für Geld. Wo steckt da das „Noble?“ — Auch wird in jenem Buche fast jede Handelsbranche, wenn einer nur recht viel Geld dabei gemacht hat, ich möchte sagen, in den Adelstand erhoben. Ich sah das

Hutmachergewebe, den Handel mit Pfefferkörnern in den Biographien der Hutmacher- oder Pfefferkörnerprinzen „a most noble trade" genannt. Mir wurde diese Weise oft im höchsten Grade zuwider, und ich dachte, sie sey recht antirepublikanisch. Was, dachte ich bei mir, haben jene selfmade men auch für ein großes Verdienst dabei, daß sie es so weit brachten? Weiter kein Verdienst — oft wenigstens — als daß sie bessere Organe zum Zugreifen und zum Verdauen besaßen. Ich will zugeben, sie hatten ganz Recht zuzugreifen, allein warum man sie deßwegen selig sprechen soll, sehe ich eben so wenig ein, als ich begreife, warum man einen englischen Lord dafür in den Himmel erheben soll, daß er es sich gefallen ließ, so viele Titel, Kapitalien, Ländereien und so einen Goldblock von Vornehmheit von seinen Vorfahren zu ererben. Ich bewundere bei den selfmade men meistens viel weniger ihre „princelyness," ihre noblen trades und Beschäftigungen, als ihren klaren Kopf, ihren gesunden Menschenverstand, und dann ihre wohlwollende und gemeinnützige Gesinnung, wenn sie diese haben. Ich gestehe, wenn ich sie persönlich kennen lernte, diese selfmade men, habe ich sie beinahe immer mehr goutirt, während der große Lärm und der Hofesschimmer, mit dem ihre Liebediener sie eben so umgeben, wie das auch unsern Magnaten und Großen geschieht, oft nahe daran war, sie mir zuwider zu machen. Es geht aber auch hier so wie in Rußland, wo man so zu sagen pflegt: „Der Herr selbst ist sehr gut, aber seinen Hundejungen, den fürchte ich."

Ich fand in Hrn. Scranton, dem Begründer der nach ihm benannten Stadt, die er, wie gesagt, von 0 Einwohner zu 6000 hinaufgeführt hat, noch einen sehr angenehmen, intelligenten und vollkräftigen Mann in der Blüthe seiner Jahre. Wie lang muß eines Mannes Bart in Europa wachsen, bis er seine Colonie so weit gedeihen sieht? Als ich bei ihm eintrat, beschäftigte er sich eben damit, seinen jungen Officianten und Comptoiristen und auch

sich selber mit Bewegung eiserner Klötze und einiger gymnastischen Uebungen die schreibemüden Glieder zu stärken und sie auszubilden. Bravo, dachte ich bei mir, dieß ist eine sehr passende Zwischenbeschäftigung für den Begründer einer Stadt und einer neuen Bürgergeneration. Er hatte die Güte, mich freundlich aufzunehmen, und mir selber Instruktionen und Beihülfe zur Besichtigung seines Ortes zu geben. Ach Himmel! dachte ich, was hätte nicht der junge reisende Scythe Anacharsis darum gegeben, wenn Cecrops in Athen ihm selber als Cicerone hätte dienen können!

Der kleine Ort ist kaum so alt, wie ein Schulbube, der eben das ABC lernt, und doch hat er schon ein paar Kirchen, mehrere stattliche Gebäude, einige gartenumgebene Villen, und ganze Reihen von Waarenmagazinen und freundlichen Wohngebäuden aller Art. Auch sind in dem benachbarten Busche und Sumpfe zur Verlängerung dieser Reihen oder Straßen schon wieder Schuttdämme aufgeworfen und Planirungsarbeiten begonnen, deren äußerstes Ende ich im Sumpfe verschwinden sah. Die Arbeiter, Bergleute, Bau- und Zimmerleute, Tagelöhner und Handlanger aller Art, einige tausend an der Zahl, sind einstweilen in hölzernen Verschlägen, Blockhäusern oder Shanties untergebracht, die sich über eine flache Anhöhe im Angesichte der eigentlichen Stadt ausbreiten. Ohne Zweifel werden sich auch diese Schuppen sehr bald in solidere Wohnungen verwandeln, und die Hüttenbewohner werden sich kleine Kapitalien ersparen, einzelne unter ihnen werden Talente entwickeln, sich hervorthun und die Stifter wohlhabender und glücklicher Familien werden.

Am frühen Morgen besuchte ich zunächst, unter gütiger Begleitung, einige der Kohlenminen, um mir eine Idee von der Position und Gestaltung der Kohlenschichten zu machen. Das Eigenthümlichste dabei ist dieß, daß die beiden Stoffe, die sich im menschlichen Verkehre gegenseitig so sehr unterstützen, und die vereint

der Welt so große Dienste leisten, nämlich Eisen und Kohlen, sich hier in einer merkwürdigen Nachbarschaft nebeneinander finden. Die Kohlen und das Eisen sind ein Geschwisterpaar, die gegenseitig sich beistehend, auf den Eisenbahnen, in den Dampfmaschinen, in unsern Werkstätten und Manufakturen, so zu sagen die Geschäfte der Welt besorgen. Wie Mann und Frau haben sie sich überall einander nöthig, und man findet sie mit einander in gegenseitigen Dienstleistungen vereint. Ja sie werden fast sogar wie ein Zwillingspaar in der Welt geboren, und kaum kann der eine ohne die Hülfe des andern ins Leben treten. Ohne die Hülfe des Eisens wäre es unmöglich, die Kohle aus ihren Höhlen und versteckten Postamenten ans Licht zu schaffen, und kaum ist das rohe, plumpe Eisenerz da, so muß die Kohle herbei, es zu schmelzen, zu läutern und zu gestalten. Will die Kohle uns Wärme oder Licht in unsern Straßen und Hausräumen verschaffen, das Eisen muß als Ofen sie fassen, oder als Röhre ihr Gas aufnehmen und durch die Städte leiten. Auf unsern Bahnen gibt die Kohle die treibende Kraft, aber sie wäre wirkungslos, legte das Eisen sich nicht platt ihr zu Füßen, und ließe es nicht so die von der Kohle beseelten Wagen dahinrollen. Das Eisen, zu kunstvollen Construktionen in unsern Werkstätten gestaltet, wäre todt und ohne Effekt, wenn die Kohle und der sie beseelende Feuergeist die todten Maschinen nicht inspirirte und mit elektrischer Kraft erfüllte. Wenn man Großbritannien daher als von der Natur besonders bevorzugt preist, weil es diese beiden Stoffe, die sich gegenseitig so sehr ergänzen und gegenseitig stärken, in größter Fülle neben einander hat, so kann man auch die Vorrichtung der Natur in dem kleinen Lackawannathale wunderbar glücklich nennen, in Folge deren es möglich ist, gleich vor der Thüre der Schmelzöfen Kohlenminen zu haben, und dicht neben der Kohlengrube die zu ihrer Förderung nöthigen Werkzeuge aus dem Boden zu gewinnen und zu schmieden.

Beides, Eisenerz und Kohlenstoff, ist hier mehrfach durch einander gemischt, und dabei liegt beides so offen zu Tage, daß es verhältnißmäßig außerordentlich leicht ist, sie zu gewinnen. Beide liegen, so zu sagen, wie Manna auf der Oberfläche im ganzen Thale herum. Ich sah große, 20 und mehr Fuß dicke Kohlenschichten aus dem Boden heraustreten, und da, wo man sie zu bearbeiten noch nicht für gut gefunden, die Basamente und Souterrains der Häuser darin ausgehöhlt. Die Eisenerze lagen ebenfalls wie Brode im Thale zerstreut. Sie kommen zwar unter sehr verschiedenen Formen vor; doch ist die häufigste Weise in kleinen und großen Rollsteinen (Boulder stones), die zu vielen Tausenden einem röthlichen Thone eingeknetet sind. Diese Rollsteine enthalten 60 und mehr Procent Eisen. Feuer sowohl als Wasser schien bei ihrer Bildung thätig gewesen zu seyn. Ueberall, wo der Boden aufgerissen ist, sey es bei Gelegenheit eines Häuserbaus oder in Folge der Anlage einer Eisenbahn, sieht man diesen eisenhaltigen Thon angebrochen und die Eisenkiesel zu Haufen bei Seite geworfen. Man kann sagen die ganze Stadt Scranton stehe auf einen soliden Kohlenfelsen, und alle Wiesen und Weiden des Thales sind ein Teppich, der einen eisernen Boden deckt. Carbon dale (Kohlenthal) ist daher auch schon seit lange der Name einer alten Ansiedlung im Thale, ein Name, dessen wahre Bedeutung erst die Herren Scranton verstanden.

Dem alten Principe: utile cum dulci, getreu, geben wir unserm Ausfluge von Mine zu Mine auch eine Ausdehnung bis in das Innere der Berge, die im Osten das Lackawannathal begrenzen, und die man die Lackawannarange (den Lackawannarücken) nennt. Diese Gebirgsreihe sollte eben von einer neuen Eisenbahn durchbrochen werden, einer Fortsetzung der Bahn, auf der wir gestern kamen. Sie zielt auf den Delawarestrom und von da auf den großen Weltmarkt Newyork. Wenn sie eröffnet ist,

so werden das Lackawannathal und Scranton erst ihre wahre Bedeutung gewinnen, denn dann erst werden sie auf dem direkten Wege mit Newyork, d. h. fernerhin mit der Welt zusammenhängen. Die Felsensprengungs- und Waldaufräumungsarbeiten waren höchst merkwürdig, und ich bedaure jeden späteren in seiner gepolsterten Staatscarosse daher rollenden Eisenbahnpassagier, der diesen Weg nicht in der Geburt und Entstehung gesehen hat.

Wir gelangten in eine ganz wildromantische Gegend und besuchten ein paar versteckte Wasserfälle, die der kleine Bach, „the roaring brook" genannt, bildete. Es war eine wunderhübsche Felsen-, Grotten- und Kaskadenpartie, alle Gehänge mit immergrünen Lorbeerbüschen geschmückt. Diese tausend Zweige und Zweiglein der Alleghanys sind voll zahlloser hübscher Wasserfälle und sonstiger anziehender Naturscenen, von denen niemand in der Welt spricht, oder die doch nur die Bewohner eines benachbarten Städtchens oder eines nahen Farmhauses kennen.

Am Abend, als ich aus den Bergen zurückkam, besah ich das größte Industrie-Etablissement, das hier existirt, eine große „Railmill" (Schienenmühle, d. h. ein Schmelz-, Gieß- und Streckwerk für Eisenbahnschienen). Ich kann den Anblick dieses merkwürdigen Etablissements nie vergessen, weil es mir den deutlichsten und handgreiflichsten Begriff gab von der Schnelligkeit und Energie, mit der die Geschäfte in diesem Lande betrieben werden. Es waren hier nicht weniger als 400 Arbeiter in demselben großen Raume thätig. Darunter, sagte man mir, waren 75 Irländer, 25—30 Deutsche und 300 Amerikaner, Engländer, Schotten, Welsche. Die Leute aus dem Fürstenthum Wales, wo bekanntlich die größten Eisenschmelzen und Eisenwerke der Welt sind, lobte man am meisten, und ihr Genie stände, so sagte man mir, an der Spitze der Arbeit. Sie hätten auch bei der Construction der Oefen und bei der Organisirung des ganzen Werks das Meiste

geleistet; sie wären überhaupt die tüchtigsten Eisenarbeiter in der Welt. Man lobte auch die Deutschen. „Doch sie haben alle den Ackerbau im Kopfe, und so wie sie nur ein wenig Geld erspart haben, so verlassen sie unsern Dienst, gehen westwärts und kaufen sich ein Stückchen Land.“

Wenn ich meine Erinnerungen aus den österreichischen und andern deutschen Eisenwerken zurückrief, so schien mir hier in Scranton die ganze Arbeit, so zu sagen, im Sturmschritt fortzugehen. In einer italienischen Seidenfädenspinnerei findet man einen solchen Sturmschritt ganz natürlich. Aber hier, wo es sich um die Fortbewegung plumper, schwerer Massen handelt, grenzte dieser Zweidritteltakt geradezu ans Wunderbare. Dicke Eisenklumpen, ein jeder so groß, wie er für eine Eisenbahnschiene nöthig war, wurden in einer obern Etage des Gebäudes, wo die Schmelzapparate ausmündeten, ausgebildet. Wie Blitze schossen der glühende Klumpen auf einer langen hölzernen Rutschbahn in den tiefen Raum hinab. Ein paar Arbeiter fingen ihn dort unten auf der Stelle auf und zerrten ihn unter einen centnerschweren Hammer, der ihm einige tüchtige Stöße gab, und aus dem glühenden Metallschwamm die leichten und flüssigen Schlackentheile auspreßte. So gereinigt tanzte, von Zangen bewegt und beflügelt, der unförmliche Block sofort zum Streckapparate und passirte hier, ich möchte fast sagen taktmäßig, durch immer engere und engere Löcher. In wenigen Augenblicken war er zu einer langen Gluthstange umgearbeitet. Ein wahrhaft brillantes Schauspiel gab es zum Schluß, wenn diese glühenden Stangen adjustirt, und ihnen, um gleiche Länge herzustellen, die rauhen Enden abgesägt wurden. Es waren zwei cirkelrunde, von Dampf umgetriebene Stahlsägen. Sie brauchten nur einen Moment, um das dicke Eisen, das man zu einem kurzen Kusse an sie hinandrückte, zu zerschneiden. Die Funken zischten und sprühten dabei mit einer Frische und in einem so weiten

Brillantfeuerkranze, daß Feuerwerker es mit Neid ansehen mußten. Mir schwindelt bei dem Gedanken, daß dieses leger de main mit Eisenblöcken, das die 400 Vulkanssöhne vor meinen Augen aufführten, so Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein seinen Fortgang hat.

Sie verarbeiten auf dieser „Rail-Mill" von Scranton jährlich ungefähr 12,000 Tons zu Eisenbahnschienen. Dieß ist genug, eine circa 200 Meilen lange Bahnstrecke damit zu belegen. Es kommen darunter sehr solide Rails vor, aber auch so dünne und schwache, wie wir sie bei uns in Europa nicht in Anwendung bringen. In Amerika behilft man sich aber auch zuweilen mit solchen dünnen Rails, bestellt sie und bringt damit vorläufig, so lange man noch nicht Geld genug hat, billige Eisenwege zu Stande. Haben diese Wege Geld abgeworfen, hat sich der Verkehr und das Kapital gemehrt, so schafft man dann die unsoliden Wege weg und bestellt stärkere Rails, wie sie denn überhaupt die Bahnen schon befahren, wenn sie nach unserer Ansicht erst halb fertig sind. Sie stellen z. B. da, wo wir einen hohen und soliden Viadukt für entschieden nöthig halten, zuerst ein bloßes „Tressel-work" (Gestell, Pfahlwerk) hin. Das Holz in den Wäldern ist überall in Fülle zu haben, und Tressel-Werke von beliebiger Länge lassen sich bald herstellen. Sie aber mit Schutt und Steinen zu compacten Viadukten auszufüllen, ist des hohen Arbeitslohnes wegen viel kostspieliger. Man wartet damit, bis die Eisenbahn rentirt und Geld abgeworfen hat. Dann werden auch hier die hohen Gestelle zugeworfen. Gestern auf unserer neuen Eisenbahn fuhren wir oft lange Strecken auf solchen Pfahlwerken hin, meistens zwar nur langsam und vorsichtig. Man hat das Gefühl dabei, als ob man über das Pfahlwerk eines noch nicht bedachten Hauses wegstiege.

Im eisenschmelzenden Hochofen von Scranton zeigte man mir den vollkommensten und größten Blasebalg, den ich noch gesehen hatte. Es war fast so viel Architektur dabei wie bei einer Kirche. Eine

Dampfmaschine von 1500 Pferdekraft treibt die Luft. Diese gewaltige Maschine macht dabei nicht so viel Geräusch wie eine der alten Schwarzwälder Hausuhren in Deutschland. Die Röhre, durch welche der Luftsturm fährt, ist 5 Fuß dick. Sie vertheilt sich in eine Menge kleine Röhren, die zunächst durch eine heiße Kammer passiren, in der sie wie Orgelpfeifen aufgestellt sind und von mächtigen Gasflammen umspielt werden, um die blasende Luft im Vorübergehen zu wärmen. Führe sie kalt in den Ofen, so würde sie den Schmelzprozeß des Eisens hemmen. Es ist das vollkommenste Wärmesparsystem, das man im Großen ausgeführt sehen kann. Auch die entschlüpfenden Gase der Kohlen werden wieder zurückgeführt, angezündet und im ganzen Werke zu Erhitzungen benutzt. Sie schlüpfen auch in den Schmelzofen selbst wieder zurück und helfen das Eisen zum zweitenmale schmelzen. Man sagte mir, der Scrantoner Blasebalg sey der größte und beste seiner Art in Amerika, und ich war sehr geneigt es zu glauben. Ich finde, daß solche Dinge, solche vollkommene Producte unserer Maschinenbauer meine ich, auch ihre sehr interessanten ästhetischen Seiten haben. Mir gewährt der Anblick eines solchen großartigen, scheinbar complicirten und doch möglichst einfachen Mechanismus, und die Beobachtung seiner taktmäßigen, effectvollen und wohlberechneten Arbeit gerade denselben Genuß, wie die Betrachtung eines natürlichen Organismus, oder einer anderen weisen Veranstaltung in der Schöpfung. So wie wir die Maschinen jetzt bauen, ist auch eben so viel Grazie als strenge Mathematik darin. Mir schlägt das Herz immer ein paar Grade höher bei der Beschauung eines solchen Werkes, und ich möchte fast behaupten, ich könnte etwas in Herametern darauf dichten. Mich wundert, daß wir noch keine Sammlung von recht klassischen, recht warmgefühlten, recht kraftvollen und inspirirten Dichtungen besitzen auf Themas, wie folg: „der Hochofen,“ „das Dampfgebläse,“ „die Lokomotive,“ „das Pyrocaph,“ „die Spinnmaschine,“

„die Schienenmühle,“ „das Chronometer,“ „das Mikroskop“ ꝛc. Wer das geschickt aufzufassen wüßte und den rechten Enthusiasmus dazu besäße, könnte mit einem solchen Bändchen Poesien Glück machen.

In diese Gedichtsammlung würde dann auch eine solche Sägemühle aufzunehmen sein, wie man hier zeigt. Ich sagte schon oben einmal, daß eine Sägemühle fast immer das erste Etablissement ist, das die Amerikaner da begründen, wo eine neue Stadt entstehen soll. Diese amerikanischen „Saw-Mills“ sind aber ganz etwas anderes als unsere einfachen deutschen Sägemühlen, denn sie beschränken sich nicht bloß auf die Gestaltung plumper rauher Bretter. Sie liefern fast die Hälfte des gesammten Zimmermanns- und Tischlermaterials, was zum Städte- und Häuserbau nöthig ist. Sie schneiden nicht nur die Bretter, sondern hobeln sie auch, so daß sie gleich zum Gebrauch fertig sind; sie gestalten die dünnen Schindeln zur Bedachung; sie liefern Thüren, Fensterrahmen, Fensterläden, Jalousien fix und fertig. Man kann sich in einer solchen amerikanischen Sägemühle die Häuser, so zu sagen, Dutzendweise bestellen. Die große Dampfhobelmaschiene ist, glaube ich, eine amerikanische Erfindung. Sie ist höchst ingeniös und die Bretter werden von Dampfkraft mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit an den senkrecht aufgestellten Hobeln vorübergerissen. Es gibt Hobelspäne so breit und groß wie die Bretter selbst. Die Grob- und Feinhobel sind in denselben Maschinen vereinigt und wirken gleich successive in demselben Schnitt. Eben so bewundernswürdig sind die Maschinen zum Schindelschneiden, unter welchen die rohen Holzblöcke mit bewundernswürdiger Energie und Genauigkeit in dünne Holzpappbögen zerblättern.

Ich hatte mir gedacht, daß in diesen neuen, in der Wildniß aufwachsenden Städten, den Sammelplätzen so vieler allenthalben zusammengerafften Leute, in denen auch nur erst ein schwaches Ebenbild unserer städtischen Magistrats- und Polizeianstalten kaum

zu Stande gebracht ist, es mit der Sicherheit der Personen und des Eigenthums nicht sehr vollkommen beschaffen sein möchte. Ich versuchte daher auch mehreremale, mein Zimmer in meinem Scrantoner Wirthsause sorgfältig zuzuschließen, wie man dieß auch in Deutschland zu thun gewohnt ist. Ich konnte aber nie damit zu Stande kommen. Eines Tages, als ich mich wieder mit meinem Schloß und Schlüssel vergebens beschäftigte, rief ich den Wirth zu Hülfe und gab ihm meine Verwunderung zu erkennen darüber, daß es in seinem Hause nicht einmal zuverlässige Thürschlösser gäbe. Der gefällige Mann kam sehr schnell herbei und gab sich die freundlichste Mühe, meine Thüre zu verrammeln. Aber es ging nicht. Er ließ endlich die Arme sinken und brach in die Worte aus: „Ach, lieber Herr! es thut mir leid. Ich kann nicht helfen. Sehen Sie, es ist auch wirklich nicht nöthig. Aufrichtig gestanden, es schließt eigentlich kein Schloß in meinem Hause. Die Herren verlangen es auch nie. Sie lassen ihre Thüren immer offen stehen, und verlassen Sie sich auf mich, es kommt nichts weg." Ich war sehr überrascht, aber auch sehr zufrieden mit dieser Explikation, und dachte mit einiger Beschämung an die Vorsichtsmaßregeln zur Verrammlung von Thüren und Fenstern in unsern alten Städten, z. B. an die doppelten Schlösser, Vorlegeschkösser, Thürriegel und Ketten in den ungarischen Wirthshäusern, und an das große Bund Schlüssel, das dort ein Reisender aus den Händen des Wirths für seine Thür empfängt; an die wie Gefängnißhäuser verbarrikadirten Fenster und dickstäbigen Eisengitter in ganz Steyermark, selbst in den ländlichsten Dörfern rc. Doch bemerkte ich meinem Wirthe: „Sehen Sie, mir wurde ein wenig bang, weil ich eben in Ihrem Orte einen Anschlag gelesen hatte, worin bekannt gemacht wurde, daß gestern einem Officianten ein Sack mit Staatspapieren zum Belange von 25,000 Dollars abhanden gekommen sey, und worin 500 Dollars Belohnung für die Entdeckung des Entwenders

ausgeboten wurden.“ — „Ja, mein Bester,“ erwiederte er, „das ist ein anderes Ding. 25,000 Dollars! bedenken Sie nur, das ist ein hübsches Sümmchen, was sich lohnt. Ja, solche Summen muß man immer in einem guten Safe halten. Ja, für solche Jobs findet man hier bei Manchen wohl viel Geschmack. Hauseinbrüche dagegen, Beraubungen von Personen und dergleichen kleine Diebstähle, die kennt man hier fast gar nicht.“

Man lobte mir überhaupt die Criminalverhältnisse des jungen Orts außerordentlich, und ich glaube am Ende bemerkt zu haben, daß überhaupt die jungen Orte in Amerika dieß Lob mehr verdienen als die älteren. Höchst wahrscheinlich läßt sich dieß aus der wohlthätigen Einwirkung der allgemeinen Geschäftigkeit, die an solchen Orten herrscht, erklären. Die Leute haben keine Zeit, an müßige Raufereien zu denken und listige Pläne zu Verbrechen, die immer einiges Nachdenken erfordern, zu schmieden, auch weniger Veranlassung dazu, da ihre Arbeit sich lohnt. Und wenn auch wie beim Neubau des Romulus Räuber zu diesen amerikanischen Städtebauten herbeikämen, sie würden bald, wie in Rom, zu Bürgern werden. Freilich ergreifen auch diese amerikanischen Städtebauer zur ferneren Förderung dieser Umwandlung manche äußerst heilsame und sehr lobenswerthe Maßregeln. In Scranton z. B. hatten alle Chefs des Ortes, sowohl der dortige Romulus selbst, als auch die Mitglieder der Compagnie und ihre Officianten dem Bacchus entsagt. Einer ausdrücklichen oder stillschweigenden Abmachung gemäß beflissen sie sich, um mit einem guten Beispiel voranzugehen, der strengsten Nüchternheit und waren die entschiedensten Temperanzmänner. Ich forderte einen jungen Bergwerksbeamten auf, mit mir ein Gläschen Wein zu trinken. Er wies es jedoch höflich, aber ganz entschieden zurück und sagte, daß sie alle Teatollar seyen und keine Ausnahme von ihrem Principe gestatteten. Obwohl in Pennsylvanien das berühmte Spirituosenverbot von Maine („the Maine

liquor law“) noch nicht herrscht, so hatten es hier die neu englischen Connecticut-Männer — denn dieser städtegründenden Race gehörten alle die Chefs von Scranton an — doch schon eingeführt.

Ich habe Scranton mehreremale eine Stadt genannt. Vorläufig aber ist es streng genommen noch nicht mehr als ein Village. Sie haben noch nicht einmal die Rechte und die Verfassung eines „Flecken" (borough). Sie regieren einstweilen bloß durch Ueberredung und andere Privatmittel. Sie haben noch nicht einmal eine gesetzmäßige Autorität über die verirrten und halbwild hereinlaufenden Schweine, Kühe, Pferde, oder über das sogenannte „stray-cattle.“ Wenn sie ein „borough“ werden, erst dann können sie einen „pond“ (Einzäunung) machen zur Arretirung und Pfändung jenes stray-cattles, und zur Bestrafung der Eigenthümer. Es hat sich aber von Newyork her eine so außerordentliche und unerwartet große Nachfrage nach den pennsylvanischen Kohlen kundgegeben, daß sie schon die Zeit ganz nahe sehen, wo ihnen noch viel größere Privilegien als das Viehpfändungsrecht zugestanden werden müssen. Die Gesetzgebungsprozeduren, durch welche solche Berechtigungen zu erlangen sind, bleiben in ihrem Fortschritte immer etwas hinter dem Naturwuchse der Ortschaften zurück. Scranton gehört jetzt noch zu der großen Grafschaft Luzerne. Aber wenn erst der Newyorker Markt mit den Eisenbahnen auf direktem Wege erreicht ist, wenn es möglich werden wird, die englischen Steinkohlen, die dort noch viel gebraucht werden, und die einstweilen als Ballast in den Schiffen billiger über den Ocean geschafft werden können als die amerikanischen Landeskohlen aus dem Innern über den Rücken der Alleghanys, aus dem Felde zu schlagen, dann will Scranton sich von Luzerne sein eigenes Grafschaftsterritorium abzusondern trachten und sich selbst zu einer Grafschaftshauptstadt erheben. Die Grafschaften in Pennsylvanien sind jetzt noch sehr groß, manche über 2000 englische Quadratmeilen, die meisten im Durchschnitt über

1000. Bei schwacher Bevölkerung läßt sich dieß nicht ändern, da man nicht für jeden Winkel und jedes Thal einen besondern Richter und Polizeimeister rc. besolden kann. Wird die Bevölkerung aber stärker, so fühlen die Leute natürlich mehr die Unbequemlichkeit der weiten Wege über die Gebirge zu den Gerichtshöfen, Forstämtern, Poststationen rc., und es stellt sich ein Verlangen nach der Zertheilung des alten Grafschaftsdistriktes heraus. Es gibt bei einem Vorschlage dazu immer einige Parteikämpfe und legislative Hindernisse. Aber es platzen dann und wann doch immer einige Alt-Grafschaften wie Blasen und werden in neue Stücke zerlegt. In Amerika ist Pennsylvanien zwar ein sogenannter alter, längst organisirter Staat. Wenn man aber bedenkt, daß es bei nahe an 100,000 Quadratmeilen nur noch wenig mehr als zwei Millionen Einwohner zählt, so kann man denken, wie viel Raum hier noch ist, und wie viel hier noch beständig organisirt und immer organisirt werden muß. Die neuen Blüthen, Früchte und Zweige zu betrachten, die ein alter Baum treibt, ist fast interessanter als die an einem jungen Gewächse, wo man das nicht anders erwartet. Ich habe mich daher auch bei einer pennsylvanischen Neugeburt mit Bemerkungen etwas länger aufgehalten, als ich es bei einer neuen Stadt in Iowa oder Minnesota gethan haben würde.

XLIV. Das Wyomingthal.

„All on board?“ (alle Passagiere an Bord?) fragten die Führer der Stage coach, auf deren Vorderdeck — ich meine den Kutscherbock — ich mich eingeschifft hatte, um über die Lackawanna-Berge zu der nächsten Kohlenregion bei Wilkesbarre weiter zu segeln. Die Phantasie dieser über den Ocean herbeigewehten

Colonisten ist derart mit Schiffsausdrücken und Schiffervorstellungen angefüllt, daß sie nicht nur bei einem Eisenbahnzuge, wo man es sich noch gefallen läßt, sondern sogar bei einer alten Postkutsche, die klappermühlenartig über höckrige Gebirgswege rumpelt, von Segeln und von Einschiffen reden.

„We will have to bundle up!“ (wir werden uns tüchtig einbündeln müssen), bemerkte mir der pennsylvanische Passagier, der neben mir Platz nahm und mir freundlich beistand, meine Füße, Ohrenzipfel und sonstige Extremitäten hinter Tüchern, Mänteln und wollenen Pferdedecken zu verstecken. „Denn es ist ein kalter windiger Abend und in der Nacht wird der Wind noch kühler wehen.“ Wir hatten wirklich entsetzliche Wege, die die ganze Steuermannskunst unseres Kutschers in Anspruch nahmen. Es mußte viel geregnet haben, denn mitunter war, was sie einen Weg nannten, nichts als ein Gemisch von Sumpf und Bulderstones. Zuweilen kam ein Stück „Plankroad,“ wo die verfaulten Planken wie auf jenen Niagarastraßen dem Kothe eingeknetet waren. Im Wyomingthale rollten wir freilich auf ordentlichen neuen Plankroads ganz hurtig dahin. „Eure Brücken sind auch nicht viel werth,“ sagte ich zum Kutscher. „Die Planken, welche den Brückenweg bilden, liegen ja ganz lose, und wenn das Pferd auf das eine Ende tritt, so heben sie sich und schlagen ihm mit dem andern Ende ans Maul. Sollten diese Bretter an den Enden nicht angenagelt seyn?“ — „Ja wohl, Herr, sie sollten angenagelt seyn.“ — „Manche von diesen Brücken haben ja ausgefaulte Löcher. Ein Pferd könnte Hals und Bein darin brechen!“ — „Ja wohl, Herr, viele Brücken haben Löcher, und manchmal, wenn man darüber fährt, brechen sie ganz zusammen.“ — „Doch das macht Euch wohl nichts; da Ihr Eure Postkutsche als Schiff betrachtet, so segeln die Passagiere, wenn sie ins Wasser fallen, ruhig hindurch!“

Mitten in der Nacht kamen wir bei Pittston in dem berühmten

Wyoming-Valley an. Pittston ist auch eine Kohlenstadt, wie Scranton, aber schon viel älter und größer. Es meldete sich hier ein junges Mädchen als neuer Passagier. Sie blickte in das Innere des Wagens, das ganz angefüllt war, und schaute dann etwas ängstlich zu uns „Eingebündelten" auf dem hohen und niedrigen Vorderdeck hinauf. „Warten Sie nur, Mamsellchen, Sie dürfen nicht hier oben sitzen. I have two gents inside. I'll fix one of them outside." (Ich habe zwei Herrn drinnen, ich will einen von ihnen auf dem Bocke placiren.) „Mein Herr!" redete er dann, indem er ihn aus dem Schlafe rüttelte, den vordersten der beiden Passagiere ohne weiteres an, „hier ist ein junges Mädchen, die wünscht Ihren warmen Platz im Innern. Wollen Sie sich gefälligst bei mir oben placiren?" Ohne eine Antwort abzuwarten, als wäre es außer Frage, daß man ihm gehorchen würde, ging er dann wieder zu seinen Pferden, ihre Wässerung zu besorgen. Was mich betraf, so saß ich da oben ganz freiwillig. Ich hatte mir diesen Platz absichtlich gewählt; aber jener Herr hatte sich eben so absichtlich den Innenplatz gewählt, wo er warm und ruhig schlafen wollte, und ich fand es ein wenig hart, daß er so mitten in einer kalten Nacht aus seiner gemüthlichen Ecke heraus sollte auf das windige Kutschendach. Ich glaube auch, daß in Deutschland die Sache ihre Anstände gehabt haben würde. Hier aber sind selbst die Dienstmädchen mit fürchterlichen Privilegien gewappnet. Der Angeredete, bloß ganz leise seufzend, entwickelte sich ganz stillschweigend aus dem Wagen hervor, half hinterdrein noch ganz artig dem jungen Dienstmädchen in die Kutsche hinein und nahm dann auf dem Kutscherbock ohne weitere Klage Platz, etwas schauernd und in die Tiefe seines Makintosh versinkend. „Kutscher," fragte ich leise, gab Ihnen denn das Postreglement ein strenges Recht dazu, diesen Herrn im Namen des jungen Mädchens zu vertreiben, oder konnte er es verweigern?" — „Wenn er nicht wollte, so konnte er es

allerdings verweigern. Ein Zwangsrecht haben die Damen gegen die Herren nicht. Hätte er es aber gethan, so würde ich ihn nicht als einen Gentleman betrachtet haben." (I would not have considered him a gentleman).

Das Wyomingthal ist einer der vielen zwischen zwei Alleghanyketten liegenden Thalabschnitte, die der östliche Susquehanna durchschneidet. Es ist berühmt seiner Naturreize wegen und auch in Folge mehrerer historischen Ereignisse und Schlachten, die hier stattfanden. Endlich ist auch hier wieder alles Kohlenlager und Kohlenmine. Ueberall blickten um Pittston herum die schwarzen Einlässe aus den Feldern und Hügelseiten hervor. Ueberall sahen wir den Segen und das Ergebniß der Kohlenernte in großen Haufen längs des Weges und Flußufers niedergelegt. Die blanken Kohlen glänzten im Mondschein wie Silberstufen, sie blitzten wie Diamanten, und wer Steinkohlen zuerst „the black diamonds of England" genannt hat, muß sie wohl einmal so im Mondscheine haben blitzen sehen. Der schöne breite Fluß dehnte sich im Mondenschimmer lang vor unsern Augen aus. Manche Kohlenminen münden ganz hart an seinem Uferrand aus, und die Kohlen können somit so zu sagen unmittelbar aus den Eingeweiden der Erde in die Schiffe geschaufelt werden. Ja zuweilen könnten sie sogar, wie man sagt, aus dem Bodenbette des Flusses selbst heraufgeholt werden; denn hie und da soll der Susquehanna die oberen Erdschichten bis auf die Kohlenlager ganz weggespült haben und dann auf der nackten Kohlenfläche hinfließen. Wie im Lackawanna-Thale Eisen und Kohlen, so sind hier also wieder durch eine eben so segensreiche Naturvorrichtung Wasser und Kohlen so nahe vereinigt, daß, was sehr selten vorkommt, von den Bergwerken bis zu den Oefen ein natürliches Wasserband sich hinzieht. Durch einen vortrefflichen Kanal, den sogenannten „East" oder „North-Branch-Canal" hat man dieses Band künstlich noch mehr gestärkt. Seitdem dieser

Kanal vollendet wurde, seit noch nicht ganz zwanzig Jahren, und seitdem allmählig alle das Thal durchlöchernden Kohlenwerke in Gang kamen, ist der Bodenwerth hier in fast eben dem Maße gestiegen, wie man das in den westlicheren Gegenden kaum mehr bewundert. Ein Acker, der sonst mit 20 Dollars bezahlt wurde, gilt in diesen Gebirgen jetzt 300 bis 350 Dollars.

An welchem hübschen Oertchen und in welcher lieblichen Gegend wir in der Nacht angekommen waren, das erkannten wir erst am andern Morgen beim schönen Sonnenlichte, da ein herrlicher und warmer Herbsttag im Thale erwachte. Der Ort hieß Wilkesbarre. Es ist eine der ältesten Colonien in dieser Gegend. Es ist der Hauptort des Wyomingthales und auch wieder einer der Hauptplätze des zweiten oder mittleren Anthracitkohlenbassins von Pennsylvanien. „Feiern Sie in Wilkesbarre Ihren Sonntag," so hatte jemand zu mir gesprochen; „Sie werden in diesem Städtchen ein hübsches Specimen von einem amerikanischen Landstädtchen finden und sehen, wie sich ein Sonntag in unseren Landstädtchen gestaltet."

Wilkesbarre ist eine der ältesten Colonien des Landes und zwar ursprünglich nicht eine Stiftung der Pennsylvanier, sondern ein „New-England Establishment," eine Ansiedlung von eben den wanderlustigen Leuten aus Connecticut, die auch noch in unsern Tagen Scranton stifteten. Diese Connecticutmänner zogen schon vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts und früher, häufig, von ihrem nicht sehr fruchtbaren Lande aussetzend, in zahlreichen Trupps nach Norden und Westen. Sie gingen auch nördlich an Neuyork vorbei über den Hudson und zerstreuten sich in den oberen Thälern des Susquehannaflusses. Diese Gegend war freilich durch königliches Patent schon längst der Provinz Penns zugetheilt. Allein die pennsylvanischen Ansiedler und Ackerbauer, die von der Mündung des Delaware in westlicher und

nordwestlicher Richtung aussetzten, hatten ihre äußersten Civilisations- vorposten noch nicht bis zum oberen Susquehanna hinauf vorgeschoben. Das Land war wild und die neuenglischen Eindringlinge düngten es mit ihrem Schweiße und vertheidigten es mit ihrem Blute gegen die Indianer und gründeten hier mehrere kleine Ortschaften, aus denen jetzt die Städte Wilkesbarre, Pottsville und mehrere andere hervorgewachsen sind.

Endlich kamen auch die Pennsylvanier, oder wie die Yankees spottweise sie nennen, die „Pennamytes“ vom Delaware her durch die zwischenliegenden Wälder zum Susquehanna herauf, entdeckten das schöne Wyomingthal und in ihm die rührigen Yankees aus Connecticut. Auf ihr königliches Patent, das ihnen das ganze Land bis zum 42. Grade hinauf zusprach, sich berufend, wollten sie die Yankees als unberechtigte Eindringlinge, als Squatters behandeln, trachteten sie zu vertreiben und das Thal für sich in Besitz zu nehmen. Es entstanden daraus politische Grenzstreitigkeiten zwischen den Provinzen Pennsylvanien und Connecticut. Sie brachten ihre beiderseitigen Ansprüche vor den König und vor das Parlament in England. Manche Parlamentsmitglieder kämpften für Pennsylvanien, andere namentlich zwei, Wilkes und Barry, für die „Squatters“ aus Connecticut. Diesen beiden zu Ehren wurde der Stadtname Wilkesbarre componirt. Während die Provinzregierungen verhandelten, und während man im Parlament mit Worten sich stritt, kam es in den versteckten Thälern selbst oft zu blutigen Scenen mit Pulver, Blei und Eisen. Die Pennamytes und die Yankees scharmutzirten mit einander um den Besitz und das Recht, und jede Partei riß in der Umgegend so viel Land an sich, als sie glaubte mit dem Acker und dem Schwerte behaupten zu können. Dieser regel- und rechtlose Zustand dauerte fort bis zur Zeit der Revolution und Unabhängigkeitserklärung. Da wurde die Regierung endlich dem Buchstaben des Rechtes gemäß den Pennsylvaniern zugesprochen;

dagegen wurde zugleich bestimmt, daß die Connecticutmänner, die nun pennsylvanische Unterthanen oder Bürger wurden, in dem Besitze ihrer Ländereien geschützt werden sollten. Die pennsylvanische Regierung stellte jedem von ihnen ein Certificat (certificate) aus über die Grenzen dessen, was er als von ihm ausgerodet und beackert nachweisen konnte, und auf diese pennsylvanischen „Certificates" begründen sich noch heutiges Tages die Ansprüche der alten neuenglischen Familien im Wyomingthale auf gewisse Parzellen, die nun in neuester Zeit durch den entdeckten Kohlenreichthum so äußerst werthvoll geworden sind. Obwohl nun von der besagten Zeit an pennsylvanische Auktorität und Gesetze hier regierten, und obwohl auch die alten kleinen Connecticut-Pflanzstädte in die sich mächtiger ausdehnende Colonisirung eingehüllt und mit ihr vermischt wurden, obwohl namentlich deutsche Bauern aus den pennsylvanischen Ebenen in Menge herzukamen und sich mitten in den neuenglischen Pflanzstädten ansiedelten und auch rings um sie herum sich vertheilten, so ist der Kerngeist von Wilkesbarre und den andern alten Schwesterstädten noch ganz neuenglisch, d. h. puritanisch geblieben. „Ja wir haben uns hier unter pennsylvanischem Einfluß sogar einen reineren puritanischen Geist bewahrt, als unsere Vettern in Boston und am Connecticut. In den dortigen großen Handelsstädten ist dieser Geist, zum Theil unter dem Einflusse von Europa, weit mehr entartet. Wir haben darüber lange mit den Pennamyten gekämpft; wir haben uns ihnen zwar endlich ergeben, aber mit Capitulation. Sie haben sich zwar als etwas Fremdartiges rings um uns her angesiedelt. Wir haben aber unsere Gemeinden immer für sich gehalten und manche unter uns blicken auf die heutigen Söhne Bostons als auf Entartete herab."

Vielleicht hat gerade das deutsche Element, das so zahlreich in das Wyomingthal vordrang, und dessen Auffassungsweise religiöser Dinge so verschieden ist von dem puritanischen Geiste, viel dazu

beigetragen, diesen Geist im Contraste zu befestigen. Ich traf in Wilkesbarre sowohl eine lutherische als auch eine reformirte deutsche Kirche, und leider hörte ich in einer von ihnen eine deutsche oder wenigstens deutschseynsollende Predigt mit an über das Thema, „daß die Sünde leider ein Theil ist der ganzen menschlichen Constitution und daß der Glaube allein im Stande ist, uns von der Sünde ohne alle Ausnahme zu erlösen; daß dieser Glaube uns schon hienieden himmlisches Glück genießen lassen soll, mehr aber noch nach dem Grabe, was mehr als hinreichend ist, um uns die Zweckmäßigkeit des Glaubens anerkennen zu lassen, wie ich euch schon mehrere male erwähnt habe." Man wird mich vielleicht tadeln, daß ich so etwas hier anführe. Allein ich versichere jedem deutschen Leser, daß ich noch sehr mäßig bin. Ich habe diese deutsch-englische Rede in zu ärgerlichem Angedenken. Wenn ich alles hersetzen wollte, was ich hörte, würde man sich geradezu verwundern. Was ich erwähnte, erwähnte ich mit Fleiß, um ein Scherflein dazu beizutragen, entweder daß man die Sprache läutere, oder daß man sie ganz beseitige, wenigstens aus der Kirche fortschaffe, wo Religion in einem solchen kauderwelschen Gewande die Frömmigkeit wenig fördern kann. Die deutsche Sprache liegt hier in Wilkesbarre in den letzten Zügen. Ihr Dahinscheiden ist nicht so anmuthig wie das eines gewissen Fisches, der beim Sterben noch in allerlei bunten und reizenden Farben spielt. Doch ich werde weiterhin noch etwas mehr von dem „Pennsylvanian Dutch" (pennsylvanischen Plattdeutsch), oder, wie sie es auch wohl nennen, dem „Bush-Dutch" (den Buschdeutsch) zu bemerken haben, und mache einstweilen mit einem werthen amerikanischen Bekannten, einem der ausgezeichneten Eroberer und Helden aus dem mexikanischen Kriege, den ich eben aus einer Sonntagsschule, wo er trotz seinen anerkannten militärischen Tugenden als frommer Christ armen lernbegierigen Kindern Unterricht gab (hört! hört! hört!), abgeholt hatte — ich sage, einstweilen

mache ich mit diesem trefflichen Manne einen Spaziergang zu den Bergen, die das schöne Wyomingthal umgeben.

Wir wandten uns zunächst nordostwärts, um einige alte verlassene Kohlenminen, die sogenannten „Baltimore-Coalmines,“ zu besuchen. Wir trafen unterwegs dahin mit mehreren Kohlenbesitzern zusammen, die uns verschiedene Proben ihrer Minenprodukte zeigten. Es war lauter feste, steinharte, glänzende Anthracitkohle, wie denn alle drei pennsylvanische Bassins bloß aus solchen Anthracitkohlen bestehen, und gar keine bituminösen Kohlen enthalten. Diese Anthracitkohle hat einige vortreffliche Eigenschaften. Wir handhabten sie zwischen den Fingern hin und her, wir stäubten den schwarzen Stoff mit weißen Taschentüchern ab, ohne weder die Naturfarbe unserer Haut, noch die Kunstfarbe unserer Leinwand im geringsten zu verändern. Auch im Feuer zeigt die Anthracitkohle sich ganz besonders: sie brennt ohne Flamme, sie glimmt und glüht nur, und entwickelt ihre Gase, wie ohne Flamme, so auch ohne Rauch. Da sie keinen qualmenden Rauch von sich gibt, so setzt sie auch in den Schornsteinen keinen Ruß ab. Wir blickten über die unter uns liegende Stadt Wilkesbarre hin, und bemerkten, obwohl in diesem Augenblicke nach einer mäßigen Schätzung daselbst wohl 2000 Feuer angezündet waren, nicht die leiseste Andeutung von der grauen Dunstwolke, die gewöhnlich über jeder großen oder kleinen englischen Stadt zu liegen pflegt. Da man jetzt fast in ganz Pennsylvanien Anthracitkohlen brennt, so hat man auch in ganz Pennsylvanien ein gewisses rußiges, schmutziges und gefährliches Gewerbe, das in andern Ländern so viele Opfer gekostet, und so viele Diskussionen und Gesetze veranlaßt hat, nämlich das der Schornsteinfeger, zu welchem man ehemals hier die armen Negerjungen gebrauchte, völlig abgeschafft. Wahrlich, man ist entzückt, wenn man diese Anthracitkohle und ihre Qualitäten zuerst kennen lernt. „In der That,“ rief ich aus, „dieß ist wundervoll! Da

haben ja die englischen Städteverbesserer, die Schornsteinreformatoren und die Verfolger von Ruß, Rauch, Gestank und Stickluft im britischen Parlamente ihre wahre Panacee gefunden. Sie werden mit Ihrer pennsylvanischen Anthracitkohle durchaus den Markt von London erobern und die ganze Atmosphäre von Großbritannien reinigen, zugleich auch tausende von armen Schornsteinfegerjungen aus einem Zustande mörderischer Sklaverei befreien!" — Wenn nur nicht immer bei jedem Dinge, so auch bei den schwarzen, reinlichen, rauch- und rußlosen Diamanten der Anthracitkohle ein Aber wäre. „Die Engländer," so sagte man mir in Pennsylvanien, „haben ein eben so entschiedenes als unbegründetes Vorurtheil gegen die Anthracitkohle. Sie sind wie in allen Dingen, so auch in Bezug auf ihre Oefen und Kamine von unverbesserlichem Eigensinn. Sie bilden sich ein, daß die Anthracitkohle mit ihren Gasen der Gesundheit sehr schädlich sey, daß sie die Luft allzusehr austrockne, daß sie die Lunge der Hausbewohner allmählig, unmerklich angreife und allerlei Krankheiten befördere. Dieß alles ist aber nichts als ein Vorurtheil, welches wir vielleicht noch einmal vernichten werden, wenn wir unsere Kohlenbassins so weit entwickelt und flüssig gemacht haben werden, daß wir ihnen das Produkt recht billig liefern können." — So lange ich in Pennsylvanien war, dachte ich auch mehr oder weniger wie die Pennsylvanier. Als ich aber später mehr Gelegenheit fand, Anthracitkohlen in meinem eigenen Zimmer zu brennen, und dann wieder die bituminöse Kohle im Ofen zu haben, wandte ich mich ganz zu der englischen Ansicht hinüber, und war wenigstens darüber ganz entschieden, daß ich das liebe traulich flackernde Flammenlicht der bituminösen Kohle in meiner Stube nicht entbehren möchte, wenn sie meinem Straßennachbar das Haus auch noch so schwarz macht. Ob die Meinung der Engländer über die schädlichen Einflüsse der Anthracitkohle auf die Gesundheit ein bloßes Vorurtheil sey, weiß ich jetzt auch nicht so gewiß, wie es die

Pennsylvanier zu wissen glauben. Wenigstens traf ich später in Pennsylvanien selbst einzelne Menschen, welche an der Brust litten und die Anthracitkohle deßwegen anklagten. Auch hat die letztere den Nachtheil, daß man sie nicht so leicht in jeder beliebigen kleinen Portion gebrauchen und anzünden kann, wie ihre leicht brennbare bituminöse Schwester, und daß sie daher kleine Räume leicht überheizt. Einstweilen dehnt aber in Amerika die Anthracitkohle ihr Gebiet noch außerordentlich aus. Aus Scranton führen sie jetzt jährlich 150,000 Tons aus. Sie denken, es werden sehr bald Millionen werden. Aus dem Wyomingthale werden schon jetzt 700,000 Tons fortgeschafft. Sie hoffen auch hier noch auf eine große Vermehrung. Im ganzen Wyomingthale sind mehrere dicke Kohlenschichten mit zwischenliegenden Thonschichten eingesenkt. In der Mitte des Thales liegen sie am tiefsten, da wo der Susquehanna durchfließt, und wo Wilkesbarre und andere Flußstädte darauf stehen. Auf beiden Seiten aber biegen sie sich herum, wie die Ränder mehrerer in einander gesetzten Milchschüsseln, und mit ihren Kanten stehen sie dann oben in den Gebirgen und Wäldern zwischen den Felsen zu Tage heraus.

Die verlassenen Baltimore-Kohlenminen, die wir in einem einsamen Nebenthale fanden, boten einen höchst pittoresken Anblick dar. Es war eine 30 Fuß dicke Kohlenschicht, die beinahe horizontal lag, nur mit einer ganz allmähligen und schwachen Absenkung nach dem Flusse zu. Man hatte die Schicht überall ausgearbeitet, und nur in gewissen Intervallen, um das Dach des Berges zu tragen, dicke Pfeiler stehen lassen. Wir konnten auf dem schwach abgeneigten flachen Boden weit hineinlaufen, und befanden uns bald in einem Labyrinth von kolossalen Kohlenpfeilern. Das Ganze gab den Anblick von solchen Höhlentempelorten, wie man sie in Arabia Petraea und Egypten findet. Es kommen sehr schöne Pyriten in dieser Kohle vor. Man findet mit ihnen ganze Schichten,

wie mit Edelsteinen bedeckt. Auch fanden wir viele Spuren von Farrnkräutern, aber nur Spuren, das heißt die Blätter alle außerordentlich zertrümmert und in sehr kleinen Stücken. Ich glaube, es ist dieß eine Eigenthümlichkeit der Anthracitkohle.

Ueber Stock und Block, durch Sumpf und Dickicht, zahllose male über hohe Holzzäune kletternd, ohne Steg und Pfad zu finden, wanderten wir eine Stunde lang querfeldein, um von unsern Kohlenhöhlentempeln aus die Richtung zu dem Fahrwege zu gewinnen, der uns direkt auf die Höhe der Seitenberge des Thales zu dem sogenannten „prospect-rock“ führen sollte. Die besagten Dinge findet, wie schon oft erwähnt, der romantisirende Fußgänger überall in Pennsylvanien und in Amerika, wo es seit der Abschaffung der Indianer, die immer in Indian file gingen und Fußpfade durch das ganze Land ausgetreten hatten, keine Fußpfade mehr gibt. Wir eilten, so schnell es auf einer Bahn mit solchen Hindernissen, wie sie nur einem Diebe entgegentreten sollten, möglich war, weil die liebe Sonne sich schon zur Ruhe hinabsenkte. Sie ergoß ihr letztes Abendgold über das Wyomingthal, als wir auf der Höhe des Prospektfelsens ankamen. Man genießt hier eines herrlichen weiten Ueberblicks, und hat das lange und breite Thal zu seinen Füßen. Jenseits strecken sich mehrere lange Gebirgsrücken parallel neben einander hin. Hinter uns führte die Landstraße durchs Gebirge zum Delaware weiter.

Unweit des Prospektfelsens ist das Prospekthaus gebaut, und in diesem freundlichen, geräumigen Prospekthause genießt man eine Tasse Kaffee mit Kuchen, oder ein Gläschen Wein — Rheinwein! — setzt sich nieder zum Ausruhen, schwatzt mit der Wirthin oder einem paar Gästen, die ebenfalls aus dem Thale heraufkamen, um die Sonne untergehen zu sehen und dann in der Abenddämmerung wieder hinabzusteigen. Und nach der Herkunft und Nationalität dieser Gäste und dieser Wirthin braucht man nicht zu fragen. Natürlich

sind es Deutsche, die dieses hübsche Etablissement für Kaffee und Naturgenuß gebaut haben und ihm Bestand geben. Ich sage auch für Rheinweingenuß. Denn merkwürdig genug habe ich diesen edlen vaterländischen Wein bei unsern deutschen Landsleuten in Pennsylvanien ziemlich häufig gefunden. In der Wirthin fand ich eine muntere und wohlbehäbige Frau. Als sie mich fragte, wie es mir in Amerika gefiele, fing ich an, allerlei daran auszusetzen. Sie vertheidigte es zu meinem Aerger eifrig, selbst gegen Deutschland, und schloß ihre verschiedenen Argumente immer mit der oft wiederholten Phrase: „Ja ja, i sag's, für den armen Mann ischt Amerika s'beschte Land."

Das schöne Wyomingthal und so auch alle die andern Kohlenthäler rings umher kommen immer mehr und mehr in den Privatbesitz von einigen großen Compagnien und Kapitalisten, und der kleinen Besitzer, Bauern und Farmer werden beständig weniger. Diese letzteren geben ihr Land zu geringen Preisen, zu 200 bis 300 Dollars, den Acker hin, und wandern dann nach dem Westen, nach Ohio, Illinois rc. aus, wo sie sich schönes Land für 10 oder 20 Dollars den Acker wieder kaufen können. Die Kapitalisten und Kohlenproducenten, wenn sie das Land einmal haben, geben es zu keinem Preise wieder her. Es ist in ihren Händen doppelt und dreifach so viel werth als in denen des Bauern, der die Mittel zur großartigen Betreibung des Geschäfts, zur Anlage von Straßen und Kanälen u. s. w. nicht besitzt. Wie in diesen Kohlendistrikten die Kohlen, so gibt es in andern östlichen Gegenden wieder andere Dinge, die den Boden werthvoller machen, und in Folge deren daher viele kleine Grundbesitzer veranlaßt wurden auszuverkaufen, um im Westen große Landeigenthümer zu werden.

Unter mehreren andern Dingen, die mir in dem Alltagsleben dieses amerikanischen Provinzialstädtchens nicht wenig auffielen, waren die zahllosen Anzeigen von Vorlesungen über Krankheit und

Gesundheit. Ich fand in diesem Städtchen an einem einzigen Laternenpfahl vier Anschläge dieser Art, einen blauen Zettel mit „Lectures on lungs and consumption by Dr. H....,“ einen rothen Zettel mit „Lectures on the eye by Dr. G....,“ einen gelben Zettel mit „Private lectures for Ladies by Dr. Z....,“ einen grünen mit „Private lectures for Gentlemen on the physiology of healthy reproduction.“ Hat man so etwas je in einem europäischen Landstädtchen gesehen? Man sollte denken, die Stimmung der Leute müßte hier einen gewaltig hypochondrischen Anstrich haben. Blickt man in die Journale eines solchen Landstädtchens, so scheint's, daß sie diese Meinung bestätigen, denn man findet sie nur zur Hälfte mit Handel und Politik, zur Hälfte aber mit Medicin angefüllt. Die bei uns so verschrieene englische Quacksalberei und Medicinirmanie könnte, so scheint's, bei der amerikanischen noch in die Schule gehen.

XLV. In pennsylvanischen Waldungen.

Das Lackawanna- und das Wyomingthal bilden das sogenannte dritte, nördliche oder Wyoming-Kohlenfeld (the third or Wyoming coalfield). Zwanzig Meilen weiter nach Süden kommt dann das zweite oder mittlere Kohlenfeld (the second or middle coalfield), das mit dem vorigen von Westen nach Osten parallel läuft, und das mit seinem östlichen Ende an den Fluß Lehigh, mit dem westlichen an den Susquehanna stößt. Endlich wieder zwanzig Meilen südlicher schließt die pennsylvanische Anthracitkohlenregion mit dem ersten oder Pottsvillekohlenfelde (the first coalfield) ab. Pottsville ist darin die vornehmste und

centralste Stadt. Als in vieler Beziehung interessanter hatte man mir aber das Städtchen Mauch-Chunk geschildert. Es liegt am östlichsten Ende jenes ebenfalls ostwestlich gestreckten Feldes, da wo es an den Fluß Lehigh stößt. Ich nahm daher am folgenden Tag meine Richtung zu diesem höchst merkwürdigen Orte, der von Wilkesbarre ungefähr sechzig Meilen entfernt ist. Ich verließ mithin das Susquehannathal und steuerte in südöstlicher Richtung quer durchs Land zum Thale des Lehigh hinüber, eines Flusses, welcher aus dem Innern der pennsylvanischen Wälder hervorfließend, in den Delawara mündet und mit demselben der Hauptstadt des Landes, Philadelphia zuströmt. Obgleich nicht sehr groß, hat dieser Fluß, weil er bei allen jenen drei Kohlenbassins nahe vorüberstreift, und die vornehmste natürliche Transportstraße für sie bildet, eine besondere Wichtigkeit, eine große Berühmtheit erlangt und auch der bedeutendsten Kohlencompagnie Pennsylvaniens, der „Lehigh Coal- and Navigation-Company," ihren Namen gegeben.

Fast der ganze Zwischenraum zwischen Susquehanna und Lehigh ist mit dichten Waldungen und öden Bergzügen angefüllt. Es sind dieß die Forsten, welche Penn und seine Quäker, vom Delaware landeinwärts kommend, zuerst erblickten, und welche dem Lande seinen Namen Pennsylvanien, das heißt „Penns Waldland" gaben. Ein kleiner Abschnitt derselben heißt noch bis auf den heutigen Tag in specie und par excellence „Penn's Forest" (Penns Forst). Auch liegt noch am Lehigh selbst ein kleiner Ort, der vermuthlich zum Andenken an Penns früheste Excursionen in diese Gegenden „Penn's Haven" (Penns Hafen) genannt wird.

Die erste Hälfte dieser Reise bis Whitehaven, einem kleinen, neuen Städtchen am Lehigh, in der Mitte der Waldungen, legten wir auf einer Art Eisenbahn zurück. So lange das Land eben

war, wurde unser Eisenbahnwägelchen, das ein halbes Dutzend Passagiere füllte, von Maulthieren gezogen. Maulthiere findet man hier überall in Pennsylvanien, in allen Kohlenminen und auch auf solchen Urforsteisenbahnen. Sie kommen sammt und sonders aus Kentucky, wo sie für Pennsylvanien gezüchtet werden. Wenn ein Bergrücken in die Quere kam, dann hörte die Pferdebahn, oder vielmehr die Maulthierbahn auf, und unser Wägelchen wurde an Ketten gelegt und durch eine oben stehende Maschine an den wilden Abhängen hinaufgezogen. Endlich, nachdem wir die größte wasserscheidende Höhe erreicht hatten, rollte unser Wägelchen auf geneigter Bahn stundenlang, durch eigene Schwerkraft getrieben, abwärts, bis endlich Whitehaven am niedrigen Flußufer unsere kleine Lawine auffing.

Wir hatten unterwegs nichts als lauter öde Wildniß, erblickten keine Ortschaft und keinerlei Anbau, genossen aber zu Zeiten, wenn wir an den Rändern der Bergabhänge hinrutschten, die interessantesten Aussichten über baumreiche Thäler und mit allerlei Laubgattungen bestandene Gebirgszüge. Auch Whitehaven gewährte noch wenigen städtischen Comfort und Luxus. Es ist ein ganz neuer Ort, durch die Schiffbarmachung des Lehigh, die hier ihren Hauptanfang[1] nimmt, ins Leben gerufen. Er gewährt einen höchst merkwürdigen Anblick. In den Urwäldern Brasiliens kann es nichts wilderes geben. Die Leute, welche den Wald lichteten und aus den gefällten Bäumen Waarenschuppen und Arbeiterhütten bauten, haben eben ihr Beil aus der Hand gelegt. Die Hochwaldung dringt bis in die Straßen hinein, und die kleinen friedlichen Häuser gruppiren sich zwischen den Baumstümpfen, auf dem hügelichten Terrain bis in die Schatten des Waldes hinein, durch den grelle Lichtstreifen wie aus

[1] Ich sagte „Haupt“-Anfang; denn allerdings geht die Schifffahrt noch etwas höher hinauf, jedoch nur für ganz kleine Boote. Barken von 100 Tonnen können nicht über Whitehaven hinaus.

Kirchenfenstern auf die Wohnungen herabfallen. Die Flußufer sind nicht weniger wild. Zur Hälfte ist das Wasser mit zahllosen bemoosten und umgerissenen Bäumen verstopft. Ein Theil der Uferwaldung ist überschwemmt, und hohe, zum Theil grünende, zum Theil ausgebrannte Tannen stehen mitten im ausgetretenen Flusse, in dem sie allmählig zu Grunde gehen. Wie gesagt, man braucht nicht zu den Rocky Mountains zu reisen, um wilde Scenen und Uranfänge der Bodencultur zu beobachten. Es arbeitet, gährt, keimt und wächst auch in den alten Staaten noch überall fort, so wie man nur ein wenig von der breiten Heerstraße abweicht. Die Colonisirung Amerika's geht wie ein großartiger Krystallisationsproceß fort. Die Hauptäste sind zwar in den östlichen Provinzen schon ausgebildet, aber zwischen ihnen schießen noch immer neue Aestchen aus frisch aufbrechenden Punkten hervor. Man glaubt hier überall in einen vielzweigigen Baum zu klettern, aus dem an jeder Knospe neue Blätter und Schößlinge sich aufthun.

Die Kanalisirung des Lehigh ist nicht durch einen förmlichen Kanal, sondern durch das, was die Amerikaner eine „Slackriver Navigation" nennen, zu Stande gekommen. Die Amerikaner sind große Liebhaber von solchen Slackriver Navigations und wenden sie bei flachen und wasserarmen Bergflüssen, wo, wie beim Lehigh, die Beschaffenheit der Flußufer es gestattet, an. Das Wort läßt sich nicht recht ins Deutsche übersetzen. Es wird darunter aber diejenige Art der Regulirung eines Flusses verstanden, bei welcher sein Wasser durch zahlreiche Querdämme aufgestaut, stückweise vertieft und schiffbar gemacht wird. Im Lehigh gibt es zwischen Mauch Chunk und Whitehaven 20 solcher großer Querdämme, durch die der Fluß, so zu sagen, in eben so viele Seen oder Ponds zerlegt wird. Natürlich erhält der Fluß durch diese Aufstauung auch eine Tendenz zur Ausbreitung. In einem flachufrigen, cultivirten und

ortschaftenreichen Thale würde die Sache daher nicht angebracht seyn, weil zerstörende Ueberschwemmungen zu fürchten wären. Hier am Lehigh aber hat dieß nicht viel zu bedeuten. Die Ufer sind, wie gesagt, öde, wild — höchstens wird einmal eine Waldpartie in die Ueberschwemmung hineingerissen — und dazu sind sie auch noch meistens hoch, schroff und der ganz tief in das Felsenland eingekastete Strom kann daher ziemlich bedeutend aufgestaut werden, ohne irgend welchen Schaden anzurichten. Wo es indeß nöthig ist, z. B. um einen Weg längs des Flusses zu sichern, hat man dann auch stellenweise die Ufer befestigt, wie bei regelmäßigen Kanälen. Zur Seite hat jeder von jenen 20 Querdämmen natürlich ein Schleußenwerk und ein Stückchen Kanal, um die Schiffe aus dem höher liegenden Flußbassin oder See in das untere hinabzulassen. Es wäre gewiß nicht übel, wenn diese amerikanische „Slackriver Navigation" auch in Deutschland etwas mehr Mode würde. Wie wäre es z. B., wenn man sie längs der ganzen obern Donau von Ulm bis Donaueschingen zu organisiren trachtete, und dort, die Müller vertreibend, alle ihre Mühlendämme zu solchen Slackriver Navigations-Dämmen und ihre Mühlenräderkanäle in solche Schleußen- und Schiffskanäle verwandelte?

„Euer Whitehaven," sagte ich zu meinem Reisegefährten, den ich in der auf uns wartenden Postkutsche fand, „muß ein recht junger Ort seyn?" — „Ach nein, mein Herr," sagte er, „nein, das ist schon ein sehr alter Ort. Er existirt schon fast so lange als ich denken kann. Ich glaube beinahe 20 Jahre! Ja freilich, wenn Sie es mit Wilkesbarre vergleichen, so ist das kurz und jung zu nennen. Aber lieber Gott, Wilkesbarre, das ist auch ururalt. Es datirt von unvordenklichen Zeiten her, ich glaube gar, es existirte schon vor hundert Jahren zur Zeit unserer Revolution!" — „Vor hundert Jahren," das heißt hier in Amerika so viel, wie in Egypten „zu König Cheops Zeiten." Sie sprechen von dem Alter eines

Orts wie auf den deutschen Universitäten von dem Alter eines Studenten gesprochen wird. Ein junger Mann, der länger als drei Jahre studirte, heißt dort „ein bemoostes Haupt,“ und doch ist ein solches bemoostes Haupt ein blühender Jüngling, der kaum in's Leben hereinzublicken begonnen hat.

Wie Theseus an der Schnur der Ariadne, so suchte unser kleines Zweigespann am Faden eines höckerigen Weges den Ausgang aus dem endlosen Wälderlabyrinthe zwischen Whitehaven und Temishaven. Die Fahrt war mir im höchsten Grade überraschend und interessant. Es ging waldein, waldaus, bergauf, bergab. Zuweilen an hohen freien Stellen hatten wir Ausblicke über ganze weite unabsehbare Pflanzenmeere. Hier und da stiegen in der Ferne Rauchsäulen auf, oder mitunter zeigte sich auch wohl einmal neben dem Wege eine Hütte, ein Blockhaus unter den Bäumen. Es sind die Shanty's einsam hausender „Lumbermen,“ die hier Holz fällen und „shingle“ (Dachschindeln) schneiden. Es sind Squatters, die hier und da ein Stückchen Land cultiviren, dessen Eigenthümer sich nicht genau nachweisen läßt. Da hier auch noch Raum genug ist für Bären, wilde Katzen, Rehe und andere wilde Thiere, so gibt es auch der halbwilden Jäger genug, die wie ehemals die Indianer aus der Jagd ein „living“ (ihren Lebensunterhalt) machen. Sie ziehen wie Zigeuner in diesen Waldungen umher, und schießen sich kleine Vorräthe von Katzenpelzen und andern Häuten zusammen, die sie nachher verhandeln. Auf den vielen kleinen „ponds“ (Seen), die es auf dem hohen Rücken der Alleghanys gibt, haben sie wie ehemals die Indianer ihre Canoes, ausgehöhlte Baumstämme, mit denen sie die Schlupfwinkel der Thiere aufsuchen. Es bleibt doch immer höchst merkwürdig, daß sich die Indianer so gänzlich aus diesen großen Wildnissen haben vertreiben lassen. Sind hier für Bären und Katzen noch so große Räume, wie konnte nicht auch für die menschlichen Aborigines noch etwas übrig bleiben? Haben wir

doch selbst in unserem übervölkerten Europa noch überall Schlupfwinkel genug übrig für die zwischen uns herumziehenden fremdartigen Zigeuner. Mich wundert, daß ein Theil der Indianer nicht wenigstens eine solche Zigeunerexistenz neben den Anglosachsen fortführte. Sogar der wilde Panther ist hier noch kaum erst verschwunden, wenn er wirklich überhaupt schon völlig verschwunden ist. In Wilkesbarre erzählte mir ein Herr, er habe noch vor 15 Jahren in dieser Abtheilung der Gebirge einen großen Panther von 8 Fuß Länge erlegt. Auch sagten mir die Deutschen bei jenem Wilkesbarreschen Prospekthause, es seyen vor kurzem in der Nähe ihres Hauses drei Bären auf einmal erschossen, und bestätigten mir, was ich in Canada gehört hatte, daß auch hier in Pennsylvanien dieses Jahr die wilden Thiere, ihre Dickichte verlassend, viel näher und in größerer Zahl zu den Wohnungen der Menschen herbeigekommen seyen, als in andern Jahren.

Schon die Namen, die man einigen Strichen der Umgegend gegeben hat, deuten auf ihre wilde Beschaffenheit hin. An einem hohen Punkte, wo wir eine weite Uebersicht gewannen, zeigten sie mir eine Lokalität in der Ferne, hinter welcher sich der „Todesschattensumpf, „the shades of the death swamp“ befände. Ich fand diesen Sumpf auch auf meinen Karten angegeben. Sie beschrieben ihn mir als eine unglaublich öde Wildniß. Wo wir dann und wann auf eine Lichtung im Walde stießen, da war es entweder ein Sumpf oder ein großes Steinfeld. Manche dieser steinigten Felder sind mit Dornen überwachsen. Sie nennen diese offenen Dornstellen „patches“ (Flecken). Einige sind ganz mit Hagebutten bestanden. Wir sahen nicht weit von uns eine solche Hagebutten-Oasis, die etwa $1\frac{1}{2}$ Meilen lang seyn mochte. Es schien ein kahler Hügelrücken zu seyn, der wie eine Insel mitten aus dem Waldmeere hervorragte. Sie nannten ihn „the big brier-patch“ (den großen Hagebuttenfleck). Meistens mischen sich auf diesen Patches noch

allerlei andere Sträucher und Dornbüsche ein, und im Frühlinge, wenn diese Büsche-Oasen mit duftendem Blüthenschnee bedeckt sind, mögen sie einen reizenden Anblick gewähren. Jetzt schien aus der Ferne der big brier-patch ganz röthlich gefärbt, vielleicht ein Reflex der vielen rothen Zweige des Busches. Manche Felsenabhänge sahen wir auf weite Strecken auch ganz mit einem grünen Lorbeer behangen. Noch größere Strecken aber sind mit der sogenannten „Skrup-Oak“ (Stumpf- oder Zwergeiche) bewachsen. Dieß ist ein sehr niedriges Gewächs, und schwer auszurotten. Es steht gewöhnlich nicht auf schlechtem Boden, bedeckt auch oft weit und breit die fruchtbaren Striche am östlichen Fuße der Alleghany's, und die ersten Ansiedler hatten hauptsächlich viel mit der schwierigen Ausrodung der Skrup-Oak zu schaffen. Obgleich niedrig, hat sie doch einen erstaunlich harten, dicken und weit verästeten Wurzelknorren, aus dem immer neue Zweige wieder herausschlagen. Unter den mannigfaltigen Kräutern und wilden Pflanzen dieser Gegend fanden die alten Indianer viele, in denen sie medicinische Kräfte entdeckten. Die später einwandernden Europäer, die auch sonst in so vieler Hinsicht ihre undankbaren Schüler waren, lernten dieß von den Indianern, und ich wunderte mich daher nicht, daß mir noch heutigen Tages in den benachbarten Ortschaften, in denen ich anhielt, in Whitehaven, Mauch-Chunk ꝛc. so viele Plakate und öffentliche Anschläge zu Gesichte kamen, auf denen das Bildniß einer armen kräutersuchenden und ganz in Pflanzen begrabenen Indianerin zu sehen war, und wo dann die „Indian sanative pills“ (die indianischen Gesundheitspillen) als ein Radikalmittel gegen „Zahn-, Kopf-, Leber-, Rücken-, Seiten-, Magen- und allgemeinen Gliederschmerz,“ sowie auch gegen „melancholy, suppresion, nerveousness, habitual Costiveness und bileous complaints und gegen ein ganzes Heer anderer Krankheiten anempfohlen wurden.

Die Brücken unterweges waren meistens mit dicken Tannenbäumen

belegt und zwischen diesen waren zur Ausfüllung der Zwischenräume von der Straße aufgelesene Felsklötze eingekeilt. Nachdem wir die letzte dieser Brücken glücklich überstanden hatten, fuhren wir dann bei Pennhaven wieder ins Lehighthal hinab und erreichten hier wieder das Ende einer Eisenbahn, die uns nach Mauch-Chunk hinabbringen sollte.

Die Bahn war wohl da, aber die Lokomotive und der Zug blieben aus. Wir harrten wohl eine und zwei Stunden, aber sie kamen nicht. „What is the matter with her?“ — „Es muß unterwegs was passirt seyn.“ — „Oh they will find us something to ride upon!“ (Seyen Sie unbesorgt, sie werden uns schon etwas herrichten, worauf wir weiter reiten können!) Da die sich sammelnden Passagiere immer ungeduldiger wurden, so schaffte man in der That schnell einen Truck, d. h. einen flachen Wagenkasten, wie sie hier zum Transportiren von Balken und Baumstämmen gebraucht werden, herbei. Die Koffer, die einige von uns besaßen, wurden hinaufgestellt, darüber Bretter gelegt, und nachdem die meisten auf diesen improvisirten Bänken Platz genommen hatten, wurden wir so einem großen Kohlenzuge, der eben vorüberpassirte, angehängt. Der Rest der Passagiere wurde dem Lokomotivführer in seinem Tender beigegeben. Obgleich mit diesen Kohlenzügen meistens viel Unglück passirt, und obgleich der Truck, auf dem wir als letztes Schwänzchen einer langen Wagenkaravane „ritten,“ sehr bedeutend hin- und hergeschleudert wurde, und einmal sich auch von seiner Kette löste, so ging es doch alles ganz glücklich, und die Fahrt selbst durch das Lehighthal war im höchsten Grade interessant.

Wir fuhren immer hart neben dem vielgewundenen Ufer des Flusses hin. Die hohen Felsen und Berge, in denen er fortwährend eingezwängt ist, boten die malerischsten Scenen dar. Obwohl die Ufer ohne Anbau und Bewohner waren, so war doch der Fluß selbst mit vielem Leben, mit zahlreichen Kohlenbarken bedeckt. Wir

sahen an vielen Punkten die merkwürdigen Arbeiten, die mächtigen Damm- und Schleußenwerke, die man zum Zweck der Schifffahrt errichtet hatte. Man hat hier einen wilden flachen Bergstrom in ein ruhig fließendes, tiefes und spiegelglattes Fahrwasser verwandelt. Spät Abends kamen wir endlich in Mauch-Chunk (d. h. Bärenberg) an, jenem interessanten Bergstädtchen, das im Grunde einer tiefen Schlucht durch Aussprengung und Wegräumung von Felsen sich so viel Spielraum geschafft hat, daß es seine Häusergassen Thal auf Thal ab entfalten konnte.

XLVI. Mauch-Chunk.

Mauch-Chunk, ein indianischer Name, soll so viel als Bärenberg bedeuten. Der Ort mußte sich wohl, so gut er konnte, zurechtfinden in der engen unbequemen Position, die der Lehigh, indem er eine Alleghanykette durchsetzt, hier veranlaßte. Denn seine Existenz war gerade haarscharf an diesen Punkt geknüpft, wo sein Nähr- und Ackerfeld, jenes südliche Kohlenbassin nämlich, mit scharfer Spitze, d. h. mit einem sehr reichhaltigen und dicken Kohlenaste auslief. Das Vorgebirge, das diese äußersten Kohlenfeldausläufer gleich zu Häupten der Thürme von Mauch-Chunk auf seinem Rücken trägt, heißt „Mount Piscau." Es ist 1000 Fuß hoch, steigt ziemlich steil aus dem Thale auf und ist oben mit dicken Kohlenmassen gleichsam gekrönt.

Ich hatte eine sehr freundliche Empfehlung an einige Vorsteher der „Lehigh Coal and Navigation Company." — Bei dem ersten Besuche, den ich machte, fand ich nur den Privatsekretär zu Hause. Es war ein junger pennsylvanischer Deutscher. Er erkannte mich

gleich als Landsmann und fragte mich sehr artig: „Wo schtoppen Sie, mein Herr?“ — Damals, wo ich an das pennsylvanische Deutsch noch nicht sehr gewöhnt war, machte diese englisch=deutsche Phrase (where do you stop, Sir?), die mit so viel Aufwand von Höflichkeit vorgebracht wurde, einen fast komischen Eindruck. Andere Besuche führten mich schneller zum Ziele, und in freundlicher und lehrreicher Begleitung schwang ich mich bald auf den Mount Piscau, auf dessen Gipfel das Beste, was Mauch Chunk bieten kann, zu finden ist, hinauf.

Dieß ist eine ganz eigenthümliche Reise. Zuerst erhoben wir uns zu Fuß auf einem halbstündigen Wege auf eine Anhöhe, auf welcher die Endstation der Gebirgseisenbahn liegt. Hier bestiegen wir einen kleinen Wagen und nun ging es mit Dampf den 1000 Fuß hohen Berg hinan. Die Eisenbahn, die vor uns in schnurgerader Linie den steilen Berg hinauf stieg, schien eine wahre Himmelsleiter zu seyn. Sie verlor sich in Wolken, mit denen der Gipfel von Mount Piscau bedeckt war. Man macht diesen Aufschwung in zwei Abschnitten, indem auf der Mitte des Berges die erste und auf dem Gipfel selbst die zweite Dampfmaschine etablirt ist, welche die meilenlange Kette und an ihr das kleine Bündel Passagiere hinaufschleppt. Als ich diese Vorrichtungen gewahrte, wurde mir zu Muthe wie jemanden, der sich einen Zahn ausheben lassen will, und ich fragte den Conducteur unseres Wagens, ob die Kette auch recht fest sey. „Oh, sehr fest, mein Herr,“ sagte er lächelnd. „Ganz zuverläßig.“ — „Ist sie noch nie gerissen?“ — „O ja, das wohl!“ — „Wie oft? ich bitte!“ — „Ja, ein= oder zweimal in der Saison pflegt sie wohl zu brechen.“ — „O weh, eine schöne Saison, das! Das finde ich ja entsetzlich oft. Da läuft man eine fatale Chance.“ — „Aber bedenken Sie, mein Herr, was diese Kette auch im Laufe einer Saison zu thun hat. Ja, wenn es nur immer so ein Häuflein Passagiere wäre, wie Sie hier. Auf die kommt es

uns aber gar nicht an. Die Hauptsache sind die Kohlenwagen. Und von denen läßt die Kette an jedem Tage des Jahres wohl 70 lange Karavanen, jede zu 20 oder 30 Wagen, den Berg hinauf tanzen. Das nimmt sie mit, und da kann man sich gar nicht wundern, wenn sie, wie ich sagte, alle Jahre ein= oder zweimal reißt." — Uebrigens ist auch für solche Fälle einigermaßen gesorgt. Die Wagen der Passagiere haben eine Art Hemmschuh, der in neben den Schienen angebrachte eiserne Zacken eingreift, und der allerdings manche Gefahr abwendet.

Die Auffahrt auf den Mount Piscau ist einem Auffluge im Luftballon so ähnlich, als es eine Wagenfahrt auf festem Grund und Boden seyn kann. Gleichmäßig schnell und glatt hob sich unsere kleine Kutsche an dem Abhange geradlinigt hinauf, und die schöne Landschaft umher, die Aussicht über die Thäler und Berge breitete sich stufenweise nach allen Seiten hin immer weiter aus. Auf der Hälfte des Berges war eine kleine Hütte gebaut und darin ein von Anthracitkohlen glühender Ofen zum Händewärmen. Wir übersahen von hier aus ein langes Stück des großen Gebirgsdamms, „the blue Ridge" genannt, und schauten auch durch das 12 Meilen entfernte Loch oder Thor in diesem Damm, wo der Fluß Lehigh durchbricht, daher auch das Lehighthor genannt, hinaus. Hinter diesem merkwürdigen Loche sieht man wieder einen andern entfernten Damm bläulich schimmern. Es sind die sogenannten „blue mountains." Ich war froh, daß wir diesen Ausblick auf der Halbwegstation genossen, denn oben auf dem „Summit" fanden wir noch die Wolkennebel einherschleichen. Sie hatten den Bergkopf aber ein wenig mit frischem Schnee bepudert. Wir hatten von hier aus noch einige Meilen auf dem Rücken des Berges hinzufahren, bis wir endlich in der Mitte der Kohlenminen und den Wohnungen der Officianten und Arbeiter anhielten, welche zusammengenommen einen freundlichen kleinen Ort, „Summithill" (Gipfelberg)

genannt, bilden. Ich verweilte einen ganzen Tag in dieser merkwürdigen Bergwerkscolonie und besah mir seine verschiedenen Wunder eines nach dem andern. Ich will zuerst schildern, was ich sah, und dann eine kleine Skizze der interessanten Geschichte dieses Gebirges geben.

Zuerst führten sie mich in das, was sie „die alte Mine" (the old mine) nannten. Es ist das Großartigste, und ich möchte sagen, Romantischste, was ich je im Fache von Kohlenschichten gesehen habe, und so viel ich weiß, kann man auch nirgend wo was ähnliches sehen. Das Kohlenfeld, das hier zu Tage ausbricht und endet, ist in diesem seinem Gipfelende nicht weniger als sechzig Fuß dick. Man hat es so am Tage liegend, oder auch aus dem Boden herausragend gefunden, ähnlich wie jene dicken Silberklippen, die man bei Potosi in Peru aus dem Gesteine und in dem Berggestrüpp aufstehend fand. Im Laufe der Jahre hat man von oben herein schon ziemlich viel herausgearbeitet, auf dieselbe Weise, wie bei ihren Mahlzeiten die Engländer mit dem Messer in den weichen Käse hineingraben. Man hatte dabei durchaus gar keine weitere Veranstaltungen und Umstände nöthig, als die liebe, schöne, kohlschwarz glänzende, fertige Gottesgabe wegzuschürfen und fortzukarren. Es sind auf diese Weise tiefe Schluchten und weite Thäler in der Kohlenformation entstanden, und die Reste, die noch immer massenhaft genug sind, stehen in mächtigen Pfeilern, hoch aufgethürmten schwarzen Felsen von mancherlei Gestaltung da. Wir irrten dazwischen herum und bewunderten dieß ungewöhnliche Phänomen. An einer Stelle war ein haushoher Steinblock in die Kohlenmasse eingekeilt. Er theilte sie in zwei Partien und war durch die Hacke des Bergmanns rund herum von der Kohle entblößt. In dem äußersten Zipfel dieses Beckenendes ist die Schichtung der Kohlen am meisten verworfen. Es sah so aus, als wenn sie bei ihrer Formation hier gegen das Gestein angestoßen, umgebogen, gebrochen

und wieder zusammen geschlagen wären, ungefähr so, wie wenn ein flüssiger Stoff in einer länglichen Schüssel erstarrt, und dann im Zipfel dieser Schüssel sich aufstaut und zusammenschauert, oder wie wenn Eis in eine Felsenenge bricht und sich aufbäumt und übereinander schiebt. Der Rest stand wie eine Mauer auf, und in dieser Mauer konnte man deutlich die Verschlingungen, Windungen und Verwerfungen der Kohlenschichten erkennen. Stellenweise guckten sie wie gigantische Säulenknäufe der korinthischen Ordnung oder wie verbrannte Pergamentrollen von gigantischen Dimensionen daraus hervor. Ein sechs bis sieben Zoll dickes Kohlenblatt war um das andere gewickelt und alle umgaben concentrisch einen runden centralen Block. Die ganze Rolle hatte vielleicht zwölf bis fünfzehn Fuß im Durchmesser. Ich dachte einen Augenblick, es wären vielleicht antediluvianische große Baumstämme, gab aber diese Idee natürlich bald auf. Ich bat meine Begleiter, sie möchten doch von dieser merkwürdigen Scene so schnell als möglich ein Daguerreotyp aufnehmen lassen, weil beim Fortschreiten der Arbeit ihre Züge sich bald verwischen und für die Nachwelt verloren gehen würden. Auch würde es in Europa kein Geologe glauben, wenn man ihm nicht ein solches Daguerreotyp zu Handen kommen ließe.

Die beschriebenen Verhältnisse finden jedoch, wie gesagt, nur in dem äußersten, östlichsten und höchsten Zipfel des Kohlenfeldes statt. Weiterhin liegen die Schichten regelmäßiger und ebener, streckenweise völlig horizontal, dicht unter dem Rasen. Wo dieß der Fall ist, haben sie, um zur Kohle zu gelangen, nichts weiter zu thun, als sie vom Rasen und einer einige Fuß dicken Erd- oder Lehmschicht, die sie weggraben, zu säubern. Dieses stripping the coal kommt übrigens auch noch an mehreren Punkten der großen pennsylvanischen Kohlenfelder vor. Es wird dabei nicht mehr Bergmannskunst erfordert, als ein gewöhnlicher Deichschanzer mit seiner Schaufel meistern kann. Man führte mich hier auf ein Stück

Kohlenfeld, das eben „geschält“ war, und bei dem der Kohlenschatz dreißig Fuß dick ganz nackt dalag. Wir liefen darüber weg, wie über einen gefrornen See. Nach diesem „Strippen“ schneidet man die Kohlenschicht wie Roggenbrod, Stück für Stück, ab, und schaufelt sie weg.

Doch liegen die Reichthümer natürlich nicht überall so zur Hand, vielmehr nur ganz stellenweise. Weiterhin senken sich die Kohlenschichten unter einem Winkel von achtzehn bis zwanzig Graden von der Oberfläche an tief in den Boden hinab. Diese geringe Absenkung, so wie die außerordentliche Dicke der Kohlenschicht hat eine ganz eigenthümliche Art der Ausbeutung möglich gemacht. Die Dicke beträgt auf weite Strecken zwanzig, fünfundzwanzig bis dreißig Fuß. Die Dicke von sechzig Fuß, die beim Zipfel des Beckens, oder, um mich so auszudrücken, im Schiffsschnabel stattfindet, ist exceptionell und kommt nicht oft wieder vor.

Man hatte die Güte, mir die Art der Ausbreitung zunächst auf dem Papier, auf den interessanten Plänen und Rissen des ganzen Steinkohlenberges zu zeigen. Ich will versuchen, hier in Kürze eine Idee davon zu geben.

Zunächst arbeitet man in der Kohlenschichte, indem man ihr in ihre allmählige Absenkung folgt, einen gradlinigten Kanal, oder einen schrägen Stollen aus. Dieser Stollen ist dazu bestimmt, um zunächst in den Berg hinein zu kommen, und nachher auch um die Kohlen darin zu Tage heraus zu führen. Man nennt solche geneigte Stollen „Slopes“ (Abteufungen).

Ist man mit einer solchen Abteufung etwa bis tausend Fuß weit in die schräge Schicht hineingelangt, so hält man mit ihr an, und arbeitet nun zu beiden Seiten hin einen Hohlgang oder Corridor aus, welcher die Kohlenschicht horizontal verfolgt, und dazu dient, die gelösten Kohlenmassen — wie? wird man sogleich sehen — in sich aufzunehmen und sie zu den Slopes, durch die sie.

wie gesagt, ans Tageslicht kommen, hinzuführen. Man nennt diese horizontalen Verbindungsstollen „gangways“ (Gänge).

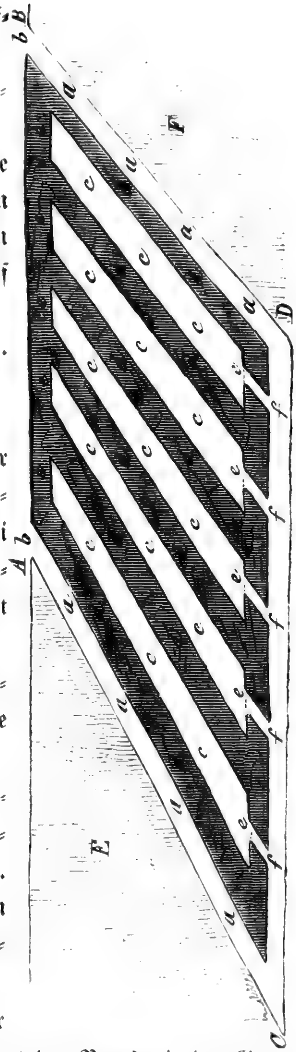
Von diesen „Gängen“ aus wird nun zur Ausbeutung der Kohle operirt, und zwar — dieß eben ist das Besondere, — nicht nach unten, sondern wieder nach oben hinauf. Auf der ganzen Länge eines Gangways hin wird die Kohlenschicht nach oben hin in gleichen und ziemlich nahen Distanzen angebohrt. Man macht zunächst ein kleines Loch und einen engen Kanal, so weit, daß ziemlich dicke Kohlenblöcke bequem durchschlüpfen können. Aus diesen engen Kanälen, „shoots“ (Schüsse) genannt, fallen die Kohlen hinaus in den Gangway hinein, und werden dann durch ihn auf die besagte Weise hinausgekarrt.

Alle Kohlen, die man bei der Anlegung aller bisher genannten Aushöhlungen, der Slopes, der Gangways, der Shoots gewonnen hat, sind nur, so zu sagen, gelegentlich und nebenher gewonnen. Es sind dieß alles nur Transport- und Communikationswege, noch nicht die eigentlichen Ausbeutungshöhlen. Diese beginnen erst oberhalb der Shoots. Wenn man diese Shoots etwas, ich sollte denken, ungefähr vierzig Fuß weit hinaufgeführt hat, so erweitert man auf einmal und plötzlich die Höhle, zu beiden Seiten ausgreifend. Nach oben und unten bricht und sprengt man so weit los, wie die Kohlenschicht dick ist, und auch zu beiden Seiten bricht man ungefähr fünfzehn Fuß weit los, so daß dadurch ein allmählig immer weiter aufsteigender Kanal von dreißig Fuß ins Gevierte entsteht. Es bilden sich nach und nach aus den verschiedenen Shoots eine Menge solcher zum Tageslicht aufwachsender Kanäle neben einander. Man nennt diese Kanäle „breasts“ (Brüstungen), und die ganze Vorrichtung mit den Shoots „breastwork“ (Brustwerk). Zwischen den Brüstungen bleiben lange, zehn Fuß dicke Wälle, oder Mauern, „pillars“ genannt, welche das Gewölbe des Berges tragen und einstweilen nicht angerührt werden dürfen.

In den Brüstungen rutschen nun alle die losgebrochenen Kohlen auf dem, wie gesagt, unter einem Winkel von zwanzig bis fünf und zwanzig Graden geneigter Boden hinab, und fallen in der Gegend der engen Auslässe, der „Shoots," zusammen. Die „Shoots" sind von den breiten Brüstungskanälen noch durch einen großen Schieber oder ein Fallthor getrennt, das man mehr oder weniger schließen oder öffnen, und durch das man dann mehr oder weniger Kohlen, je nach Bedürfniß, durch den engen Hals in den Gangway hinaus rutschen lassen kann, eben so wie man dieß bei einem Wasserbassin durch eine Schleuße thut. Hätte man die Shoots und ihre Schleußen nicht, so würden die Kohlen aus den breiten Kanälen (Brüstungen) in Massen herabrutschen, ihn überfüllen und ungangbar machen. Durch sie ist es möglich, die Kohlenzuströmung so zu reguliren, wie die Abzapfung einer Flüssigkeit in einem Weinkeller. Die Wagen fahren im Gangway umher und zapfen eine der Brüstungen nach der andern an, je nach Bedarf und Bequemlichkeit.

Man geht mit der Aushöhlung in den Brüstungen bis nahe ans Tageslicht hinauf. Doch bleibt hier noch ein Pflock oder Pfropfen stehen, der den Kanal verstopft hält und das Eindringen von Regen und andern Tagesgewässern in das Werk verhindert. Ist auf diese Weise der obere Theil einer Kohlenschicht ausgebeutet, so geht man nach demselben Höhlensysteme tiefer hinab. Nur dient dabei, wie früher die Oberfläche, jetzt der untere Gangway als Operationsbasis, von der aus zunächst die schrägen Stollen oder die Slopes weiter abwärts geteuft werden. Von ihren unteren Enden aus werden dann wieder neue Gangway's, Shoots, Breastworks ꝛc., wie früher, gebaut. Es entstehen auf diese Weise mehrere Etagen oder Stockwerke, die wie die Abtheilungen im Thurme von Pisa schräg übereinander liegen.

Folgende kleine Zeichnung wird die obige Schilderung zu erläutern dienen:



A B C D, ein Stück des schräg abgeteuften Kohlenfeldes.

A B, Linie, auf welcher das Kohlenfeld zu Tage ausbricht.

a, a, a, in dem Kohlenfelde abgeteufte Stollen, die sogenannten Slopes, in denen die leeren und gefüllten Kohlenwagen an Ketten, von Dampfmaschinen bewegt, auf Eisenbahnen auf- und abwärts rollen.

b, b, die Tagesmündungen der Slopes.

E, der Berg über dem Kohlenfelde.

F, der Berg unter dem Kohlenfelde.

C D, der Communikationsweg in der Tiefe, der sogenannte Gangway, in welchem ebenfalls auf Eisenbahnen, die bei f, f, f, gefüllten Kohlenwagen, von Maulthieren gezogen, zu den Slopes geführt werden.

c, c, c, die im Kohlenfelde ausgehöhlten Kanäle, die sogenannten Breasts, die eigentlichen Gewinnstellen der Kohlen.

d, d, d, die Kohlenmauern, oder Pillars, die zum Tragen des Bergdachs zwischen den Breasts einstweilen stehen bleiben.

e, e, e, die dicken Kohlenpflöcke, die zum Verschluß der Breasts gegen Tagesgewässer einstweilen stehen bleiben.

ef, ef, ef, die sogenannten Shoots oder dünnen Hälse, durch welche die Kohlen aus den Breasts in den Gangway hinausrutschen.

e, e, e, die Punkte, bei welchen alle die losgebrachten Kohlenblöcke

aus den Kanälen c, c, c, zusammenrutschen. Hier befindet sich das Schleußenwerk, durch welches ihr Hinausfallen aus den Shoots regulirt wird.

Man sieht leicht ein, daß dieses ganze, höchst eigenthümliche Gewinnungssystem, ich möchte sagen, dieß Rutschsystem, nur auf solche dicke, unter einem Winkel von fünfzehn bis fünfundzwanzig Graden geneigte Kohlenlager, wie sie hier häufig sind, berechnet ist. Sind die Kohlenlager stärker geneigt, z. B. mehr oder weniger senkrecht, so kann man das Losgebrachte nicht sich selbst überlassen. Die Blöcke würden heftig hinabschlagen, zu sehr zerbröckeln, und auch sonst Gefahr und Zerstörung bringen. Auch wenn die Lager minder geneigt, mehr oder weniger horizontal sind, ist dieses System nicht anwendbar, weil die Kohlen nicht mehr rutschen könnten. Sind die Lager mehr oder weniger horizontal, und ist dabei die sie deckende Rasen- und Erdschichte sehr dünn, so werden sie, wie ich oben schon einen Fall zeigte, bloß abgeschält, gestrippt, und die Kohle, so zu sagen, mit dem Spaten weggegraben, oder wie man in unsern norddeutschen Marschen sagen würde, „rajolt."

Sind die Lager mehr oder weniger horizontal, der sie deckende Berg aber zum Abschälen zu dick und massenhaft, so wird dann wieder ein anderes System befolgt. Man arbeitet vom Tage aus hinein, läßt zum Tragen des Daches dicke Pfeiler stehen, nimmt die Kohle überall rund um diese herum heraus, und schafft so solche Felsenhöhlentempel, wie ich deren einen bei Wilkesbarre sah und beschrieb. Das „Rutschsystem" ist bei solchen horizontalen Lagen erstlich unmöglich wegen mangelnder Fallkraft, und zweitens ist es unnöthig, weil das Eindringen der Tagesgewässer nicht zu fürchten ist, und weil man gleich vom Tage in den Berg hineinarbeiten kann. Man braucht sich nicht, wie bei den geneigten Flächen, die Mühe zu geben, von unten hinaufzuarbeiten.

Auch begreift man leicht, daß das Rutschsystem selbst je nach

den Umständen etwas modificirt und geändert werden muß. Bei etwas größerem Steigungswinkel, z. B. wo die rutschenden Kohlen heftiger auffallen würden, verkürzt man die Breastworks und macht die Gangway's zahlreicher. Auch werden die Shoots je nach Umständen enger oder weiter gemacht.

Dieß ungefähr war alles, was ich beim Ueberblick der mir gütig und in reicher Fülle vorgelegten Werkpläne erkannte und lernte. Das Ganze gab ungefähr den Anblick eines mächtigen Bienenzellengewebes mit seinen verschiedenen Etagen, Gangwegen, Luftlöchern, Durchschlupfstellen und seinen parallelen Honigröhren. Man kann sagen, daß die Leute hier ihre Kohlenlager zum Theil in derselben Weise ausleeren, in welcher die Bienen ihre Honigmauern füllen. Im reinlichen, hübschen, buntfarbigen Bilde sah alles sehr zierlich, appetitlich und gefällig aus. Man kleidete mich nun aber in dicke, rauhe Gewänder ein, die schmutzige, schwarze, rauhe und nicht gefahrlose Wirklichkeit zu betrachten. Wie ein Bündel Kohlen wurden wir in einen plumpen und rußigen Wagenkasten gepackt und rutschten jeder mit seiner Thranlampe auf einer der Slope-Eisenbahnen in die Tiefe.

Nach fünf Minuten hatten wir einen der horizontalen Gangway's erreicht. Das Getreibe war hier eigenthümlich genug; Lärm und Geprassel in der Finsterniß rings umher. Maulthiere, die wir erst sahen, wenn sie uns mit der Schnauze auf die Schultern stießen, schleppten in tiefem Kothe die gefüllten Wagen hin und her, zu den Slopes, in denen die von Dampf bewegten Ketten rasselten und rasch die schwarze Ernte zum Tageslicht hinaufrissen. Dazwischen aus der Nähe und Ferne dumpfe Schüsse aus den Breastworks, wo die Kohlen gesprengt wurden. Auf Leitern durch eine Art schrägen Schornsteins kletterten wir auch in diese Breastworks hinein, neben den Shoots hinweg. Sie überraschten mich durch ihre Größe und Geräumigkeit. Lange, hohe und breite Gewölbe,

stiegen weit bis in die Nähe der verschlossenen Erdoberfläche hinauf. Aus großer Ferne noch dämmerten wie Sterne die Lichter der Arbeiter. Unten mußten wir vorsichtig, um keine unbeabsichtigte Rutschung zu verursachen, über gewaltige Massen von Kohlengebröckel hinwegklettern. Weiter oben war das Aufsteigen auf der geneigten Fläche bequemer. An einer Stelle, die etwa 270 Fuß unter der Oberfläche war, zeigte man uns eine Wasserquelle und ließ uns daraus trinken. Sie tröpfelte süß und krystallenrein aus den schwarzen Kohlenwänden hervor. Wir kamen aufwärts bis nahe zu den Wurzeln des Rasens und der Bäume zurück, konnten aber nicht hinaus, was man nach dem, was ich oben sagte, begreifen wird. Als wir hier standen und uns unterhielten, löste sich vom Dache des Gewölbes ein Kohlenstück freiwillig los, schlug mitten zwischen uns hinein und mahnte uns, daß es Zeit sey zum Rückzuge. Diese freiwilligen Lösungen von Kohlenblöcken sind nicht selten, und bringen einige Gefahr. Es werden wohl Leute dabei erschlagen. Der Aufseher dieser Minenabtheilung, der uns führte, sagte jedoch: er habe von seinen Leuten, deren Zahl sich auf beinahe tausend belief, in den zehn Jahren seines Hierseyns erst ein halbes Dutzend durch solche Unglücksfälle verloren. Dem, der an die Sache nicht gewöhnt ist, sehen alle Operationen, die man hier vornimmt, viel gefährlicher aus. Aber die Kohlenleute gewinnen auch hier, wie anderswo, ihr gefährliches und schmutziges Gewerbe lieb. Sie sind passionirt dafür, wie die Bergwerksmänner bei uns, und wer einmal in den Kohlengruben eine Zeitlang gesteckt hat, wünscht sich nicht wieder heraus, und verlangt nach keinem andern Gewerbe. Sie halten die Arbeit für sehr gesund, haben nie Fieber, wie die Ackersleute, die in den Mississippigegenden frischen Boden für den Kornbau aufreißen. Auch die Maulthiere unten sind dick und fett. Unter den Arbeitern sind auch hier wie in Scranton die aus Wales eingewanderten Bergleute beliebt, und natürlich

die Irländer zahlreich. Unter tausend Arbeitern waren nur sechs Deutsche.

Aus dem, was ich oben sagte, ersieht man, daß in den Zwischenmauern oder „pillars“ einstweilen noch große Kohlenmassen im Boden stecken bleiben. Nachdem man die erste Ernte auf bequeme und gefahrlose Weise ausgeführt hat, wünscht man aber auch diese Schätze noch zu gewinnen, und die Pillars wegzusprengen, oder, wie sie sich ausdrücken, „to rob the pillars,“ die Pfeiler wegzustehlen. Zu dieser gefahrvollen Arbeit gehört begreiflicherweise viel Muth, Geschick und Schnelligkeit. Doch ist sie wenigstens bis zu einem gewissen Grade ausführbar. Man fängt auch damit wieder von unten an, und geht, die Stützen eine nach der andern wegnehmend, damit nach oben hinauf. Man unternimmt dieß auch nur in der trockensten Jahreszeit, wo der Boden oben nicht von so vielen Gewässern durchweicht und einige Aussicht vorhanden ist, daß er noch eine Zeitlang in der Schwebe hängen bleiben wird. Auch bringt man hie und da, statt der ausgeraubten Mauern, Stützwerk von Baumstämmen an, die nachher preisgegeben werden. Hat man so eine Strecke ausgeraubt, so meidet man sie, und überläßt sie sich selbst. Das schwere hilflose Dach senkt sich in der feuchten Jahreszeit allmählig, stellenweise sehr plötzlich, und alles sinkt am Ende in Graus und Schutt zusammen, zwischen dem allerdings noch immer viele werthvolle Kohlenmassen begraben und versteckt bleiben.

Man führte mich auch auf die Oberfläche einer solchen zusammengesunkenen Bergwerksstrecke. Es war ein sehr unebenes Feld von vielleicht achthundert Schritt ins Gevierte. Es bot einen höchst wunderlichen Anblick dar, und die verschiedenen Wirkungen dieses Bergdacheinbruchs waren äußerst mannigfaltig. Hie und da waren wie Blitze gezackte Risse und Spalten im Boden, die sich weithin erstreckten, und über die wir wie über Gräben sprangen. Zuweilen

waren weite Mulden allmählig eingesunken. An einzelnen Stellen war der Boden plötzlich in einen tiefen Trichter hinabgeschossen, und wir sahen eine Menge großer brunnenartiger Löcher. Zwischen den Löchern liefen hie und da ganz schmale, schroffe und hohe Dämme herum. Die Oeffnungen der Stollen (Slopes) und Brüstungen gähnten zuweilen noch in halber Verschüttung. Aus ihnen waren zuweilen wie aus Kanonenröhren dicke Steinmassen wie Kugeln, oder lange Balken wie Pfeile hervorgeschossen. Ein 150 Pfund schwerer Stein war bis in die Nähe eines benachbarten Hauses geschleudert. Diese Wirkungen erklärte man sich aus der im Innern comprimirten Luft. Da die Einsenkung sehr unregelmäßig vor sich geht, so entstehen dort oft rings umher abgeschlossene Kammern, über denen das Dach noch eine Zeitlang steht. Wenn es aber auch auf sie mit unwiderstehlicher Gewalt hinabrückt, so braust die Luft hinaus, wo sie den bequemsten Ausweg findet, und reißt lose Steine und Balken mit sich fort. Hie und da blickten noch große, schöne, schwarze Kohlenblöcke, zwanzig Fuß im Kubus, unten aus dem Schutt hervor. Es waren Reste von den Pfeilern, die man unten wegzurauben nicht mehr im Stande gewesen war. „When the ground settled, those pillars crushed under it.“ Später wird man sie vielleicht noch einmal wieder herauslesen.

Man sagte mir, daß es oft mehrere Wochen dauert, bis das ganze Dach einer solchen Strecke sich gesetzt hat (till the ground is settled), und daß dann während der ganzen Zeit ein beständiges Krachen, Brechen, Knallen und Schießen, wie die Kanonade bei einer Schlacht, Nacht und Tag fortgeht. Es rührt von den zerbrechenden Felswänden, von den zermalmten Kohlenpfeilern, den zerknickenden Holzstützen und den platzenden Luftkammern her. Noch jetzt, während wir darauf gingen, gab es ein wenig Geknister und Bewegung.

Aus den Stollen werden die Kohlenblöcke, so wie sie unten

von sehr verschiedenem Kaliber gesprengt wurden, sogleich in große, auf der Oberfläche liegende Pochwerke gebracht, in denen man sie zerkleinert, abstäubt, und in verschiedene Gattungen sondert. Sie werden zuerst auf zwei sich umschwingende, gezähnte Walzen geworfen, die von Dampf getrieben mit unglaublicher Rapidität die auf sie hinabragenden Blöcke in Gruß verwandeln. Dieser Kohlengruß tanzt dann über große längliche Siebflächen hinweg, deren Durchlöcherung an verschiedenen Stellen engzelliger oder weitmaschiger ist. Man bringt so Kohlengeröll von zehn oder zwölf verschiedenen Kalibern hervor, die im Verkehre später jede ihre eigene Verwendung finden, bis zu der sogenannten Perlenkohle herab, in der die einzelnen Bröckeln nicht größer als dicke Erbsen sind.

Vor den zahlreichen Schüttkastenöffnungen, aus denen diese über die Siebe tanzenden Kohlen hervorspritzen, sitzt eine Reihe kleiner Buben, eben so viele „Aschenbrödel," welche die hie und da eingemengten Steine auszulesen haben. Ich hätte nämlich schon oben, wo ich von sechzig und achtzig Fuß dicken Kohlenschichten sprach, eigentlich bemerken sollen, daß diese Schichten selten ganz durchweg rein sind. Es ziehen sich hie und da dünne Lager von Thonschiefer (slate) in die dicken Kohlenmassen hinein. Diese Thonschieferlager oder Adern sind oft nur einen oder zwei Zoll dick. Hie und da fehlen sie ganz. Beim Sprengen kann man keine Rücksicht auf sie nehmen. Man sprengt Kohle und Stein weg. Auch gehen wieder Kohle und Stein zusammen zwischen jenen Walzen und auf jenem Siebe durch. Jene kleinen männlichen Aschenbrödel haben nun das Geschäft, die Steine, die nachher in den Kaminen platzen und Unglück anrichten würden, und die Niemand mitzukaufen wünscht, auszulesen. Da die Steine, von Kohlenstaub geschwärzt, nur eine um einen halben Grad schwächere Farbe haben als die Kohlen selbst, so gehören so scharfe Augen dazu, wie zur Unterscheidung eines Quadrons von einem Quinteron. Auch sind

sehr rasche Finger nöthig, da alles im Takte einer Lokomotive vor sich geht. Zu meiner Verwunderung sah ich hie und da hinter der Reihe der kleinen Republikaner einen Inspektor mit einem langen Stocke hin und her gehen. Nichts desto weniger fand ich die Buben überall viel munterer und lebensfrischer aussehend, als unsere Pochbuben. Aber freilich ist für unsere armen Pochbuben die Arbeit ganz anderer Natur. Es ist der Anfang einer langen Sklaverei, aus der sie nie befreit werden. Sie haben nur die mühselige Carriere, die auch ihre Väter durchmachten, vor sich, vom Pochbuben zum Erzschürfer, und vom Erzschürfer vielleicht einmal zum Untersteiger. Sie werden, einmal darin, nie den Ausweg aus dem Bergwerkslabyrinthe finden. Diese kleinen amerikanischen Steinleser haben mehr Hoffnung und Aussicht vor sich. Sie haben vielleicht ganz andere Dinge im Kopfe, als die Bergmannscarriere. Für sie ist die Arbeit bloß ein „Job" für heute oder für dieß Jahr. Wenn es ihnen nicht mehr gefällt, oder wenn einmal der Aufseher zu hart zuschlägt, so kündigen sie ihm den Contrakt auf, gehen ihrer Wege, und versuchen sich anderswo. „He is crazy, the boy. It is his own fault. Why does he not take an other business?" antwortete mir einmal ein Bergwerksinspektor in Pennsylvanien, als ich ihm von einem kleinen Knaben erzählte, der mir gesagt hatte, daß er sein Bergmannsgeschäft gar nicht recht ertragen könne, daß er fühle, wie es seiner Gesundheit schade und seine Brust angreife.

Der ganze merkwürdige Berg vor Summithill ist sowohl in seinem Inneren, als auch rings herum auf seinen Abhängen und Rändern mit einem so merkwürdigen Eisenbahnennetze durchflochten und umsponnen, wie ich es nirgend gesehen habe. Zu beiden Seiten des länglichen Berges liegen tiefe Thäler, auf der einen Mauch-Chunk-creek-valley, auf der anderen Seite das Pantherflußthal (panther-creek-valley). Jenseits werden diese Thäler durch andere Bergrücken abgesondert, das eine durch die „Heuschrecken-Berge"

(locust-mountains), das andere durch die „Mahoning-Gebirge" (Mahoning-mountains). Auch in diesen Thälern und an den Abhängen des centralen Summithills brechen noch viele Kohlenschichten so hervor, daß sie leicht bearbeitet werden können. Es sind daher überall auf verschiedenen Höhenstufen Minenmündungen, Pochwerke und andere Etablissements begründet, und diese sind alle mit dem centralen Hauptort Summithill auf dem Gipfel durch Eisenbahnen in Verbindung gesetzt. Aus allen benachbarten Thälern zieht die Lehigh-Company, der das Ganze gehört, die Kohlenprodukte auf ihren Centralberg hinauf und läßt sie dann von da wieder nach Mauch-Chunk zum Flusse Lehigh hinabgleiten. Auch muß das Trinkwasser, das der große Bergort oben nöthig hat, aus den Thälern heraufgeschafft werden.

Die Eisenbahnen, welche diese Dienste verrichten, sind theils solche steile geradlinigte Bahnen, wie die, auf der ich hinaufgekommen war, mit stehenden Dampfmaschinen und langen Kettenwerken, an denen man die Wagenzüge hinaufschleift. Theils sind es, wo der zu erreichende Punkt nicht so tief liegt, schwachgeneigte Wege, auf denen die Wagen durch ihre eigene Schwere hinabrollen. Jene steilen Kettenbahnen nennen sie hier „planes," die andern Wege „grades." Da ich auch mehrere der an den Bergabhängen liegenden Werke besuchte, so hatte ich Gelegenheit genug, diese verschiedenartigen, durch die Lokalität bedingten Transportweisen kennen zu lernen. Zuweilen zogen wir uns hier aus der Menge einen kleinen Separatwagen hervor, stellten uns hinein und rollten auf scheinbar ganz horizontalen Wegen, die sich zwischen dem Gebüsch meilenweit hinschlängelten, von unsichtbarer Kraft getrieben zu unserem Ziele hin. Ein kleines Hemmwerk, das an jedem Wagen angebracht ist, gibt den Passagieren volle Freiheit, so schnell oder so langsam zu rollen, wie sie wollen. Waren wir bei unserem Ziele mit der Beschauung fertig, so dachte mein Führer ein wenig nach, welcher unter

den verschiedenen „grades“ uns wohl am besten zum nächsten „plane“ führen würde. Wir rutschten dann zu einem solchen plane wieder rückwärts, kamen dabei freilich zugleich etwas tiefer hinab. „Aber auf der plane,“ sagte mir mein Freund, „wird schon irgend etwas vorbeirutschen, was uns mit hinaufnimmt.“ Wir fanden einen Zug großer Wasserkasten (tanks), die auf Räder gesetzt waren, auf der Station halten. Es blieb für uns am letzten Wasserkasten eine kleine Kante, ein drei Zoll breiter Absatz, auf den wir uns stellen konnten. Und diese Wasserballons stiegen dann hoppernd und polternd in raschem Tempo mit uns zum Himmel auf, oder wenigstens zum Bergorte Summithill, wo ich dann dem Himmel dafür, daß ich gesund wieder angekommen war, herzlich dankte, was mein an diese Halsbrechereien gewöhnter Freund dann gar nicht begriff.

Zum Ausruhen von den Strapazen des Tages verbrachte ich am Abende vor der Zuhausefahrt noch ein Stündchen in dem kleinen Wasserhause oder Arsenale des Dorfes Summithill, wo ich einige der mir bekannt gewordenen Bergwerksoberbeamten, die zugleich auch die Kapitäne der Militärcompagnien des Ortes waren, mit Lampenputzen beschäftigt fand. „Sie putzen Lampen?“ fragte ich erstaunt. „Ja, wir putzen Lampen,“ sagten sie, indem sie mich zurückgelehnt bewillkommten und dann mit ihrer Arbeit fortfuhren. „Ein Harfenist und ein Flötenspieler wollen uns hier heute Abend in unserem Arsenalraume ein Concert geben, und wir benutzen eine müssige Stunde dazu, um alles zurecht zu machen. An Bedienung haben wir hier immer etwas Mangel und da muß man manches selber thun.“ — „Recht amerikanisch,“ dachte ich bei mir, bat aber zugleich den lampenputzenden trefflichen Kapitän, mir ein wenig von seiner Militärcompagnie zu erzählen, und mich das kleine Arsenal anschauen zu lassen. „Ich beobachte solche Dinge, solche große, ein ganzes großes Land und Volk beschäftigende Angelegenheiten besonders gern an kleinen Orten, und es scheint mir

immer besonders interessant, denselben Geist, den man in den großen, stark bevölkerten Städten, in den Centralpunkten des Lebens gewahrt, auch noch in den kleinsten Landesverstecken wiederzufinden." Mein Freund sagte mir, diese Militärcompagnie in Summithill sey zwar, wie überall in Amerika das Militärverbrüderungswesen, eine ganz freiwillige Angelegenheit. Aber dennoch nehme bei weitem die Mehrzahl der Bergleute daran Theil. Der Geschmack an militärischen Uebungen, Aufzügen und Verbrüderungen sey hier oben auf Mount-Piscau eben so groß, wie in Newyork oder Boston. Einer stecke den andern an, und wenn einmal so ein starker Meinungsstrom sich für eine Sache entschieden habe, so nütze es nichts dagegen vorzugehen, und jeder werde davon fortgeführt. „In Europa sind es die Könige, die Orden verleihen, die Beifall spenden, und vor denen die Truppen, geschmeichelt und angefeuert von ihren Huldbezeugungen, vorüber paradiren. Hier in Amerika ist das Volk der König, vor dem unsere Compagnien die Revue passiren und der ihnen auf den Straßen oder in den Journalen durch die Presse, und überall in geeigneten öffentlichen Lokalen Applaus zollt. Dadurch und durch unsere Erinnerung an die Heldenthaten unserer Freiwilligen in unsern glorreichen Revolutionen, wird der Geist wach gehalten. Die Feierlichkeiten am 4. Juli und die verschiedenen lokalen Sieges- und Erinnerungsfeste geben unsern Leuten Gelegenheit genug zur Entwickelung ihrer Talente und zum Kitzel ihrer Eitelkeit. Auch ist es noch nicht so lange her, daß wir einmal von Europa aus angegriffen wurden. Wir fürchten noch immer, daß sich ein solcher Angriff noch einmal wiederholen könnte. Wir wollen darauf gerüstet seyn. Und ich versichere Sie, wenn er käme, Summithill würde in der Vertheidigung des Vaterlandes vor den andern Dörfern und Städten desselben nicht zurückstehen. Wir würden mit tausend wohlgerüsteten Leuten von unserm Berge zu den Küsten hinabmarschiren und unser Blut nicht schonen.

O glauben Sie mir, die militärischen Hülfsmittel und die Defensivkräfte der Vereinigten Staaten sind unermeßlich."

Ich brachte hier einen Punkt zur Sprache, den ich bisher nicht recht verstanden hatte, nämlich die Frage, wie bei einem solchen freiwilligen System, wo jede Compagnie sich eine Waffe wählen kann, welche sie will, die Harmonie der verschiedenen Waffengattungen, die doch in jeder Armee nöthig ist, zu Stande kommt.

Ich habe mir oft den Kopf darüber zerbrochen, wie die Amerikaner bei ihrem freiwilligen Militärsysteme, nach welchem jeder Soldat sich seine Compagnie und jede Compagnie sich ihre Waffengattung wählen kann, die richtige, harmonische Proportion der verschiedenen Waffengattungen herauskommt. Es scheint aber, daß ihnen dieß keine Schwierigkeiten macht. Die Talente und Neigungen der Menschen für die eine oder andere Waffengattung, und die Umstände und Situationen, die ihnen bald den einen bald den anderen Waffendienst leichter machen, sind so verschieden und sind auch ungefähr in solchen Verhältnissen vermischt, daß dabei immer so ziemlich die nöthige Proportion von Rekruten oder Freiwilligen für jede Gattung herauskommt, selbst wenn man die ganze Angelegenheit sich selbst überläßt. Die Leidenschaft für die Jagd, die Gewohnheit, von Jugend auf mit der Büchse, der Flinte und Pistole umzugehen, ist überall allgemein verbreitet. An Leuten, die sich gern und leicht als Jäger oder Riflemen oder in einer andern Branche des Infanteriedienstes einrolliren lassen, ist mithin nirgends ein Mangel, und die Infanterie, die in allen Armeen die größte Menge von Armen verlangt, findet daher auch die zahlreichsten Liebhaber. In vielen ländlichen Distrikten, wo die Pferdezucht weit verbreitet ist, und wo die Leute von Jugend auf auf dem Pferde hängen, gewinnen sie eine Vorliebe für die Cavallerie, und in solchen Distrikten bilden sich daher Cavallerieregimenter leichter. Auch gibt es unter den eingewanderten Nationalitäten einige, die von

Haus aus viel Geschmack und Geschick für den Cavalleriedienst haben, z. B. namentlich die Deutschen. Sie setzen ihren Stolz darein, vor ihrem obengenannten Souverän auf schönen Pferden vorüberzuparadiren, und scheuen dabei die vermehrten Kosten nicht. Doch wirkt diese Vermehrung der Kosten ganz natürlich zugleich dahin, daß die Armeen nicht mit Cavallerie überfüllt werden. Aber nun die Artillerie? die kostspielige, schwierige, so viele Kenntnisse erfordernde Artillerie? — Ja, die Artilleristen und ihre Kanonen, die gewinnen ihre höchsten Preise und ihr schönstes Lob am 4. Juli. An diesem Tage und an allen andern großen Festen spielt sie mit ihrem blanken Geschütze die erste Rolle und Alle sehen am meisten auf sie. Das verführt denn manche wohlhabendere Leute, sich dieser Waffengattung zu widmen. Uebrigens greift man allerdings der Sache auch von oben herab noch ein wenig unter die Arme und hilft mit verschiedenen Zugeständnissen nach. So z. B. umgibt man die Kanonen dadurch mit mehr Anziehungskraft, daß man denen, die sich dem Artilleriedienste widmen, größere Abgabenfreiheiten gewährt.

Sie zeigten mir ihre Waffen und namentlich die kleine Sammlung von Gewehren, die das „federal Government“ ihnen geliefert hatte. Auch zeigten sie mir die Regimentsbibliothek. Sie war in dem Hintergrunde einer dicken Bärenfellgrenadiermütze versteckt und bestand in einem kleinen, wie man mir sagte, sehr geschickt geschriebenen einbändigen Werke, in welchem Taktik, Terrainlehre, Artillerie-, Cavallerie-, Infanterie- ꝛc. Kunde in nuce dargestellt waren. Dieß Bändchen — leider habe ich seinen Titel und Autor vergessen — sey in den Händen jedes amerikanischen Compagniechefs und jeder Kapitän studire es Tag und Nacht und exercire seine Leute darnach.

Die Geschichte der gesammten drei pennsylvanischen Kohlenbassins, deren Vorräthe Prof. Silliman für unerschöpflich erklärt

hat, begann im Jahre 1792 auf der Höhe dieses Berges Piscan bei Mauch-Chunk. Ein deutscher Colonist, Namens Günther, war es, der dort oben zuerst jene aus dem Boden stehenden Kohlenfelsen entdeckte, bei denen sie jetzt, wie ich sagte, 60 Fuß tief hineingegraben haben. Dieser Deutsche verrieth die Sache einem anderen Deutschen, einem Herrn oder „General"-Weiß, dem das Land in der Nachbarschaft gehörte. Weiß machte die Entdeckung ruchbar und verkaufte den ganzen Gipfel des Berges an die damals noch sehr kleine Lehigh-Kohlminencompagnie, die zu diesem Zwecke 1793 zusammengetreten war, für einen Spottpreis. Weiß wußte nicht, wie viel er weg gab, und seine Nachkommen hatten wenig Vortheil davon. Noch weniger aber floß den Kindern jenes ersten Erfinders, des genannten Günthers zu. Ich erkundigte mich nach ihnen und hörte, daß sie, während seine Entdeckung vielen Hunderten die Tasche füllte, in Mauch-Chunk in Armuth leben, einer von ihnen als Lohnkutscher.

Freilich hatte auch die genannte Compagnie selbst noch innerhalb der ersten 30 Jahre mit unsäglichen Hindernissen zu kämpfen. Die Mauch-Chunker Berge und die ganze Gegend umher waren eine öde Wildniß ohne Wege und Stege, der Lehigh ein wilder felsiger Bergstrom. Auch hatte ganz Pennsylvanien bis dahin nichts als Holz gebrannt, und daß diese Kohlen auch in den Oefen nützlich werden könnten, bezweifelte das Publikum allgemein. Der ganze volle Kohlenberg war ein Schatz, den man nicht verwerthen und dem man keinen Markt verschaffen konnte.

Nach vielen mißglückten Versuchen und nach großen vergebens aufgewendeten Kosten gelang es endlich, den Lehigh eine Strecke weit und in gewissem Grade schiffbar zu machen. Doch wurden noch 30 Jahre nach der Entdeckung, 1821, kaum 1000 Tonnen Kohlen an den Mann gebracht. Sehr allmählig brachen Kanäle, Chausseen und am Ende auch Eisenbahnen bis in die Wildnisse der

Kohlenbassins durch. Eben so allmählig wurden die alten Vorurtheile der Bürger von Philadelphia gegen das Heizen mit Kohlen gebrochen und überwunden. Doch war zehn Jahre später dieß alles schon so weit gediehen, daß 1830 bereits mehr als 100,000 Tons Kohlen aus den Gebirgen herabgeschafft wurden. In den nächsten zehn Jahren wurde die Kanalisirung und Schiffbarmachung an den vier betheiligten Flüssen, Lehigh, Delaware, Schuylkill und Susquehanna noch weiter landeinwärts und bergauf ausgeführt. Mont Pisquah und die andern Kohlenberge und Thäler wurden mit immer mehr solchen Eisenbahnen umsponnen, wie ich sie beschrieb, und im Jahre 1840 wurden denn bereits nahe an eine Million Tonnen Kohlen auf diesen Bahnen und Flüssen auf die östlichen Märkte gebracht. Auch bildeten sich nun neben jener ältesten Compagnie, der oft genannten Lehigh Coal and Navigation Company, eine Menge andere Gesellschaften, welche die Kohlengegenden in alle Richtungen explorirten, ihre Ausdehnung immer besser bestimmten, und ihre Reichthümer an verschiedenen Punkten ausbeuteten. Sogar Europa scheint sich an diesem Werke betheiligt zu haben. Man sagte mir, es gäbe eine französische Compagnie in Mauch-Chunk, die große Kohlenterrains angekauft habe und sie bearbeiten lasse.

Eine Menge neuer Ortschaften und Städte wuchsen auf den Kohlenfeldern hervor, außer den genannten: Mauch-Chunk, Scranton, Wilkesbarre, Pittston, noch folgende: Tamaqua, Minersville, Pottsville, letztere die größte von allen pennsylvanischen Steinkohlenstädten. Jetzt (im Jahre 1854) soll sich der ganze Betrag der losgesprengten und in Cirkulation gesetzten Kohlenmasse auf vier Millionen Tons belaufen. Doch ist dieß noch lange nicht das Höchste, was diese Gegend leisten kann. Es werden nicht nur täglich noch neue treffliche Lager zu Kohlenminen entdeckt, sondern das Wegenetz ist auch immer noch in fortwährender Ausbildung begriffen.

Es wurden auch immer noch neue Märkte eröffnet, und namentlich spekuliren die Kohlenbesitzer jetzt, wo Philadelphia völlig erobert ist, auf die eben so völlige Erstürmung von Newyork, aus dessen Oefen und Fabriken noch sogar viele fremde Kohlen zu vertreiben sind.

Ich besitze ein sehr interessantes Memoire über die Geschichte und Entwickelung der Lehigh-Kohlen-Companie. Nach diesem Memoire besitzt diese Compagnie in dem südlichsten Kohlenbassin 6000 Acker Kohlenland. Der übereinander liegenden Kohlenschichten sind neun, zu fünf bis fünfzig und sechzig Fuß dick. Alle neun Adern zusammen sollen 111 Fuß Dicke haben, und jeder Acker Erdoberfläche soll nicht weniger als 30,000 Tons Kohlen decken. Die gesammten 6000 Aecker jener Compagnie, die jedoch nur den östlichen Zipfel des einen südlichen Feldes bilden, wären daher im Stande 180 Millionen Tons Kohlen zu liefern. In demselben Memoire wird gesagt, daß die Gesammtzahl der Kohlenfelder, welche bei ihrer Ausfuhr bloß auf den Lehighkanal angewiesen seyen, sich in allen drei Feldern auf 152,000 Acker belief. Dieß aber mag nur wieder die Hälfte aller Kohlenäcker in sämmtlichen drei Bassins seyn. Man kann darnach sich ungefähr eine Idee machen von der Nachhaltigkeit dieser Kohlengegend und von der Länge der Zeit, für welche sie eine hinreichende Masse von Feuermaterial in Aussicht stellt.

Mauch-Chunk mit seinem großen Kohlenberge und seinen großen Magazinen von 180 Millionen Tons Steinkohlen, ist demnach doch nur ein Punkt in jenen drei oft genannten Bassins. Und wiederum, nimmt man diese drei Bassins auch alle zusammen, so sind sie selbst auf der großen geologischen Karte des ganzen Gebietes der Vereinigten Staaten auch wieder nur ein paar Punkte, oder höchstens ein paar schwarze Striche im Vergleich zu den colossalen übermächtigen Kohlenbassins im Westen, im Ohiothale, um den See Michigan herum, im Mississippibecken ꝛc. Doch ist dort fast überall bituminöse Kohle, und die Transporte von dort zu den großen Städten

des Ostens sind noch immer viel kostspieliger, als die Seewege von den großbritannischen Kohlenfeldern eben dahin.

Die Eisenbahn, auf welcher wir am Morgen bei der luftballonartigen Ascension hinaufgeschwebt waren, nennen sie hier den „Backtrack“ (die Rückfahrt), weil dabei die leeren Kohlenwagen vom Flusse wieder heraufgeführt werden. Eine andere Eisenbahn nennen sie „the heavy Downtrack“ (die schwere Abfahrt), weil die gefüllten Kohlenwagenkaravanen auf ihr nach Mauch-Chunk hinabgleiten. Es ist dieß die zweitälteste Eisenbahn in den gesammten Vereinigten Staaten. Sie wurde 1827 auf einer Strecke von ungefähr zehn Meilen fertig gebaut. Die einzige und mithin die allerälteste amerikanische Eisenbahn war damals die drei Meilen lange sogenannte Quincybahn, im Herbste 1826 gebaut.

Es ist wieder eine der sogenannten „grades“ oder geneigten Flächen, auf welcher die Wagen durch eigene Schwere hinabrollen. Die Fahrt war höchst eigenthümlich und interessant. Wir hatten nur einen einzigen kleinen Wagen, in dem außer mir zwei pennsylvanische deutsche Frauen Platz nahmen. Vorne auf dem Bocke saß unser Steuermann oder Condukteur, der die Hemmmaschine in der Hand unsern Abflug je nach Umständen hemmte oder dem Wagen freien Lauf ließ. Wir schossen, ohne Pferde, ohne Maulthiere, ohne Dampf und doch meistens pfeilschnell am Rande des Berges auf vielgewundenem Pfade dahin, durch lauter hübsches Gebüsch und Waldung, oft mit herrlichen Aussichten unter uns auf die Thäler und die gegenüberliegenden Berge. Mir grauste, wenn ich daran dachte, daß einer der Bäume oder Felsblöcke auf den Weg gestürzt seyn könnte. Man glaubte sich, so ganz von der Schwerkraft bewältigt, in den Händen einer noch viel blinderen und unheimlicheren Naturgewalt, als bei den Dampflokomotiven, die in Vergleich mit so einer Grade-Maschine noch wahrhaft intelligent erscheinen. Die ältere meiner beiden Pennsylvanierinnen schmauchte trotz einer Irländerin,

und wenn sie etwas zu ordnen oder zu arrangiren hatte, so gab sie während der Zeit die Pfeife ihrer Tochter, die dann auch munter weiter dampfte, um der Mutter die Pfeife warm zu halten. Ich redete sie als deutsche Landsmännin an. Sie sagte mir aber, sie wären „Amerikanerinnen." Und dieß: Ich bin ein „Amerikaner," ist die gewöhnliche Antwort eines pennsylvanischen Deutschen, wenn man ihn nach seiner Landsmannschaft fragt. Wenn sie dem alten deutschen Vaterlande noch wenigstens das Compliment machten, daß sie sich „deutsche Amerikaner" nennten. Zuweilen schien es mir, wenn sie von den „Yankees," den „Neuengländern," den „Erischen" (Irländern) ꝛc. redeten, und sich dann wieder „Amerikaner" nannten, als wenn sie das Wort für sich im prägnanten Sinne nähmen, und sich für die Amerikaner ausgeben wollten. Selbst ihre deutsche Sprache nennen sie oft nur die pennsylvanische Sprache. „Wir reden pennsilfonisch," oder höchstens einmal: „Wir sprechen Pennsylfoany-Deutsch."

Der Condukteur erzählte uns, er hätte hier vor einiger Zeit auf seiner Abfahrt ein Abenteuer mit zwei Bären gehabt. Die beiden Thiere seyen plötzlich aus dem Busche hervorgetreten und wären eine Zeitlang vor ihnen hingewatschelt. Da der Wagen pfeilschnell nachgeflogen sey, ohne daß er ihn gleich hätte hemmen können, so hätte er einen Zusammenstoß mit den beiden Dickpelzen gefürchtet, der die Räder wohl hätte aus dem Gleise heben können. Glücklicherweise hätten sie sich noch bei Zeiten auf den Bergrand herabgelassen.

XLVII. Zu den deutschen Grafschaften.

Am andern Morgen früh, als ich, die Postkutsche erwartend, vor der Thüre meines Gasthauses stand, hätte mir eine pennsylvanische

Anthracitkohle noch fast ein sehr bedauerliches Unglück herbeigeführt, gab mir aber Gelegenheit, amerikanische oder angloſächſiſche Gelassenheit zu bewundern. Jene abscheuliche Kohle — ein großes Stück — lag auf einer Stufe der Treppe, wo ich es in guter Absicht, aber auf ungeschickte Weise aus dem Wege zu räumen trachtete. Ich hob es auf und warf es rasch zur Thüre hinaus auf die noch ganz finstere und nächtlich öde Gasse, auf der ich mich noch keines Wanderers versah. Dennoch eilte gerade in dem Augenblick, als meine Steinkohle hinausflog, ein frühzeitiger Arbeitsmann vorbei, und der schwer Klumpen sauste nahe an seinem Backen vorüber. Indem er still stand, sich umblickte und sich an die Wange fühlte, ging ich zu ihm hinaus und fragte ihn besorgt, ob er nicht verletzt sey. „Nicht," sagte er; „was war es, das Sie hinauswarfen?" Ich setzte ihm den Vorfall auseinander, klagte meine Unvorsichtigkeit an, zeigte ihm das in den Koth gefallene Kohlenstück, und entschuldigte mich so gut ich konnte mit meiner guten Absicht, die Treppenstufe zu meinem und anderer Wanderer Frommen zu säubern. Er hörte mich geduldig an, ohne in irgend welche Vorwürfe auszubrechen, und bemerkte nur, indem er dann seinen Weg ging: „Well, your intention was good;" „but," setzte er etwas lächelnd hinzu, „it was a wrong way of doing busness." Ich fühlte mich den ganzen Tag lang sehr miserabel, ergötzte mich aber zwischendurch an dem sehr sanften und etwas humoristischen Vorwurfe, den der heftig erschreckte Mann mir gemacht hatte.

Als die Morgendämmerung sich lichtete, fuhren wir den Fluß Lehigh abwärts, derjenigen östlichen Partie Pennsylvaniens zu, die fast ganz mit deutschen Grafschaften erfüllt ist. Welche pennsylvanischen Grafschaften ganz oder doch vorzugsweise mit Deutschen besetzt seyen, das hatte ich schon den Abend vorher, weil ich meine guten Landsleute kannte, aus einer Uebersicht aller

pennsylvanischen Counties errathen. Es war nämlich kürzlich eine Abstimmung über die Annahme oder Nichtannahme des famosen Maine-Spirituosenverbots in Pennsylvanien veranstaltet, und ich fand in einem Journale Grafschaft für Grafschaft die Resultate dieser Abstimmung in so und so viel tausend „Ja's“ und so und so viel „Neins“ gegeben. Die Ja's waren den Nein's ziemlich gleich, und nur mit einer kleinen Majorität hatte sich die öffentliche Meinung gegen das Gesetz erklärt. Ich fand einige Grafschaften, wo beinahe die ganze Einwohnerschaft gegen das Gesetz votirt hatte, während in andern bei weitem die Mehrzahl für seine Annahme gewesen war. Ich dachte gleich, daß eine Verschiedenheit der Nationalität in der Bevölkerung die Ursache davon seyn möchte, und ahnte sofort, daß meine guten „Pälzer“ und die Nachkommen meiner gemüthlichen Schöppchentrinker am Rhein etwas damit zu schaffen haben möchten. Ich notirte nun alle die Anti-Maine-Spirituosenverbotsgrafschaften heraus: Berks, Bucks, Lancaster, Northampton, Schuylkill rc., und fand endlich, daß sich hier eine sehr entschiedene Kundgebung deutscher Gemüthlichkeit geoffenbart hatte, und daß es lauter deutsche Grafschaften waren, daß auch keine deutsche Grafschaft in Pennsylvanien war, in der die Proportion der Weinverbot-Männer zu den Weinfreunden nicht etwa wie 1 zu 1000 gewesen wäre. „Selbst von den deutschen Predigern,“ sagte man mir, „ist fast kein einziger für die „Mäßigkeitssache“ (für temperance) gewonnen.“ Dieß klingt in den Ohren mancher Amerikaner arg genug, und mag vielleicht auch in Europa Vielen nicht als lobenswerth bedünken. Allein konnte man es den Deutschen, bei denen „vinum bonum“ wohl zur Heiterkeit, selten aber zu so argen Verbrechen, als unter den Irländern rc. anregt, wohl verdenken, daß sie sich einen mäßigen Genuß desselben, und namentlich auch die paar hundert Fäßchen lieben guten alten goldenen Rheinweins, die sie jährlich aus Deutschland beziehen, nicht nehmen lassen wollen? Ich gebe

jedenfalls auch ein schwarzes Votum ganz entschieden gegen das Maine-Liquor-law, freue mich aber, daß ich hier einstweilen nicht gebunden bin, diese meine Abstimmung vollständig zu motiviren.

Schon Carbon-County (die Kohlengrafschaft), in welcher ich vorläufig noch weiter reiste, ist halb und halb deutsch. „Ja, es ist hier schon ganz „dutch,“ sagte ein Yankee, der mit mir fuhr, und der mir erzählte, daß er in diesem Theile von Pennsylvanien angesessen sey. Ich fragte ihn, ob er sich hier gefalle. „Nein,“ sagte er, „sie sind mir hier zu dutch. Zwischen Neuengland und hier ist der Unterschied so groß, wie zwischen Großbritannien und Dutschland. The ways of the people or so different. They have not the Yankee invention. There is no refinement in them. They do not like the Yankee neither. They like only their own people, and still they can not do someting without the Yankee. Wir Neuengländer kommen hin und führen alle neuen Fortschritte in Kunst und Wissenschaft bei ihnen ein. All the German counties here are Jobst van Winkel counties. Jobst van Winkel schlief immer 20 Jahre, bis er einmal erwachte. Massachussetts, Connecticut, Vermont, oh, Sir, that are wide awake States! That is certain! Ich werde darum dieß Land auch bald verlassen!“

„Wohin werden Sie gehen?“

„Ich will nach Kansas. Nächsten Frühling gehe ich hin.“

„Warum denn gerade nach diesem fernen Lande?“

„Weil es ein neues Land ist: because it is a new country. I like new countries, Sir.“

„Das theilen Sie mit allen Ihren strebsamen Landsleuten, die alsbald das Alte überdrüssig werden, und immer, wie die Kinder, nach neuen und frisch angestrichenen Dingen greifen,“ so dachte ich bei mir.

„Ja, so ist es, mein Herr,“ unterbrach der Yankee den Lauf

meiner Gedanken; „ich lese Ihnen aus den Augen, was Sie eben dachten. Wir Yankees leben von Neuigkeiten, wir leben vom Genie und von der Erfindung. Wir lieben es nicht, durch „toil“ und „labor“ (durch Mühe und Quälerei) unser Leben zu fristen, wie Sie Deutschen das lieben. Wir verstehen es auch nicht so, we are not of such a pains taking nature!“

Hiermit streckte mein Yankee gähnend seine Beine aus und schlief ein. Und der deutsche Passagier, der auf der andern Seite neben mir saß und dieß Alles mit angehört hatte, gewann darauf den Muth und die Gelegenheit, mir ins Ohr zu flüstern: „Sie leben von Genie und von der Erfindung, die Yankees? — Hm! klingt sehr schön. Ihre Erfindungen gleichen aber nur allzu oft hohlen Nußschalen und trügerischen Sodomäpfeln. Wir Pennsylvanier nennen daher Neuengland auch nicht selten: the wooden nut making country, das Land der Holznüssemacher. Sie wissen die Dinge so erfinderisch nachzuahmen, sie wissen so hübsche und gefällige Pläne auf's Tapet zu bringen, sie wissen Spekulationen so gewinnreich darzustellen, sie wissen neue Länder, die sie verkaufen oder zu denen sie Ansiedler hinziehen wollen, als Eldorados so beredt anzupreisen, — und wenn man es am Ende bei Tage besieht, so steckt nicht mehr Kern darin, als in einer Nuß, die man aus Lindenholz drechselte.“

Wir hatten zwei vortreffliche und muntere canadische Pferde vor dem Wagen, die unser Kutscher sehr lobte und hoch über die pennsylvanische Pferderace stellte. Einmal, sagte er, hätte er ein ganzes Viergespann aus Canada vor seinem Wagen gehabt. Es wären wundervoll ausdauernde Thiere gewesen, und selbst bei den verschmutztesten pennsylvanischen Holzblockwegen hätte er immer das Gefühl gehabt, als könne er mit seinen vier Canadiern um die Welt fahren. Es freute mich sehr, diese treffliche nordische Race noch so weit im Süden gelobt zu finden. Vermuthlich werden sie

aber ihr Verbreitungsgebiet bald noch viel weiter ausdehnen, denn ich ersehe aus den Zollberichten, daß die Einfuhr canadischer Pferde nach den Vereinigten Staaten noch in bedeutendem Zunehmen begriffen ist.

Rasch kamen wir nun durch den letzten Rest des waldigen, gebirgigen, kohligen und schwach bevölkerten Innern von Pennsylvanien hinaus, und schauten bald durch das interessante Thor, das der Fluß Lehigh in der langen Bergreihe, der sogenannten „blue ridge" ausgegraben hat, und das die englischen Amerikaner „the Lehigh gap" nennen, ins Freie, in die schönen deutschen Grafschaften hinaus. Die pennsylvanischen Deutschen nennen es die „Lechawasserkaft." Sie sind hier überall, wo nicht die ersten Entdecker und Ansiedler gewesen, doch am Ende die bedeutendsten Colonisten geworden, und sie haben daher auch ihre eigene Landesgeographie und besitzen für viele Flüsse, Berge ꝛc. ihre eigenen deutschen Namen. Den Fluß, den die Engländer „Lehigh" nennen, heißen die Deutschen „die Lecha." Man behauptet, der Name sey ursprünglich indianisch, und die deutsche Wortform komme der indianischen näher als die englische. Es ist sehr wohl möglich, daß die Deutschen, die hier und noch viel tiefer in Pennsylvanien hinein bis zum Ohio hinab nicht nur die häufigsten, sondern auch die allerersten Berührungen mit den Indianern hatten, die von den letzteren ausgeprägten Namen auch zuerst empfingen und sie in die Geographie und in die europäische Welt einführten. „Kaft" (mit Kappen, couper ꝛc. zusammenhängend) ist auch ein pennsylvanisch deutsches Wort, das so viel als Schnitt oder Ausschnitt bedeutet. Sie sagen z. B. mit der Art einen Kaft in den Baum machen. Und da die Gebirgsreihe oder vielmehr der merkwürdig einförmige Gebirgs*damm*, der sogenannte blue ridge, wie ein umgehauener Tannenbaum da liegt, in welchen die durchsägenden Flüsse viele Thore oder Einschnitte gemacht haben, so nennen die

Deutschen auch diese „Gap's" oder Thore „Kaft's." Sie haben die „Lechawasserkaft," die „Delawarewasserkaft," die „Windkaft," die „Fuchskaft" u. s. w. Alle diese Kafts gewähren ungefähr den Anblick von unserer Porta Westphalica. Die „blue mountains" selbst nennen sie „den blauen Berg." Von den größeren und mächtigeren Bergdämmen der Alleghany's, die so nachbarlich parallel neben einander herstreichen, ist nun der „blaue Berg" der letzte, der östlichste, wenigstens in Pennsylvanien. Er schneidet das äußerst fruchtbare und bevölkerte Ostland Pennsylvaniens von dem waldigen Binnenlande ab, und wenn man aus der Lechawasserkaft hervorfährt, glaubt man geradezu in ein anderes Land zu kommen. Vollkommen eben wie in Holland ist der Boden freilich auch hier noch nicht. Es geht Welle auf Welle ab, und am Ende, in dreißig Meilen Entfernung kommt noch mitten im schönen Fruchtlande abermals ein solcher Alleghanygebirgsdamm, der frappant allen übrigen gleicht, nur daß er minder hoch ist und schon ganz im freien pennsylvanischen Kornlande liegt. Dieser gebirgige Vordamm ist eine Fortsetzung oder das nördlich auslaufende Ende der sogenannten „blue ridge" (der blauen Reihe), und wird auch von den hiesigen Geographen so genannt, nur daß sie in Virginien viel mächtiger und höher ist. Es tritt hier der höchst unbequeme Uebelstand ein, daß zwei so nahe Bergreihen zwei so ähnliche Namen haben: die „blauen Berge" und die „blaue Reihe." Sie wurden daher auch schon oft mit einander vermischt und verwechselt, und zu behalten, was blauer Berg und blaue Reihe ist, macht den Leuten hier so viele Schwierigkeit, als den holsteinischen Rekruten, was rechts und links ist. Das Volk hilft sich damit, daß es der blauen Reihe gar keinen allgemeinen Namen gibt und sie nach benachbarten Flüssen oder Städten in viele Partien zerfallen läßt: die Lechaberge, die Readingberge &c. Die pennsylvanischen Geographen, die jetzt, wie alle Geographen Amerika's, gerne die alten,

schönen und meistens so bedeutungsvollen indianischen Namen wieder herstellen, fangen an für die „blauen Berge“ den alten indianischen Namen „Kitatinnin,“ was vielleicht dasselbe bedeutet, wieder herzustellen, und sie so zum Unterschiede von der „blue ridge“ zu nennen. Ich fand diesen Namen fast auf allen Specialkarten Pennsylvaniens eingeführt. Auch gebrauchten ihn einige Herren häufig in der Unterredung mit mir. Es ist ein sehr hübsches, nicht schwieriges Wort. Es beseitigt die Verwirrung zwischen blue mountains und blue ridge, und sollte allgemein in der Geographie angenommen werden.

Der Durchschnitt, den der Lehigh durch die Kitatinnin macht, ist doch wohl einige Meilen lang, und mithin auch die Basis jenes Gebirgsdammes ungefähr eben so breit. Es gibt daher in der Enge eine recht angenehme und mannigfaltige Abwechselung von Landschaftssceneriern; bewaldete Vorhügel, vor- und einspringende Bergecken, untermischt mit hübschem Anbau und freundlichen Ortschaften. Außer in diesen Thoren oder Gaps sind aber die Bergdämme selbst sehr einförmig und auf ihrem Rücken äußerst öde, „extremely dreary.“ Obgleich sie höchstens 2000 Fuß hoch sind, so sind sie doch auf ihrer ganzen Länge völlig unbewohnt. Ihre obersten Rücken, sowie ihre Seitenabhänge sind mit unsäglichen Massen von Steingeröll bedeckt, und es wächst hier so wenig, daß sie nicht einmal zur Schaf- und Ziegenweide dienen können. Daher gibt es oben auch nicht einmal solche Sennhütten, wie in den Alpen, oder solche „Bauden,“ wie sie den einsamen Wanderer auf den Höhen des Riesengebirges zuweilen erfreuen. Aus der Ferne betrachtet, erscheinen sie fast kahl. Doch sagt man mir, daß es oben überall niedrige Waldung, kleines Gestrüpp und vorzüglich auch viele jener Knorr- oder Zwergeichen gäbe. Weiter unter hinab nach der Ebene zu sind zum Theil nutzbare und schöne Waldungen. Aber der eigentliche Anbau fängt erst hart am Fuße der Berge mit den Ebenen selbst an.

Diese langgestreckten Berg- und Feldböden sind, so sagte man mir, im Besitz weniger großen Eigenthümer, die zu billigen Preisen zuweilen 30,000 Acker und mehr davon aufgekauft haben. Sie beziehen einige Einkünfte aus den Forsten und Gebüschen. Meistens ist es aber ein todtes Kapital; ich denke mir, vielleicht auch ein nur einstweilen todtes Kapital, ein Kapital, das da hofft. Wer weiß, welche nützlichen Stoffe man vielleicht noch in den Eingeweiden dieser todten Dämme entdecken wird? Und wird nicht vielleicht auch einmal die Bodenkultur, wenn sie in den Ebenen alles besetzt und ausgebeutet hat, diese Höhen mit irgend einer Pflanze, z. B. mit Reben erklimmen?

Schon noch innerhalb dieser Porta Pennsylvanica ist alles von den Herren Peter Böhm, Wenzel Kuntz, Jacob Uhler, deren deutsche Namens- und Blutsvettern in den Ebenen selbst noch dichter beisammen wohnen, in Besitz genommen. Ein Dorf innerhalb des Bergthores selbst heißt Baumannsville, zum Andenken an denjenigen Deutschen, den Bauern Baumann, der hier zuerst nachdrücklich „klarte,"[1] und von dem mir die Leute hier und weiterhin noch so viel zu erzählen wußten. Baumann, dessen Großkinder noch heutiges Tages hier leben, ist zwar ohne Zweifel nicht der erste Europäer, der durch das Lechawasserkaft vordrang; aber er wird als der erste betrachtet, der den Ackerbau bis hierher hineinführte, und gilt daher beim Volke fast so gut als der Eröffner und Aufschließer dieses Thores. Er fand das Thor ganz wild und von Waldung verwachsen. Er wirthschaftete hier fleißig mit Axt und Säge, mit Grabscheit und Pflug. Er traf noch Klapperschlangen und Indianer in Menge. Jene rottete er aus, und mit diesen sogenannten Schaivenoe-Indianern,[2] die hier unter dem Schutze des mächtigeren Delawarestammes lebten, wußte er geschickt zu verhandeln.

[1] Pennsylvanisch-deutsches Wort vom englischen „clear," den Wald ausroden. Der Name wird sehr verschieden geschrieben.

Seine Kindeskinder, die jetzt sehr wohlhabende Leute sind, wissen noch viele Anekdoten aus dem abenteuerlichen Leben ihres Großvaters zu erzählen. Einmal mußte er sich mit seiner ganzen Familie, um sich vor feindseligen Indianern zu retten, in einen großen „Schwamm" verstecken, was freilich nicht ganz so abenteuerlich ist, als es den Lesern in Deutschland selbst vorkommen mag. Denn der pennsylvanische „Schwamm" wächst nicht wie der italienische auf dem Grunde des Meeres. Es ist weiter nichts, als ein etwas pennsylvanisirter englischer „swamp" — ein Sumpf. Ein anderesmal retteten ihm freundlich gesinnte Indianer das Leben. Dieß war in seiner ersten Jugend, als er eben mit seinem Vater so weit in das Innere von „Pennßilfohnien" hinaufgekommen war. Der Bube war schreiend vom Felde heimgelaufen, und wies, als die Eltern ihn fragten, was ihm sey, nach seinem dick aufgeschwollenen Beine. Weder er noch seine Eltern wußten, was dieß zu bedeuten habe und wie da zu helfen sey. Zwei Indianer, die eben zufällig in der Hütte des Vaters zum Besuch waren, machten aber gleich, als sie das Bein des Kindes sahen, sehr ernste Gesichter, erhoben sich von ihren Sitzen, und gingen rasch hinaus, ohne ein Wort zu sagen. Nach wenigen Minuten kamen sie schnell aus dem Walde zurück, alle vier Hände voll eines gewissen Krauts, mit dem sie das Bein des Kindes rieben. Dann bereiteten sie ein Feuer und kochten den Rest der Kräutersammlung, preßten ihn aus, und gaben dem Knaben, an dessen Bette sie einen Tag und eine Nacht wachten, von dem Dekokte zu trinken. In vierundzwanzig Stunden erklärten sie ihn für geheilt, übergaben ihn seinen Eltern und sagten ihnen dann, ihr Sohn sey von einer Klapperschlange gebissen worden, und das Kraut, das sie gebraucht, sey das sogenannte „Schlangenkraut," ein untrügliches Heilmittel gegen den Schlangenbiß; sie möchten sichs merken. Die pennsylvanischen Deutschen kennen auch noch immer das „Schlangenkraut," das die

Indianer ihnen zeigten, nennen es auch heutiges Tages noch so, und haben es wohl auch noch zuweilen nöthig. Denn auf dem Rücken der blauen Berge gibt es noch immer Klapperschlangen genug.

„Ich wundere mich sehr darüber,“ so sprach ich zu meinen Mitpassagieren, „daß ich hier in Ihrem Lande so äußerst wenig Thiere, und namentlich Vögel finde. Da bin ich nun schon mehrere Tage lang durch Pennsylvanien gereist, und selbst durch meilenlange dichte Wälder, und noch ist mir kaum ein Vogel vorgekommen, nicht einmal eine Krähe, oder ein Sperling, von singenden Lerchen oder flötenden Nachtigallen und dergleichen ganz zu geschweigen. Wenn ich nicht Audubons schönes Vogelwerk kennte, so möchte ich manchmal glauben, daß es gar keine Vögel in Ihrem Lande gäbe.“ Ich warf diese Bemerkung in englischer Sprache hin, da ich meine Gefährten für englische Amerikaner hielt. „Wir in Deutschland,“ setzte ich hinzu, „haben selbst um diese Jahreszeit, däucht mich, viel mehr Leben in unsern Wäldern, und selbst in unsern Gärten neben unsern bevölkertsten Städten.“

„Ah, du bist Deutsch? I klaupt, du wohrst Inglisch!“ sagte dann einer von ihnen, indem er auf einmal von seinem ziemlich guten und wohllautenden Englisch in ein äußerst inhumanes und barbarisches Buschdeutsch übersprang. Mir machte dieß ungefähr denselben Effekt, wie wenn ein gebildeter Berneroberländer auf einmal aus dem ziemlich gut gehandhabten Französisch in sein gaumenbürstendes und zungenbrecherisches Eisgletscher- und Bergkataraktem-Grindelwalddeutsch losbricht. „I klaupt,“ sagte er, „du wohrst Englisch! Well![1] da kennen m'r ja Deusch schwatze, s'isch m'r glei (gleich). I schproach Englisch un Deutsch. Doch s'Deutsch isch m'r handiger. I bin von Germen Dessent.[2] Mein Noam

[1] Das englische Well flicken die Pennsylvanischen Deutschen überall ein.

[2] „German descent,“ von deutscher Abkunft.

verroth mi scho — Baumeraier. Hob die Ehre!" — „Ah so, so! Danke Ihnen, Herr Baumeraier. Ich freue mich sehr, unter deutschen Landsleuten zu seyn. Aber ich bitte Sie," setzte ich hinzu, indem mich die Ueberraschung über die noch ungewohnte Erscheinung des pennsylvanischen Deutsch, das mir hier abermals entgegentrat, meine Frage über die Vögel ein wenig vergessen ließ. „Ich bitte, welcher deutsche Dialekt ist denn bei Ihnen hier der vorherrschende?"

„Well, du findest unser Deutsch wohl wundersam. Klaups schon. Welcher Dialekt? Ach lieber Himmel, einen Dialekt haben wir hier gar nicht einmal. Schauen's, wir sprechen hier bloß plan Deutsch, das einfache Amerikanerdeutsch oder Low dutch oder Buschdeutsch, wie man sagt. Ja bei Ihnen würde wohl unsere Aussprache von gar keinem Werth nicht geschätzt werden. Aber für uns ist's gnug. Wir verstehen uns schon. Und wir werden auch unsere Sprache, so schlecht sie auch seyn mag, noch lange präserviren. Denn, siesehte (siehst du), wir Amerikoner oder Deutsche sind nu emol die Hauptnation hier. Bei [1] uns ist hier alles aufgeklart. Alles, was hier klar [2] ist, ist bei den Deutschen gemacht. Wir haben die Indianer hier vertrieben und haben sie immer weiter backgemuvet. [3] O ja, well, die Deutsche und Deutschland könne sich wohl was zu gute thun auf uns, ihre pennsylfonischen Vetter. Wir haben hier enig [4] ebbes Verdienst im Lande! Doch, verzeihen Sie, ich komme ganz von der Frage ab, die Sie zuerst wegen der Vögel unseres Landes an mich richteten. Nicht einmal Krähen, sagen Sie, haben Sie gesehen. Das wundert mich. Nun, davon haben wir doch genug. Wir werden gleich zu einer Stelle kommen, da pflegen sie zu hunderten zu nisten, und da wollen wir Ihnen

[1] Nach dem englischen „by" = durch.
[2] „Clear," d. h. ausgerodet oder angebaut.
[3] Von „to move back" = zurücktreiben.
[4] Von „any" = some = etwas.

genug zeigen. Aber ich bitte, was nannten Sie da noch sonst für andere Vögel: Nei — Neitin...?" — „Ich nannte die Nightingale, die wir zu Deutsch Nachtigal heißen." „Ja, von diesem Vogel habe ich nur gehört." „Ich bitte Sie, das kann nicht seyn, kennen Sie wirklich nicht das berühmte Thierchen, das in der Nacht so still unter den Zweigen der Bäume sitzt und laut durch den Wald flötet?" „Ach ja, jetzt verstehe ich Sie, ja wohl den Vogel haben wir hier sehr viel. Ich höre ihn alle Abend in meinem Busche schreien. Wir nennen ihn nur ebbes anderes. Bei uns auf pennsylfonisch, heißt er die Nachteule. Aber Sie nannten noch einen andern Vogel, den ich auch nicht kenne. Sagten Sie nicht Spar — Sparrer?" „Ich nannte den „sparrow," den wir zu deutsch Sperling nennen." „Ja, von dem Vogel wissen wir gar nichts!" „Wie, ich kann mir es nicht denken; freilich, ich entsinne mich so eben aus der amerikanischen Naturgeschichte, daß dieser Continent den eigentlichen Sperling gar nicht besitzt. Aber es sollte mich doch wundern, daß das Andenken dieses berühmten und viel besprochenen Thieres so völlig verschwunden sey, daß Sie nicht einmal den Namen kennen." Es mußte denn aber doch wohl so seyn; denn auf unserm Wagen befanden sich sowohl mehrere deutsche als auch englische Pennsylvanier, und weder die einen wußten, was ich mit „Sperling," noch die andern was ich mit „sparrow" in der Natur anzeigen wollte. „Nun, bei uns," setzte ich hinzu, „hüpft der muntere Sperling oder Spatz auf allen Bäumen herum, sowohl bei uns in Europa, als auch durch ganz Asien hin bis nach Sibirien und China." „Well, well!" ertönte darauf eine Stimme aus dem Innern des Wagens, „ich habs, ich weiß, was er meint, er meint das muntere squirrel (Eichhörnchen)." „Ja so! Well, well!" sagten alle unisono, „Sie meinen das Eichhörnchen, vielleicht das fliegende Eichhörnchen? Ja, aber wie können Sie das unter die Vögel setzen? Thut das Audubon auch? Und das nennen sie in Asien und Europa einen „Sparrer?"

Wenn wir sagen, „er hat einen Sparren im Kopf," so meinen wir ganz was anderes. Bitte sehr, unser Amerikanerdeutsch mag seine Sonderbarkeit haben, aber in manchen Stücken muß doch auch das deutsche Deutsch sehr wunderlich seyn!" Sie lachten mich alle herzlich aus, und ich lachte mit, und wir ließen die Sache fallen, da nicht mehr herauszukommen war.

Nachher habe ich aber doch in Erfahrung gebracht, daß wenn auch die Worte „Sperling" und „sparrow" hier in ihrem Lexikon vergessen sind, doch noch wenigstens ein „Spätzelchen" hier in Deutschpennsylvanien existirt. Es ist ein kleiner, dem europäischen Spatzen etwas ähnlicher Vogel. Wie die Sperlinge und Nachtigallen, so fehlen hier überhaupt die meisten hübschen europäischen Singvögel. Selbst die Lerche trillert nicht über die Wiesen, die Buchfinken zwitschern nicht in den Bäumen, und für ein paar Stieglitze, die einer unserer Passagiere, als wir über den Ocean heranschifften, an Bord unseres Schiffes mit hatte, hoffte er in Carolina fünfzig Dollar per Stück zu bekommen. Große Züge von Wandertauben und andern Zugvögeln gibt es zwar zu Zeiten. Aber sonst ist der Wald, der sich bei uns in Deutschland so viel „erzählt," hier ganz indianisch stumm. War es zu der Indianer Zeiten anders? Fast scheint es, als wenn mit den Indianern selbst, und eben so unbegreiflich rasch wie sie, mehrere Thiergattungen von den europäischen Einwanderern ausgerottet wären. So z. B. findet man auch in diesem ganzen Pennsylvanien nicht einen einzigen wilden Truthahn mehr, die doch sonst hier, wie in ganz Ostamerika, so zahlreich waren. Man muß schon weit nach Westen hineingehen, um wilde Truthähne zu sehen. Und doch haben wir in Deutschland noch die großen Trappen, und dazu so viele Habichte, Adler und andere Vögel. Unsere Länder sind im Vergleich mit diesen thierlosen Oststaaten Amerika's eine wahre Noaharche, in der noch jetzt nach so vielen tausend Jahren wenige von

den Racen fehlen, die Noah hineinsetzte, und die unsere germanischen Vorväter vorfanden. Diese rapide Ausrottung der Kinder der Fauna, die in Amerika vor sich zu gehen scheint, ist mir in vieler Hinsicht ein Räthsel. Erschrecken die fliehenden Thiere, wie die Indianer, über die so plötzlich mit Pulver und Blei über sie einbrechenden Fremdlinge heftiger als bei uns, wo die knallende Büchse nur ganz allmählig den stillen Pfeil und Bogen verdrängte, und wo die Thiere Gelegenheit zur Gewöhnung und zum Einleben erhielten?

Mein Reiseziel Bethlehem lag noch an der Lecha und wir fuhren immer parallel mit diesem Flusse hinab. Meine Leute erzählten, daß die Lecha früher von Fischen gewimmelt habe, daß aber jetzt fast gar keine Fischerei mehr darin existire. Sonst hätten sie besonders eine in Pennsylvanien weit verbreitete Gattung von Fischen, die „shads,“ [1] außerordentlich viel darin gefangen. Die ersten Ansiedler hatten sich die Netze dazu aus den wilden Weinreben des Landes gemacht. Diese Netze wurden aus den Rebenstöcken roh zusammengeflochten zu einer Art Flechtwerk oder Floß. Dicke Knorreichen und andere Büsche wurden zur Beschwerung angehängt. Man nannte dieses Fischgeräthe „Buschnetze.“ Sie waren auch im Delaware und in der Susquehanna und andern Flüssen Pennsylvaniens gebräuchlich. Sie überzogen die ganze Breite des Flusses und fegten damit die Wasser so zu sagen aus. Die buschigen Netze arbeiteten den aufwärts steigenden Fischzügen entgegen, und die Fische wurden dann damit in eine kleine Bucht oder einen Seitenkanal getrieben, und da zu hunderten getödtet. Sind solche „sweeping measuses“ daran schuld, daß man in diesem Lande auch schon überall die Klage über Fischverarmung in den Flüssen, wie über Vögelarmuth in den Wäldern vernimmt, trotzdem, daß das Land noch so jung ist, und trotzdem, daß zum Beispiel in

[1] Deutsch: „Alose“ „Schade;“ pennsylvanisch-deutsch: „Schads.“

der Meerenge von Constantinopel die Fische noch immer in solcher Menge wimmeln, wie zu den Zeiten der Republik des alten Byzanz? Ich leide zuweilen an Visionen, und mitunter bilde ich mir ein, dieses amerikanische Bevölkerungselement habe etwas Scharfes, etwas Aetzendes an sich. Sie lichten, klaren und roden überall so gewaltig aus, sie räumen auf, sie mergeln aus, und schaffen bei Seite. Wenn sie nur nicht die Fischbänke bei Neufoundland, die sie jetzt in Angriff nehmen zu wollen scheinen, und die den minder verschwenderisch zu Werke gehenden Europäern so lange Jahrhunderte gedient haben, auch bald ausbeuten, aufräumen und todt machen!

Doch dieß sind vielleicht Einbildungen, und ich will, ohne besonders auf sie zu bestehen, meinen Wanderstab weiter setzen. Auf der Station Cherryville verließ ich den Postwagen und den großen Weg, der nach der Grafschaftshauptstadt Easton führte, und trabte mit einem kleinen Einspänner querfeldein auf Bethlehem zu. Mein Kutscher war ein englischer Pennsylvanier. Er schalt unser Pferd einmal in folgender Weise: „Well, that is the dummest animal, I ever saw,“ und gab mir hier das erste Beispiel von einem Worte, welches die hiesigen Engländer von den hiesigen Deutschen aufgenommen haben. Es war mir auffallend, daß es gerade derjenige berühmte Ausdruck war, dem auch unsere deutschen Studenten ein so gefährliches Gewicht beilegen, und der diesem nach auch wohl bei den pennsylvanischen Deutschen ein sehr auffallender und vielgebrauchter Ausdruck seyn muß. Späterhin habe ich übrigens noch viele deutsche Worte gefunden, die bei den pennsylvanischen Engländern gäng und gäbe geworden sind. Es ist aber wohl natürlich, daß die Deutschen ihrerseits viel mehr Englisches adoptirt haben, als umgekehrt die Engländer Deutsches. In einem Dorfe fand ich einen Hausirer, der allerlei „Dreßgüter“[1] feil hatte. Ich ließ mich in ein Gespräch mit ihm ein und fand, daß er ein Neuengländer

[1] Pennsylvanischer Ausdruck nach dem englischen dress goods (Kleiderstoffe).

war. Er erzählte mir, daß fast alle „pedlars“ (Hausirer) hier in Pennsylvanien seine Landsleute seyen. „Yes,“ sagte mein Kutscher, „they are all Yankees, but the german farmers here are rather afraid of them.“ „Sie fürchten immer, flüsterte er mir lächelnd ins Ohr, von diesen Yankees übers Ohr gehauen zu werden. Hier zu Lande glauben sie immer, jeder Yankee habe einen ganzen Korb voll Yankee-notions feil.“ Der deutsche Bauer ist hier, wie auch anderswo, etwas unbehülflich, und auf den Yankee-pedlar blickt er ungefähr wie bei uns in einigen Provinzen auf den jüdischen Tabuletkrämer.

Das Land war immer etwas hüglich, und so hüglich geht es bis ans Meer fort, und, wie gesagt, zuweilen ziehen sich noch wiederum solche hohe Erdrunzeln zusammen, wie die blue ridge, die alle im Parallelismus mit den Alleghany-Runzeln und Furchen sind. Es ist gleichsam als wenn die Vibrirung der Erdkruste, welche das Labyrinth jener weitgestreckten Gebirgsdämme schuf, zwar in der Hauptsache bei dem Kitatinni aufgehört, doch aber noch etwas leiser bis an den Ocean fortgebrandet hätte.

Ich sah hier zum erstenmal wieder weite Maisfelder, die im Innern der Waldberge mir ganz aus dem Gesichte gerückt gewesen waren. Auch sah ich überall so schön gereinigte und geputzte Felder, so frei von allen Baumstümpfen und Feldsteinen, so gute milde schwarze Erde, wie ich sie bei den Ortschaften im ganzen Staat von Newyork nicht gewahrt hatte. Dazu auch allerlei Dungmaterial auf den Aeckern, aufgehäufeltes Kalkpulver und andere Stoffe. „O ja, ja,“ sagte mein Kutscher, „diese Deutschen füttern und pflegen ihre Aecker wie ihr Kind“ (they nurse their soil like a child). Wie oft hatten mir Amerikaner schon vorher das deutsche Pennsylvanien beschrieben, und mir durch ihre lobenden Schilderungen eine Sehnsucht nach dem Lande eingeflößt! „Ja, in den deutschen Grafschaften,“ sprach einer wie der andere, „da werden

Sie sich freuen, welch hübsches Land da Ihre Landsleute geschaffen haben. Alles ein Acker neben dem andern, und ein Garten neben dem andern. Die Deutschen sind ein tüchtiges Volk und verstehen sich auf das edelste aller menschlichen Gewerbe, auf den Ackerbau am besten. Sie werden sich verwundern, welche große und solide Wirthschaftsgebäude Sie da sehen werden, Stallungen aus dicken, steinernen Mauern, und Scheunen so hoch und stattlich wie Kirchen gebaut. Sie scheinen immer nur die Wirthschaft und kaum sich selbst im Auge zu haben. Denn ihre Wohnhäuser sind klein und verschwinden fast unter den hochgebauten Wirthschaftsgebäuden, mit denen sie das Land erfüllt haben."

Wenn ich eine anticipirte Schilderung nachträglich wahr gefunden habe, so ist es diese. Ich erfreute mich des netten, sauberen Anblicks, den die Gegend überall darbot, ich fand die hohen Scheunengemäuer, und die wie „Kinder sorgsam verpflegten Aecker," und die dicken wohlgenährten Pferde. Fast keiner von den Bauernwagen, die mir begegneten, hatte weniger als vier Rosse. „Ja, Ihre deutschen Landsleute," sagte mein Kutscher, „lieben das so; sie mögen gewöhnlich nicht anders als vierspännig fahren." Nur die Wohnhäuser der Bauern hatte ich mir nach Anleitung jener Schilderung etwas zu klein gedacht. Ich fand sie auch ganz geräumig, gerade groß genug, sehr freundlich und innen bis zum letzten Dachziegel recht ordentlich befestigt, sturm-, regen- und wasserdicht, nieth- und nagelfest. Ein halb eingefallenes Dach habe ich nirgends zu sehen bekommen. Ein beschädigtes Haus, ein eingeschlagenes Fenster, einen weggebrannten Schuppen oder dergleichen habe ich nirgends entdecken können. „O yes," sagte mein Kutscher, „your countrymen here know, how to fix a house, every thing is here fixed perfectly well." Die Wildniß war hier überall mit Stumpf und Stiel ausgerottet, nirgends eine Spur von jenem Wald- und Sumpfkehricht, jenem Wurzelwerk, jenen faulenden Baumstumpfen und

Steinklötzen, die in den Gegenden, durch welche ich bisher passirt war, nur auf die Seite gefegt, hier vernichtet zu seyn schienen. Die Fahrwege waren sehr ordentlich gehalten. Auch entdeckte ich zu meiner Freude hie und da wieder einige Fußwege, die der Fuß des Yankees nirgend auszutreten scheint. Der Yankee, glaube ich, geht nie in Indian file. Ich glaube, er mag nicht da gehen, wo schon ein anderer vor ihm gegangen ist, und vielleicht selbst wenn sie zwischen zwei Dörfern häufig hin und her gehen, streift jeder zwischen zwei andern Bäumen hindurch, oder er klettert über andere Steinblöcke, die er nicht aus dem Wege räumt, hinweg, und es kommt daher nie zu einem ordentlichen Fußpfade wie im Lande der Deutschen, die viel geduldiger in die Fußtapfen ihrer Vorgänger treten, und die auch zu sorgfältig oder zu ängstlich sind, als daß sie nicht jeden Stein des Anstoßes auf die Seite schieben sollten.

Der Deutsche organisirt das Land, und man glaubt seinen Einrichtungen anzusehen, daß er da, wo er sich festsetzt, mit seinen Kindern und Kindeskindern für immer auch bleiben, daß er sich eine neue Heimath schaffen will. Die Ansiedlung des Yankee hat ein ganz anderes Aussehen und verräth eine ganz andere Tendenz. Seine Häuser sind fast nie aus Quadersteinen oder fest zusammengelötheten Felsklötzen wie die der Deutschen gebaut, namentlich seine Wirthschaftsgebäude, wenn es deren überhaupt gibt. Denn oft errichtet er deren gar nicht, vielleicht höchstens eine Stallung für seine Pferde. Aber das Rindvieh muß viel frische Luft genießen. Ein Schweinekofen scheint dem Yankee ganz unbekannt zu seyn, und sogar das Getreide und Heu wird selten unter Dach gebracht. Es liegt viel gewöhnlicher in Schobern rings um das Wohnhaus her. Dieses das Wohnhaus ist das einzige Gebäude, wofür der Yankee Sorgfalt hat. Er baut es aber auch weniger für sich, als für seine Frau und Töchter, freilich auch nur aus Holz, aber nett, sogar elegant, weiß und grün gefärbt, so wie ich

das oben beschrieben. Ich sah Miniaturgemälde, wie folgende: eine hübsche kleine hölzerne Hütte, mit solchen Schindeln gedeckt, mit solchen Holzlatten benagelt, wie sie die Saw-mills in den Wäldern täglich zu Millionen anfertigen. Eine kleine Thür, zu jeder Seite der Thür ein helles Fenster mit grünen Jalousien. Vor den Fenstern wiegt sich eine Dame, des Farmers Frau oder des Farmers Tochter, in einem rocking chair, die Arme über einander geschlagen oder an einem Kleide nähend, hin und her. Es scheint, der rocking chair muß in dem engen Hausraume, wo nicht das einzige, doch wenigstens das hauptsächlichste Möbel seyn. Dieß alles mitten in einem Walde. Baumstümpfe rings umher, und nicht etwa hübsche, rein gewaschene Schafe weiden um das Haus der Schäferin herum; nein, fette, dicke, schmutzige Schweine umwühlen es, und ich fürchte, wenn sie etwas tiefer wühlen, sind sie im Stande, die ganze Wohnung mit sammt der schönen Herrin über den Haufen zu werfen.

Einstweilen wurden hier meine Studien in der Grafschaft Northampton unterbrochen. Denn ich kam an der südlichen Grenze dieser Grafschaft an und rollte in das offene Städtchen Bethlehem hinein, in dem einmal zu weilen ich mir schon so lange gewünscht hatte.

XLVIII. Bethlehem.

Unter den „Salzkörnern," welche der fromme Graf v. Zinzendorf, seine Mitarbeiter und Nachfolger über die Erdoberfläche ausgestreut haben, war von jeher Bethlehem in Pennsylvanien dasjenige, nach dem einmal zu kommen mich immer sehr verlangt hatte. Es ist die früheste von allen Herrnhutschen Colonien in Amerika. Ja selbst unter den europäischen sind nur einige wenige ältere. Die Gemeinde wurde nur 20 Jahre nach Herrnhut in Sachsen selber

begründet, dieses 1722, Bethlehem 1742. Es ist auch neben Herrnhut die größte und wichtigste aller Herrnhut'schen Colonien auf dem Erdboden. Ja an Volkszahl übertrifft es noch Herrnhut selbst. Graf v. Zinzendorf machte selber zur Einrichtung und Ausbildung der Gemeinde eine Reise hieher. Nach ihm waren Spangenberg, Heckewälder und mehrere andere der trefflichsten Herrnhuter hier thätig. Von Bethlehem aus machten diese Leute um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die merkwürdigsten Missions-, und man könnte wohl sagen Entdeckungsreisen ins Innere von Pennsylvanien und noch weiter nach dem Westen am Ohio hinab, begaben sich mitten unter die damals noch ziemlich zahlreichen und ungezähmten Indianer, predigten ihnen und bekehrten sie und studirten zugleich ihre Sitten und ihre Sprachen, und machten darüber der gelehrten Welt Europas in geschätzten Werken ihre Nachrichten und Resultate bekannt. Ich kannte so ziemlich alle ihre Werke, namentlich die des trefflichen Heckewälder, der zuerst den merkwürdigen Bau der indianischen Sprache sehr sinnig untersuchte, sehr richtig erkannte und sehr klar und deutlich darstellte. Ich hatte auch alle ihre Reiseschilderungen, so wie auch die merkwürdige Geschichte ihres Ortes, ihre verschiedenen Bedrängnisse sowohl von Seiten der Indianer, als auch von Seiten feindseliger Christen gelesen und studirt. Und was man mit Eifer studirt und gelesen hat, das glaubt man auch gewissermaßen selber mit erlebt zu haben, und kurz, ich bildete mir ein, diese Herrnhuter zu Bethlehem seyen meine alten guten Bekannte und Freunde. Und wie sehr freut sich der Reisende, wenn er an einem Orte anlangt, wo lauter Freunde wohnen und wo er kein Haus oder Grab betreten kann, ohne daß die Laren oder die Manen ihm etwas zuflüstern! Auch sucht man selbst bei den Antipoden gerne solche Orte wieder auf, die mit andern schon bekannten Orten in naher Geistergemeinschaft stehen, und glaubt den lieben Bekannten von da aus näher zu seyn. Ich hatte so manche

stille Herrnhuter Gemeinde in Großbritannien und Deutschland besucht, und ich dachte mir von Bethlehem aus auch das liebe Herrnhut, wo ich mitunter erbauliche Stunden verlebt habe, inniger grüßen zu können. Es ist aber nicht bloß eine Gemeinschaft der Ideen und Geister, es ist sogar auch eine Verbindung des Blutes und des Leibes. Es gibt z. B. in Sachsen einige Herrnhuter Familien, die hier in Bethlehem und den andern Herrnhuter Colonien Pennsylvaniens viele Namensvettern haben und weit verzweigt sind, und von denen mir manche Mitglieder schon drüben im „Alten Lande" vertraut waren. Kurzum, ich kam hieher nicht von ungefähr. Vielmehr hatte mir Bethlehem schon vom Erie und von Canada her wie ein Stern aus der Ferne gewinkt, und siehe da, der kleine Stern ist mir aufgegangen und ich wandle hier an der Seite eines werthen und trefflichen Mannes mitten zwischen den Häusern der freundlichen Stadt an der Lecha umher zu den Wohnungen der Lebenden, zu den Kirchhöfen der Verstorbenen und zur Besichtigung mancher interessanten Institute der Gegenwart.

In früheren Zeiten, noch bis vor acht oder zehn Jahren, mag Bethlehem denen, die den Klöstern nicht völlig abgeneigt sind und die es gern haben, daß es Asyle in der Welt gibt, in denen die Leute ihrem Gott auf ihre Weise dienen können, noch viel einladender erschienen seyn, als jetzt. Denn bis dahin war es ein „geschlossener Ort," d. h. es durften sich nur solche Familien hier ansiedeln, einbürgern und ankaufen, die auch wirklich Mitglieder des Ordens waren. Seit acht Jahren hat sich das aber sehr geändert. „They have allowed the world's people to come in," kündigte mir eine Amerikanerin schon während meiner Reise an einem Orte des inneren Pennsylvaniens an, da ich noch nichts von diesem Ereignisse wußte. Schon seit mehr als zwanzig Jahren hatte sich eine Tendenz zu dieser Eröffnung des Ortes und ein Wunsch darnach nicht nur unter den Leuten extra muros, sondern auch unter

den Mitgliedern der Gemeinde selber kund gegeben. Die Bevölkerung hatte sich rings umher vermehrt und drängte sich vor den Thoren um Einlaß. Der Ort, am Flusse Lecha gelegen, mochte manchem als ein sehr vortheilhafter Platz zur Ansiedlung erscheinen, und doch konnte er nach damaligen Gesetzen nicht herein kommen, ohne sich zur Brüdergemeinde zu bekennen. Die Verbesserung der Lechaschifffahrt, der mächtig sich aufschwingende Kohlenhandel von den oberen Lechagegenden herab und der vortheilhafte Kanal von Newyork durch Newchersey längs der Lecha hinauf mag auch vieles dazu beigetragen haben, die alten frommen Bande zu lösen. Bethlehem lag nicht mehr, wie früher zu Zinzendorfs und Heckewälders Zeiten, mitten im wilden Indianerlande. Das Eigenthum wurde stets werthvoller, der Spekulationsgeist rings umher immer wacher, und beide wurden nur durch die alte Klausur, welche Kapitalien und Unternehmungslustige ausschloß, gebannt, gedrückt und an der Benützung ihres Werthes gehindert. Kurz, die Sache ließ sich nicht mehr halten. Die aufstrebenden Kinder der alten Herrnhutischen Väter selbst verlangten nach einer Oeffnung der Pforten, und so wurden denn diese endlich, nachdem einige Vorsteher eine Reise nach Europa gemacht und die Sachlage dort den Regenten in Herrnhut vorgelegt hatten, weit eingerissen und hinabgeschwemmt in der Lecha, oder besser in dem großen Strom der wandelnden Zeit, die nichts unangetastet läßt, Alles einreißt und umgestaltet, die auch bewirkt hat, daß auch die Wittwen unter den Herrnhutern in Bethlehem sich wieder verheirathen, die auch das Loos als entscheidend bei der Heirath abgeschafft hat, anfänglich nur bei den Laien unter den Herrnhutern, noch nicht gleich unter den Predigern, jetzt aber auch bei diesen. Seitdem sind denn in Bethlehem eine Menge Kaufleute, Fabrikanten und andere Christen eingedrungen und haben als vollberechtigt unter den stillen Brüdern Platz genommen. Ihre Zahl ist schnell gewachsen, ein ganz neuer lebensvoller Ort ist neben dem

alten Bethlehem der Indianer-Missionen aufgeschossen und die Summe der Verbrüderten ist ungefähr der der Nichtverbrüderten gleich. Nichtsdestoweniger aber haben doch die Regenten oder Vorsteher der Brüdergemeinde noch immer das Hauptansehen in der Colonie, und im ganzen geschieht doch immer noch alles wie früher nach ihren Ansichten und Principien. Ich denke mir, sie mögen heute ungefähr eine solche Autorität über die Stadt und ihr Weichbild üben, wie der Rektor der Universität Oxford über die Stadt gleichen Namens und deren Weichbild. Ich möchte wohl wissen, wie man in Herrnhut selbst diese Eröffnung Bethlehems betrachtet. Halb und halb kann ich mirs denken. Am Ende, glaube ich, wird Bethlehem sich von seiner deutschen Muttercolonie ganz unabhängig machen. Die Väter in Herrnhut sind so fern. Sie verstehen vielleicht nicht ganz die Lage und das Beste der Ansiedlungen in der Neuen Welt. Da können wohl Mißgriffe nicht ausbleiben. So etwas habe ich wohl hie und da herausverstanden, und es wird mit Bethlehem in seinem Verhältniß zu Herrnhut wohl eben so gehen, wie mit den Vereinigten Staaten und England. Freilich wird es glücklicherweise nicht so große Erschütterungen dabei geben. Das Reich, das dabei für Deutschland verloren gehen wird, hat in Summa ungefähr 8000 Einwohner, und seine Provinzen liegen in der Hauptsache in Pennsylvanien und Nordcarolina, doch auch in einigen andern Staaten zerstreut. Von den 29 Herrnhuter Colonien und Oertchen, die es in den Vereinigten Staaten gibt, liegen nämlich zehn in Pennsylvanien, sieben in Nordcarolina und die übrigen in Newyork, Ohio, Indiana, Illinois und Maryland. Es gibt in Amerika mithin mehr Herrnhuter Gemeinden[1] als in Deutschland

[1] Aber freilich immer bei weitem nicht so viele, als der neueste Census der Union ihnen zutheilt, indem er die Summe der „Moravian Communities“ (Brüdergemeinden) auf 350 angibt, was ungefähr zwölfmal zu viel ist. Die Censusausfertiger sind in diesen Fehler gerathen, indem sie unter dem Titel Moravians auch die zahlreicheren sogenannten United Brethern begriffen.

selbst, wo sich in Summa nur fünfzehn befinden. Freilich sind diese etwas stärker bevölkert. Noch heutiges Tages haben Bethlehem und die andern Brüdergemeinden der Neuen Welt vornämlich das Feld der nordamerikanischen Indianer-Missionen zu bearbeiten. Sie unterhalten namentlich mehrere Missionen in Canada. Auch haben sie sich der Innern Mission oder der home-mission in den großen Hauptstädten der Union, in Philadelphia und Newyork gewidmet. Sie haben hier insbesondere die deutsche Einwanderung ins Auge gefaßt. Endlich tragen sie auch von hier aus noch ein hübsches Sümmchen zu den von Deutschland aus betriebenen Missionen bei; ich glaube, es gehen von hier jährlich 9000 Dollars dorthin.

Die innere Einrichtung von Bethlehem, seine Institute, Schulen, Kirchen, Kirchhöfe und öffentlichen Gemeindegebäude sind ganz denen in Herrnhut selbst und andern Brüdergemeinden ähnlich. Ich war besonders begierig, die Schulen mir anzusehen, und war glücklich genug, unter der Leitung eines trefflichen Herrn das dortige Erziehungshaus für junge Mädchen zu besichtigen. Es besteht dasselbe schon ziemlich lange, hat früher sehr geblüht und für eine der besten Erziehungsanstalten in der Union gegolten, ist dann, ich weiß nicht in Folge welcher Umstände, etwas ins Stocken gerathen, nicht so eifrig besucht worden, befindet sich aber unter seiner jetzigen Leitung wieder in frischer Aufnahme. Man war eben dabei, dem alten Gebäude einen ganz neuen Flügel hinzuzufügen. Es waren jetzt nicht weniger als 170 junge Mädchen vorhanden. Sie waren fast aus allen Theilen der Union, nicht nur aus Philadelphia und Newyork, sondern einige auch aus dem fernen Westen, aus Missouri, und einige aus dem südlichen Carolina. Der Lehrerinnen gab es für diese Anzahl etwas weniger oder mehr als 25 und außerdem noch vier oder fünf Lehrer. Die Künste waren deutschen Händen anvertraut, insbesondere die Musik und Malerei. Der deutsche Zeichenlehrer, ein ausgezeichneter Landschaftsmaler, nahm uns sehr freundlich in

seinem reizend gelegenen Hause auf und zeigte uns von der friedlichen Landschaft, die um das hübsche Bethlehem ausgebreitet ist, höchst reizende Farbenreflexe auf seiner Leinwand. In der Anordnung der Unterrichtsgegenstände und der Classificirung der Schüler befolgt man hier ein System, das ich wohl auch in andern Schulen des Landes gefunden habe und daher für ein eigenthümlich amerikanisches halten muß. Es besteht darin, daß man nicht für alle Unterrichtsgegenstände insgesammt eine obere und niedere Klasse annimmt, sondern daß in jeder besondern Wissenschaft eine eigene Classificirung stattfindet, z. B. eine erste, zweite &c. Klasse der Geschichte und ebenso der Naturgeschichte u. s. w. Dieß gibt Gelegenheit, jeder Schülerin eine mehr individuelle Erziehung zu geben. Es können mehr diejenigen Lehrgegenstände für sie gewählt werden, die ihren Neigungen und Talenten angemessen sind, welche sie sich selber wünscht oder ihre Verwandten für sie bestimmen. Sie kann sich in der Geschichte oder in der Naturgeschichte bald in die erste Klasse hinaufschwingen, während sie sich mit andern ihr minder homogenen Gegenständen weder Kopf noch Zeit verdirbt. Allerdings ist es, damit dieß System ausführbar sey, nöthig, daß zu derselben Stunde im ganzen Institut derselbe Unterrichtsgegenstand, und zwar in verschiedenen Klassen, von verschiedenen Lehrern in verschiedenem Style gelehrt werde. Und dieß ist denn auch so viel als möglich der Fall. Es gibt eine gewisse Stunde, die in der ganzen Anstalt für Geschichte, eine andere, die durchweg für Geographie bestimmt ist u. s. w. Freilich gibt es dabei auch wieder manche Unbequemlichkeit, namentlich die, daß während die Schüler sich mehr ihren eigenen Fächern widmen können, die Lehrer nicht so gut ihre eigenen Fächer haben können.

Ungefähr dreißig unter den 170 jungen Amerikanerinnen hatten auch neuestens, auf den Wunsch ihrer Eltern, die deutsche Sprache und Literatur unter ihre Studien aufgenommen. Die „harten Wörter" (the hard words) dieser Sprache gehen ihnen, glaube

ich, etwas schwerer ein, als das graziöse Französisch. Doch fängt das Deutsche nun auch in Amerika wie in England etwas an Mode zu werden, und es ist merkwürdig genug, daß während die deutschen Bauern in Pennsylvanien ihre deutschen Schulen immer mehr vermindern, die höheren Klassen der Amerikaner die deutschen Unterrichtsstunden für ihre Kinder vermehren. Fast alle Schulen unter den deutschen Bauern, so sagte man mir, sind jetzt englisch, fünf oder höchstens zehn Procent sind deutsch, und nur selten kommt noch einmal ein deutscher Lehrer von Deutschland herüber, und noch seltener findet er eine gute Anstellung.

Die rastlose Unruhe, die das ganze anglo-sächsische Volkselement in Amerika anhaltend zu bewegen scheint, die Unbeständigkeit, die den jungen Mann ein halbes Dutzend Geschäfte betreiben und eben so viele Orte versuchen läßt, dieß allgemeine sogenannte „shifting" aller Menschen und Dinge scheint auch in den Schulen seine Wirbel zu schlagen, um hier einen beständigen, gewiß nicht vortheilhaften Wechsel zu veranlassen. Die Klagen der amerikanischen Lehrer und Erzieher, daß ihre Schüler und Schülerinnen so schnell kommen und verschwinden, ist ziemlich allgemein. Sehr viele bleiben kaum ein oder zwei Jahre. Wenige halten lange geduldig aus. Zum Theil mag der Umstand daran Schuld seyn, daß die jungen Mädchen nur zur Beendigung ihrer Erziehung in solche große und berühmte Schulen (finishing schools) geschickt werden. Zum Theil aber lassen sich auch die Eltern von ihren Kindern hier gar zu leicht bestimmen. Zeigt sich nun im Verlaufe der Erziehung zwischen Schülerin und Schule ein Anstand, eine Meinungsverschiedenheit, eine Mißstimmung, so gewinnt die Schule fast gar keinen festen Anhalt an den Eltern, vielmehr wenn das Töchterchen oder Söhnchen klagt, so ziehen die Eltern die Segel ein, denken, es ist besser, einmal eine andere Schule zu probiren, und das Töchterchen oder Söhnchen bekommt schnell Erlaubniß, seinen Reisekoffer zu schnüren und zu „schiften."

Erziehung und Unterricht bilden neben der christlichen Mission, wie bei den europäischen so auch bei den amerikanischen Brüdern einen Hauptgegenstand der Thätigkeit, und außer dem großen Mädchen-Erziehungsinstitute in Bethlehem haben sie auch andere für beide Geschlechter an andern Orten.

Wenn ich von der englischen Sprache und von dem neuerstandenen amerikanischen Stadttheile absah, kam mir alles in Bethlehem so ähnlich mit Herrnhut vor, daß ich manchmal die Lecha mit der Spree und die blue ridge mit den Lausitzer Bergen verwechselte, und mich zuweilen ein wenig besinnen mußte, daß ich jenseits des Oceans sey. Auch auf den Kirchhöfen hier und dort waren die Aspekte so ähnlich. Dieselbe einfache Anordnung des Gottesackers, dieselbe Gleichförmigkeit aller Erinnerungssteine, ein vollkommenes Bild der allgemeinen Gleichheit nach dem Tode. Nur waren hier in Bethlehem auch einige arme Indianer und Neger in die Seelenbrüderschaft aufgenommen. Unter den Indianern waren manche aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Brüder hatten damals manche bekehrte Indianer in ihrer Gemeinschaft, und manche unter ihnen wurden in den Schriften der Missionäre als sehr treue und treffliche Diener der Gemeinde und des Christenthums gelobt. Sogar eine kleine Indianerin von fünf Monaten und eine kleine „Anno Domini 1742“ verstorbene Negerin von drei Monaten hatten ihre eigene Kirchhofszelle und ihren eigenen viereckigen Marmorstein, wie alle übrigen. Ja, ich bemerkte, daß man kürzlich diese Gedenksteine der kleinen Wesen, auf denen die Inschrift undeutlich geworden war, wieder übermeißelt und ausgeschärft hatte. Vor Gott haben die Seelen der Großen und der Kleinen, der Jungen und der Alten, der Neger, Indianer und Anglo-Sachsen alle einen gleichen Werth. Wir wissens wohl, aber wir handeln nicht immer darnach. Dank den Herrnhutern, daß sie das Princip auf ihrem Kirchhofe so zu sagen in seinen äußersten Consequenzen aufrecht erhalten und

uns auf eine recht pikante Weise daran erinnern, indem sie selbst einer fünfmonatlichen Indianerin Grabmonument noch nach 104 Jahren wieder auffrischen. Es ist auch dieß kleine Wesen ein „Samenkörnlein, ausgestreut, am Tage der Garben zu reifen, und das nicht vergessen werden soll."

Die Herrnhuter haben überall, wohin sie kamen, auch viel für die Neger gethan. Die Geschichte ihrer Bestrebungen für die Neger in Westindien ist voll ihres Lobes. Ich habe aber leider vergessen, mich zu erkundigen, wie sie sich mit ihren Sympathien für die armen flüchtigen Neger verhalten, ob sie dieselben mit eben solcher devoten Aufopferung fördern, wie es die Brüderschaft der Quäker thut, ob sie mit ihren zahlreichen Ansiedlungen in Pennsylvanien, Ohio rc. auch den sogenannten „Underground railroad" (den unterirdischen Eisenweg), den die Quäker für die armen Flüchtlinge von einer ihrer Stationen zur andern ausgebildet haben, vollständiger zu machen getrachtet haben. Wenn sie dieß nicht gethan haben, so mögen sie achtungswerthe Gründe dafür haben. Gewiß ist es, daß sich in Bethlehem nicht viele Schwarze finden — als ich da war, nur sechs — und daß mir Jemand gesagt hat, die meisten Negerflüchtlinge aus den benachbarten Sklavenstaaten Maryland und Virginia gingen nicht über Herrnhut, sondern das Susquehannathal hinauf.

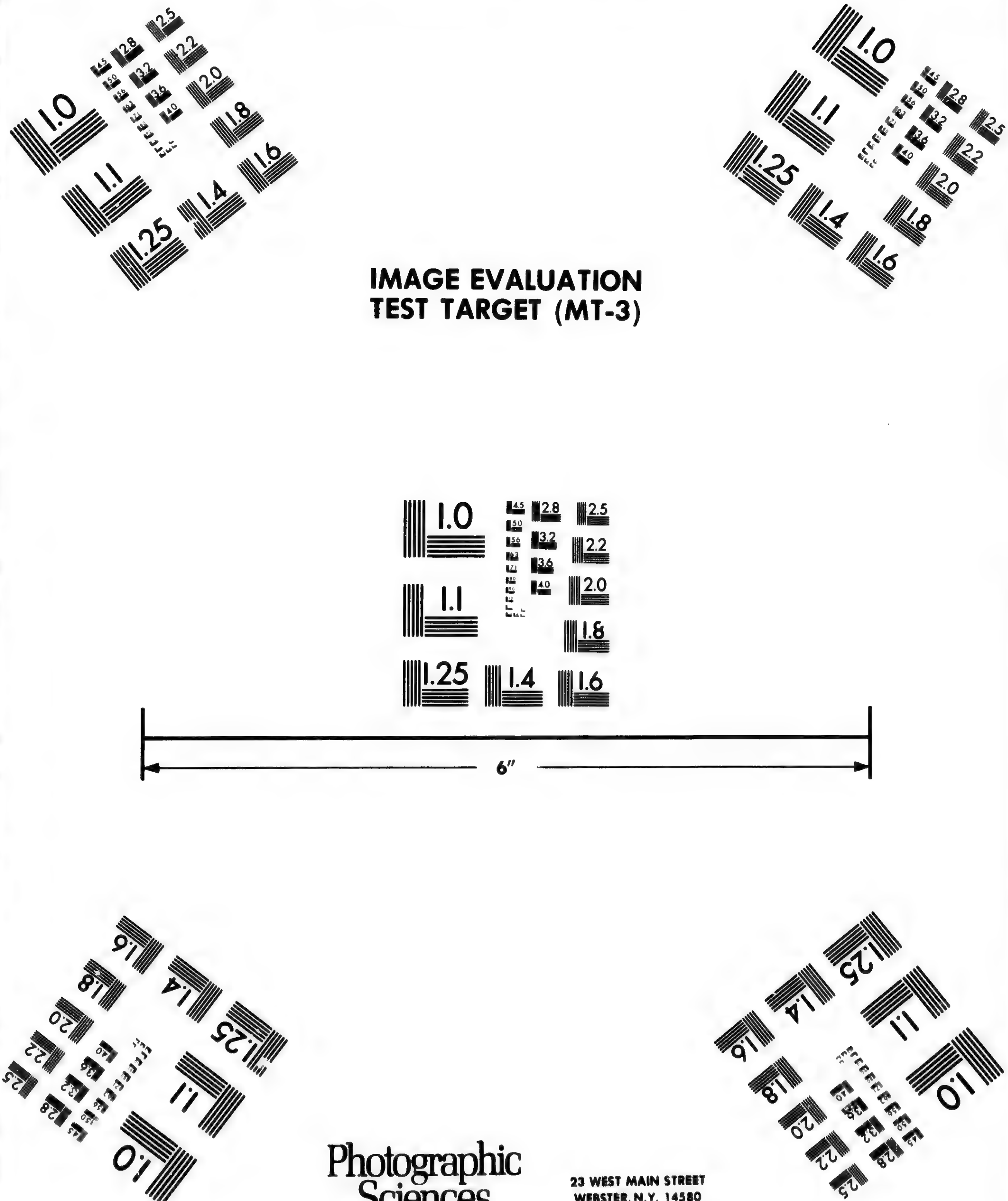
Ich lernte die Hälfte der Negerbevölkerung Bethlehems persönlich kennen. Einer von ihnen hatte in Pennsylvanien deutsch sprechen gelernt, wie sich denn Deutsche und Neger immer leicht miteinander vertragen und verständigen sollen; sehr lobenswerth für die Deutschen, denn sie haben gewiß ein gewisses Mitleiden und Mitgefühl mit dem Neger. Arme Deutsche werden freilich auch oft mit armen Negern auf dieselben niedern Lebensstufen herabgedrückt. Der Deutsche macht dann sogar Brüderschaft mit dem Neger. Der Irländer, Schotte oder Britte gehen, selbst wenn sie auf die Stufe des Negers herabkommen, nie Arm in Arm mit ihm.

„Fühlen Sie sich hier in diesem halbdeutschen Lande Pennsylvanien glücklich?“ fragte ich einen dieser Neger. „Certainly, Sir, I like freedom, I like to come and to go as I like. I am here quite as good a gentleman as any body else.“ — „So, also Sie fühlen sich hier hinreichend geachtet?“ — O yes, Sir! Here in this country coll'd[1] people are as white as any body, if they behave.“ — „Liebst Du die Deutschen hier zu Lande?“ — O yes, coll'd people like the German very much. There is only one nation, which coll'd people do not like. With the Germans there is no deception. There is only deception with one nation.“ — „Und welche sind das?“ — „These are the Irish!“ — Der arme Paddy! dem geht es hier am schlechtesten. Alle, selbst die Neger, werfen Steine nach ihm. Noch den Tag vorher hatte mir ein Yankee, mit dem ich ein ähnliches Gespräch hatte, ungefähr mit denselben Worten ganz dieselbe Meinung kundgegeben. „Ich kann die Schotten, ich kann die Engländer, ich kann die Deutschen, ich kann jede Nation leiden. Nur mit Einer Nation kann ich mich in keiner Weise vertragen: das sind die Irländer. Ich kann sie nicht ausstehen!“ Ich dachte dabei auch an meine Franzosen in Canada, die mir so oft ungefähr dasselbe versichert hatten. Es wandert keine Nation in Amerika ein, die von Allen dort so unisono verworfen wird. Ich begriff darnach die Stärke und Gewalt des auf einmal so plötzlich und heftig gegen das katholische Irländerthum sich aufbäumenden Knownothingismus, dem sogar Deutsche, Engländer, Schotten und Franzosen beigetreten sind. — Uebrigens ist es nur billig, zugleich zu bemerken, daß eben so unisono alle Stimmen die Kinder der Irländer loben und nicht genug zu preisen wissen, wie schnell diese den alten Paddy abzustreifen pflegen, wie schnell sie sich zu guten Amerikanern umgestalten, wie sehr sie aber dabei doch das warm-

[1] Coloured = Farbige.



IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503



4.5
5.0
2.8
3.2
2.5
3.6
4.0
2.2
2.0
1.8
1.1
1.0

fühlende irische Herz und andere gute irische Qualitäten sich bewahren, und welche treffliche und bedeutende Männer dann aus diesen Nachkommen Erins von der zweiten Generation hervorgehen.

XLIX. Der „blaue Rücken."

Ich wünschte von Bethlehem aus noch eine kleine Partie zu den Höhen der benachbarten „Lecha-Berge", die einen Theil der blue ridge bilden, zu machen. Und da man immer ein so großes Verlangen hat zu wissen, welche Leute noch hinter den Bergen wohnen, so wollte ich zugleich auch noch ein deutsches Dorf im Süden der Gebirge besuchen. Ein werther Bekannter aus Bethlehem, ein großer Kenner der Gegend, hatte die Güte, mich hinüberzuführen.

Der blaue Rücken ist bei Bethlehem von einem niedrigen Passe durchbrochen. Die Straße nach den südlichen deutschen Grafschaften Lecha und Bucks und nach Philadelphia geht hinüber. Wir folgten zuerst diesem Passe und Straßenzuge und entdeckten hinter den Bergen wieder ein freundliches, dörferreiches und wohlangebautes Thal. Das Thal hatte einen indianischen Namen, wenn ich nicht irre war der Name Saco oder Sachum. Einige Meilen in die Ebene hinein lag das freundliche Dorf Friedensville. Obwohl mit halb französischem Namen war es doch eine ganz deutsche Ansiedlung. Fast die Hälfte ihrer Ortschaften in Pennsylvanien haben die hiesigen Deutschen, ich weiß nicht warum, auf „ville" endigen lassen: „Friedensville," „Sellersville," „Voglersville," „Baumannsville," „Dillersville." Nur ganz wenige Namen im pennsylvanischen Deutschland zeigen deutlich an, woher die Leute eigentlich sind, z. B. Mannheim, Strasburg, Dillsburg, Heidelberg. Sie sind alle in der Hauptsache — ihre Sprache verräth dieß mehr als alles Andere — aus der Pfalz und dem großen elsäßisch-badischen Rheinthale. Warum sie

ihre hübschen rheinischen „heims“ nicht mitgebracht und aus den fast monströsen „Friedensville“ ꝛc. lieber „Friedensheim,“ „Sellersheim,“ „Voglersheim“ ꝛc. gemacht haben, weiß ich nicht.

Wir suchten in Friedensville einen wohlhabenden deutschen Pächter auf und baten ihn, uns sein Haus und Gehöfte zu zeigen. Er erklärte sich, seine Arbeit bei Seite legend, dazu bereit, führte uns zunächst zu seiner Frau, und wir fanden in beiden ein sehr wohlgebildetes Paar, und soll ich nach ihnen und noch einigen andern Beispielen, die mir begegneten, die pennsylvanischen Bauern im allgemeinen beurtheilen, so müßte ich sagen, daß ihre äußere Erscheinung im Vergleich mit dem allgemeinen Habitus unserer Bauern eher auf eine Racenverbesserung als auf das Umgekehrte hindeutete. Sie selbst sowohl als ihre blühenden Kinder sahen gesund und zufrieden aus. Sie hatten auch im Gespräch und Umgange mit uns ein vollkommen freies und leichtes Benehmen und nichts von dem Mangel an Selbstbewußtseyn und an mannhafter Würde, der wohl bei uns hie und da etwas auffällt. „Ich war einmal eine Zeit lang Prediger in einem westlichen Staate,“ so erzählte mir ein pennsylvanischer Geistlicher, „wo sehr viele deutsche Einwanderung erschien. Sie glauben nicht, wie viel Mühe ich mir gegeben habe, den Leuten die Höflichkeit abzugewöhnen, und wie schwer es mir geworden ist, ihnen den Hut auf den Kopf festzunageln und den Rücken gerade zu bringen.“ Bei unserem Freunde von Friedensville hatte nun schon die Zeit das Ihrige gethan. Denn bereits sein Urgroßvater war als deutscher Hutabnehmer eingewandert, sein Großvater war bereits mitten zwischen Pennsylvanien und der Pfalz auf dem Ocean geboren und es mochte ihm schon etwas Seemannstrotz angeflogen seyn, und wenn man dann nun schon seit drei Generationen auf seinen eigenen freien Hausallodien sitzt und für oder gegen so und so viele Gouverneure, Senatoren, Deputirte und zahlreiche andere Stellen votirt hat, so

ist es kein Wunder, daß man als Urenkel am Ende so gerade dasteht, wie eine Tanne.

Die Leute wunderten sich sehr, daß ich so rein deutsch sprach, und daß sie mich so gut verstehen konnten. Sie sagten, sie hätten eine junge Emigrantin, ein Mädchen vom Rhein, im Dienste, die spräche ein solches kauderwelsches Deutsch, daß sie die größte Mühe mit ihr hätten. Mit den ungebildeten, frisch eingewanderten Landleuten aus Deutschland, sagten sie, sey dieß gewöhnlich der Fall. — Und ich muß gestehen, wenn ich mich zusammennahm und über einige „wells,“ einige „schwamms“ und andere stets beigemischte Anglicismen hinwegsah, so kam mir selbst diese pennsylvanische Bauernsprache nicht so eingefleischt dialekthaft, nicht so urschwarzwälderisch vor. Dasselbe fiel mir nachher noch bei Unterredungen mit andern Bauern dieser Gegend auf. Vielleicht war mir alles, was mich bei den Gebildeten, bei jenem Prediger in Wilkesbarre, bei jenen Beamten auf dem Postwagen so sehr beleidigte, im Munde der Bauern erträglicher. Vielleicht aber mag bei jenen Gebildeten und Halbgebildeten, namentlich bei den Beamten, die mit den Englischredenden in viel häufigere Berührung kommen, das Deutsche auch weit mehr ausgeartet seyn, und vielleicht mag der deutsche Bauer, der wieder nur mit deutschen Bauern verkehrt, sich in seiner Weise die Sprache reiner erhalten haben. Ja, da er hier nicht in so hohem Grade glebae adscriptus war, wie in Deutschland, da er sich im Lande in verschiedenen Verhältnissen umher tummelte, so mag dabei in gewisser Hinsicht seine Sprache, obwohl „Buschdeutsch“ genannt, etwas an Politur gewonnen haben. Ich verglich hier wieder in Gedanken meine canadischen Franzosen, die sich in einer ähnlichen Lage befinden, wie die pennsylvanischen Deutschen, und bei denen ebenfalls der gröbere Landesdialekt unter den Gebildeten mir unangenehmer auffiel, als unter den Bauern.

Unsere Freunde hatten seit des Urgroßvaters Zeiten her auf

ihrem Gute gewohnt, und so was hier in diesem Quicksandlande zu finden, wo die Söhne, sobald ihnen die Flügel etwas gewachsen sind, möglichst weit vor den Vätern fliehen, ist eine wahre Wohlthat. Im deutschen Pennsylvanien ist es nicht selten, daß drei oder vier Generationen auf demselben Gute wohnen, und einen Yankee, glaube ich, muß dieß Faktum ebenso erstaunen, wie wenn man aus England erzählt, daß es dort Familien von Freibauern gibt, die schon seit dem „conquest" oder gar noch länger auf ihren Grundstücken sitzen.

Da die deutschen Emigranten hier gleich ziemlich haufenweise herkamen und sich alsbald in dichten Dorfschaften nebeneinander niederließen, so hat sich stellenweise geradezu ein ganz massenhaftes Stück Deutschland gebildet. Strichweise sollen noch jetzt die Deutschen so wenig mit den Engländern in Berührung gekommen seyn, daß sie, obwohl schon hundert Jahr im Lande, noch kein Wörtchen englisch verstehen. Bis auf die neueren Zeiten herab hatten sie auch überall fast nur deutsche Schulen. Diese Schulen wurden meistens durch eingewanderte deutsche Schulmeister geleitet. Im Lande selbst bildete sich kein guter Schullehrerstand aus, vermuthlich weil man bald zu Stellungen gelangen konnte, die viel vortheilhafter waren, als die Apanage und der Dornenscepter eines Dorfschulmeisters. Es mußten daher immer neue nachkommen, und arme ausgewanderte deutsche Schullehrer, die in Pennsylvanien herumreisten, um ein Schulamt zu suchen, waren daher bis auf die neueste Zeit herab eine sehr häufige Erscheinung. Zu Zeiten wurden sie in großer Menge auf einmal geliefert. So z. B. blieben eine Menge von den hessischen Officieren und Unterofficieren, die in der Revolution zu Gefangenen gemacht wurden, als Schullehrer in Pennsylvanien. Jetzt ist es aber keinem Schullehrer in Deutschland mehr zu rathen, hieher zu kommen, um ein Unterkommen zu suchen. Die englischen Schulen haben, wie ich schon andeutete, in der letzten Zeit mächtig

die Oberhand gewonnen. Man nennt dieß ziemlich allgemein „einen Fortschritt." „Seit zehn Jahren," so sagte man mir, „seitdem sie angefangen haben, sich mehr und mehr zu den englischen Schulen zu bequemen, haben die pennsylvanischen Deutschen mehr Fortschritte in allgemeiner Bildung gemacht, als in dem ganzen vorgängigen Jahrhundert ihres Hierseyns." Ich muß gestehen, ich will dieß wohl glauben. Eine kleine Nationalität kann nur in Verbindung mit einer größern und mehr entwickelten Nation fortschreiten. Von Deutschland und seiner literarischen und socialen Bewegung waren diese „Pennamytes" durch einen Ocean getrennt und so ziemlich abgeschnitten. Mit dem Aufschwunge und den Strömungen, die sich in Amerika durch das Organ der englischen Sprache kundthaten, waren sie, so lange sie ihr Buschdeutsch redeten, so lange sie ihre deutschen Prediger und Schulen, ihre deutschen, in eben dem Jargon geschriebenen Zeitungen hatten, noch nicht verbrüdert. Die Amerikaner blickten daher auch auf die Intelligenz dieser pennsylvanischen Deutschen, obwohl voll Lobes über ihren fleißigen Ackerbaubetrieb, wie auf ein Stück Finsterniß hin und behaupteten, daß dieß Deutschthum auf den Schwingen des Staates Pennsylvanien wie ein Bleigewicht liege, indem sie es dabei oft in zu weit gehendem Eifer übersahen, daß dieß sogenannte Bleigewicht mitunter auch als ein sehr vortreffliches conservatives Gegengewicht wirken mochte.

Es war mir nicht uninteressant, die verschiedenen Abstufungen des allmähligen Aussterbens des hiesigen Deutschthums innerhalb eines Familiencirkels genauer zu beobachten. Ich erhielt darüber folgende Data. Der Urgroßvater und Großvater meines gastfreundlichen Farmers waren natürlich noch Deutsche von altem Schlage und Korne gewesen. Sie waren mit vielen andern Deutschen in ein schon von Deutschen bewohntes Land gekommen und hatten vermuthlich nicht ein Wörtchen englisch gelernt. Sein Vater, der ebenfalls noch lebte, war natürlich noch in eine ganz deutsche Schule gegangen.

Er hatte daselbst deutsch schreiben und lesen gelernt. Doch spricht er auch etwas englisch, das er indessen nur im Umgange mit Engländern lernte. Mein Farmer selbst dagegen war bereits einen Theil seines Lebens in eine englische Schule gegangen und hatte dort ordentlich englisch schreiben und lesen gelernt. Auch redet er natürlich das englische ganz geläufig. „Ich spreche englisch," sagte er, „aber ich schwatze deutsch. Mit Frau und Kindern unterhalte ich mich immer deutsch." Er hat auch zu Hause beim Vater das deutsche Lesen aus der Bibel gelernt; aber schreiben kann er das Deutsche nicht. Sein kleiner Bube, der bloß noch eine englische Schule besuchte, wird vielleicht auch nicht einmal das deutsche Lesen mehr lernen. „Schwatzen" wird er zwar noch die alte Buschsprache, aber er wird sie gewiß schon wieder viel tiefer in die immer stärker zufließende englische Sauce eintauchen.

Wir besahen nun mit unserm Freunde seine Wirthschaft, und da ich schon vorher auf der Reise einige ähnliche Wirthschaften gesehen hatte und auch nachher noch in einige andere hineinblickte, so will ich es versuchen, so eine deutsch-pennsylvanische Bauernwirthschaft zu schildern.

Sie haben den alten deutschen Namen ihres Standes, ich meine das Wort „Bauer," noch nicht vergessen, und nennen sich selbst „Bauern." Den vornehmen Ausdruck „Gutsbesitzer," den unsere Bauern hie und da nach ihrer Emancipation annehmen, habe ich hier nicht gefunden. Auch ihre Landeigenthums-Complexe nennen sie nicht „Güter," sondern „Bauereien." Diese „Bauereien" sind in der Regel — nach amerikanischem Maaßstabe — nicht sehr groß. Sie enthalten selten über hundert Acker, gehen aber auch bis zu zwanzig Acker und weniger hinab. Das Land ist gewöhnlich zum Theil Bau- oder Pflugland, zum Theil Holzland. Auch ist fast immer ein guter Apfelbaumgarten dabei.

Das Bauland, die Hauptsache, ist fast immer gut „geklart,"

„gekalkt“ und in einem „hohen Zustande von Cultur“, und überall mit guten „Fensen“ (Einzäunungen) von „Kastanienriegel“ (wildem Kästenholze) versehen. Gewöhnlich befindet sich auch eine „nie versiegende Wasserquelle“ für die Milchkammer und eine „Pumpe“ darauf. Zuweilen läuft ein Creek oder ein ganzer Fluß über das Land weg.

Das beigefügte „Holzland“ ist natürlich gewöhnlich minder ausgedehnt, vielleicht 12 bis 20 Acker Holzland zu 100 Ackern Bauland. Es ist gewöhnlich mit „Rockeichen,“ „schweren Weißeichen,“ „Hickorybauholz,“ „Kastanien“ und Möbelholz bewachsen. Rockeichen (Felseichen) sind vermuthlich jene scrub oaks-Hickory ist ein seines harten Holzes wegen berühmter Nußbaum.

Der Apfelbaumgarten enthält gewöhnlich eine Verschiedenheit „Aepfel-, Pfirsich- und anderer vorzüglicher gezweigter Obstbäume“ und zuweilen „sehr ausgedehnte Traubensorten,“ mitunter auch einen „Forellenteich“ daneben.

Alles, was Haus und künstliches Gebäude auf dem Grundeigenthum ist, fassen sie unter dem sonderbaren Namen „Verbesserungen“ zusammen. Dieß ist ein ächter Colonistenausdruck, der bei sämmtlichen amerikanischen Ansiedlern ziemlich allgemein ist. Auch die englischen Squatters nennen die Blockhäuser, hölzernen Verschläge und Stallungen ihre „betterments,“ ein monströses Wort mit deutschem Kopfe und lateinischem Schwanze.

Die „Verbesserungen“ bestehen vor allen Dingen in einem gewöhnlich „steinernen Wohnhause.“ Es ist in der Regel außerordentlich solide, aus wohlverkitteten Quader- oder Feldsteinen gebaut. Selten ist es, wie bei den amerikanischen Farmern, ein bloßes „Blockwohnhaus,“ „Främhaus“ (Holzhaus, vom englischen frame, Gestell, Gitterwerk). Dazu kommen dann noch verschiedene „Främschoppen,“ ein „Främkutschenhaus,“ ein „Rauchhaus,“ ein „Springhaus,“ (Quellenhaus oder Milchkammer), fast immer ein „Ciderhaus“ mit Ciderpresse, und andere „nothwendige Außengebäude.“ Das größte

und am meisten in die Augen fallende unter ihnen ist die „Scheuer," meistens eine sogenannte „Schweizerscheuer," gewöhnlich eine Art Prunkgebäude, mit dem der Bauer mehr großthut, als mit seinem Wohnhause. Wie diese „Schweizerscheuern" hier in Pennsylvanien so allgemein geworden sind, weiß ich nicht. Sie haben das Eigenthümliche, daß sie aus zwei Stockwerken bestehen, dem unteren niedrigen, das für Stallungen eingerichtet ist, und dem oberen hohen, für Kornspeicher und Dreschtenne. Die Auffahrt zu letzterem läuft auf einem schräg zur Thüre aufsteigenden Erddamme, so daß die Stallungen eine Art Souterrain oder Entresol bilden.

Wenn ein Laie sich alle diese pennsylvanisch deutschen Wirthschaftsgegenstände ansieht, so kommt ihm Alles außerordentlich gut und vollkommen vor. Er denkt, es kann nicht besser seyn. „Aber doch ist etwas dabei zu erinnern," sagte mir ein Amerikaner. „Sie haben in gewisser Beziehung recht: es ist zwar bei ihren deutschen Landsleuten alles recht bäurisch ausgezeichnet, ganz mittelmäßig vortrefflich. Aber dennoch sind sie nicht von dem wetteifernden Fortschrittssinne durchdrungen, der in unsern amerikanischen Farmern lebt und wirkt. Sie ackern, düngen, bauen recht gut nach der Väter Sitte. Aber sie nehmen noch immer wenig Theil an den neuen Bewegungen der höheren Agrikultur. Sie haben noch nicht so viel Ehrgeiz, sich auszuzeichnen, wie unsere Farmer. Sie nehmen, um nur eins anzuführen, nicht so regen Antheil an den öffentlichen Produktenausstellungen und Preisbewerbungen, und obgleich ihre Kühe ganz gute Milch geben, ihre Pferde ganz stark und wohlgenährt sind, so erringen sie doch selten Preise für Leistungen, die über das Gewöhnliche hinausgehen."

Gegen Abend wandten wir uns dann aus unserem freundlichen Friedensviller Thale zu den Bergen zurück und erstiegen, da die Sonne sich zum Untergange wandte, die Höhen derselben. Ich glaubte ganz und gar in einem deutschen Gebirge zu seyn. Denn

noch auf dem Bergrücken selbst kehrten wir in einer kleinen Waldhütte ein, in welcher eine arme deutsche Familie wohnte. Das Land ist, dachte ich, gründlich deutsch, denn selbst seine entlegensten Verstecke sind mit lieben Deutschen angefüllt. Es war eine arme Wittwe mit ihren Kindern, bei der wir unsere Wegepfeife anzündeten. Sie erzählte uns, daß ihr Mann vor wenigen Jahren „in die Oheie" gewandert sey, um dort einen bessern Wohnplatz für die Familie auszumachen, daß er aber „in der Oheie" verstorben sey, ehe er die Seinigen habe nachholen können. Sie selbst habe dann eine Zeitlang „in der Tschartsche" gewohnt, und habe dann endlich dieß Hüttchen und den Kästenwald und Acker daneben gepachtet, wo sie alle Jahr einige Schweine fett mache, ein paar Ziegen und Schafe groß ziehe, und etwas Gemüse für sich und ihre Kinder erzeuge. Als ich sie fragte, was denn die „Oheie" und die „Tschartsche" für Länder seyen. Ei, der Herr wird doch die „Oheie" oder die „Heie," dahin westwärts durch Pennsylfohnien kennen, und die Tschartsche, dahin nach Newyork zu." Es stellte sich am Ende heraus, daß das Buschdeutsch das Kunststück zu Stande gebracht hat, aus „Ohio" die „Heie," und aus dem Namen des Staates „Jersey" oder Newjersey" „die Tschartsche" zu machen.

Der Kastanienwald um die Hütte herum war äußerst frisch und angenehm, und mein werther Begleiter belehrte mich hier, daß hier auf der blue ridge fast überall, wenn man den alten Naturwald umhaue und vernichte, sich gleich darauf ein solches freundliches Gehölz eßbarer Kastanien aus dem Boden erhöbe. Dieß klingt wie ein Wunder, und ist doch ein Faktum. Hinter dem Kästenwalde kam bis zum Gipfel des Lechaberges lauter wildes Gebüsch. Auch war die ganze Bergpyramide der Art mit bemoosten und bebuschten Felsgetrümmern bedeckt, daß wir uns nicht wenig glücklich schätzten, als wir endlich zur Zeit des Sonnenuntergangs mit gesunden Gliedern oben anlangten. Auf ein paar über einander

geblockten Steinklötzen gewannen wir einen ziemlich freien Ausblick über die Buschgipfel hinweg, in das weite herrliche Thal, zwischen blue ridge und blue mountains hinein. Diese letzteren, oder die Kitatinni, die eben so wie die blue ridge mit unsäglichem Steingeröll überstreut seyn sollen, zogen sich wie ein geradliniger Damm sechzig Meilen lang von Westen nach Osten am Horizonte hin. Wir erkannten ganz deutlich die verschiedenen von den Flüssen gemachten Einschnitte oder Durchbrüche, die „Delawarewasserkaft," die „Lechawasserkaft" und dazwischen die „kleine Kaft," die „Windkaft" und die „Fuchskaft." Das Thal zwischen beiden Bergreihen ist dreißig Meilen breit, und so lang, wie die Bergreihen selbst. Das heißt, es geht erstlich ein paar hundert Meilen durch Pennsylvanien, und dann, sich südwärts umwendend, noch eben so weit und weiter durch ganz Virginien. In Virginien heißt es, „the great Virginia Valley." Es ist vermuthlich das längste, durchweg ziemlich gleichförmig gebildete Thal in der Welt. Dort in Virginien ist es von Sklavenbesitzern und ihren Negern angebaut, hier in Pennsylvanien ganz mit freien deutschen Bauern und ihren Bauereien und Dörfern erfüllt. Im Norden verläuft es sich allmählig durch den Staat Newjersey nach dem Hudson zu, und im Süden verwischen sich seine Grenzlinien in Carolina.

Wir genossen diesen herrlichen Ausblick, so lange als die letzten Strahlen der Sonne uns noch was beleuchten wollten, und erreichten dann in der Dunkelheit ein kleines, wieder mit deutschen Waldleuten und ihren netten Hütten besiedeltes Bergthal. Ein ordentlicher Fußsteig führte uns wieder zu den „Mieds" (Meadow's-Wiesen) der Lecha und nach dem freundlichen Bethlehem hinab, wo ich dann am Spätabend in meinem Wirthshause noch eine kleine Scene erlebte, bei der ich Gelegenheit hatte, einen recht ächten eben frisch eingewanderten deutschen Michel, oder was sie hier ein „Greenhorn" (ein Grünhorn) nennen, den älteren Landsleuten gegenüber zu sehen und zu beobachten.

Ich fand in dem sogenannten Barroom meines Hotels einige Amerikaner um den Ofen versammelt, wie gewöhnlich in Lehnstühlen sich schaukelnd und ihre großen Zeitungen vor den Augen. Auf einer Bank an der Wand saß ein junger deutscher Michel. „Well, John!“ so redete den letzteren einer der Amerikaner an, indem er seine Zeitung bei Seite legte; „habt Ihr denn Eure zwei Dollars Strafe heute an den Richter bezahlt?“ — „Ja, ich mußte wohl,“ sagte Michel. „Aber das war mir eine ganz ungerechte Geschichte.“ Er antwortete dieß im Handschuhsheimer Dialekte, dem einzigen, in dem er sich noch bis Dato verständlich machen konnte, obwohl er schon so viel Englisch gelernt hatte, daß er die Frage, die englisch an ihn gerichtet wurde, verstand. „In Deutschland hätte mich der Richter frei gesprochen. Er hätte mich gar nicht verurtheilt. Aber hier, das ist ja gar keine Gerechtigkeit nicht, wenn ein Mann allemal unrecht bekommt gegen ein Weibsbild!“

„Ah no, John, you must never attempt to beat a Lady!“ „Ach, Ladie, Ladie! Hat sich was mit Ladies! Sie ist eine pennsylvaniſche Dienstmagd, mit mir im selben Dienste, und nicht besser als ich, wenn ich auch zehnmal bloß eine Mannsperson bin!“

„Well, John, I'll tell you. Magd oder nicht, das ist in diesem Lande einerlei. Ein Mann muß aber nie ein Frauenzimmer schlagen wollen!“

„Ja! wie hat sie mich aber auch lange gereizt! Sie hat mich immer „ein deutsches Kalb“ und einen „deutschen mushroom,“[1] oder gar „eine deutsche Zwiebel“ genannt. Was bildet sie sich denn ein? Sie ist ja selbst eine Deutsche, von deutschen Eltern in Pennsylvanien geboren. Aber nein! sie will eine „Amerikanerin“ seyn. Ist denn das was Besseres? Sie kennt ja Deutschland gar nicht einmal. Deutschland ist ein schönes Land, so gut als eins in der Welt! Ich hatte es ihr schon längst zugedacht, und als sie

[1] Mushroom = Pilz.

mir heute wieder mit „deutschem mushrooms" ankam, da faßte ich sie an, hob meine Hand im Zorne auf, und wollte sie schlagen. Das wäre ihr auch ganz recht geschehen!"

„Nein, nein, sie verstand es aber anders. Sie wartete deine Prügel, John, gar nicht ab, lief gleich zum Richter und zeigte dich an. Und der Richter ließ dich kommen, hörte dein Geständniß und ließ dich unter Verwarnung auf der Stelle zwei Dollars Strafe bezahlen. Dieß alles ging sehr schnell, John, nicht wahr? Du warst ganz verdutzt darüber, wie du so blitzrasch um zwei Dollars ärmer geworden warst! He, he!"

„Ja, ich wiederhole aber: dieß war ganz falsch und ungerecht. In Deutschland herrscht viel mehr Gerechtigkeit. Der Richter hätte mich viel länger angehört, und hätte die Dirne, weil sie ein Weibsbild ist, nicht so parteiisch begünstigt. Er hätte sich erkundigt, wer den Streit angefangen, und hätte dann ohne Ansehen der Person, ob Frau oder Mann, ganz gerecht entschieden, daß sie in ihrer Weise noch viel mehr Schuld hätte als ich. Ich habe ihr bloß zwei Minuten lang mit Schlägen gedroht, und sie hat mich nun schon die ganze Zeit, die ich hier bin, mit spitzen Reden geprickelt und gepeinigt. Hat euer Richter ihr dann nur einmal es verwiesen, daß sie mich „deutsches Kalb" genannt? Als ich es ihm erzählte und man es ihm übersetzte, hat er noch gar darüber gelacht, als wenn das was Hübsches wäre! Es ist abscheulich!"

In der Gesellschaft, in welcher wir waren, sollte es meinem armen deutschen Michel nicht viel besser gehen, als vor Gericht. Denn das Lachen auf seine Kosten wurde immer lauter, und er schien daher herzlich froh zu seyn, als einer der deutschredenden Neger unsers Hotels eintrat. Beide begrüßten sich sehr freundlich, und John nahm dann den Neger unter dem Arm und wanderte mit ihm zur Thür hinaus.

L. Durch New-Jersey.

Am folgenden Tage hatte ich das Glück, in einem kleinen Einspänner und in Begleitung eines Bethlehemer Herrn den Rest der deutschen Grafschaft Northampton und Pennsylvaniens zu durchfahren. Ich hätte es wohl ein größeres Glück genannt, wenn ich in derselben Begleitung noch mehr in das deutsche Pennsylvanien hätte hineinfahren können. Denn hinter den deutschen Grafschaften Northampton und Lecha kommt noch die ebenfalls deutsche Landschaft Berks und hinter dieser „Lancaster-County." Von dieser letzteren, die ich leider gar nicht gesehen, habe ich immer am meisten Lobens gehört. Selbst viele Amerikaner haben mir davon mit großem Enthusiasmus gesprochen. Sie liegt am untern Susquehanna und soll das schönste, bevölkertste und fruchtbarste von Deutschen bewohnte Land in Amerika seyn, und dieß alles namentlich neuerdings noch viel mehr als früher geworden seyn. Lancaster ist die älteste von Deutschen in Pennsylvanien bebaute Grafschaft. Sie war in der letzten Zeit, bis etwa vor zehn Jahren etwas stark ausgebeutet, der Boden erschöpft. Durch eine völlige Reform der Ackerwirthschaft, durch die Einführung der Kleekultur der Kalkdüngung und anderer Verbesserungen in der Wirthschaft, hat sie sich aber seit zehn Jahren auf ihren jetzt so blühenden Standpunkt erhoben. Auch soll es dort noch viele eigenthümliche und interessante Elemente unter der deutschen Bevölkerung geben, Mennoniten, die lange Bärte tragen, auch „Friedensleute" genannt, und dann die sogenannten „Albrechtsleute," die in den Gehölzen oft tagelang umherziehen und ihren Gottesdienst auf freiem Felde halten. Diese Albrechtsleute sollen in neuerer Zeit unter den Deutschen eher zu- als abgenommen haben. Doch, wie gesagt, mir war es nicht vergönnt, dieß alles noch zu sehen und zu erleben. Ich begnügte mich

mit dem, was mir am Wege lag. Wir stiegen noch einigemale aus, Schweizerscheuern, Främhäuser und Springhäuser ꝛc. zu besehen und kamen dann in dem reizend gelegenen Easton an der Grenze von Pennsylvanien an.

Auch diese blühende und ziemlich volkreiche Stadt ist noch zur Hälfte deutsch. Selbst die von englischen Eltern geborenen Advokaten, die Richter und andere Geschäftsleute und Beamte suchen hier gern auch der deutschen Sprache mächtig zu werden, weil sie ein Mittel ist, zu Einfluß, Geld und Ansehen zu gelangen. In Easton, wie freilich auch in andern pennsylvanischen Orten, kommen mehrere deutsche Zeitungen und Journale heraus, und weil ich hier von den deutschen Pennsylvaniern Abschied nehme, will ich mir noch zum Schlusse ein paar Bemerkungen über ihren deutschen Dialekt erlauben.

Da hier Deutsche aus sehr verschiedenen Gegenden unseres alten Vaterlandes eingewandert sind, so haben sich auch sehr verschiedene Dialektelemente eingemischt. Diese unter einander und dann mit dem Englischen verschmolzen und verwachsen, haben nun etwas mehrfach Eigenthümliches, eben das pennsylvanische Deutsch erzeugt. In der Hauptfärbung ist dasselbe aber Süddeutsch, und zwar in der Wurzel Oberrheinisch, oder noch enger Rheinpfälzisch. Wie in der „Palz“ verwandeln sie auch hier das „Pf“ in ein bloßes „p“ und sprechen z. B. statt Kopf „Kopp,“ statt Pferd „Perd,“ „Plug“ statt Pflug. — Wie dort schneiden sie dem Infinitiv das End-N weg und sprechen: „nehme“ statt nehmen, „empfange“ statt empfangen; auch im Participium: „getroffe“ statt getroffen, „gange“ statt gegangen. — Wie dort, wird in vielen Worten das „o“ in „u“ verwandelt: „kummi“ und „genummi“ statt: kommen und genommen, „net“ statt nicht, „Eppes“ statt Etwas, „seller Ma“ statt selbiger Mann, „des“ statt das, „mei“ statt mein, „schreiwe“ statt schreiben, so wie „hawe“ für haben, sind

noch einige andere auf die Nachbarschaft der Pfalz hindeutenden Formen.

Ob „Ehm" für Einem, „hehm" für heim, „Bosse" (österreichisch Busserl) für Kuß, „mancheleh" für mancherlei, „spärke" für spreche, „derzu" statt dazu, vielleicht ächten Pennsylvanismen, oder ob sie auch aus dem Schwarzwalde herzuleiten sind, lasse ich dahin gestellt.

Da das pennsylvanische Deutsch wirklich noch einen Abglanz von Originalität vom Schwarzwalde her besitzt, so hat man sogar auch versucht, darin zu dichten. Einige der buschdeutschen Gedichte haben sogar eine gewisse literarische Verbreitung gefunden. Eines über den Sonnenaufgang kam mir mehrmal in Amerika vor. Man findet indeß Versuche zu solchen Dichtungen, oder im pennsylvanischen Volkstone und Dialekte erzählte Geschichtchen in vielen Nummern der dortigen Journale. Leider aber haben sich auch diese Dialektgedichte nicht völlig rein deutsch, und nicht frei von der Beimischung widerlicher Anglicismen gehalten. Obgleich ich einige derselben vor mir habe, so wage ich sie daher doch den deutschen Lesern nicht mitzutheilen. Man muß schon ein etwas pennsylvanisches Ohr haben, um bei dem Aerger über die Anglicismen nicht des Hübschen und Gefälligen und der „spassigen Story" ganz verlustig zu gehen.

In der Umgangssprache sind zahllose englische Worte so eingebürgert, als hätten sie vollkommenes deutsches Bürgerrecht. Und in der pennsylvanischen Schriftsprache, in den deutsch geschriebenen Dokumenten, in den öffentlichen Bekanntmachungen, in den Journalen und Zeitungen erscheinen diese englischen Fremdlinge, die das volle Bürgerrecht gewonnen, daher auch ganz in deutschem Gewande, und werden nach dem alten deutschen orthographischen Grundsatze: schreibe wie du sprichst, behandelt. So findet man z. B. gedruckt und geschrieben „Lancaster-Caunty" (county = Grafschaft). — „Lecha-Taunschip" (township = Distrikt). — „In meinem Stohr sind hundert Barrel rektifeied Whiskey zu haben" (store = Laden, barrel

= Tönnchen). — „Vortreffliche Holz-Lotten“ werden überall ausgeboten — es sind englische „lots“ (Parzellen) — „spanische Games“ (spanisches Vogelwild) und „Schönheiten für Lädies“ (beauties for Ladies), und tausend andere solche englisch-deutsche Monstrositäten. In Easton war eine Ankündigung von „Schönheiten für Lädies“ so abgefaßt: „Machet Platz für das Volk, das täglich und stündlich auf der Reise nach Easton den Weg versperrt, seitdem sie gehört haben, daß ihr alter Freund Majer Seip so eben mit der reichsten Auswahl prächtiger Waaren von der Hauptstadt zurückgekehrt ist, so schön, wie sie noch nie disseits des Weltmeeres feilgeboten sind, „Fenßi-Seide, Fenßi-Laines“ (fancy = geblümt, lanes = Wollen), Kentucky-Jeons, schwarze Lusters, und andere Artikel, um einen weiblichen Staats-Dreß (state-dress = Sonntagskleid) auszumachen. Ihr Mäd, wenn Ihr einen Roschen habt zu heiren (hire = miethen), dann geht nur zu Seip's Stohr, er kann Euch so reizend abfiren,[1] daß es bald losbrechen wird. — Und ihr Buben, hört ihr das? Wenn ihr bei den Mäd scheinen und eine Tschänß (chance = Aussicht) haben wollt, ruft nur an (to call = besuchen, vorsprechen) bei unserem wohlfeilen Stohr, und kauft Euch etwas Nüßes (nice = hübsch), sonst könnt ihr's net kommen (you cannot overcome it).“ — Selbst bei kaufmännischen Anzeigen ist dieß arg genug. Aber nun gar, wie wunderlich klingt es, wenn ein Gedicht anfängt: „Nau laßt Euch 'ne spassige Stori erzählen.“ (Nau = now = nun, Stori = story = Geschichte).

Allein was hilfts? Ein Deutscher ist nun doch einmal so ein eingefleischter Deutscher. — Und wenn das pennsylvanische Deutsch auch ein philologisches Sodom und Gomorra wäre, und wenn auch dieses Deutschthum viele Uebelstände weniger haben möchte, nachdem es sich erst zu einem ordentlichen Engländerthum völlig umgewandelt hätte, so freut er sich doch, daß es einstweilen

[1] To fix something = etwas zurechte machen.

noch nicht geschehen ist, und wenn es auch bald geschehen wird, so fühlte ich mich jedenfalls doch glücklich, daß ich wenigstens ein Stück dieses hübschen Deutschlands gesehen hatte.

Die Eisenbahn von Easton an setzt quer durch die ganze nördliche Hälfte des Staates Newjersey. Anfänglich geht es durch eine Menge wunderhübscher, hüglichter Landschaften, die noch von lauter Furchen und Gebirgsdämmen des Alleghanysystems durchzogen sind. Dieselben biegen sich hier schon merklich nach Norden herum und zielen auf Westpoint zum Hudson. Das Schauspiel von kleinen Seitendurchbrüchen, „Kafts" oder „Gaps," und von abwechselnden Ausblicken in hübsche lange Thäler wiederholt sich mehreremale. Endlich in der Nachbarschaft von Newyork, der größten Stadt der Union, läuft die Berglandschaft in eine breite, eintönige Ebene aus, die sich längs des Hudson auf und ab erstreckt.

In Newark schiffte ich mich ein, um den Rest der Reise am späten Abend per Dampfer durch die Newyork-Bai und ein Stück des Staaten-Inselsundes zur Newyork-Bai zurückzulegen. Ich begegnete an Bord unseres Schiffs einem Neger-Dandy, der sich meiner von Newyork her erinnerte, und mir freundlich die Hand schüttelte. Ich besann mich, daß er mir damals gesagt hatte, er würde bald nach Washington reisen und dort einige Zeit bei Verwandten seiner Frau bleiben.

„Haben Sie sich in Washington gefallen?" fragte ich ihn.

„First rate, Sir!" (Ganz famos, mein Herr!)

„Was haben Sie denn Merkwürdiges gesehen?"

„Merkwürdiges? hm! nun, Merkwürdiges — nichts besonderes!"

„Haben Sie den Präsidenten gesehen?" fragte ich, indem ich mir dachte, daß der in Washington doch eben so merkwürdig seyn möchte, wie der Papst in Rom.

„Den Präsidenten? Ich glaube nein — ja doch, ich sah ihn. Nun ja, wenn Sie den Präsideuten eine Merkwürdigkeit nennen.

But I guess, the President ain't nobody." (Aber ich denke, der Präsident ist ein nobody!)

„Aber ich bitte Sie, wenn Sie den Präsidenten einen nobody nennen, wer ist denn in Amerika somebody?"

„I, lieber Himmel," sagte er, „mein Herr, we feel here very independent. The president — who is the president!" fügte er hinzu, indem er in einen affektirt nachlässigen und etwas wegwerfenden Ton verfiel und die Worte leise und nonchalant zwischen den Zähnen aussprach. „Who is the president, of the united states? He is like you and me. I hope you get paid for your work. I get paid for my work too. And so is the president. Oh, Sir, we have no men worshipping here." Ich dachte bei dieser Lehre, die ich Europäer bekam, ein wenig an Afrika, wo man jeden Fetisch und jeden kleinen Sheik anbetet, und wunderte mich nicht wenig darüber, mit wie starkem Unabhängigkeitsgefühle die Anglosachsen selbst diese ehemaligen Sheik-Anbeter zu erfüllen gewußt haben. Kein englischer Lord konnte den Präsidenten für einen größern nobody halten, als dieser Schwarze es zu thun schien.

Schon lange hatte uns ein matter Schimmer am Rande des Horizontes die Gegend angedeutet, wo die Strahlen von tausend Lichtern und Gasflammen Newyorks in eine helle Lichtwolke verschmolzen. Endlich schossen wir in die Newyork-Bai hinaus und da lagen denn die mit Lichtern garnirten Inseln dieser Stadt nahe vor uns. Ein paar Dampfschiffe, mit einander wettrennend, flogen nahe bei uns vorüber. Ein paar hohe dunkle Körper bewegten sich von den Narrows[1] her. Es waren große eben angelangte Seeschiffe. Die rothen Laternen der großen Fährboote, welche Nacht und Tag von Insel zu Insel hin und her weben und an den Verkehrsfäden emsig spinnen, schwebten durch die Luft und deuteten

[1] The Narrows heißt die schmale Meerenge, die von der See her in die Bai führt.

uns die Richtung der Schiffe an, die selber im niedrigen Wassernebel kaum sichtbar waren. Die sonnenhellen Flammen der Leuchthäuser erschienen und verschwanden wie Meteore, und ein dunkler Wald von Mastbäumen und Segeln streckte sich zur Linken und zur Rechten aus.

Ein Amerikaner, der neben mir auf der vordersten Spitze unseres Schiffs stand, indem er mir dabei eine ganze Menge von gräßlichen Eisenbahnunfällen und Schiffbrüchen, die sich kürzlich in verschiedenen Gegenden zugetragen hatten, mittheilte, wandte endlich auch jener leben- und erregungsvollen Scene seine Aufmerksamkeit zu, und sagte dann zu mir: „Ja wohl, mein Herr, es ist fürchterlich! Dreihundert Menschen sind mit dem Arctic zu Boden gesunken; fünfzig arme Leute sind bei dem obercanadischen Zusammenstoß zermalmt worden. Hundert und zwanzig Dampfschiffe sind dieß Jahr allein auf dem Mississippi verbrannt, explodirt oder zu Boden gesunken, und bloß in der vorigen Woche noch einige andere hundert Menschen bei andern Veranlassungen verbrannt, zerquetscht, ertränkt oder sonst umgekommen. Doch schauen sie hier auf diesen Handelsplatz. Was ist der Tod! Was ist des Menschen Leben! It is nothing, it is not to be looked at! Now adays every thing is enterprise! industry! progress, go a head!“ Mein Begleiter schien dabei in eine Art Enthusiasmus zu verfallen. Er sprach laut und hob die Arme zum Himmel empor. Ich sehe ihn noch immer so am Rande des Schiffs mitten in jener Nacht stehen. Er schien für viele Tausende zu reden, und nur ihre Ansichten zu verrathen.

Bald nachher erreichte ich das trockene Land in Newyork, in welcher interessanten, liebenswürdigen und wunderreichen Stadt ich seitdem als Gast sehr willig und gern manchen schönen Monat verweilt habe.

gen Wasser-
der Leucht-
ein dunkler
ken und zur

rsten Spitze
Menge von
kürzlich in
ndte endlich
rksamkeit zu,
fürchterlich!
n gesunken;
usammenstoß
nd dieß Jahr
den gesunken,
ert Menschen
akt oder sonst
splatz. Was
thing, it is
enterprise!
ien dabei in
und hob die
o am Rande
r viele Tau-

Newyork, in
en Stadt ich
Monat ver-